

# Indiens
# alte Geschichte

nach den ausländischen Quellen, in Vergleich mit den inländischen, dargestellt

und besonders

**hinsichtlich des Handels und der Industrie**

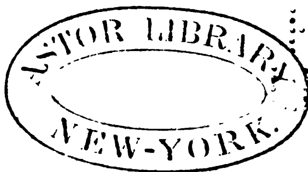
mit Rücksicht auf die neuesten Zeiten

zuerst bearbeitet

von

**Theodor Kruse.**






**Leipzig,**
Verlag der Dyk'schen Buchhandlung.
1856.

# Erster Theil.

## Erster Abschnitt.

Von dem Ursprung bis auf Darius Hystaspis (506 vor Chr.).

### Die dunkle Zeit.

§. 1. Die Oberfläche der kugelförmigen Erde bildet in Folge der Einwirkung des Wassers bei ihrer Gestaltung Wellenlinien, die ohne Gleichförmigkeit sich bald hoch zu Bergen erheben, bald tief zu Thälern senken. Eine jener hohen Berglinien zieht sich vom schwarzen Meere bis über Sina hinaus, theilt Asien, da sie auf der einen Seite den grössern Flüssen einen nördlichen, auf der andern einen südlichen Lauf gibt, in die nördliche und südliche Hälfte. Der nördliche Theil besteht meist aus dürren Steppen und unfruchtbaren Sandwüsten, wo spärliche Bewohner dem armen Boden ihre dürftige Nahrung mühsam abgewinnen; den südlichen Theil hingegen bedecken lachende Fluren, voll der mannichfaltigsten Früchte, die von der Natur selbst dem Menschen zur Nahrung gepflanzt oder durch thätige Hände leicht erzielt werden: die Natur des Bodens wies also dem Menschen hier einen stätigen Wohnsitz, dort ein Nomadenleben an, und begründete dadurch civilisirte und uncivilisirte Völker. In welchem der beiden Theile Asiens die ersten hülfentblössten Menschen lebten und die ersten Staaten entstanden, leuchtet nun zwar von selbst ein, aber damit ist die Gegend noch nicht näher bestimmt. Inmitten jenes langen, vielarmigen Scheidegebirgs erhebt sich ein hoher Schädel, der höchste Punkt der ganzen Erde, der Himâlaja[1]), auf welchem am dunkelblauen Himmelsgewölbe die Sonne wegen der allzu dünnen Luft ohne Strahlenbrechung wie eine Feuerkugel erscheint und die Sterne am vollen Tage sichtbar sind; hier musste sich die Erde zuerst abkühlen, abtrocknen; hier muss demnach die Wiege des Menschengeschlechts sein, und zwar in Kasmir, wo die Natur dem hülfbedürftigen Erdensohne durch Fülle von Nahrungsmitteln zur Hand geht, und wo noch fast alle unsere Hausthiere, wie schon der Grieche Megasthenes im dritten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung erfuhr, in ihrem Naturzustande leben[2]). Hiemit stimmt auch die indische Mythe überein, welche

1) Die Vocale der Sanskritwörter werden, wenn sie nicht mit einem Circumflex bezeichnet sind, kurz ausgesprochen; nur e und o sind immer lang, da das Sanskrit weder ein kurzes e, noch ein kurzes o kennt; übrigens spreche man die Buchstaben wie im Deutschen aus.

2) Megasthenes ap. Strab. 15. c. 1. §. 56.

Brahmâ[1]), der Stammvater der Indier, von dem Götterberge Meru im Himalaja-Gebirge herabsteigen und durch Kâsjapa, als die Gewässer von den Bergen herabgesunken waren, die Brahmanen in das Thal Kasmir führen lässt. Selbst die Bibel setzt dorthin die erste Anpflanzung der Menschen nach der Sündfluth; denn unter dem Ararat ist der Himalaja zu verstehen, weil Noahs Familie von Osten her in das Land Sinhar (Mesopotamien) einwanderte, und auch die Perser ihre Abkunft von Osten, so wie die Sinesen von Westen her ableiten, was also auf Indien hinweist[2]). Dem natürlichen Gange der Dinge gemäss verbreiteten sich die Menschen zuerst um den Fuss des Himalaja und bei zunehmender Bevölkerung nach den Richtungen, welche ihnen die aus jenem Gebirge hervorbrechenden Flüsse bezeichneten, und demzufolge waren hier die ersten civilisirten Völker, die ältesten Staaten, die sich auch wirklich hier wiederfinden, wie schon vor einigen Jahren der scharfsichtige Beobachter Papi in seinen Briefen über Ostindien mit folgenden Worten bemerkte: „So viel scheint ausgemacht richtig, dass die Indier die allerälteste Nation sind, die je auf Erden lebte, und dass sie schon damals wo nicht auf einer höhern, doch gewiss eben so hohen Stufe der Cultur standen, wie jetzt, als Europa aller Wahrscheinlichkeit nach noch überall voll Wälder und Sümpfe war, und ausser einer Menge von Bären und Wölfen nur von einer verhältnissmässig kleinen Anzahl wilder Menschen bewohnt wurde, die in Ansehung ihrer Lebensart von jenen Raubthieren wenig verschieden waren."[3])

§. 2. Die Indier besitzen keine geschichtlichen Werke; die Begebenheiten ihres Landes sind ohne genaue Zeitbestimmungen in ein mythisches Dichtergewand gehüllt und können nur durch die Aufzeichnungen, welche uns die Völker, die mit ihnen in Berührung kamen, hinterlassen haben, einigermassen gelichtet werden. Zuerst zog über die älteste Geschichte Indiens Megasthenes, der zu Palibothra, der heutigen Ruinenstadt Pataliputra bei Patna in der Provinz Bihar, am Hofe des mächtigen Königs Sandrakottas Gesandter des Königs Seleukus Nikator war, einige Erkundigungen ein, die aber, da sein Werk ein Raub der Zeiten wurde, nur noch in Bruchstücken, welche sich selbst zum Theil widersprechen, durch Diodor, Strabo, Plinius, Arrian und Andere auf uns gekommen sind.

Diodor erzählt, dass die ältesten Bewohner Indiens sich nach ihrer Fabelgeschichte von den wildentsprossenen Früchten der Erde nährten, in Felle einheimischer Thiere kleideten und in Dörfern zerstreut wohnten, bis Dionysus aus den westlichen Gegenden mit einem grossen Heere, in welchem sich auch viele Weiber befanden, in Indien einfiel und das ganze Land durchzog, das sich fast ohne Widerstand ihm ergab. Als sein Heer durch die übergrosse Hitze von einer pestartigen Krankheit befallen wurde, führte er es aus den Ebenen in das Gebirge Meros (Skr. Meru, das Strahlende), wo kühle Winde wehten und reines Quellwasser sprudelte, wodurch die Truppen von der Seuche befreit wurden und die Sage bei

---

1) Brahmâ, gen. masc., ist der erste Gott in der indischen Trias, Brahma, gen. neutr., das höchste unsichtbare Wesen.

2) 1. Mos. 11, 2. Das dortige hebräische Wort mikkedem heisst von Osten, nicht, wie Luther übersetzt, gegen Osten, gerade wie ebendaselbst v. 31. méur von Ur, nicht nach Ur bedeutet; es ist daher das Gebirge Ararat keineswegs in Armenien zu suchen.

3) Papi bei Ehrmann S. 60.

den Griechen entstand, dass Dionysus aus der Hüfte des Zeus geboren sei[1]). Er unterrichtete nachher die Indier im Acker- und Weinbau, gründete Städte, führte die Verehrung der Götter, Gesetze und Gerichte ein; und traf noch andere nützliche Einrichtungen und Anstalten: wie dass mit Pauken und Cymbeln das Zeichen zum Angriff in der Schlacht gegeben werden sollte. Nachdem Dionysus 52 Jahre lang über Indien geherrscht hatte, starb er in einem hohen Alter und wurde seiner Verdienste wegen vergöttert und als Gott verehrt. Seine Söhne folgten ihm in der Regierung, auf deren Nachkommen die Herrschaft ununterbrochen überging, bis nach einer langen Reihe von Menschenaltern sich das Reich auflöste und die einzelnen Staaten eine freie Verfassung annahmen. Später zeichnete sich Herakles, dem die Indier ebenfalls eine Keule und eine Löwenhaut beilegen, durch seine Körperkraft und Tapferkeit vor Andern aus; er reinigte das Land und Meer von gefährlichen Thieren und nahm mehrere Weiber, mit denen er viele Söhne und eine Tochter erzeugte, unter welche er ganz Indien zu gleichen Theilen vertheilte. Unter den vielen Städten, die er gründete, war Palibothra die grösste und berühmteste, welche er mit einem prächtigen Palaste schmückte, stark bevölkerte und mit breiten, wasserreichen Gräben umgab. Nach seinem Tode wurde er unter die Götter versetzt, und seine Nachkommen regierten viele Menschenalter hindurch und verrichteten denkwürdige Thaten, jedoch ohne sich in einen Krieg mit dem Auslande zu verwickeln, oder eine Colonie unter ein fremdes Volk zu führen; erst lange Zeit nachher gestalteten sich die meisten Staaten zu Demokratien um, und nur in einigen blieb das Königthum bis auf Alexanders Einfall aufrecht[2]). Arrian schreibt in seinen indischen Merkwürdigkeiten, einem bei grossem Quellenreichthum dürftig bearbeiteten Werkchen, dass die Indier, bevor Dionysus in ihr Land eindrang und sich dessen bemächtigte, weder Städte, noch Tempel, noch Ackerbau kannten, sondern in ihrem Lande allenthalben umherschweiften, sich in die Felle erlegter Thiere kleideten, rohes Fleisch, was ihnen die Jagd abwarf, und die Rinde des wolletragenden Baumes Tala assen[3]). Dionysus aber baute

1) Den Berg Meru betrachten die Indier als Göttersitz und Mittelpunkt der Erde, wie schon Theophrast ihn als Geburtsort des Dionysus angibt: Theoph. hist. plant. 4. c. 4. ἀλλ' ἐν Ἰνδοῖς φανῆναι καὶ ἐν τῷ ὄρει τῷ Μηρῷ καλουμένῳ· ὅθεν δὴ καὶ τὸν Διόνυσον εἶναι μυθολογοῦσι. Polyänus, der um 165 nach Chr. schrieb, führt bereits die drei Gipfel des Himalaja an: Meru, Kailâsa, das Paradies des Siwa und Kuntha, auch Waikuntha genannt, das Paradies des Wischnu. Polyaen. Strateg. 1, 1. Τὸ τρικόρυφον ὄρος τῆς Ἰνδικῆς· τῶν δὲ κορυφῶν ἡ μὲν κλήζεται Κορασιβίη, ἡ δὲ Κονδάσκη, την δὲ τρίτην αὐτός ἐκάλεσε Μηρόν. Weil nun das Wort Meru mit dem griechischen μηρός, Hüfte, einen Gleichklang hat, so bildeten die Griechen die Fabel, Dionysus sei aus der Hüfte des Jupiter geboren.

2) Diodor. Sic. 2, 38—39.

3) Der Baum Tâla, wie er im Sanskrit heisst, ist unsere Fächerpalme (Borassus flabelliformis), die aber keine Wolle hervorbringt; der grossen Blätter dieser Palme bedient man sich zu Sonnenschirmen, von welchem Gebrauch die Buddha-Priester in Hinterindien den Namen Talapatri führen, welches Wort wir in Talapoins abstumpfen; man ass wohl nicht die Rinde, sondern das weiche Mark und die jungen Blätter der Palmen, wie heute noch. Auch v. Bohn hält in seinem Werk: Das alte Indien 1. S. 39 tâla noch irrig für die Baumollenstaude und will bei Plinius (6, 12) tala für pala lesen. Allein Plinius be-hreibt hier den Adamsfeigenbaum oder den Bananen-Pisang (Musa sapientum), n er fälschlich pala nennt, da er im Skr. wârana heisst, welches Wort bei inius in ariena als der Frucht jenes Baumes, und bei uns in Banane ent ellt ist.

Städte, gab Gesetze, lehrte den Wein- und Getraidebau, führte Kriegswaffen und den Gottesdienst ein und befahl, ihn sowohl als die übrigen Götter mit dem Klange der Cymbeln und Pauken zu verehren; zeigte den Indiern, wie sie der Gottheit zu Ehren das Haar wachsen lassen, den Turban tragen, sich salben und den üppigen Tanz Kordax aufführen sollten. Nachdem Dionysus alles dieses angeordnet hatte und Indien verlassen wollte, setzte er seinen Freund Spartembas zum König ein, der 52 Jahre regierte und auf welchen sein Sohn Budyas folgte, der nach einer zwanzigjährigen Regierung wieder seinem Sohne Kradeuas den Thron hinterliess, so dass das Reich sich beständig vom Vater auf den Sohn forterbte; wenn aber der Königsstamm ausgestorben war, erhob man einen der vornehmsten Indier auf den Thron. 15 Menschenalter nach Dionysus wurde bei den Indiern Herakles geboren, der besonders von den Surasenern, in deren Gebiet die zwei grossen Städte Methora und Kleisobora liegen, verehrt wird. Er hatte eine grosse Anzahl Frauen, mit welchen er viele Söhne, aber nur eine Tochter Namens Pandäa erzeugte, welche er, da sie ihm im hohen Alter geboren ward und er sie nicht anständig vermählen konnte, schon in ihrem siebenten Jahre mannbar machte und zu seiner Gemahlin nahm. Er häufte auch, als er das ganze Land und das Meer von allem Bösen reinigte, die Perlen, die er in der See zerstreut traf, zum Schmucke für seine Tochter bei Indien auf und schenkte ihr nebst 500 Elephanten, 4000 Reitern und 130,000 Mann Fussvolk ein Gebiet, das nach ihr den Namen erhielt. Von Dionysus bis auf Sandrakottas zählten die Indier 153 Könige und 6042 Jahre, in welcher Zeit sie sämmtlich dreimal frei waren: das erste Mal ist die Zeitangabe durch eine Lücke im Texte des Arrian unbekannt, das zweite Mal beinahe 300 und das dritte Mal 120 Jahre lang[1]).

Von jenen beiden Auszügen aus Megasthenes trägt der des Arrian mehr den Stempel der Originalität an sich, als der des Diodor; jedoch lässt sich aus ihm allein nur soviel schliessen, dass Indien schon zu Alexanders Zeiten ein sehr altes Reich war, das seine Regenten in langer Reihe aufzuzählen vermochte; vergleichen wir aber ihn mit den Schriften der Hindus, so enthüllen sich die darin enthaltenen Angaben wirklich als indische Mythen mit historischer Grundlage. Brahmâ (d. i. der Leuchtende) erscheint in der indischen Mythe als Schöpfer aller Dinge und Weltregent, der von dem Götterberg Meru sich unter die Menschen begab, um Religion, Wissenschaft und Künste zu verbreiten, und nachdem er dieses eingeführt hatte, setzte er den Manu zum ersten König ein und entzog sich den menschlichen Blicken. Brahma ist nun nach der Lehre der Wedas die Sonne[2]), die aus der Nacht entstand, von dem Berge Meru auf der Ostgrenze Indiens hervorgeht und bis zum Hindukusch oder zur Westgrenze jenes Reiches ihren Lauf nimmt; bei den Siwaiten aber, die den Brahma nicht für ihren Hauptgott erkennen, vertritt Siwa die Sonne, und dieser ist eigentlich der Dionysus der Griechen, der ebenfalls durch seine Wanderung den Sonnenlauf bezeichnet. Das Etymologicum magnum erklärt Dionysus durch König von Nysse (Skr. Nisa, Nacht), weil Deunos (Skr. Dewas, Gott, König, Herr) in der indischen Sprache König bedeute, und Langlais versichert, dass die Indier ihren Siwa oder Bakchus als Gott und König von Nisa oder Nisanagara

1) Megasthen. ap. Arrian. Ind. c. 7—9.

2) Oupnekhat 2 p. 263.

(Stadt der Nacht) Dewanisi nennen, was auch Polier aufstellt; v. Bohlen aber behauptet, dass die indischen Schriften keinen Dewanisi kennen, weil die Composition dieses Wortes gegen die Regel der Sprache sei, da es Nisidewas heissen müsse, obgleich er an einem andern Orte Patikschatriga neben Kschatrijapati, Herr der Krieger, duldet[1]). Nisidewas ist allerdings die richtige Bildung für den Ausdruck Gott der Nacht, jedoch ist auch das Wort Dewanisa nicht zu verwerfen, es bedeutet Götternacht oder eigentlich Nacht des Gottes, d. i. des Siwa, wie Dewikotta, Feste der Göttin, d. i. der Kali, der Gemahlin des Siwa, wesshalb diese Stadt auch Kalîkotta (Kalkutta) genannt wird, da Siwa und Kali vorzugsweise die Namen Dewa, Mahadewa und Dewî führen. Der Siwaismus, die älteste Sekte des Brahmaismus, erstreckt sich vom Berge Meru im Himalaja bis zum Hindukusch in Afghanistan hin, von Dewaprajâga bis Dewanisa, denn so weit dehnte sich das alte indische Reich von Osten nach Westen aus, und von den Griechen führt Homer zuerst das heilige Nysse als Erziehungsort des Dionysus, welchen Zeus, wie Herodot berichtet, wegen seiner unzeitigen Geburt in seine Hüfte nähte und nach Nysa in Aethiopien oberhalb Aegypten brachte, wo er durch glänzende Feste verehrt wurde[2]). Selbst die Sage von dessen Versittlichungswanderzügen, worauf schon die homerische Hymne auf Dionysus hinzielt, kennt bereits Euripides umständlich; nur wusste man ihren Ursprung nicht recht: man machte den Dionysus bald zu einem Thebaner, bald zum ägyptischen Osiris, der zu Nysa im glücklichen Arabien geboren und längs dem rothen Meere nach Indien gewandert sein soll, wo er nebst andern Städten Nysa gegründet habe, bis man endlich durch Alexanders Kampfgenossen erfuhr, dass er in Indien geboren war[3]). Die Macedonier wollen nämlich am Fusse des Berges Meru in dem heutigen Kabulistan die von Dionysus gegründete Stadt Nysa berührt haben, da die Indier doch ihren Götterberg Meru in das Himalaja-Gebirge setzen; aber nichtsdestoweniger muss der heutige Hindukusch im Alterthume jenen Namen geführt haben, weil auch ältere sinesische Schriften ihn damit belegen. Jenes Nysa, nach welchem die Indier, wie Philostrat wissen will, den Dionysus Nysius nennen, das heisst den Nächtlichen, wie ihm die Griechen ebenfalls den Namen Nyktelios beilegen, ist das Nagara (Skr. Nagara, Stadt) des Ptolemäus, das er auch Dionysopolis nennt und in Goryäa oder das jetzige Kabulistan setzt, wo auch bei dem Einflusse des Hir in den Nilab ein Nagara liegt, welche Stadt zwar auf der neuesten Karte von Weiland fehlt, aber doch heute noch ein berühmter Wallfahrtsort der Saiwas sein soll[4]). Dieses Nagara ist das Nakie des Fahian und das Nakieloho des Hiüan Thsang, von welchen beiden sinesischen Fo-Priestern der erstere im fünften, der andere im siebenten Jahrhundert n. Chr. jenes Reich besuchte, das im Jahre 628 n. Chr., wo es von Kiapische (Kabul) abhängig war, nach Sina Geschenke überbrachte, zu welcher Zeit seine Buddha-Klöster meist zusammengestürzt

---

1) Etymol. magn. p. 251. Διόνυσος oder Δεύνυσος· ἐπειδὴ βασιλεὺς ἐγένετο Νύσσης δεῦνον δὲ τὸν βασιλέα λέγουσιν οἱ Ἰνδοί. Im Sanskrit heisst die Grundform Dewa, der nom. sing. aber Dewas und der nom. plur. Dewâs. Langlais in Rech. Asiat. 1. p. 278. v. Bohlen a. a. O. 1. S. 142. 2. S. 21.
2) Hom. Il. 6, 133. Herod. 2, 146. 3, 97.
3) Eurip. Bacchae 14 – 18. Diodor. Sic. 1, 15—19. 3, 63.
4) Philostr. vit. Apoll. 2, 2. Asiat. Research. 6. p. 525.

waren und die Zahl der Mönche sich sehr vermindert hatte, da noch 200 Jahre zuvor Fahian den dortigen Buddhaismus als blühend schilderte und jene Stadt, worin Sakja Muni einst als Bodhisattwa 5 Blumen für den Buddha Dîpankara kaufte und ein Zahn des Fo (Gaudama Buddha) aufbewahrt wurde, viele Pilger an sich zog[1]). Nagara war demnach nicht allein für die Siwaiten, sondern auch für die spätern Buddhaisten ein heiliger Ort, der wahrscheinlich den Namen Dewanisa, wenn wir ihn nicht als indischen Götternamen gelten lassen wollen, da doch die indischen Städte häufig nach Göttern benannt sind, führte, weil dort auf der Westgrenze Indiens der Siwaismus aufhörte, also die Nacht des Gottes eintrat, welcher Stadtname dann als Gott Dionysus weiter zu den Griechen gewandert sein mag. Den Namen Spartembas oder richtiger Spatembas halten wir mit Lassen für eine Verstümmelung des Sanskritwortes Swâjambhuwas, d. i. der durch sich selbst Seiende, wie die Hindus ihren ersten Manu nennen, den sie, wie die Aegyptier den namensähnlichen Menes, für ihren ersten König erklären; wenigstens schreibt das Epos Râmâjana die Gründung Ajodhja's am Flusse Saraju (Aude am Gogra), der Hauptstadt des Reiches Kosala, worüber Dasaratha aus der Sonnendynastie (Skr. Sûrjawansa) herrschte, der im 42. Gliede von Brahma stammte und Vater des Helden Râma war, dem Manu als dem ersten König der Menschen zu, und das Gesetzbuch Manu nennt jenes Land, welches es durch die heiligen Flüsse Saraswatî und Drischwatî begrenzt, Brahmâwarta[2]). Da nun Dionysus sowohl Brahma als die Sonne ist, so ist er auch Stifter dieser Dynastie, der ältesten Indiens. Den Budyas, Sohn und Thronfolger des Spatembas, erkennt man gleich in Budha, der aber nicht ein Sohn des Spatembas oder Swajambhuwa, sondern ein Sohn des Soma (Mondes) und Schwiegersohn des siebenten Manu mit dem Beinamen Waiwaswata (Sohn der Sonne) ist und für den ersten König des Mondgeschlechts (Skr. Somawansa), aus welchem die Fürsten von Magadha stammten, angegeben wird. Er ist auch zugleich Regent des Planeten Mercur, wesshalb der Mittwoch (Dies Mercurii) im Sanskrit Budhawara heisst, und erzeugte mit Ilâ, der Tochter des Manu den Pururawas, welcher Name demnach von den Griechen in Krateuas verstümmelt ward. Jenes Land, worüber die Fürsten aus dem Mondgeschlechte herrschten, wird im Osten durch den Ganges von Brahmâwarta geschieden und im Gesetzbuch Manu, das es in die Provinzen Kurûkschetra, Matsja, Pantschâla und Sûrasenaka theilt, Brahmarschi genannt[3]), worin die berühmten Städte Indraprastha (Delhi), Hastinâpura, Pratischthâna (von welcher man noch Ruinen bei Allahâbâd erblickt), Kanjâkubscha (Kanudsch), Mathurâ (das Methora des Megasthenes und das heutige Mathura bei Agra) und Kosâmbipura (vermuthlich das Kleisobora des Megasthenes oder das heutige Agra[4]) nach und nach gegründet wurden. Der mächtigste König dieser Dynastie war Bharata, ein Sohn

---

1) Foe-koue-ki p. 86. 89 und 378. Wir bemerken hier überhaupt, dass in den sinesischen Wörtern alle Buchstaben einzeln auszusprechen sind, wie ie, eu, ph, nur sch lautet wie im Deutschen.

2) Manu 2, 17. 3) Manu 2, 19. 7, 193.

4) v. Bohlen l. c. 1. S. 232 erklärt statt Kleisobora die Lesart Chrysobora bei Plin. 6, 22 (19) für die richtigere und lässt dieses Wort aus Skr. Krischnapura entstehen. Allein alsdann ist diese Stadt nicht von Mathura verschieden, denn Mathura wird als Geburtsort des Krischna auch Krischnapura genannt.

des Duschmanta oder Duschjanta und der durch das schöne Drama des Kalidasa verewigten Sakuntalâ, der in Hastinapura seine Residenz hatte und Indien den Namen Bharatakhanda verlieh, welche Benennung (Ferachkand) v. Bohlen schon im Zendavesta fand. Lassen vermuthet, dass Megasthenes, weil er am Hofe zu Palibothra lebte, auch seine Nachrichten auf dieses damals mächtige Reich Magadha bezog, dessen Dynastie durch einen Sohn des Kuru von dem Mondgeschlechte, das den Manu zum Stammvater habe, abgeleitet werde, und glaubt, dass der Gesandte des Seleukus Nikator den ersten Manu mit dem siebenten verwechselt habe [1]). Dem Gesetzbuch Manu zufolge gab es allerdings 7 Manus: Swajambhuwa, Swarotschischa, Ottomi, Tâmasa, Raiwata, Tschakschuscha und Waiwaswata, von denen jeder nach einer Sündfluth, welche jedesmal nach dem Zeitalter eines Manu (Skr. Manwantara) oder einer Zeit von 308,448,000 Jahren eintrat, das menschliche Geschlecht und alle Wesen von Neuem erschuf, wie bei der letzten Sündfluth Brahmâ unter der Gestalt eines Fisches das Schiff des heiligen Königs Waiwaswata auf den Himâlaja führte und ihm dort die Erschaffung aller Wesen auftrug [2]). Die Manwantaras, die das Gesetzbuch Manu sich ins Unendliche erneuern lässt, sind aber, wie wir weiterhin zeigen werden, nur astronomische Perioden, die ebenso ins Endlose hinaufgeführt werden können und wahrscheinlich schon zu Megasthenes Zeiten, weil er des Spatembas oder Swajambhuwas gedenkt, eingeführt waren; wenigstens scheint er auf die 4 Weltalter Krita-, Tretâ-, Dwâpara- und Kali-juga hinzudeuten, denn unter den 3 von ihm angegebenen Zeiträumen, worin ganz Indien frei war, sind wohl nur, da in Indien nie eine allgemeine Demokratie bestand, mit Lassen die Abenddämmerungen (Sandhjânsa) zwischen jenen 4 Weltaltern zu verstehen, welche verhältnissmässig kürzere Perioden haben, nämlich 400, 300, 200, 100 Götterjahre, in welchen durch die Vertilgung der herrschenden Geschlechter der frühere Bestand der Dinge aufhörte und von denen schon damals drei abgelaufen waren. Lassen ist der Meinung, dass zu Megasthenes Zeiten vollständigere Verzeichnisse von der Zahl der Könige von Magadha vorhanden waren, als heute, da nach Sahadewa die Purânas von Manu bis Tschandragupta nur 44—45 Könige in 4 Dynastien und 1598 Jahren nachwiesen, nämlich die Dynastie Wârhadratha mit 20—21 Königen und 1000 Jahren, die Dynastie Pradjota mit 5 Königen und 138 Jahren, die Dynastie Saisunâga mit 10 Königen und 360 Jahren, die Dynastie Nanda mit 9 Königen und 100 Jahren, wonach der Regierungsantritt des Tschandragupta, wenn man 1598 von 3101, als dem Anfang des Kali-Juga, abzöge, 1503 vor Chr., also beinahe 1200 Jahre zu früh, fiele. Das Verzeichniss, welches Jones aus den Puranas mittheilt, stellt den Tschandragupta als den 37. Fürsten von Magadha auf, der 1502 vor Chr. nach Nanda den Thron bestiegen habe, und schliesst sogar die Reihe dieser Könige mit dem Jahre 456 vor Chr., zu welcher Zeit das Reich Magadha, nachdem über dasselbe 81 Könige geherrscht hatten, seine Selbstständigkeit verloren haben soll; wohingegen Anquetil Duperron aus einer persischen, auf Sanskritbücher fussenden Schrift eine Liste von 136 Königen auszog, die von Bharata an in 11 Dynastien von 3101 vor Chr. bis 1192 nach

1) Lassen, Indische Alterthumskunde, 1. Bandes 1. Hälfte. S. 509.
2) Manu 1, 61—80. Bopp, Sündfluth aus dem Mahâbhârata.

Chr. über jenes Reich herrschten, deren Namen aber nicht mit den von Jones aufgezeichneten übereinstimmen. Aus solchen Widersprüchen ersieht man klar, dass jene chronologischen Königsverzeichnisse keinen geschichtlichen Werth haben; denn das Zeitalter des Tschandragupta, d. i. des Mondbeschützten, ist bekannt, er wird von Megasthenes bei Strabo Sandrokottos, bei Arrian richtiger Sandrakottas, von Diodor Xandrames, von Plutarch Androkottos, von Curtius Aggrammes genannt und als König der Prasii, Präsii oder Pharasii (Skr. Prâtschinâs, die Oestlichen) bezeichnet, vor dessen grosser Macht sich Alexanders Truppen fürchteten, der mithin schon um 328 vor Chr. den Thron bestiegen hatte. Herakles zeigt sich als Vertilger des Bösen aus Indien wohl ähnlich dem Rama, dem Vertilger der Râkschasas; aber genau betrachtet erkennt man in ihm den vielweibigen, als Helden und Beschützer der Pândawas im Mahâbhârata besungenen Krischna, der, eine Verkörperung (Awatâra) des Wischnu, zu Mathura, einer Stadt bei Agra, geboren wurde und in seiner Jugend mit 9 Milchmädchen allen ländlichen, in Tanz und Flötenspiel bestehenden, Lustbarkeiten beiwohnte, wesshalb er jetzt noch der Lieblingsgott der Weiber ist und heute noch zu Mathura seinen Hauptverehrungssitz hat. Die Erhebung der Pandäa zur Königin scheint auf die Pandawas, die Söhne des Pandu, anzuspielen, denen Krischna gegen die mächtigen Kaurawas die Herrschaft erkämpfte. Erwägen wir nun, dass jener Krieg nach den Panditas 105 Jahre vor dem Zeitalter Kali-Juga, das den 18. Febr. 3102 vor Chr. anfing, fällt, wo also Krischna schon geboren sein musste, und dass Herakles 15 Menschenalter jünger als Dionysus ist, so übersteigt die Geburt des letztern noch weit mehr jenes Zeitalter, womit Lassen die Reihe der Könige von Magadha beginnt, über welchen Zeitpunkt auch schon die von Megasthenes angegebene Zahl der Jahre weit hinausgeht. Die indische Mythe stellt, wie Megasthenes, Indien als Ein Reich dar, worüber zuerst Manu herrschte, und dennoch machen die Epopöen Ramajana und Mahabharata mehrere nebeneinander bestehende unabhängige Staaten namhaft, worauf ebenfalls Megasthenes durch die Theilung Indiens unter die Kinder des Herakles hinzielt. Hieraus lässt sich folgern, dass das indische Reich, das sich ursprünglich auf das Land am Oberganges beschränkte, bei seiner Erweiterung immer mehr Staaten umfasste, die im ähnlichen Verhältnisse zum Reiche standen, wie im Mittelalter die verschiedenen Staaten Deutschlands zum deutschen Reiche, so dass die eigentliche Königswürde oder Oberherrlichkeit bald zu diesem, bald zu jenem Staate überging, und daher sind unter den 153 Königen des Megasthenes sowohl Fürsten aus dem Sonnen- als aus dem Mondgeschlechte zu vermuthen, da auch im Ramajana jene, im Mahabharata diese Dynastie als die mächtigste geschildert wird. Ein solches Reich aus mehreren Bundesstaaten blühte noch in den Gangesländern zu Alexanders Zeiten, was auch wohl der Hauptgrund sein mochte, dass Darius und Alexander es nicht angegriffen, da ihnen die Eroberung des Landes am Indus, das nur aus getrennten Staaten bestand, nicht sehr schwer fiel; denn welche Macht das eigentliche indische Reich besass, erfuhr Seleukus Nikator, der zwar gegen dessen König Sandrakottas einen Feldzug unternahm, aber mit Verlust aller griechischen Besitzungen zwischen dem Indus und Ganges das Land räumte. Arrian zählt von Dionysus bis auf Sandrakottas 153 Könige und 6042 Jahre, in welcher Zeit die Indier dreimal frei

gewesen seien[1]). Wollte man jene Zahl als Regierungsjahre betrachten, so kommen beinahe 40 auf einen König, was aber durchaus nicht annehmbar ist. Zwar gehen nach den 3 oben angeführten Verzeichnissen der Könige von Magadha 35, 32 und 31 Regierungsjahre auf einen König, und die beiden anonymen Araber bei Renaudot, die im 9. Jahrhundert unserer Zeitrechnung Reisen nach Indien machten, bemerken auch wirklich, dass die Indier ihre Zeit nach den Regierungsjahren ihrer Könige rechnen, die meist ein hohes Alter erreichten und von denen mehrere über 50 Jahre regiert hätten; aber dennoch ist von 153 Königen der Ansatz bloss zu 31 Jahren noch viel zu hoch. Als der mongolische Kaiser Akber 1586 den Staat von Kasmir aufhob, wies man ihm nach, dass in demselben in 4109 Jahren, 11 Monaten und 9 Tagen 191 Fürsten geherrscht hatten, was auf jeden Fürsten ungefähr 22 Jahre ausmacht. Newton rechnet auf die Regierung eines Königs im Durchschnitt 20 Jahre, erhöht man sie aber nach dem Verzeichnisse der Fürsten von Kasmir auf 22 Jahre, welche Grösse nicht einmal die sinesischen Kaiser erreichen, so ergibt sich die Summe 3366 oder bis auf Christi Geburt 3694, und demzufolge fiele die Geburt des Herakles, der 15 Menschenalter oder etwa 500 Jahre jünger als Dionysus ist, 3194 vor Chr., in welche Zeit auch die Puranas Krischna's Geburt setzen. Fast ebenso hoch steigt auch das Alter des sinesischen Reiches, denn Fohi's Regierung begann 3468 vor Chr., und Bailly setzt ebenfalls den ersten ägyptischen König Menes um 3545, so wie die Entstehung des persischen Reiches um 3507 vor Chr.[2]). Die Zahl 6042 bezeichnet in Betracht der drei Zeiträume der allgemeinen Freiheit, welche dazwischen fallen und von uns für die 3 abgelaufenen Abenddämmerungen erklärt wurden, das Alter der Welt, das, wenn man mit Bailly die 1,728,000 Jahre des Krita-Juga jedes zu einem halben Tag, die 1,296,000 Jahre des Treta-Juga und die 864,000 Jahre des Dwapara-Juga jedes zu einem Achtel eines Tages rechnet 2365 + 443 + 295 Sonnenjahre bis zum Anfange des Kali-Juga beträgt, also zusammen bis auf Christi Geburt 6204 Jahre, was ziemlich mit Megasthenes stimmt[3]).

Der älteste Staat Indiens befand sich also am Oberganges gerade am Fusse des höchsten Berges in der Himalaja-Kette, am Dhawalagiri, der sich 27,000 Fuss über die Meeresfläche erhebt und den höchsten Punkt der Erde bildet. Dieses Land hiess Brahmawarta und hatte Ajodhja (Aude) zur Hauptstadt, worin die Abkömmlinge des Brahma herrschten, und von hier aus erweiterte sich das Reich immer längs dem Ganges, so dass mit der Zeit westlich von jenem Flusse der Staat der Mondkinder ins Leben trat. Dass vom Oberganges aus auch alle übrigen Länder bevölkert wurden, darauf deutet ebenfalls das Gesetzbuch Manu hin, indem es nach seinem einseitigen Brahmaismus die Tschînas, Daradas, Khasas, Kâmbodschas, Pahlawas, Pâradas, Jawanas, Sakas, Drawidas, Odras, Pondrakas und Kirâtas für entartete Stämme der Krieger-

---

1) Plinius (6. c. 17) gibt, ohne Erwähnung der dreimaligen Freiheit, von Dionysus bis auf Alexander den Grossen nach der von Erasmus Roterodamus besorgten Frobenischen Ausgabe 153 Könige in 5402 Jahren und 3 Monaten an, nach der Harduinischen 154 Könige in 6451 Jahren und 3 Monaten.

2) Bailly, Geschichte der Sternkunde des Alterthums. Deutsch von Wünsch. 1. Th. S. 122.

3) Bailly, l. c. Th. 2. S. 39.

kaste erklärt [1]). Die Tschinas führt auch das Mahabharata an, und die heutigen Indier nennen noch ebenso die Sinesen. Deguignes und Abel-Remusat behaupten zwar, dieser Name sei erst seit Schihoangti, dem Stifter der Dynastie Thsin, der von 246—210 vor Chr. regierte, aufgekommen; allein Eratosthenes, der wohl zur Zeit jenes sinesischen Kaisers schrieb, aber sicher von dessen Staatsumwälzung nichts wusste, kennt schon aus ältern Schriften Thinä, welcher Name augenscheinlich aus dem Sanskritworte Tschîna hervorging [2]). Man kann den Namen Tschina, wie die Griechen Serika aus dem mongolischen Worte Sirkek (Seide) bildeten, von dem sinesischen Thsin (Seide), oder von einem zwischen den Flüssen Hoangho und Füenho in der Provinz Schansi liegenden Lande ableiten, das der Kaiser Tschingwang 1116 vor Chr. seinem Bruder Schojii schenkte, und das damals Tang hiess, aber bald nachher den Namen Thsin erhielt, denn dessen Thronfolger führte bereits den Namen Thsin-Heupien [3]). In dieser Provinz soll sich zuerst eine aus Nordosten (wahrscheinlich Indien) eingewanderte Colonie niedergelassen haben, die aus 100 Familien bestand, welche später noch zur Bezeichnung des ganzen sinesischen Volkes dienten, und in derselben hatten auch, als der ältesten des sinesischen Reiches, Jao, Schün und Jü ihren Regierungssitz. Hier befindet sich die zwei Meilen grosse Stadt Thaijüan am Füenho, eine alte Kaiserresidenz mit vielen Fabriken und starkem Handel, die noch viele Spuren ihrer vormaligen Grösse und Pracht darbietet und höchstwahrscheinlich die von dem Verfasser des Periplus irrthümlich unter den kleinen Bären versetzte Stadt Thina oder Sera des Ptolemäus ist, aus welcher rohe und gewebte Seide einerseits über Baktra nach Barygaza, anderseits über Palibothra und den Ganges nach Limyrika ausgeführt wurde, und die auch in der Parallele mit dem Aequator liegt, welche Eratosthenes von den Säulen des Herkules durch Thinä zieht [4]). Es ist daher ein Irrthum, wenn Ptolemäus Thinä unter den dritten Grad südlicher Breite verrückt und diese Stadt als eine von Sera verschiedene aufführt. Die Daradas sind die Derdä des Megasthenes, die heutigen Dardi, Durdi, wilde Bergbewohner im Norden von Kasmir, von denen weiter nördlich in Kaschgar, das von Ptolemäus Kasia genannt wird, die Khasas wohnten. Das Mahabharata zählt die Kambodschas, Sakas und Jawanas und Mletschhas (Barbaren), und das Ramajana führt die Kambodschas nebst den Pahlawas, Sakas, Jawanas und Warwaras als Hülfstruppen des Brahmanen Wasischtha gegen den König Wiswamitra an. Einige halten nun jene Kambodschas für die heutigen Kambodschas in Hinterindien, aber es ist nicht wahrscheinlich, dass der Dichter, da die übrigen Hülfsvölker in der Nähe des Indus ihre Wohnsitze hatten, ein von dem Kriegsschauplatze weit entferntes Volk zu Hülfe herbeizog; Andere verstehen darunter die Arachosier, Lassen will sie in den Kamoze, einem Theil der Kafir im Hindukusch wiedererkennen; genug, sie wohnten in letzterer Gegend bis zum Indus hin, weil nach dem Ramajana die Kambodschas, Wanajas an den Ufern desselben Flusses und die Wahlikas (die heutigen Bewohner von Balkh, welche Gegend noch gute Pferde erzeugt) in der Pferdezucht berühmt waren, zu wel-

1) Manu 10, 43—44. 2) Strabo 2. c. 1. §. 1.
3) Gatterer, Geschichte der Chinesen. S. 226. Pauthier, Les livres sacrés de l'Orient. p. 133. 134.
4) Periplus maris Erythr. ap. Huds. p. 36. Ptolem. 1. c. 11. u. 17.

chen Völkern das Amarakoscha noch die Parasas (Perser) hinzufügt. Die Pahlawas sind die Pehlwi sprechenden Völker, die früher im Norden von Iran wohnten, wo die Stadt Nischabur sogar Pahlaw hiess. Die Paradas erklärt Lassen für die Pouruta im Zend, die Paruta in der Keilinschrift des Darius und die Paryetä in Nordarachosien; jedoch scheinen sie eher des Ptolemäus Parutä in Aria, wenn nicht die Parther, zu sein. In der Geschichte des Tschandragupta werden die Griechen, welche über Balkh herrschten, Jawanas genannt, wie sie ebenfalls im alten Testament heissen, welcher Name wahrscheinlich aus dem Worte Jonii entstand, und ebenso können unter den Jawanas im Ramajana und Mahabharata nur Völker in der Nähe des Indus begriffen sein, und nicht, wie A. W. v. Schlegel behauptet, die Araber[1]). Unter Sakas verstanden zwar die Perser die Skythen überhaupt, da sie aber im Ramajana als Hülfsvölker neben den Jawanas und Warwaras angezogen, in Bhagawata-Purana zu den Indiern gezählt und im Rudra Tantra als ein Volk mit Brahmanenstämmen geschildert werden, so sind sie wohl die indischen Skythen des Periplus oder die Indoskythen des Ptolemäus, die aus Norden vordrangen und sich um 140 vor Chr. an beiden Ufern des Indus niederliessen, 56 vor Chr. von Wikramaditja aus Indien vertrieben worden sein sollen, aber dort noch in den ersten Jahrhunderten nach Chr., wie wir weiterhin sehen werden, von den Sinesen getroffen wurden[2]). Die Drawidas sind die Bewohner des Küstenstrichs Drawira im Süden von Karnatika, die Odras die den nördlichen Theil von Orissa bewohnenden Urijas; die Pondrakas werden im Rudra Jamala Tantra als eine Mischklasse der Hindus bezeichnet, die sich mit der Wartung der Seidenwürmer befasst und Tschandail im Süden des Ganges bewohnt, und die Kiratas, Kiratakas des Ramajana, setzt das Waju-Purana unten an den Brahmaputra und Ganges, wo wir sie auch bei dem Verfasser des Periplus und bei Ptolemäus wiederfinden.

§. 3. Die sinesische Geschichte erzählt, dass sich zur Zeit des Kaisers Hoangti, der 2698 vor Chr. die Regierung antrat, mehrere Erfinder von Künsten und Wissenschaften aus der Gegend des Gebirges Künlün in Sina niederliessen. Das können doch wohl nur Indier gewesen sein, und demgemäss müssen damals schon in Indien Künste und Wissenschaften geblüht haben. Mit dem 61. Regierungsjahre jenes Kaisers oder dem Jahre 2637 vor Chr. beginnen die Sinesen ihre erste Zeitperiode von 60 Jahren, eine heute in Indien noch übliche Zeitrechnung, die wahrscheinlich hier ihren Ursprung nahm. Jener Kyklos, der im Schuking bloss zur Bezeichnung der Tage, gegenwärtig aber in Sina auch zur Bezeichnung der Jahre dient, besteht aus 60 Wörtern, die aus 10, welche Kan, und aus 12, welche Tschi heissen, zusammengesetzt werden, wie auf ähnliche Weise die heutigen Indier ihren 60jährigen Kyklos bilden. Die Kenntniss des vollkommenen Sonnenjahres steigt in das höchste Alterthum hinauf, wenigstens bis zur Zeit des Kaisers Jao, 2357 vor Chr.; denn jener Kaiser befahl seinen Astronomen Hi und Ho den Lauf der Sterne, der Sonne und des Mondes aufmerksam zu beobachten, um durch die Ausarbeitung des Kalenders das Volk in genaue Kenntniss der Jahreszeiten zu setzen; auch trug er 4 andern

1) A. W. v. Schlegel, Ueber die Zunahme und den gegenwärtigen Stand unserer Kenntnisse von Indien. Im Berliner Kalender vom Jahre 1829, S. 8.
2) Herod. 7, 64. Plin. 6, 19 (17). Colebrooke in Asiat. Research. 5 p. 53 ff.

Personen die Beobachtung der Gestirne Niao (das Herz der Hydra, der Affe), Ho (π im Skorpion), Hiü (β im Wassermann) und Mao (die Plejaden) auf, von denen das erste den Frühlings-, das zweite den Sommer-, das dritte den Herbst- und das vierte den Winteranfang oder den kürzesten Tag bestimme, indem durch jene Bestimmung der 4 Jahreszeiten und durch die Einschaltung eines Mondes, weil das Schaltjahr 366 Tage habe, das Jahr vollständig eingerichtet werde [1]). Zu dieser Stelle bemerkt Tschaischin, ein Erklärer des Schuking, dass das bürgerliche Jahr, da es aus 12 Monaten, je 30 Tagen, bestehe, um $5^{235}/_{940}$ Tage kürzer als das Sonnenjahr, und um $5^{592}/_{940}$ Tage länger als das Mondjahr sei, was in jedem Jahre einen Unterschied von $10^{827}/_{940}$ Tagen ausmache, der nach Ablauf von 19 Jahren durch Einrückung von 7 Monaten beinahe gehoben werde. Diese 19jährige Periode führte schon Meton im fünften Jahrhundert vor Chr. in Griechenland ein. Auch die Berechnung der Finsternisse kannte man frühzeitig, denn die Astronomen Hi und Ho, Vorsteher des Cultus und der Festgebräuche, wurden den Gesetzen der alten Könige gemäss, weil sie die am 12. October 2155 vor. Chr. stattgefundene Sonnenfinsterniss nicht angekündigt hatten, bei welcher Gelegenheit ein Blinder die Trommel rührt, der Kaiser fastet und die Mandarine, mit Bogen und Pfeil bewaffnet, dem Kaiser, der für das Bild der Sonne gehalten wird, zu Hülfe eilen, von dem sinesischen Kaiser Tschongkang mit dem Tode bestraft [2]). Den ersten natürlichen Zeitmesser bildete der Wechsel des Lichtes mit der Finsterniss, wodurch die Rechnung nach Tagen und Nächten entstand; dann bemerkte man, dass der Mond in 7 Tagen zur halben, in 15 Tagen zur vollen Scheibe anwuchs, und wieder in 15 Tagen verschwand, aus welchem regelmässigen Wechsel die Eintheilung der Zeit in Wochen zu 7, in Mondzeiträume zu 15 und in Monate zu 30 Tagen hervorging. Die Griechen unter Alexander dem Grossen nahmen schon wahr, dass die Brahmanen wissenschaftlich den Lauf der Sterne beobachteten, die Indier ein vollkommenes Jahr hatten und ihre Zeit nach dem Laufe des Mondes eintheilten, indem sie vom Neumonde bis zum Vollmonde rechneten [3]). Indess irrt Curtius, wenn er die Länge ihrer Monate nur auf 15 Tage festsetzt; einen solchen Zeitraum nennen sie Pakscha, deren zwei auf einen Monat (Mâsa) gehen, Sukla- und Krischnapakscha oder die 15 hellen und die 15 schwarzen Tage, von denen erstere mit dem Vollmond, letztere mit dem Neumonde enden. Nach den hellen und schwarzen Tagen eines Monats, nach Monaten von 30 Tagen, nach Jahreszeiten von 2 Monaten (Ritus) und nach Jahren von 360 Tagen rechnet das Gesetzbuch Manu, das keine Woche kennt und den kleinsten Zeittheil Nimescha (Augenblick) nennt: 18 Nimeschas bilden eine Kâschthâ, 30 Kâschthas eine Kalâ, 30 Kalas einen Muhûrta und 30 Muhûrtas einen Tag und eine Nacht, welche beide zusammen wieder in 8 Wochen (Jamas) zerfallen, zu deren Mass den Hindus eine Klepsydra dient, ein Becken mit Wasser, in welches ein Gefäss mit einem kleinen Loch im Boden, worein das Wasser dringt, gestellt wird [4]). Wann die Woche von 7 Tagen, deren sich schon Moses bediente, in Indien eingeführt wurde, lässt sich nicht ermitteln; die heutigen Indier belegen wohl die Tage derselben mit dem Namen eines Pla-

1) Schuking, 1. c. 1. 2) Schuking 2. c. 4. §. 4. 3) Curt. 8, 9.
4) Manu 1, 64. 4, 99.

neten, wie Sukra, Sani, Sûrja oder Aditja, Tschandra oder Soma, Mangala, Budha, Wrihaspati, indem sie dieselbe mit dem Freitag (Sukrawara) beginnen, haben aber für Woche kein Wort in ihrer Sprache [1]). Die Zeit von einem Neumonde bis zum andern, welche den bürgerlichen Monat der Hindus bildet, ist ein synodischer Monat und dauert 29 Tage, 12 Stunden und 44 Minuten, also keine vollen 30 Tage; allein die alten Indier, die sich, wie die Aegyptier und Hebräer in ihren religiösen Festen und Handlungen nach dem Stande des Mondes richteten, lernten auch bald, da die Bewegung des Mondes weit merklicher ist als die scheinbare der Sonne, den periodischen Monat von 27 Tagen, 7 Stunden, 43 Minuten kennen, indem sie die Mondbahn in 27 Theile oder Mond-Mansionen (Skr. Nakschatrâni) theilten, von denen im Manu die beiden Constellationen, Maghâ und Puschja, so wie der sogenannte Drachenkopf (Râhu) berührt werden, und woraus sich folgern lässt, dass jener Zodiakus weit älter als ihr Sonnen-Thierkreis sein muss, obgleich dieser auch sehr alt ist, weil damit die Eintheilung des Jahres in 12 Monate in Verbindung steht [2]). Die Ab- und Zunahme des Mondes oder die 27 Mond-Constellationen, die in dem alten Weda-Kalender und im Atharwa-Weda vorkommen, wo sie mit den Plejaden beginnen [3]), kleidet das Padma-Purana in folgende Mythe ein: „Tschandra (Mond), der Gemahl der 27 Töchter des Dakscha, vernachlässigte aus Liebe zur Rohini (die vierte Constellation des Mondes, die aus 5 Sternen besteht, von welchen Aldebaran der vorzüglichste ist) alle übrigen. Rohini's Schwestern, eifersüchtig auf diesen Vorzug, beklagten sich darüber bei ihrem Vater, der den Tschandra zuletzt, weil seine oft wiederholten Vorwürfe nicht fruchteten, mit dem Fluche belegte, dass er kinderlos bleiben und sein Leben in Schwäche zubringen sollte. Das gefiel aber seinen Frauen nicht, sie baten daher ihren Vater um die Aufhebung jenes Fluches, und da er dies nicht ganz vermochte so mässigte er ihn soweit, dass Tschandra nicht immer, sondern nur periodisch schwach blieb". Die Sonnen- und Mondfinsternisse sind den Hindus eine ebenso furchtbare Erscheinung als den Sinesen; sie laufen ins Wasser, schreien und beten, und die Brahmanen dürfen bei dem Eintritte derselben in 3 Tagen die Wedas nicht lesen [4]); wesshalb man wohl voraussetzen darf, dass die Berechnung derselben bei ihnen ebenso alt ist als bei den Sinesen. Das Mahabharata erklärt die Entstehung der Finsternisse auf nachstehende Weise. Als die Götter ihre Unsterblichkeitsbutter (Skr. Amrita) in dem Milchmeer kirnten, schlich sich Rahu, ein Asura (Titan), unter die Götter, um durch den Genuss der Ambrosia die Unsterblichkeit zu erlangen. In dem Augenblicke, wo er sie an die Lippen brachte, erblickten ihn die Sonne und der Mond, die den Wischnu davon in Kenntniss setzten, der ihm sofort den Kopf abhieb. Aber die Götterspeise hatte den Kopf des Rahu schon unsterblich gemacht, und desshalb wirft er sich aus Rache von Zeit zu Zeit auf die Sonne und den Mond, um sie zu verschlingen. Die beiden Punkte, worin der Mond die Ekliptik durchschneidet, kannten die Hindus seit undenklichen Zeiten, den Drachenkopf nennen sie Râhu, den Drachenschwanz Ketu, und die heutigen indischen Astronomen, welche wie zu Alexanders

1) Legentil, Reisen etc. Deutsch von Ebeling. Th. 1. S. 424.
2) Manu 3, 277. 4, 96. 110. 9, 129. 3) v. Bohlen l. c. Th. 2. S. 253.
4) Manu 4, 110.

Zeiten Brahmanen sind, berechnen eine Finsterniss mit Kauris und der Hülfe eines Buches von Palmblättern, worin die Sonnen- und Mondtafeln enthalten sind, in einer starken halben Stunde ziemlich genau, wobei sie zur Berechnung der Länge der Sonne und des Mondes die Jahre des Zeitalters Kali-Juga zum Grunde legen. Der in 360 Grade eingetheilte Sonnen-Thierkreis, dessen schon im Hiob und Zendavesta gedacht wird[1]), führt im Sanskrit den Namen Dschjotischimandala (Gestirnkreis) oder Râsitschakra (Zeichenrad), und seine 12 Zeichen heissen: Mescha (Widder), Wrischa (Stier), Mithuna (ein aus einem Jüngling und einem Mädchen bestehendes Paar, unsere Zwillinge), Karkataka (Krebs), Sinha (Löwe), Kanjâ (Jungfrau), Tulâ (Wage), Wristschika (Skorpion), Dhanus (Bogen, unser Schütze), Makara (Delphin, unser Steinbock), Kumbha (Wasserkrug, unser Wassermann) und Mîna (Fisch, unsere Fische). Diese 12 Zeichen sind die Symbole der 12 Monate: Aswina (Sept.-Oct.), Kârtika (Oct.-Nov.), Mârgasîrscha (Nov.-Dec.), Poscha (Dec.-Jan.), Mâgha (Jan.-Febr.), Phâlguna (Febr.-März), Tschaitra (März-April), Waisâkha (April-Mai), Dschjaischtha (Mai-Juni), Aschâdha (Juni-Juli), Srâwana (Juli-Aug.) und Bhâdra (Aug.-Sept.), die wieder in 6 Jahreszeiten (Ritus), je 2 Monate, zerfallen, die der Reihe der Monate nach lauten: Sarada (die gemässigte Zeit der Aussaat und der Vegetation), Hemanta (die kalte Zeit), Wasanta (die warme Zeit des Frühlings), Grîschma (die heisse Zeit) und Warscha (die Regenzeit), welche Jahreszeiten auf Bengalen passen; denn dort war in den 8 Jahren von 1816 bis 1823 die mittlere Temperatur der Monate: September 82,41; October 80,98; November 73,46; December 66,50; Januar 62,21; Februar 70,62; März 78,50; April 83,28; Mai 85,47; Juni 84,69; Juli 82,61; August 82,88 Fahrenheit[2]). So stimmt der Zodiakus mit den Monaten und den 6 Jahreszeiten für Bengalen und Mittelindien; denn dort werden nach der Regenzeit im Zeichen des Widders oder im Monate Aswina die Schafe auf die Weide getrieben, im Zeichen des Stiers oder im Monate Kartika pflügt man mit Ochsen das Land, säet Reis und Getraide, im Zeichen der Zwillinge oder im Monate Margasirscha entkeimt die Saat der Erde, im Krebs oder im Monate Poscha kehrt die Sonne wieder zurück, im Löwen oder im Monate Magha reift das Getraide, im Zeichen der Jungfrau oder im Monate Phalguna tritt die Aernte ein. Man erklärt gewöhnlich den Löwen für das Symbol der Sonne in ihrer grössten Kraft; allein dies ist irrig, seine Stellung im Thierkreise erlaubt diese Annahme nicht, er stellt vielmehr die Feuerkraft der zur Reife übergehenden Vegetation vor, und daher bezeichnet die ihm folgende Jungfrau, deren Stelle im Zendavesta die Aehre vertritt, die Aernte, und desshalb ging aus diesen beiden Zeichen, welche die Aegyptier in die Sphinx, so wie in die Isis mit dem Löwenkopf vereinten, bei den in Anwendung von Allegorien mehr Geschmack besitzenden Griechen die auf einem mit Löwen bespannten Wagen thronende und eine Aehre darbietende Kybele als spendende Mutter Natur hervor, deren Fest zu Rom, die Magalesia, gegen Ende März 6 Tage lang gefeiert wurde: also zur Zeit, in welche in Mittelindien und Aegypten die Aernte fällt. Das Zeichen der Wage, das dem Monate Tschaitra entspricht, bedeutet nicht das Herbst-, sondern das Frühlings-

1) Hiob 38, 32.
2) W. Hoffmann, Beschreibung der Erde S. 816.

Aequinoctium; im Skorpion oder im Monate Waisakha sticht die Sonne und erhält mehr Kraft, die im Zeichen des Schützen oder im Monate Dschjaischtha den höchsten Grad erreicht. Der Schütze oder vielmehr der Bogen spielt nicht auf die Jagd an, sondern auf Indra's oder Siwa's Bogen, von welchem, als der Sonne, scharfe Pfeile oder heisse Strahlen entsendet werden. Um das Sommer-Solstitium beginnt die Regenzeit und dauert bis zum Herbst-Aequinoctium, denn im Monate Aschadha steigen Dünste zu Wolken empor, die sich in den beiden folgenden Monaten Srawana und Bhadra entladen, wodurch der Ganges, der Indus und andere Flüsse aus ihren Ufern treten, welche Monate daher bezeichnend durch den Delphin, der sich auch statt unseres Steinbocks auf dem Thierkreise von Denderah befindet und als solcher bereits dem Eratosthenes bekannt war, durch den Wasserkrug und den Fisch versinnlicht werden. Hierauf bezieht sich auch der Schlaf des Wischnu, der 4 Monate dauert und mit dem Sommer-Solstitium beginnt; im dritten Monate Bhadra (Aug.-Sept.) wendet sich Wischnu um; und der Indier feiert das Fest Dschalajâtrâ (Zurückziehung des Wassers), besonders mit Wasserschöpfen in heilige Gefässe (Kumbhas); am Ende des 4. Monats, wenn die Ueberschwemmung des Ganges beendigt ist, erwacht Wischnu, und seine Gemahlin Lakschmi spendet ihre Gaben[1]). Die alten Indier fingen dem Zodiakus gemäss ihr Jahr mit dem Monate Aswina (Sept.-Oct.) um das Herbst-Aequinoctium an, eine charakteristische Zeit, da mit dem Nachlassen des Regenwetters alles von Neuem keimt und emporspriesst, worauf auch das Gesetzbuch Manu hinzuzielen scheint, indem es dem Anachoreten befiehlt, in jenem Monate die Ueberreste des von ihm zu seiner Nahrung gesammelten wilden Getraides und die alten Kleider wegzuwerfen[2]). Auch die alten Aegyptier fingen ihr Jahr um das Herbst-Aequinoctium an, denn ihren ersten Monat Thoth gibt der Verfasser des Periplus des rothen Meeres durch September, den Monat Tybi durch Januar und den Monat Epiphi durch Juli wieder. Die Hieroglyphen der 12 ägyptischen Monate bestehen nur aus 3 verschiedenen Bildern: das erste Bild stellt eine Pflanzenreihe dar, über welcher entweder die Zahl 1, 2, 3 oder 4 steht, wodurch die Monate Thoth, Paophi, Athyr und Schoiak bezeichnet werden; das andere Bild ist das der Aernte und bestimmt nach den 4 Zahlen die Monate Tybi, Mechir, Phamenoth, Pharmuthi; das dritte Bild trägt das Zeichen des Wassers und drückt ebenfalls durch die Zahl die Monate Paschom, Paymi, Epiphi und Mesori aus, wie auch das Ramajana für die Regenzeit 4 Monate ansetzt, die aber nicht in Bengalen, wie v. Bohlen meint, vom November bis zum Februar währt, sondern wie in Aegypten vom Juni bis zum September[3]). Durch diese drei Bilder werden also die 3 Jahreszeiten Frühling, Sommer, Ueberschwemmung bezeichnet, und da im Sommer-Solstitium der Nil zu schwellen beginnt, im October die Säezeit und im März die Aernte eintritt, so kann der Monat Thoth nur September-October sein. Dass mit dem Thoth das ägyptische Jahr anfing, ergibt sich auch aus Moses Festordnungen. Moses setzte zum Andenken an den Auszug aus Aegypten, der in den Abib, d. i. Aerntemonat oder März-April, fiel, jenen Monat, der später wegen der darin stattgefundenen Flucht Nisan genannt wurde, zum ersten des Jahres ein,

1) v. Bohlen l. c. Th. 1. S. 203. 2) Manu 6, 15.
3) v. Bohlen l. c. Th. 2. S. 265.

hielt aber doch den siebenten, den Monat Tischri, den Thoth der Aegyptier, als den Anfang des bürgerlichen Jahres bei, und daher feiern die heutigen Juden ihr Neujahr mit Recht noch am ersten Tage des Tischri (Sept.-Oct.), weil im alten Testament der erste Tag des Nisan durchaus nicht als Feiertag angeführt wird, was doch nicht ausbleiben durfte, wenn er der Neujahrstag gewesen wäre [1]). Allein die heutigen Hindus fangen das Jahr mit dem Monate Tschaitra (März-April), welchen das Ramajana schon als den zwölften bezeichnet, an, heben also, indem sie den Widder in das Frühlings-Aequinoctium verrücken, die Bedeutsamkeit des alten Zodiakus auf; und nach v. Bohlen setzen auch die Wedas den Lenz (Wasanta) unter die Zeichen der Fische bis zum Stier, sofort nach der Ueberschwemmung, und in denselben heiligen Büchern sollen die Krittikas oder die Plejaden am Halse des Stiers sowohl die Reihe der Mondnakschatras als den grossen Kyklos überhaupt im Monate Magha oder dem April beginnen [2]). Indess kann jene Berufung auf die Wedas nicht ganz richtig sein, zudem fällt auch der Monat Magha nicht in unsern April, sondern in unsern Januar und Februar. Mag sich diess verhalten, wie es will, so ist doch so viel klar, dass bereits im 16. Jahrhundert das Jahr in Indien mit dem Monate Tschaitra begann; denn der Kaiser Baber schreibt in seinen Denkwürdigkeiten: „In Hidustan gibt es nur 3 Jahreszeiten, 4 Sommer-, 4 Regen- und 4 Wintermonate; die Monate fangen mit dem Neumonde an, und alle 3 Jahre schaltet man einen Monat zur Regenzeit, dann nach 3 Jahren einen andern in die Winterzeit, und in den darauf folgenden Jahren einen in die Sommerzeit ein; Tschaitra, Waisakha, Dschjaischtha, Aschadha sind die Sommermonate und stimmen mit den Fischen, dem Widder, dem Stier und den Zwillingen; Srawana, Bhadra, Aswina, Kartika die Regenmonate und stimmen mit dem Krebs, dem Löwen, der Jungfrau und der Wage überein; Margasirscha, Poscha, Magha und Phalguna bilden den Winter und umfassen den Skorpion, den Schützen, den Steinbock und den Wassermann; jedoch beschränken die Hindus eigentlich jede Jahreszeit auf 2 Monate und nennen die beiden letzten Sommermonate die heisse Jahreszeit (Grîschma) [3])." Selbst schon im siebenten Jahrhundert nach Chr. traf der sinesische Fo-Priester Hiüan Thsang jene Neuerung in Indien, nur fing man das Jahr mit dem Vollmonde an und nannte die Zeit vom 16. Tage des ersten Mondes bis zum 15. Tage des dritten Mondes die Jahreszeit der allmälig zunehmenden Hitze (Wasanta) [4]). In dem Thierkreise von Denderah erscheint auch schon der Widder als Zeichen der Frühlingsnachtgleiche, und als solches wird er heute noch bei allen Völkern betrachtet, obgleich das Frühlings-Aequinoctium seit mehr als 800 Jahren vor Chr. aus jenem Zeichen getreten ist und jetzt 30 Grade östlicher oder in die Fische fällt; jedoch entstand jener Zodiakus erst, wie Champollion aus Inschriften entzifferte, im ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung und ist nicht frei vom Einflusse der Griechen, die ihren Frühlingspunkt schon frühzeitig in den Widder setzten. Es ist daher schwer zu bestimmen, wann diese Veränderung sich zugetragen hat, die in der That sehr alt zu sein scheint, da auch schon Moses, wie wir eben sahen, den Anfang des kirchlichen

1) 2. Mos. 12, 2. 3. Mos. 23, 24. 4. Mos. 29, 1. Esther 3, 7.
2) v. Bohlen l. c. Th. 2. S. 265. 268.
3) Denkwürdigkeiten des Kaisers Baber. Deutsch von A. Kaiser. S. 250.
4) Le Thiantchu, traduit du Chinois par M. G. Pauthier.

Jahres in den Monat Nisan oder März-April setzte. Nachdem die Brahmanen im Laufe der Zeit wahrnahmen, das ihr bürgerliches Jahr aus 12 dreissigtägigen Monaten gegen das Sonnenjahr zu kurz war, schalteten sie nach dem alten Kalender, der zur Beobachtung gewisser Religionspflichten den Wedas beigefügt ist und von Jones 1181, von Colebrooke 1400, von Dawis 1391 vor Chr. gesetzt wird, alle 5 Jahre 2 Monate, oder, wie bereits die Griechen im fünften Jahrhundert vor Chr., alle 2½ Jahre einen Monat ein, jedoch so, dass man seit uralten Zeiten in Indien alle 19 Jahre nur 7 Monate ergänzte[1]). Die heutigen Brahmanen rechnen das Sonnenjahr zu 365 Tagen, 15 Stunden, 31 Minuten, 15 Secunden, und theilen ihren astronomischen Tag, der mit Sonnenaufgang beginnt, in 60 Stunden, die Stunde in 60 Minuten und die Minute in 60 Secunden. Die in Asien beliebte Zahl 60 scheint aus dem Kyklos von 5 Jahren und den 12 Zeichen des Zodiakus, oder aus dem doppelten Mondlauf zu je 30 Tagen hervorgegangen zu sein, welche letztere Zeit die Indier Ritus nennen und woher wahrscheinlich die 60jährige Periode Andhu, welche die Chäldäer Sosos nannten, ihren Ursprung nahm. Aus 60 sind alle übrigen Perioden zusammengesetzt; so besteht aus $60 \times 60 = 3600$ Jahren die Periode des Wrihaspati oder des Jupiter, die bei den Chaldäern Saros hiess, aus $3600 \times 60 = 216{,}000$ die Periode des Pratschapati oder des Schöpfers, und die Summe 216,000 mit 8, 6, 4, 2 multiplicirt ergibt die Jahre der 4 Zeitalter: wie $216{,}000 \times 8 = 1{,}728{,}000$ ist das Krita-Juga; $216{,}000 \times 6 = 1{,}296{,}000$ das Treta-Juga; $216{,}000 \times 4 = 864{,}000$ das Dwapara-Juga; $216{,}000 \times 2 = 432{,}000$ das Kali-Juga, das der Anzahl der halben Secunden eines astronomischen Tages entspricht. Da nun ein Götterjahr aus 360 Menschenjahren besteht, so macht die Gesammtzahl der 4 Zeitalter 12,000 Götterjahre aus, welche Zahl sich wieder auf die Zeichen des Thierkreises zurückführen lässt. Diese 12,000 Jahre, das Zeitalter der Götter 71 Mal wiederholt, sagt das Gesetzbuch, bilden die Periode Manu (Manwantara), welche Perioden, wie die Schöpfung und Zerstörung der Welt unzählig seien[2]). Die Zahl 71 bezieht sich auf das Vorrücken der Aequinoctial-Punkte, welches nach der Annahme der Brahmanen jährlich 54 Secunden oder in 71 Jahren einen Grad beträgt, wohingegen wir das Fortrücken jährlich zu 50 Secunden oder in 72 Jahren zu einem Grad setzen, und daher ist die Zahl 71 im Manu kein alter Schreibfehler statt 72, wie v. Bohlen glaubt, sondern ganz richtig[3]). Die 3 ersten Zeitalter sind nichts anders als die Verdopplung, Verdreifachung, Vervierfachung des letztern oder des Kali-Juga, also leere Spielereien ohne historischen Grund, die ins Unendliche gesteigert werden können; weil aber die Brahmanen sich zur Berechnung der Sonnen- und Mondfinsternisse der Aera Kali-Juga bedienen, so muss ihnen der Anfang derselben genau bekannt sein, und dieser fällt auf den 18. Febr. 3102 vor Chr., wie Bailly in einer der drei astronomischen Tafeln, die nach Europa kamen, bestätigt fand. Zwar verwirft Laplace das hohe Alter jener Tafel, und v. Klaproth setzt sie sogar in das siebente Jahrhundert nach Chr. herab; allein nach Biot bestimmten die Aegyptier, die ihre Wissenschaften grösstentheils aus Indien schöpften, schon 3285 vor Chr. die Aequinoctial- und Solstitial-Punkte am Himmel,

1) Bailly l. c. Th. 2. S. 49.
2) Manu 1, 79—80.
3) v. Bohlen l. c. 2. Th. S. 300.

und demgemäss ist das Alter jener Zeitrechnung nicht zu hoch. Der Aera Kali-Juga, die noch in Dekhan gebräuchlich ist, bediente sich v. Bohlen zufolge zuerst Arjabhatta, ein Astronom des 4. oder 5. Jahrhunderts nach Chr., statt der Zeitrechnung des Wikramaditja, deren Anfang 56 vor Chr. falle, die aber jetzt nicht mehr in Indien üblich ist und vermuthlich, in Betracht nachfolgender Worte, nie üblich war. Dow berichtet nach Ferischta, dass von Bickermagit (Skr. Wikramâditja), dem Fürsten von Malwa, in der Geschichte der Indier grosse Dinge erzählt werden. Er soll in seiner Jugend in der Kleidung eines Fakirs viele Jahre in der Welt herumgereist sein, um die Künste, Wissenschaften und die Staatsklugheit fremder Völker zu erlernen, und erst im 50. Jahre seines Alters sich durch Kriegsthaten berühmt gemacht haben, die ihm bald den Weg zum Throne bahnten. In wenig Monaten brachte er die Königreiche Narwal und Malwa unter seine Botmässigkeit, verbreitete überall Gerechtigkeit, verachtete alle äusserliche Pracht und führte ein äusserst mässiges Leben. Unter seiner Regierung wurden Udschain (auf alten Münzen Udschdscheni, d. i. die Siegreiche, genannt) und Dhar, wo er seine Residenz nahm, gebaut, in welcher erstern Stadt er den Götzen Makal (Skr. Mahâkâla, die grosse Zeit, ein Beiname des Siwa) aufgerichtet und zu seinem Dienste Brahmanen und Jogis angestellt haben soll wegen des Volks, da er selbst den unendlichen und unsichtbaren Gott allein angebetet habe. Er wurde in seinem hohen Alter in einer Schlacht gegen die Fürsten von Dekhan an den Ufern des Flusses Nerbudda erschlagen, und sein Tod fällt nach der Rechnung der Indier 1563 Jahre vor dem Jahre 1015 der Hedschra (also 42 nach Chr.). Nach seinem Tode fiel das Königreich auf einige Zeit in eine völlige Anarchie, bis der Fürst Boge im Jahre 340 nach Chr. die Herrschaft an sich zog. Im Jahre 1233 nach Chr. nahm Althumsch, Fürst von Delhi, die Stadt Udschain ein, wo er den prächtigen und reichen Tempel des Makal zerstörte, und das Bild des Bickermagit, des ehemaligen Fürsten dieses Landes, der sich so berühmt machte, dass das Volk von Hindustan die Zeit von seinem Tode an rechnet, wie auch das Bild des Makal, beide von Stein, nebst vielen andern Bildern von Kupfer nach Delhi führte und an der Thür der grossen Moschee zerbrach[1]). Auch A. W. v. Schlegel nennt den Fürsten Wikramaditja, der im Jahre 56 vor Chr. die Sakas oder Indoskythen aus Indien vertrieben habe, König von Udschain; Heeren bemerkt, dass die Aera des Wikramaditja, an dessen Hofe 9 der vortrefflichsten indischen Dichter, vor Allen Kalidasa, der Dichter der Sakuntala, und Amara Sinha, der Verfasser des Wörterbuchs Amarakoscha, lebten, mit seinem Tode 56 vor Chr. anfange und man finde sie, so wie die 78 nach Chr. beginnende Aera des Königs Saka, noch auf Sanskrit-Inschriften[2]). Legentil erfuhr, dass die Sternkunde der Brahmanen eine neue Gestalt unter einem gewissen Könige Saliwagena (Skr. Saliwahana) erhielt, welchen König er für den in Bengalen unter dem Namen Sukradit (Skr. wahrscheinlich Wikramâditja) bekannten, dessen Tod Hollwell ins Jahr 79 nach Chr. setze, vermuthet. Jener, sagt er, liebte die Sternkunde so sehr und that so viel zu ihrer Beförderung, dass seine

1) A. Dow, Geschichte von Hindostan. Th. 1. S. 29 u. 213.
2) Heeren, Ideen. Th. 1. Abth. 2. S. 276. 294 u. 384 der wiener Ausgabe von 1817.

Epoche in Indien ebenso berühmt bei den Tamulen ist, als die Epoche des Nabonassar es bei den Chaldäern war, und nach der Angabe der Brahmanen und Tamulen waren im Jahre 1769 unserer Zeitrechnung 1691 Jahre seit seinem Tode verflossen[1]). Dahingegen nimmt v. Bohlen 3 Wikramaditjas an. Im Norden, sagt er, hausten nunmehr statt der Baktrer die Skythen, welche in indischen Schriften unter dem Namen Sakas erscheinen und im Jahre 56 vor Chr. von Wikramaditja aus dem Pendschab wieder vertrieben werden; bis jetzt das einzig sichere Datum der einheimischen Geschichte, auf welches die gangbare Aera Sakabda sich gründet, die sowohl auf alten Inschriften erscheint, als auch von den Mohamedanern angetroffen wurde. Dieser Fürst, höchstwahrscheinlich der Buddhasecte zugethan, herrschte in den Gangesländern bis nach Kasmir hinauf, residirte abwechselnd zu Kanudsch und Ajodhja, und suchte sowohl an seinem Hofe als an der Akademie zu Benares Kunst und Wissenschaft nach Kräften zu fördern, daher aus Achtung vor ihm mehrere berühmte Männer als Perlen in seiner Krone betrachtet werden und sein Name späterhin auf andere rühmliche Fürsten übergeht. Er fiel bei einer Empörung unter einem gewissen Saliwahana. Den Regierungsantritt Wikramaditja's II. setzt v. Bohlen ins Jahr 191 nach Chr. und fügt dann hinzu: Wikramaditja III., von 441 an, scheint bis zum Dekhan hinein das Hauptreich des damaligen Indiens, Aude, welches noch auf einer Inschrift von 859 diese ausgedehnten Grenzen hat, erweitert zu haben, da er zu Udschain residirte, und auch an diesem seinem Hofe die ernsten Wissenschaften, besonders die Astronomie, mächtig förderte. Hiemit im Widerspruch schreibt v. Bohlen an einer andern Stelle: „Sultan Baber weiss es ebenfalls, dass Wikramaditja vor 1584 Jahren, also 87 Jahre vor Chr., Sternwarten zu Udschain und Dhar in Malwa errichtet habe und dass die Indier noch ihre alten Tafeln gebrauchten," und rückt dann wieder an einem andern Orte die Aera Sakâbda auf 79 nach Chr. herab[2]). Die Briten wollen zwar auf Inschriften die Aera des Wikramaditja vom Jahre 56 vor Chr. entdeckt haben, die aber wohl schwerlich von der noch jetzt gebräuchlichen des Saka oder Sakabda verschieden sein mag, deren Anfang auf den 14. März 78 nach Chr. fällt und die nach Wilson der König Saliwahana gründete und der Astronom Warâha Mihira zuerst angewendet haben soll, dessen Name in den Fabeln Pantschatantra, einem Werke des 5. Jahrhunderts nach Chr. angeführt wird, wodurch zugleich Bentley's Behauptung, dass er erst im 11. Jahrhundert sein astronomisches System Sûrja-Siddhânta verfasste, zusammenstürzt. Bentley spricht überhaupt den Indiern vor dem Astronomen Brahmagupta im 6. Jahrhundert nach Chr. alle wissenschaftliche Astronomie ab; allein ausser dem eben Berührten wird schon in dem sinesischen Werke Thiantchu unter dem Jahre 541 erwähnt, dass die Indier grosse Fortschritte in den astronomischen Wissenschaften gemacht haben und das Sithan (Skr. Siddhânta), das sie die Gesetze des Himmels nennen, studiren[3]). Dieses Sithan ist nun entweder das Laghwârja-Siddhânta des Arjabhatta, oder das Sûrja-Siddhânta des Waraha Mihira; denn das Brahma-Siddhânta des Brahmagupta kann es nicht sein, weil dieser erst um 581 schrieb[4]). Schaubach

1) Legentil, l. c. Th. 1. S. 411.
2) v. Bohlen l. c. Th. 1. S. 93 ff. Th. 2. S. 273 u. 278.
3) Le Thiantchu p. 46. 4) v. Bohlen Th. 2. S. 280.

erklärt sogar die indische Astronomie für eine Tochter der arabischen, was aber durchaus falsch ist, wie v. Bohlen nachweist, da die Araber erst seit 800 nach Chr. die Astronomie wissenschaftlich behandelten, zu welcher Zeit sie das grosse Sindhind, (Skr. Siddhânta) aus dem Indischen übersetzten; ja sie haben, wie die Sinesen, zu welchen letztern sich schon 440 nach Chr. ein indischer Astronom begab, die ersten Anfänge dieser Wissenschaft den Indiern zu verdanken[1]). Auch die beiden arabischen Reisenden im 9. Jahrhundert versichern, dass die Sinesen nur oberflächliche, die Indier aber gründliche Kenntnisse in der Astronomie besitzen, und Massudi, ein Araber, der im Anfange des 10. Jahrhunderts schrieb und selbst in Indien gewesen war, nahm wahr, dass die Indier grosse Fortschritte in der Astronomie gemacht hatten, und legt unter ihren astronomischen Werken dem Sindhind ein sehr hohes Alter bei. Da nun die Brahmanen schon zu Alexanders Zeiten das vollkommene Sonnenjahr kannten und die Kugelgestalt der Erde lehrten, was sie nur durch langjährige astronomische Beobachtungen erfahren konnten, so dürfen wir als höchstwahrscheinlich voraussetzen, dass die Sinesen, die ihre Wissenschaften und Künste meist aus Indien schöpften, auch ihre astronomischen Kenntnisse zur Zeit ihres Kaisers Hoangti von den Indiern herleiteten[2]).

Derselbe Kaiser Hoangti soll auch die Eintheilung des Volkes in verschiedene Classen angeordnet haben, die im Schuking auf 4 bestimmt werden und nach den sinesischen Commentatoren jenes Buches in die der Gelehrten, Ackerbauer, Handwerker und Kaufleute zerfielen[3]). Das Schuking, das älteste kanonische Buch der Sinesen, das Confucius gegen das Ende des sechsten Jahrhunderts v. Chr., wohl sicher wegen der darin enthaltenen Menge philosophischer Lehren, die fast die historischen Facta ersticken, mehr zum Fürstenspiegel als zum Geschichtswerk aus alten Urkunden zusammentrug und bearbeitete, beginnt mit Jao, 2357 vor Chr. und schildert Sina zur Zeit dieses Kaisers als ein sehr blühendes Reich, in welchem viele den indischen ähnliche Sitten und Gebräuche herrschten. Es umfasste in 9 Provinzen nur noch das Land zwischen der Tartarei und dem Flusse Kiang und erzeugte Gold, Silber, Stahl, Eisen, Zinn, Kupfer, Edelsteine, Perlen, Schildpatt, Seide, Baumwolle, Hanf, verschiedene Holz-, Pflanzen- und Thierarten, welche Gegenstände eine mannigfaltige Industrie hervorriefen. Man verfertigte seidene Zeuge von verschiedenen Farben, feine Kleiderstoffe, Gewebe aus Hanf und Baumwolle; wandte Firniss und Tongholzöl zu Malereien an; Fremde kamen ins Land, Schifffahrt wurde auf mehreren Flüssen getrieben, und Inselbewohner entrichteten Tribut in Häuten und Kleiderstoffen. Man brachte dem Himmel, den Berg- und Flussgeistern Thier- und andere Opfer, verehrte die verstorbenen Eltern und hatte noch eine Menge anderer Gebräuche, von welchen auch das indische Gesetzbuch Manu handelt[4]). Da nun Sina in einem so hohen Alterthum einen so hohen Grad der Civilisation besass, so war die in Indien, aus dem sie hervorging, weit älter.

§. 4. Die Neuperser beginnen ihre erst in späterer Zeit gesam-

---

1) von Bohlen l. c. Th. 2. S. 274.

2) Curtius 8, 9. Illi, qui in urbibus publicis moribus degunt, siderum motus scite spectare dicuntur. — Menses in quinos denos descripserunt dies, anni plena spatia servant. Cf. Strabo 15. c. 1. §. 59.

3) Schuking 4, c. 20. §. 12. 4) Schuking 1—2.

melte und mit Fabeln ausgeschmückte Geschichte der ältesten Zeit mit Kejomers, der, von einem Jäger zum König erhoben, seine frühere Lebensweise fortgesetzt, aber auch zugleich sein Reich über einen grossen Theil von Asien bis Indien und weiterhin erweitert und mit Einschluss seines Enkels Siamek 283 Jahre regiert haben soll. Sie setzen sein Leben auf 560 Jahre und schreiben ihm die Einführung des Feuerdienstes und die Gründung von Balkh und mehreren andern Städten zu. Kejomers ist wirklich eine historische Person, er ist der Kedorlaomer der Bibel, der zu Abrahams Zeiten König von Elam war; aber die ihm zugeschriebenen Thaten und Jahre muss er mit mehreren Königen theilen[1]). Das alte Testament bezeichnet den gewaltigen Jäger Nimrod, den Belus der Griechen, als Gründer des babylonischen Reiches, dem eine Regierung von 65 Jahren (um 2174—2109 vor Chr.) beigelegt wird. Auf ihn folgte Assur, der Ninive erbaute, der Ninus des Ktesias, welcher mit ihm seine jetzt nur noch fragmentarisch vorhandene Geschichte des assyrischen Reiches anfing, die er während seines siebenzehnjährigen Aufenthalts als Arzt am Hofe des Artaxerxes Mnemon, der von 404 bis 362 vor Chr. regierte, aus den persischen Annalen gezogen haben wollte. Es ist zwar aus Esdra und Esther hinlänglich bekannt, dass im persischen Reichsarchive sich Urkunden von hohem Alterthume vorfanden, die sogar die merkwürdigsten Ereignisse des jüdischen Reiches enthielten[2]), dass aber Ktesias sie treu benutzte, ist in Betracht seines fabelhaften Berichts über die Semiramis sehr unwahrscheinlich. Ihm zufolge unterwarf sich Ninus Babylonien, Armenien, Medien, Baktrien, Lydien, Phönizien, Aegypten, und gründete Ninive, hinterliess dann nach einer 52jährigen Regierung (2109—2057 vor Chr.) einen unmündigen Sohn Namens Ninyas, für welchen seine Mutter Semiramis 42 Jahre lang die Zügel der Regierung führte, unter welcher sie mehrere Städte gründete, kolossale Bauten aufführte, Kunststrassen anlegte, Aethiopien und Libyen eroberte und einen Feldzug gegen die Indier unternahm. Sie rüstete nämlich ein Heer von 3,000,000 Mann Infanterie, 500,000 Mann Cavallerie, 100,000 Streitwagen und 100,000 Kamelreitern mit Schwertern von 4 Ellen Länge aus; liess zudem noch 2000 zerlegbare Flussschiffe bauen und 300,000 schwarze Ochsen schlachten, aus deren Häuten Elephantengestalten gemacht wurden, in welche sie Kamele barg. Mit solcher Streitmacht brach sie gegen den indischen König Stabrobates (Skr. Sthawarapatis, Erdbeherrscher) auf, der bei der Nachricht einer so grossen Rüstung ein noch grösseres Heer zusammengezogen und sich auf 4000 Rohrschiffen in dem Flusse Indus zum Empfang der Semiramis aufgestellt hatte. Die Königin, an dem Indus angekommen, brachte schnell ihre Schiffe in den Fluss, griff den indischen König an, vernichtete ihm 1000 Schiffe und machte viele Indier zu Gefangenen. Stabrobates zog nach jener Schlappe seine Truppen zurück, und Semiramis schlug eine Brücke über den Indus, deckte sie mit 60,000 Mann und verfolgte mit dem übrigen Heere, dessen Vortrab die Kamel-Elephanten bildeten, den König. Jedoch Stabrobates erfuhr durch Ueberläufer jene Kriegslist, machte Halt, stürzte mit seiner Cavallerie auf die Assyrier, aber siehe da, die Pferde wurden, als sie in der Nähe der Schein-Elephanten waren, scheu und rissen aus. Indess behielt der König doch Geistesgegenwart, er rückte,

1) 1. Mos. 14.  2) Esdra c. 4. Esther 2, 23. 6, 1.

auf einem Elephanten befehligend, mit seiner Infanterie und den Elephanten vor und schlug den Feind mit grossem Verlust in die Elucht, auf welcher Semiramis von dem indischen Könige verwundet wurde. Als das fliehende Heer auf der Brücke anlangte, entstand daselbst ein solches Gedränge, dass ein grosser Theil desselben in den Fluss stürzte oder zertreten wurde, und selbst eine grosse Menge nachsetzender Indier fand durch die Trennung der Brücke ihren Tod in den Wellen. Die Indier liessen nun von der Verfolgung ab, und Semiramis entkam mit Einbusse von zwei Drittheilen ihres Heeres nach Baktra. So erzählt Diodor nach Ktesias [1]. Nach Nearch soll sie nur mit 20 Mann entkommen sein, aber Megasthenes behauptet, dass sie vor der Ausführung jener Expedition gestorben sei [2]. Auf Semiramis lässt Ktesias den Ninyas folgen, dem er eine weibische Regierung von 38 Jahren (2015—1977) beilegt. So weit reichen die Nachrichten des Ktesias. Berosus, ein chaldäischer Astrologe, der um 270 vor Chr. eine Geschichte schrieb, die er angeblich aus alten Urkunden des Belus-Tempels zu Babylon schöpfte, von welcher sich aber nur noch Fragmente bei Josephus und Eusebius erhalten haben, nennt als Nachfolger des Ninyas dessen Sohn Arius, der die Baktrier und Kaspier bewältigte und 30 Jahre (1977—1947) regierte. Dieser Arius ist der biblische Arioch, König von Elasar; er und Amraphel, König von Babylon, und Thidhal, König der Heiden, verbanden sich um 1956 mit dem persischen Könige Kedorlaomer, um die ihm abtrünnigen Fürsten von Sodom, Gomorra, Adama, Zeboim und Zoar zu bezwingen und noch andere Länder zu erobern. Dieser Kedorlaomer ist der eigentliche Kejomers der Neuperser, in welchen sie alle Thaten von Nimrod an bis zu jener Zeit vereinen. Die Brahmanen wollen sogar, wie Dow versichert, aus Urkunden von unbezweifeltem Alterthume nachweisen, dass Abraham, der Stammvater der Juden, von seinem Vater, dem Radscha Tura, wegen des Abfalls von dem indischen Glauben in den ersten Zeiten des Kali-Juga aus Indien nach Westen hin verbannt worden sei, wo er sich im Lande Mohgod niedergelassen und dort seine neue Religion verbreitet habe [3]; ja europäische Gelehrte wollen in Abraham Brahma, in Abrahams Frau Sara Saraswati, die Gemahlin des Brahma, oder doch wenigstens in Abraham einen Brahmanen erkennen. Die Perser halten wirklich Abraham, der ihnen zufolge in Balkh wohnte, wesshalb sie diese Stadt auch Abrahamsstadt nennen, für den Stifter ihrer Religion, die in der Verehrung des Feuers bestand, welche sein Zeitgenosse, der König Kejomers, zuerst zu verbreiten suchte, und nach welchem die Feuerverehrer auch den Namen Kejomerier erhielten. Sie nennen Abraham als ihren Religionsstifter Serdhischth, woraus man den Namen Zerdüscht, Zoroaster bildete, der später, als unter Darius Hystaspis der Sohn des Purschasp die Religion der Iraner reformirte und als grosser Verehrer des Abraham seinen Sitz in Balkh nahm, wo er die in seinem Werke Zendavesta entfalteten neuen Lehren verbreitete, die ihm ebenfalls den Ehrennamen Serdhîschth erwarben, zur häufigen Verwechslung der Personen und Zeit Anlass gab. Diess steht aber nicht mit der Bibel im Einklang; Terach, Abrahams Vater, diente allerdings

1) Diod. Sicul. 2, 16—19.
2) Nearch. ap. Strab. 15. c. 1. §. 5 und c. 2. §. 5. Megasth. ap. Strab. 15. c. 1. §. 6. Arrian. Ind. c. 6.
3) Dow. l. c. Vorrede.

fremden Göttern [1]), aber er verbannte seinen Sohn nicht, sondern wanderte mit ihm aus Ur in Chaldäa nach Haran aus, wo er starb [2]). Auch ist Ur weder Indien, noch Balkh, sondern das von den Persern wörtlich übersetzte Aserbeidschan, d. i. Feuerland, das wegen der vielen vulkanischen Erscheinungen auf der Landenge zwischen dem kaspischen und schwarzen Meere diesen Namen trägt. Es war auch die Heimath des zweiten Zerduscht, ein für die Feueranbeter, die Parsen und Siwaiten, heiliges Land, wohin das ewige Naphthafeuer, zumal bei Bakhu, seit uralten Zeiten die Indier zur Wallfahrt zog. Zwar bezeichnen einige diese Pilger nur als Parsen, aber in der neuesten Zeit traf Murawiew wirklich Hindus daselbst, und Olenin bemerkt, dass der Brahmane Nam-Dschogi-alak, der anderthalb Jahr in seinem Hause wohnte, worin er starb, als eifriger Anhänger des Krischna aus der indischen Stadt Udepur zu ihm gekommen war, um Beihülfe zur Wiederherstellung eines Tempels über den Naphthabrunnen bei der russischen Stadt Bakhu auszuwirken, weil diese Brunnen von vielen Indiern für das heilige Feuer gehalten würden [3]). Die Bewohner jenes Landstrichs heissen im alten Testamente Chasdi, Chasdim, in persischen Schriften Chases; es sind unsere Chaldäer in ihrem nördlichen Ursitz, wo am östlichen Ufer des schwarzen Meeres schon Skylax weit vor Herodot einen besuchten Handelshafen im Lande der Sindi traf, die von Mela Sindones genannt werden und vermuthlich Indier waren; denn noch zu Strabo's Zeiten hatten die Iberer eine der indischen ähnliche Staatsform, bloss mit dem Unterschiede, dass hier die Geistlichkeit nicht die erste, sondern die zweite Kaste bildete [4]).

§. 5. Von Semiramis bis auf Sesostris berührt die Geschichte Indien gar nicht. Dem Herodot berichteten ägyptische Priester, dass Sesostris der erste König von Aegypten gewesen sei, der auf Kriegsschiffen aus dem arabischen Meerbusen segelte und sich alle Völker längs der Küste des rothen Meeres soweit unterwarf, bis ihn ein See wegen seiner Untiefen zur Rückkehr nach Aegypten nöthigte, worauf er aber mit einem grossen Landheere Asien und in Europa die Skythen und Thracier bezwungen habe [5]). Herodot sah noch einige seiner Siegesdenksäulen mit Hieroglyphen in Palästina, aber er erwähnt nicht ausdrücklich der indischen Expedition, wie Diodor. Diesem zufolge eroberte Sesoosis unter seinem Vater zuerst Arabien, das bis dahin noch nie von einer fremden Macht bezwungen worden war, unterwarf dann den grössten Theil Libyens und bestieg nach seines Vaters Tode den Thron. Als König schuf er eine Streitmacht von 600,000 Mann Infanterie, 24,000 Mann Cavallerie und 27,000 Kriegswagen, unterjochte damit die Aethiopier, denen er einen Tribut in Gold, Ebenholz und Elephantenzähnen auferlegte, und liess dann von allen ägyptischen Königen zuerst eine Flotte von 400 Kriegsschiffen bauen, womit er die ganze Küste und alle Inseln des rothen Meeres bis Indien bewältigte. Zu gleicher Zeit fiel er selbst an der Spitze seines Landheeres in Asien ein, schritt über den Ganges, durchzog ganz Indien bis an den Ocean und das Land der Sky-

---

1) Josua 24, 2. 2) 1. Mos. 11.
3) Timkowski, Reise nach China. Deutsch von Schmidt. Leipzig 1825. Th. 3. S. 432.
4) Scylax ap. Hudson. 1, 31. Herod. 4, 28. 86. Mela 1, 19. Strabo 11. c. 4.
5) Herod. 2, 102 ff.

then bis an den Don, und ging, nachdem er sich das übrige Asien und die meisten Inseln der Kykladen unterwürfig gemacht hatte, nach Europa über, wo er in Thracien aus Mangel an Lebensmitteln den Rückmarsch antreten musste. In den eroberten Ländern liess er an vielen Orten Danksäulen mit der Hieroglyphenschrift setzen: dieses Land hat der König der Könige, der Herr der Herren, Sesoosis mit seinen Waffen erobert, und kehrte, nachdem er den besiegten Völkern einen jährlichen Tribut aufgebürdet hatte, nach 9 Jahren mit vielen Gefangenen und einer grossen Beute nach Aegypten zurück, wo ihn sein Bruder zu Pelusium durch Anzündung seines Palastes aus dem Wege zu räumen gedachte; aber er entkam den Flammen. Jene glorreichen Kriegsthaten hatten für Aegypten vielfache wohlthätige Folgen. Er liess durch die Gefangenen Kanäle graben, Tempel und Prachtwerke aufführen, verlor dann nach einer Regierung von 33 Jahren das Gesicht und nahm sich selbst das Leben[1]). Indess bemerkt Diodor auch zugleich, dass in Betreff des Lebens und der Thaten des Sesoosis nicht allein die griechischen Schriftsteller, sondern auch die ägyptischen Priester nicht übereinstimmen. Es stösst uns nun die Frage auf, was war die Veranlassung, dass das sonst so friedliche und unkriegerische Aegypten ein so grosses, das Verhältniss zu seiner Bevölkerung so sehr überschreitendes Heer ausrüstete? und was für Spuren hat jener Feldzug in der Geschichte der besiegten Völker hinterlassen? Manetho, ein Priester aus Heliopolis, der auf Befehl des Königs Ptolemäus Philadelphus eine ägyptische Geschichte schrieb, erzählt, dass unter der Regierung des ägyptischen Königs Timaos Barbaren von Osten kamen, die sich in kurzer Zeit Unterägyptens bemächtigten, die angesehensten Bürger tödteten, Städte und Tempel zerstörten, eine Menge Weiber und Kinder in die Sklaverei führten, ihren Anführer Salathis zum Könige von Memphis erhoben und in die Stadt Avaris eine beständige Garnison von 240,000 Mann legten[2]). Champollion-Figeac setzt den Tod des Timaos ums Jahr 2082 vor Chr., also gerade in die Regierungszeit des Ninus, den wir oben als Eroberer von Aegypten kennen lernten, mithin waren die Barbaren von Osten, die sich Unterägyptens bemächtigten, Assyrier; und seitdem wanderten Abraham, die Hirtenfamilie Jakobs und andere Volksstämme aus Asien in Unterägypten ein, welche bald eine eigene Dynastie gründeten, die unter dem Namen der Hyksos oder Hirtenkönige bekannt ist und unter assyrischer Oberherrlichkeit stand. Manetho zufolge brachte endlich nach manchem vergeblichen Kampfe Amenophis Thethmosis, König von Oberägypten, eine Armee von 480,000 Mann zusammen, schloss mit derselben die Hyksos in Avaris ein und erlaubte ihnen, da er die Stadt nicht einnehmen konnte, mit ihren Familien und Herden durch die Wüste nach Assyrien auszuwandern. Die Befreiung Aegyptens von jenen Barbaren setzt der Bruder des grossen französischen Hieroglyphenforschers um 1822 vor Chr., wonach sie 260 Jahre regiert hätten. Allein Josephus und Andere erhöhen ihre Herrschaft auf 511 Jahre[3]), das wäre also bis 1571, welches Jahr Champollion-Figeac als den Anfang der Regierung des Sesostris bezeichnet, die bis 1503 vor Chr. gewährt habe, und in diese Zeit fällt auch

---

1) Diod. Sic. 1, 53 ff.
2) Manetho ap. Joseph. cont. Apion. 1, 14—16.
3) Gatterer, Handbuch der Universalhistorie. S. 229.

der Auszug der Israeliten aus Aegypten. Moses erzählt, dass die Israeliten, nachdem sie 430 Jahre in Aegypten gewohnt hatten, von den Aegyptern gezwungen wurden, an einem Tage aus Rhamses mit ihren Herden aufzubrechen, um Aegypten zu räumen. Es waren ihrer ungefähr 600,000 streitbare Männer nebst einer grossen Anzahl anderer Völker, die den Aegyptern zuvor ihre Kleinode raubten und dann, ohne den kürzern Weg durch das Land der Philister einzuschlagen, durch die Wüste nach dem rothen Meere hin abzogen. Als Pharao, König von Aegypten, erfuhr, dass die Israeliten entkommen waren, reute ihn ihres Abzuges; er setzte ihnen mit seinem Heere nach, traf sie am rothen Meere und wurde beim Durchgange durch dasselbe mit seiner ganzen Armee von den Wellen verschlungen[1]). Vergleicht man diesen Bericht mit dem des Manetho, so ersieht man deutlich, dass unter den Hyksos die Israeliten zu verstehen sind; denn Avaris ist das Rhamses der Bibel, das höchstwahrscheinlich diesen Namen trug nach Rhamses, dem Besieger der Hyksos, der mit Sesostris eine und dieselbe Person ist. Den Vater des Sesostris nennt Manetho Amenophis, er war also derselbe, der die Hyksos in Avaris einschloss und ihnen freien Abzug gestattete, welchen sie aber durch Raub schändeten, so dass Sesostris sie verfolgte und in die Wüste warf, und dann weiter in Asien vorrückte, um das grosse assyrische Reich, von dem die Hyksos abhängig waren, zu stürzen. Sonst hat kein anderes Volk etwas in seiner Geschichte aufbewahrt, was auf die Kriegsthaten des Sesostris bezogen werden kann. Pauthier vermuthet nach einer Stelle des aus 100 Foliobänden bestehenden Annalenwerkes Litaikisse, worin beim dritten Jahre der Regierung Taiwu's, die 1637 vor Chr. begann, die Ankunft von Gesandten aus 76 fernen Königreichen am sinesischen Hofe angeführt wird, dass jene Gesandten aus Mittel- und Westasien kamen, um gegen Sesostris Hülfe nachzusuchen, setzt daher dessen Einfall in Asien in das Jahr 1634 vor. Chr. und hält ohnediess die von Sesostris nach seiner Rückkehr getroffene Einführung der Kasten als völlig genügenden Beweis für seine Anwesenheit in Indien[2]). Indess kann uns die Ankunft der vielen fremden Gesandten in Sina allein nicht zum Schlusse berechtigen, dass sie durch Sesostris veranlasst wurde; ebenso beruht die Behauptung, dass Sesostris nach seiner Rückkehr die Kasten eingeführt habe, auf keinem historischen Grunde. Die Säuberung des Landes von mehr als 2½ Millionen zusammengelaufenen Volkes und Raubgesindels war für Aegypten gewiss das wichtigste Ereigniss, dass sich je zutrug, und daher verewigte es auch jene That nebst ihren Folgen in seinen Baudenkmalen. Diodor sah unter den Grabmalen zu Theben auch das des Königs Osymandyas, das in Basreliefs und Gemälden dessen Kriegsthaten gegen die Baktrier veranschaulichte, die er mit einem Heere von 400,000 Mann Infanterie und 20,000 Mann Cavallerie besiegt hatte. Champollion-Figeac findet zwar zwischen Diodors Beschreibung und den Abbildungen im Rhamesseum zu Theben, das ihm zufolge von Rhamses III. oder Sesostris errichtet wurde und dessen Thaten darstellt, eine grosse Aehnlichkeit, rückt aber die Regierung des Osymandyas unter die 15. Dynastie, die nach ihm von 2520—2270 währte. Aber der Osymandyas

1) 1. Mos. c. 12—14.
2) Pauthier, Geschichte von China. Stuttgart 1836. S. 68.

des Diodor ist offenbar Sesostris, denn Herodot kennt weder einen Osymandyas, noch eine asiatische Expedition von Sesostris, vielmehr versichert er, dass sich in Aegypten vor den Zeiten jenes Königs nichts von besonderer Wichtigkeit zugetragen habe. Tacitus erzählt, dass Germanicus, als er zu Theben die grossartigen Monumente sah, einen alten Priester ersuchte, ihm jene zu erklären. Dieser sagte nun, dass der König Rhamses mit einem Heere von 700,000 Mann Libyen, Aethiopien, Medien, Persien, Baktrien, Skythien, Syrien, Armenien, Kappadocien, Bithynien und Lycien erobert habe, und dass in ägyptischen Charakteren darauf bezeichnet sei, was und wie viel jedes Volk als Tribut entrichten musste [1]). Champollion-Figeac bezieht diess auf Sethosis, den Sohn des Amenophis, der auch Rhamses genannt worden sei, und von welchem Manetho berichte, dass er mit einem mächtigen See- und Landheere Cypern, Phönizien, Assyrien und Medien unterworfen habe, aber durch den Aufstand seines Bruders Armais, der auch Danaus hiess und während seiner Abwesenheit die Regierung führte, zur Rückkehr nach Aegypten genöthigt worden sei. Er nennt ihn Rhamses Maiamun, den Erbauer des Riesenpalastes Medinet-Habu zu Theben, worin seine eben berührten Thaten in Sculpturen und Gemälden dargestellt seien, und setzt seinen Regierungsantritt in das Jahr 1474 vor Chr. [2]). Demnach hätten wir einen dritten gewaltigen ägyptischen Eroberer. Indess war dieser Rhamses Maiamun ein Sohn des Sesostris, der an den Feldzügen seines Vaters Theil nahm, wie auch unter den Bildern seiner Söhne im Rhamesseum einer Maiamun genannt wird; ohnediess sind auch die Thaten des Sethosis bei Manetho denen des Sesostris bei Herodot und Diodor, zumal in Betreff seines treulosen Bruders, so ähnlich, dass darin die Identität beider Personen nicht zu verkennen ist. In dem Gebäude Medinet-Habu ist eine Schlacht gegen die Moschausch abgebildet, die wahrscheinlich das Volk des Moses waren, sowie ein Seetreffen, das man sicher unter den Darstellungen der Thaten des Sesostris als Schöpfers der Marine nicht vergessen haben würde. Champollion-Figeac will unter den Bildern der Gefangenen auch Indier erkennen und macht daher folgende Bemerkungen: „Mit der Regierung der 18. Dynastie kämpfen die Aegyptier zu Land und zur See wider indische Völker; Kriegswagen, reiche Trachten, befestigte Städte, Brücken über den Flüssen des Landes, in welches der Sieg Pharao's Heer und Flotte geführt, zeigen in dem Lande der Indier alle Hülfsquellen einer nicht weniger vorgerückten Gesittung als die ägyptische ist. Sonach kann man gewiss Indien das hohe Alterthum, welches aus dieser Zusammenstellung erhellt, nicht absprechen. Sesostris Siege hatten beigetragen zur Wiederherstellung eines regelmässigen Verkehrs zwischen dem ägyptischen Reiche und Indien, und der Handel zwischen beiden Ländern hatte damals einen grossen Schwung. Die vielen Zeuge und Stoffe von indischem Fabricat, die man in den ältesten ägyptischen Gräbern entdeckt, die Geräthschaften aus indischem Holze, die geschnitten harten Steine, die sicherlich eben daher kamen, lassen keinen Zweifel übrig, dass Theben und Memphis die ersten Stapelplätze des Welthandels waren, früher als Babylon, Sydon und Tyrus, zu einer Zeit, da über ganz Europa und

1) Taciti Ann. 2, 60.
2) Champollion-Figeac, Geschichte von Aegypten. Stuttgart 1839. S. 392.

den grössten Theil Asiens noch die Nacht der Barbarei ausgebreitet lag.“ Dass schon damals Aegypten mit Indien verkehrte, mag sein, aber Sesostris indischen Feldzug kennt weder Herodot, noch Manetho, noch Tacitus; er ist, wie schon Megasthenes und Eratosthenes behaupteten, eine reine Erdichtung, die Diodor vermuthlich dem Hekatäus nachschrieb; selbst auf der Papyrus-Rolle Sallier's, die aus dem 9. Regierungsjahre des grossen Rhamses stammt und in Form einer dialogisirten Ode dessen Thaten enthält, fehlen unter den besiegten Völkern die Indier, und bezögen sich die alten Schlachtgemälde auf die Indier, so würde der Künstler sicher darin Elephanten angebracht haben. Der Sesoosis und der Osymandias des Diodor, der Sethosis des Manetho, der Rhamses des Tacitus und der Pharao des Moses sind nicht von dem Sesostris des Herodot verschieden, der im 16. Jahrhundert vor Chr. der Herrschaft der Hyksos in Unterägypten eine Ende machte und die Macht des grossen assyrischen Reiches brach.

§. 6. Unter Wuwang's Regierung (1122—1116 vor Chr.) erschienen Gesandte aus dem Lande Lu, im Westen von Sina, an dem sinesischen Hofe und brachten dem Kaiser einen 4 Fuss hohen Hund zum Geschenk; denn Hunde und Pferde waren damals noch selten in Sina [1]). Unter Lu ist wohl Nordindien oder dessen Nachbarschaft zu verstehen, wo die grossen Hunde einheimisch sind, und dass zu jener Zeit Sina mit Indien in Handelsverkehr stand, scheint deutlich aus dem Schuking hervorzugehen, indem der Artikel über den Genuss des Weins, den der Kaiser Wuwang nur bei Opfermahlen gestattete, von Personen spricht, die des Handels wegen in entfernte Länder reisten, und zugleich befiehlt, die Jugend zu belehren, dass Liebe zu den eigenen Landesprodukten die Unschuld der Sitten aufrecht halte [2]). Nach dem Tode jenes Kaisers kamen Abgeordnete aus den Ländern Siam, Laos und Kotschin-Sina, um Tschingwang, der von 1116—1078 vor Chr. regierte, zu seiner Thronbesteigung Glück zu wünschen, bei welcher Gelegenheit Tscheukung, der Oheim des Kaisers, ihnen zur bequemen Rückkehr in ihr Vaterland einen Wagen geschenkt haben soll, der nach Süden zeigte, Tschinankiü genannt, wie noch heute der sinesische Kompass heisst. Damals bestand schon ein ausgebreiteter Seeverkehr mit Sina, es kamen im dritten Jahre der Regierung Tschingwangs Männer aus dem entfernten Königreiche Nili zu Schiffe dahin [3]). Pauthier hält jenes Reich Nili für Aegypten, und Champollion will sogar Reste sinesischer Industrie, die man bei tiefen Nachgrabungen auf dem Boden von Theben sammelte, gesehen und auf ägyptischen Gemälden in einem der ältesten Gräber dieser Stadt Personen von sinesischer Gesichtsbildung und Tracht bemerkt haben; jedoch befürchten wir sehr, dass es sich mit den Resten der altsinesischen Industrie nicht ebenso verhält, wie mit den sinesischen Porzellanvasen, die vor einigen Jahren in alten ägyptischen Gräbern vor Psammetich's Zeiten aufgefunden worden sein sollten, auf denen aber der Sinologe Medhurst ein Distichon Sutongpo's entdeckte, der erst gegen das Ende des 11. Jahrhunderts nach Chr. lebte. Kamen jene Männer auch nicht aus Aegypten, so schiffte man um jene Zeit doch wenigstens aus dem arabischen Meerbusen nach Indien.

---

1) Schuking 4. c. 5. 2) Schuking 4. c. 10.
3) Pauthier, Geschichte von China. S. 86.

§. 7. Wahrscheinlich bemächtigte sich David des Landes Edom des Seehandels wegen, denn sein Sohn Salomo, der von 1015—975 regierte, rüstete zu Elath (Aila, Akaba) am arabischen Meerbusen in Gemeinschaft mit Hiram, dem Könige von Tyrus, der Schiffe und des Meeres kundige Seeleute stellte, eine Handelsflotte nach Ophir aus, das bereits im Pentateuch erwähnt wird, wonach dieser Verkehr schon lange bestanden haben muss[1]). Ophir verändert die Septuaginta in Sophir, und dieses setzt Josephus, das zu seiner Zeit Goldland genannt wurde, in Indien[2]). Hesychius nennt es ein an Edelsteinen und Gold reiches Land in Indien; der etymologisirende Bochart findet in dem Worte die Bedeutung von Goldland, denn Paz und Uphaz heisse Gold, aus welchem Grunde auch der Fluss Phasis seinen Namen trage, und will es in der Hafenstadt Hippuri auf Seilan erkennen[3]). Auch neuere Forscher erklären sich für Indien, und nach Jabłonsky heisst Sophir im Koptischen wirklich Indien, welches Wort aus dem Skr. Suwarna, d. i. Gold, entstanden zu sein scheint, zumal da der alexandrinische Codex der Septuaginta Σώφαρα liest. Dahingegen sprechen sich Andere für Sophala aus, wie Huet, Montesquieu, Bruce, Danville, welcher Letztere der Meinung ist, dass das Ophir in Arabien leicht ein Ophir an der Küste Afrika's habe hervorrufen können, das in Sophir, Sophar, Sophara el Zange oder Sophala überging. Wo lag nun Ophir? Aus der Zeit von 3 Jahren, welche die Flotte auf der Hin- und Herfahrt zubrachte, lässt sich die Entfernung nicht genau bestimmen, wie jeder weiss, der das Seewesen der alten Völker kennt: lief ja noch 500 Jahre später Skylax von Karyanda erst nach 30 Monaten von dem Indus in den arabischen Meerbusen ein! Das Land können nur die Handelsartikel bestimmen, die man einnahm. Die Flotte lud in Ophir Gold, Silber, Edelsteine, Sandelholz, Elfenbein, Affen und Pfauen: Produkte, die nicht alle in Afrika, wohl aber alle in Indien einheimisch sind[4]). Das Sandelholz wächst nur auf den Ghats der malabarischen Küste, auf Seilan ist es schon selten und schlecht; der hebräische Name Algummim ist dem dekhanischen Valgum und dem Sanskrit Valgu entlehnt[5]); der Pfau lebt noch in Indien im freien Naturzustande, in welchem ihn die Begleiter Alexanders des Grossen als auffallende Merkwürdigkeit in einem dichten Haine am Flusse Hydraotes trafen, und diese Thiergattung führt im Malabarischen den Namen Togeï, der in geringer Abänderung in die hebräische und mehrere andere Sprachen überging[6]); ebenso wurde auch der Sanskritname für Affe in die bezeichneten Stellen des alten Testaments übergetragen[7]). Selbst das Silber bezogen sogar die Bewohner der Ostküste Afrika's noch in spätern Zeiten aus Indien. Als sich Vasco de Gama

---

1) 1. Mos. 10, 29. 1. Kön. 9, 26—28. 2. Chron. 8, 17—18.
2) Joseph. Antiquit. 8, 6. 3) Bochart de coloniis Phoen. c. 46.
4) 1. Kön. 10, 11. 22. 2. Chron. 9, 10 u. 21.
5) 1. Kön. 10, 11 steht per metathesin Almuggim. Dasselbe Holz heisst auch im Skr. Tschandana, woraus der Name ins Griechische und Deutsche überging.
6) Curt. 9, 1. Togeï, das mit dem Skr. Sikhi verwandt ist, veränderte sich im Hebräischen in Tukkijim, im Griechischen in ταὼς, was die Attiker nach Athenäus dem Ursprunge näher ταῶς aussprachen, und aus letzterm entstand, weil der T-Laut zuweilen mit dem P-Laut wechselt, wie πέμπε für πέντε, φὴρ für ϑὴρ, das lateinische pavo, das französische paon und das deutsche Pfau.
7) Das hebräische Koph, Affe, ist dem Skr. Kapi entlehnt.

bei einigen Schiffern an der Insel Mozambique nach der dortigen Gegend erkundigte, antworteten sie: „Jene Insel führt den Namen Mozambique und wird von dem Scheik Sokoeja beherrscht, der von dem mächtigen Könige des weiter nördlich liegenden Reiches Quiloa abhängig ist; ihre Einwohner sind Kaufleute, welche Waaren vom rothen Meere und aus Indien beziehen, aus letzterm Lande hauptsächlich Silber, Leinwand (Baumwollenzeuge), Gewürznelken, Pfeffer, Ingwer, silberne Ringe, Perlen und Rubine, und bezahlen diese Waaren mit dem Golde, das sie aus dem hinter ihnen liegenden Lande Sophala holen [1]).“ Hieraus erhellt nun klar, dass Ophir nicht Sophala ist, das den Erklärern nicht so viele Schwierigkeiten verursacht haben würde, wenn die Bibel uns einen ausführlichen Frachtbrief der Flotte hinterlassen hätte; denn es ist doch wohl sicher, dass sie in Indien mehrere Gegenstände einnahm, als die namentlich angeführten. Aber in welcher Gegend ist Ophir zu suchen? Ziehen wir den natürlichen Lauf der Dinge in Betracht, so erweiterte sich der Seehandel nur allmälig, und demgemäss kann es nicht Hippuri auf Seilan sein, da die ägyptische Handelsflotte noch im Anfange unserer Zeitrechnung nicht Seilan erreichte; es ist also entweder in der Gegend der Indus-Mündungen zu suchen, wo nach Ptolemäus die Landschaft Sabiria, im Periplus irrig Iberia genannt, lag und deren Bewohner im Mahabharata unter dem Namen Abhiras zu den Mletschhas (Barbaren) gezählt werden, oder in der Nähe von Surate, wo sich die Hafenstadt Uppara, das Supara des Ptolemäus, befand, deren Namensähnlichkeit an Ophir, Sophir erinnert.

§. 8. Der sinesische Kaiser Muwang (1001—946 v. Chr.) schlug dem Litaikisse zufolge im Jahre 989 die westlichen Barbaren und legte ihnen als Tribut grosse zweischneidige Schwerter und Stoffe auf; machte dann im Jahr 984 eine Reise nach dem Berge Künlün im Westen, wo er mit Siwangmu, der Mutter des westlichen Königs zusammentraf, und führte von dort Künstler und Gelehrte in sein Reich [2]). Die Künstler und Gelehrten, die Muwang in sein Reich zog, waren sicher Indier; aber wer war die westliche Mutter? Die Anhänger des Laotse, der 604 vor Chr. geboren wurde und selbst eine Reise nach Westen unternahm, nennen den eigentlichen Stifter ihrer Lehre Siwangum. Laotse lehrte, dass das Tao oder die höchste Vernunft Gott sei, welches die Welt, die vorher nur ein Chaos war; durch seine inwohnende Kraft erschuf, Eins erzeugte, das wiederum Zwei, und dieses dann Drei hervorbrachte, aus welchem alle Wesen entstanden: in dem Menschen offenbare sich das Tao in zwei Naturen, der geistigen und der materiellen, von welcher letzern sich der Mensch durch die Ertödtung aller Sinnlichkeit und durch die Verabscheuung aller irdischen Güter und Vergnügungen befreien müsse, um sich mit dem rein Geistigen, dem Göttlichen zu verschmelzen; denn wer die Vereinigung mit jenem höchsten Wesen nicht erlange, leide durch fortwährende Wiedergeburten. Da nun diese Lehre aus Elementen des Brahmaismus und Buddhaismus besteht, so ist vermuthlich unter der westlichen Mutter Siwangmu der ältere Buddha, Sâkja-Muni oder die 9. Incarnation des Wischnu zu verstehen, der um 1000 vor. Chr. lebte und nach Wilson von skythischem oder tartarischem Stamme war,

1) Külb, Geschichte der Reisen und Entdeckungen in Afrika. Mainz 1841. S. 117. 2) Pauthier l. c. S. 96 ff.

worüber wir aus dem Bhawischja- und Samba-Purana folgenden Aufschluss erhalten: „Samba, der Sohn des grossen Königs Krischna, hatte einen Sannjasi (heiligen Brahmanen) beleidigt und wurde von diesem verflucht. Sein Vater rieth ihm, er solle, um den Folgen dieses Fluches zu entgehen, sich an die Sonne wenden, und indem er diess that, gebot ihm die Sonne eine Stadt zu erbauen, dieselbe nach seinem Namen Samba zu nennen und in derselben den Sonnendienst einzuführen. Um aber Priester zu gewinnen, welche im wahren alten Sonnendienst erfahren waren, bestieg er den Adler des Wischnu, seines Vaters, flog darauf nach Sakadwipa und brachte von dort das Haupt der Weisen, Maga, nebst 18 Priesterfamilien nach Indien, die ihm nun den Sonnendienst einrichteten, sich dann in Kikata, das damals Dscharasanda, der Riesenkönig, beherrschte, niederliessen, welches von ihnen den Namen Magadha erhielt; auch verheiratheten sie sich in die Familie des Königs Bhodscha, woher sie den Namen der Bhodschakas haben, wie sich heute noch die Tübetaner Bodschi nennen. Noch zur Zeit der Abfassung des Purana lebte dieser Brahmanenstamm in Magadha; seine Mitglieder wurden Magas von jenem Oberhaupt, oder auch Sakas und Sakalas von ihrem Vaterlande Saka genannt[1].“ Dieser Reformator, der eigentliche Sakja-Buddha, wird mit dem spätern Gautama Buddha, dem Sohne des Sudhodana, häufig verwechselt.

§. 9. Zu Homers Zeiten, um 1000 vor Chr., brachten die Phönizier schon verschiedene Waaren nach Griechenland, unter welchen der Dichter besonders die kunstvollen sidonischen Gewande rühmt[2]. Jene Gewande scheinen aber aus Zeugen indischer Industrie bestanden zu haben, da die Phönizier in der Weberei nicht so berühmt waren als in der Färberei und andern Fabrikaten; dass er sie sidonische nennt, darf uns nicht befremden, weil die Alten häufig Waaren mit dem Namen des Landes oder des Ortes belegten, woher sie dieselben zunächst oder gewöhnlich bezogen, unbekümmert, ob sie dort einheimisch waren oder nicht, wie es auch heute noch zuweilen geschieht; denn wie lange nannte man nicht die indischen Zitze Perses, die doch in Persien nicht gemacht wurden! Hieher gehört auch der prächtige Chiton des Odysseus, dessen Stoff so dünn wie die Schale einer dürren Zwiebel war[3]. Der Dichter erwähnt auch häufig des Elfenbeins, das wahrscheinlich ebenfalls von den Phöniziern eingeführt wurde, da wir oben diesen Artikel als Ladung der salomonischen Flotte, woran die Phönizier betheiligt waren, kennen lernten; und was die Gewande betrifft, so ist, wenn wir sie auch, als nicht verzeichnete Artikel, der Ladung jener Flotte absprechen wollten, doch aus Ezechiel hinreichend bekannt, dass kostbare purpurfarbene und gestickte indische Stoffe aus arabischen und persischen Häfen durch Karawanen nach Tyrus gebracht wurden[4]. Schon im Alterthume wurde es in Frage gestellt, ob Homer von Indien Kunde habe, was Strabo durch den unlogischen Schluss verneint: wenn Homer Indien gekannt hätte, so würde er es erwähnt haben; wohingegen wir aber mit Posidonius glauben, die Indier auch unter seinen Aethiopiern zu erkennen, die er als ein gottesfürchtiges und tugendsames Volk schildert, bei

---

1) Windischmann, die Philosophie im Fortgang der Weltgeschichte. Th, 1. S. 703. 2) Hom. Il. 6, 288—292. 3) Hom. Odyss. 19, 232.
4) Ezochiel 27, 23—24.

welchem die Götter gern verweilten. So geht Poseidaon zu den fernwohnenden Aethiopiern, die sich von Osten nach Westen am äussersten Rande der Erde ausbreiteten, um das Opfermahl einzunehmen, und Zeus begibt sich in Begleitung aller Götter zu ihnen[1]). Die Griechen und Römer legten den Indiern und Abyssiniern wegen der Aehnlichkeit ihrer Hautfarbe den gemeinschaftlichen Namen Aethiopier bei, wie Virgil, der noch abwechselnd die eigentlichen Aethiopier oder Abyssinier durch Indi bezeichnet, und glaubten, wie Polybius und selbst noch Ptolemäus, Afrika hinge über Aethiopien mit Asien zusammen, wesshalb Alexander der Grosse Anfangs sogar den Hydaspes und Akesines für die Quellen des Nils hielt[2]). Auch hallte schon bei Homer der indische Siwa-Mythus in schwachen Lauten wieder, da er von den Griechen zuerst das heilige Nysse als Erziehungort des Dionysus anführt[3]).

§. 10. Dschemschid, König von Persien, Gründer der Stadt Persepolis, die noch Tukhti-Dschemschid, d. i. Dschemschidsthron genannt wird, beförderte die Gewerbe und den Handel dergestalt, dass seine Unterthanen bis zu den indischen Inseln Seefahrten unternahmen. Er traf überhaupt viele neue Einrichtungen, die er allem Anscheine nach aus Indien entlehnte, wie die Eintheilung des Volkes in 4 Classen, von denen die erste nach Malcolm die Priester und Gelehrten, die zweite die Staatsbeamten, die dritte die Krieger und die vierte die Künstler, Handwerker und Ackerleute bildeten; auch führte er das Sonnenjahr ein und befahl den Beginn desselben zu feiern, wie denn noch immer das Neujahrsfest das glänzendste von allen in Persien ist. Die Neuperser setzen zwar seine Regierungszeit unbestimmt in die erste Dynastie, die der Pischdadiden; wenn aber sein Mörder und Thronfolger Dahak der Dejoces des Herodot ist, wie sich aus der Aehnlichkeit der diesen beiden Personen zugeeigneten Handlungen als höchstwahrscheinlich ergibt, so starb er erst um 700 vor Chr., und dass damals im persischen Meerbusen der Seehandel blühte, erhellt aus dem gleichzeitigen Propheten Jesaias[4]). Die alten Perser waren nicht so seescheu, wie man sie insgemein macht; es diente ja selbst auf Alexanders Flotte der Perser Magoas, Sohn des Pharmuches, als Schiffshauptmann[5]); unbegreiflich ist es daher, wie Strabo behaupten kann, die Perser hätten aus Furcht vor einem feindlichen Einfalle die Flüsse Tigris und Euphrat durch Dämme versperrt, die Alexander bei seiner Rückkehr aus Indien soviel wie möglich zerstört habe, besonders die im Tigris bis Opis, da doch offenbar Nearch die Flotte nach Babylon führen wollte, welche Wasserstrasse er von der Mündung des Euphrats bis zu jener Stadt auf 3300 Stadien ($82\frac{1}{2}$ deutsche Meilen) rechnete, und sogar schiffte man damals noch 4800 Stadien weiter gegen den Strom, bis Tapsakus, wie Aristobulus berichtet, über welchen Weg wahrscheinlich schon zu Davids Zeiten die indischen Waaren nach Palästina und Phönizien gingen, woraus sich erklären lässt, warum David nach Thipsachs Besitz strebte[6]). Es ist auch nicht einzusehen, welche feindliche Flotte Persien hätte überfallen können, die Dämme in den Flüssen waren bloss zur Bewässerung der Saat-

1) Hom. Il. 1, 423. Od. 1, 22.

2) So sagt Herod. 3, 94: Αἰθίοπες οἱ ἐκ τῆς Ἀσίης und c. 95 Αἰθίοπες οἱ πρόσουροι Αἰγύπτῳ. Virg. Georg. 4, 293. Polyb. 3, 37. Ptolem. 4, 9. 7, 5.

3) Hom. Il. 6, 133. 4) Jesaias 43, 14. 5) Arrian. Ind. c. 18.

6) Strabo 16. c. 1. §. 9. Arrian. Ind. c. 41. 1. Kön. 4, 24.

felder angelegt. Zu derselben Zeit blühte ebenfalls der Seehandel zwischen Arabien und Indien, wie aus dem damals lebenden Propheten Ezechiel zu entnehmen ist. In die arabischen Häfen Rhama (Rhegma der Griechen), Dedan (heute Dadena auf der Küste von Oman), Javan M'usal (Ocila des Plinius)[1]), Heden (Aden), Channeh (Kana) und andere liefen in Menge indische Produkte ein, wie allerlei kostbare Kleiderstoffe, Eisen- und Stahlwaaren, Specereien, Zimmt, Kalmus, Edelsteine, Gold, Elfenbein und Ebenholz, die durch Karawanen nach Tyrus gebracht wurden[2]). Herodot, Eusebius und Syncellus bezeichnen den Phraortes als Nachfolger des Dejoces, den wir für den Dahak der Neuperser erklären, welche auf diesen Dschemschids Enkel Feridun folgen lassen, der demnach der Phraortes der Griechen wäre. Jener König von Medien, ein eroberungssüchtiger Fürst, der von 655—633 vor Chr. regierte, bezwang ganz Persien und soll sich auch den Neupersern zufolge Indien zum Theil zinspflichtig gemacht haben; indess ist auf den Wirrwar der ältesten Begebenheiten in den heutigen persischen Geschichtswerken, die auch anführen, dass kurz nachher Afrasiab, König von Turan, den mächtigen indischen König Schinkal zum Bundesgenossen gegen Kei-Khosru (Cyrus), König von Iran, erworben habe, aber dennoch geschlagen und seines Reiches beraubt worden sei, kein Gewicht zu legen; jedoch erzählt auch Nearch, dass Cyrus einen Feldzug gegen die Indier unternommen habe, von welchem er nur mit 7 Mann heimkehrte, wozu aber Megasthenes bemerkt, dass jener persische König im Kriege mit den Massageten bloss in der Nähe Indiens gewesen sei[3]). So viel wir aus der zuverlässigen Geschichte wissen, war Darius Hystaspis der erste persische König, der einen Theil Indiens eroberte; will man aber mit Ptolemäus die heutige Provinz Peschawer, in welcher Arrian die Astakener und Assakener als indische Völker bezeichnet, und wo man auch heute noch viele Hindus trifft, zu Indien rechnen, so war diese Provinz schon den Assyriern unterworfen, kam dann durch den Sturz jenes Reiches unter die Meder und durch Cyrus unter die Perser[4]). Die Urvölker am Flusse Kabul bis zum Hindukusch haben wirklich indische Gesittung und müssen daher zu den Indiern gezählt werden; auch war 977 nach Chr. die Provinz Peschawer wieder mit Indien jenseit des Indus einverleibt, zu welcher Zeit Subuktagi, der Stifter des Reiches Ghazni, sie dem Könige von Lahore, Dschajapala, entriss[5]).

---

1) M'usal ist nicht für das Moscha der Griechen, das heutige Maskate zu halten, obgleich Nearch am Vorgebirge Maketa einer Zimmtniederlage gedenkt (Arrian. Ind. c. 32), und Ezechiel benannten Ort ebenfalls als einen solchen bezeichnet; auch ist nicht an Muzu zu denken, sondern an Ocila, den Hafen der Gebaniten, da im letztern Worte das Javan des Ezechiel liegt (Plin. 12, 42). M'usal hiesse demgemäss von Ocila.

2) Ezechiel c. 27.

3) Nearch. ap. Strab. 15. c. 1. §. 5 und c. 2. §. 5. Megasth. ap. Strab. 15. c. 1. §. 6.

4) Arrian. Ind. c. 1.

5) Dow, l. c. Th. 1. S. 52.

## Zweiter Abschnitt.

### Von Darius Hystaspis bis auf Alexander den Grossen (506—328 v. Chr.).

### Die Morgendämmerung.

§. 1. Darius Hystaspis, der 521 vor Chr. den persischen Thron bestieg, liess unter der Anführung des Skylax von Karyanda in Karien im Jahre 509 vor Chr. von der Stadt Kaspatyros, besser Kaspapyros, dem heutigen Kabul im Lande Paktyika, das ist der Provinz Peschawer, die aber damals auch die Provinz Kabul, also das heutige Kabulistan umschlossen haben muss, ein Schiffsgeschwader zur Erforschung der Länder am Indus und der Küsten des rothen Meeres auslaufen. Skylax vollführte den Auftrag, kam durch die Meerenge von Babelmandeb in den arabischen Meerbusen und erreichte im 30. Monate denselben Hafen, aus welchem 107 Jahre zuvor der ägyptische König Necho Phönizier zur Umschiffung von Afrika ausgesandt hatte. Der Schiffshauptmann begab sich darauf nach Susa, erstattete dem König über seine Entdeckungen Bericht, und Darius rückte 506 vor Chr. in Indien ein, eroberte die Länder Pendschab und Kasmir, und machte ersteres zur 20. Provinz seines Reiches, die jährlich 360 Talente Goldsand, letzteres nebst dem Lande der Saker zur 15. Provinz, die 250 Talente als Steuer entrichten musste. Später stellten jene Provinzen zu dem grossen Heere, welches Xerxes nach Griechenland führte, Infanterie, Cavallerie und mit Pferden und wilden Eseln bespannte Streitwagen, welche Mannschaften baumwollene Kleider trugen und Bogen aus Rohr, sowie mit eisernen Spitzen versehene Rohrpfeile als Waffen führten[1]). Die jüngern persischen Historiographen erzählen, dass Gustasp (Darius Hystaspis) durch seinen Sohn Isfendijar mit einem Heere von mehr als 100,000 Mann die indischen Fürsten, welche den gewöhnlichen Tribut verweigerten, zum Gehorsam gebracht und zur Annahme der neuen Religion der Iraner gezwungen habe, woraus man schliessen sollte, dass die Indier schon früher den Persern unterworfen gewesen wären, wenn man nicht wüsste, dass die Perser, wie die Sinesen, alle übrigen Nationen als tributpflichtig betrachten. Ammian Marcelin hingegen lässt die neue Religion aus Indien nach Persien gelangen: „Der sehr weise Hystaspes, Vater des Darius, sagt er, ist bis ins Innere von Oberindien gekommen, wo er in einer waldigen Einöde Brahmanen traf, die ihn in der Erd- und Sternkunde und dem reinen Gottesdienst unterrichteten, welche Kenntnisse er bei seiner Rückkehr den Magiern mittheilte, die bis auf die heutige Zeit dasselbe lehren[2]).“ Nun war wohl nach dem

---

1) Herod. 3, 93. 94. 4, 44. 7, 65. 86. Lassen hält mit Recht Κασπάτυρος des Herodot für Κασπάπυρος verschrieben, indem Steph. Byz. sage: Κασπάπυρος, πόλις Γανδαρική, und erklärt es durch Kâsjapapura, Stadt des Kasjapa, Kasmir, weil Kasjapa der erste König von Kasmir gewesen sei. Allein Herodot setzt auch 3, 102 jene Stadt in das Land Paktyika und nennt 7, 67 die Bewohner desselben Πάκτυες, wie sich noch heute die Afghanen selbst Pukhtun nennen; die Kasmirer führt Herodot 3, 93. 7, 86 unter dem Namen Κάσπειροι an; selbst die Bezeichnung des Hekatäus als Stadt der Gandarier, die ebenfalls in Kabulistan wohnten, bestimmt Kaspapyros für Kabul, und wenngleich Herodot die Gandarier neben den Paktyern aufzählt, so kann es doch nur jene Stadt sein, weil Darius erst nach der Aussendung der Flottille Kasmir eroberte.

2) Amm. Marcell. 23, 6.

einstimmigen Berichte der Perser und nach Ktesias bei Arnobius der Reformator Zerduscht, der unter seinem grossen Verehrer Gustasp zu Baktra lehrte, aus dem Lande Aserbeidschan[1]); aber sein im Zendavesta ent haltenes Religionssystem ist grossentheils aus dem Brahmaismus hervorgegangen. Jenes Buch setzt die Dauer der Welt, wie die Brahmanen, auf 12,000 Jahre; es gestattet nur 4 Stände, den eines Priesters, Soldaten, Ackermannes und Handwerkers, wobei sich jedoch jeder seinen Stand im gewissen Alter wählen kann: bloss die Kinder der Könige haben ein Geburtsrecht auf den Stand ihrer Väter, und die Mobeds können sich auch mit den Regierungsgeschäften und Kriegsdiensten befassen, dürfen aber nicht zu den Verrichtungen der Ackerleute und Handwerker übergehen; es umfasst Gebete und Hymnen an die Sonne, den Mond, das Feuer, die Erde, das Wasser, die Luft; erklärt den Ehestand und die Erzeugung der Kinder für durchaus nothwendig zur ewigen Glückseligkeit, und schreibt noch sonst Vieles vor, was mit den Wedas übereinstimmt. Dass der Brahmane Tschengregatscha, dessen Bücher in Iran sehr berühmt waren, zum Zerduscht, dem Sohne des Poroschasp, gekommen sei, um seine falsche Lehre zu widerlegen, er aber, von derselben überzeugt, diese neue Religion angenommen habe, in welcher Folge mehr als 80,000 Weise und Häupter von Indien, Sindh und andern Reichen an Zoroasters Avesta geglaubt haben sollen, ist wohl nur eine Erdichtung[2]). Vincent verwirft die Seefahrt des Skylax sowohl als die Umschiffung Afrika's zu Necho's Zeiten, bloss aus dem Grunde, weil unüberwindliche Schwierigkeiten sie nicht zuliessen und beide erfolglos geblieben wären[3]). Es lässt sich allerdings nach der Ansicht des Polybius und Ptolemäus, die noch Afrika im Süden mit Asien verbinden, die Umschiffung Afrika's in Zweifel ziehen, aber Herodot hatte über manche Gegenden und Ereignisse bessere Kenntnisse erlangt, als seine Nachfolger; er wusste sogar, dass das kaspische Meer ein Binnensee war, und doch wurde es noch in spätern Zeiten für einen Busen des nördlichen Oceans gehalten. Für die Wahrheit der Umschiffung von Afrika spricht selbst die Bemerkung der Umsegler, dass sie nämlich die Sonne zu ihrer Rechten sahen, eine Thatsache, die man damals noch nicht aus Büchern kannte, sonst hätte sie Herodot nicht bezweifelt[4]). Jene Umseglung fand auch noch später statt, denn Plinius zufolge schiffte ein gewisser Eudoxus, um dem ägyptischen Könige Lathurus zu entweichen, aus dem arabischen Meerbusen um Afrika nach Cadix; ja noch weit vor jenem sah Cäcilius Antipater einen Kaufmann, der aus Spanien zur See nach Aethiopien gekommen war, und als C. Cäsar, ein Adoptivsohn des Kaisers Augustus, in Arabien Krieg führte, fand man in dem arabischen Meerbusen Trümmer von spanischen Schiffen[5]). Bougainville behauptet, dass, da im Jahre 1539 der Portugiese Diego Botelho mit 5 andern Personen in einem verdeckten Schiffe von kaum 14 Fuss Länge, 8 Fuss Breite und 4 Fuss Höhe in 9 Monaten von Goa um das Vorgebirge der guten Hoffnung glücklich nach Lissabon fuhr,

1) Arnobius cont. Gent. 1, 52 nennt ihn desshalb einen Armenier, Enkel des Hostanes.
2) Kleuker, Zendavesta Th. 1. S. 155. Th. 3. S. 32 ff.
3) Vincent, The commerce and navigation of the Ancients in the Indian Ocean. II. pag. 14.
4) Herod. 4, 42. 5) Plin. 2, 67.

ebenso auch die Phönizier, deren Schiffe sicher von grösserm Umfange waren, die Reise um Afrika zurücklegen konnten[1]). Was die Küstenfahrt des Skylax betrifft, so sind wir bereits vollkommen überzeugt worden, dass schon weit früher eine Seeverbindung zwischen dem arabischen Meerbusen und den arabischen Häfen mit Indien bestand, mithin war diese Fahrt nicht die erste, wofür einige sogar ganz ohne Grund die des Nearch erklären; ja Herodot fügt noch hinzu, dass Darius nach Vollendung derselben die Indier unterjochte und einen Seeverkehr auf diesem Meere anknüpfte, der sich vielleicht bis Aegypten erstreckte, weil ihm zufolge Darius den von Necho zuerst angelegten Nilkanal, der vom pelusinischen Arme bei Bubastis (Basta) nach Arsinon (bei Suez) am arabischen Meerbusen lief, wirklich vollendete, obgleich Aristoteles bemerkt, dass Sesostris den Bau dieses Kanals begonnen, aber wieder eingestellt habe, weil er befürchtete, dass der höher liegende arabische Meerbusen Aegypten überschwemme, und Diodor den von Necho begonnenen Bau nur von Darius fortsetzen und erst durch Ptolemäus Philadelphus vollenden lässt, welcher der Ueberschwemmung dadurch vorgebeugt habe, dass er eine Schleusse darin anlegte, die bei der jedesmaligen Durchfahrt geöffnet und schnell wieder geschlossen wurde[2]). Vermuthlich wird sich durch die Entzifferung der an diesem Kanal von Roziere entdeckten persischen Keil-Inschrift bestätigen, dass Darius der Vollender desselben war. Dieser Kanal, der selbst zu den Zeiten des Königs Ptolemäus Philadelphus wegen der unsichern und schwierigen Beschiffung des arabischen Meerbusens wenig gebraucht wurde, versandete mit der Zeit dergestalt, dass ihn 642 nach Chr. der Khalife Omar durch seinen General Amru wieder ausgraben lassen musste, um auf diesem Wege das Getraide schneller aus Aegypten nach Arabien zu befördern, und seitdem blieb er 100 Jahre lang in Betrieb, verschwand aber nach diser Zeit allmälig, so dass Napoleon kaum eine Spur seiner ehemaligen Existenz auffinden konnte. Durch Darius Besitznahme von Nordindien erweiterte sich die Kunde dieses Landes bei den Persern, und zuerst verfasste der obgedachte Skylax über Indien ein jetzt verschwundenes Werk, aus welchem Aristoteles anführt, dass die indischen Könige sowohl an Körperschönheit als an Geist die übrigen Menschen übertreffen, u. Philostrat mittheilt, dass es unter den Bewohnern Indiens auch Schattenfüssler und Langköpfige gebe[3]). Skylax nannte die Hindus zuerst Indi, indem er an dem persischen Worte den Spiritus asper mit dem lenis wechselte, wie aus Hoddu im Buche Esther und aus Hidhu auf der Keilinschrift des Darius Hystaspis, in welcher die ihm unterworfenen Völker aufgezeichnet sind, erhellt. Hidhu wurde aber Hindhu ausgesprochen, denn das Zend schreibt Hendu, und das auf derselben Keilinschrift vorkommende Gadara heisst im Sanskrit Gandhâra, bei Hekatäus und Ptolemäus Gandara[4]). Den Namen Indien leitet von Bohlen von dem Flusse Indus ab, im Skr. Sindhu, Fluss, weil dessen Sibilans nach den dortigen Dialekten in eine Spirans (Hindu) übergehe, und auch schon Kalidasa das abgeleitete Haindawa gebrauche; wohingegen Hiüan

1) Mém. de l'Academ. des Inscript. Tom. 28. p. 311.
2) Herod. 2, 158. 4, 39. 44. Aristot. Meteorolog. 1, 14. Diod. Sic. 1, 33.
3) Aristot. Polit. 7, 14. Philostr. vit. Apoll. 3, 47.
4) Esther 1, 1. Vergl. Lassen, indische Alterthumsk. 1. Bd. 1. Hälfte. S. 2.

Thsang bemerkt, dass dieses Land vor Alters Schinthu (Skr. Sindhu) geheissen habe, jetzt aber nach der pünktlichen Aussprache Jintu genannt werde, was Mond (Skr. Indu) bedeute, von welchem die Eingebornen den Namen ihres Landes ableiten[1]). Da nun die Indier sich für Abkömmlinge des Mondes ansehen, so ist diese Ableitung wohl die richtigere, wofür auch noch das Wort spricht, womit die Griechen jenes Land benennen. Nach Skylax schrieb Hekatäus aus Milet über die Macht des Darius und zählte alle Völker auf, die jener persische König beherrschte, worunter er auch die Indier berührte, welche der Trauerspieldichter Aeschylus, dessen Lebenszeit in die Jahre 525—460 vor Chr. fällt, noch Hirtenvölker nennt, die mit Kamelen umherziehen und das Land bei den Aethiopiern bewohnen; aber Sophokles, der von 498—406 vor Chr. lebte, kennt bereits indisches Gold[2]).

§. 2. Die Erkundigungen, welche Herodot in Persien über Indien einzog und in seinem Geschichtswerke, das er 444 vor Chr. verfasste, niederlegte, lauten kurz also: „Indien ist das äusserste Land im Osten der bewohnten Erde, in welchem verschiedene Völkerschaften mit verschiedenen Sprachen wohnen, die zum Theil in festen Wohnsitzen leben, zum Theil ein Nomadenleben führen, wie die Kalatier und Padäer im Osten des Landes, die ihre Verwandten, wenn sie an einer rettungslosen Krankheit niederliegen oder alt geworden sind, tödten und verzehren. Andere Indier tödten kein Thier, sondern geniessen die wildentsprossenen Früchte der Erde, bauen keine Häuser, sondern bringen ihr Leben in Wildnissen zu, wo sich Keiner um sie kümmert. Die Bewohner in den Niederungen des Flusses Indus, in welchem Krokodile leben, essen rohe Fische, die sie auf Kähnen aus Einem Rohrabsatze fangen; ihre Kleidung besteht aus dem Bast einer Wasserpflanze, den sie wie Binsen zu einem Gewande flechten. Die Bewohner des südlichen Indiens gleichen an Hautfarbe den Aethiopiern, haben aber kein krauses Haar und sind nicht den Persern unterworfen. Hier sind auch, mit Ausnahme der Pferde, die vierfüssigen Thiere und Vögel grösser als in andern Ländern, und Bäume, welche Wolle zur Frucht tragen, die an Feinheit und Güte die Schafwolle weit übertrifft und von den Indiern zu Kleiderstoffen verwebt wird. Hier gibt es auch Gold in Menge, das man aus Gruben, Flüssen und durch Raub gewinnt, welche letztere Gewinnung auf folgende Weise stattfindet. Im Norden von Indien erstreckt sich eine Sandwüste, die viele Goldkörner enthält, welche von Ameisen, die kleiner als Hunde, aber grösser als Füchse sind, bei dem Bau ihrer Wohnungen aus der Erde herausgescharrt werden; die Nordindier, die muthigsten von Allen, kommen nun in der grössten Sonnenhitze, wenn die Ameisen in der Erde verborgen sind, mit Kamelen heran, füllen den ausgewühlten goldhaltigen Sand in Säcke und eilen mit grosser Schnelligkeit, die durch die Sehnsucht der weiblichen Kamele nach ihren zu Hause zurückgelassenen Jungen noch gesteigert wird, davon, um nicht von jenen wüthenden Thieren zerrissen zu werden[3])“.

Herodot kannte also die Sinesen noch nicht, weil er die Indier für die äussersten Bewohner im Osten Asiens erklärt; die Einwohner unterscheiden sich noch heute durch eine Menge Sprachen, unter welchen

1) v. Bohlen l. c. Th. 1. S. 9. Le Thiantchu p. 98.
2) Herod. 5, 36. Aeschyl. Suppl. 284. Sophocl. Antig. 1039.
3) Herod. 3, 38. und 98—106.

auch schon das Sanskrit gesprochen wurde, wie wir weiterhin aus mehreren Wörtern, welche die Griechen aufbewahrt haben, zeigen werden. Der Name Kalatier ist vermuthlich aus Skr. Kâla, schwarz und Wastri, Kleidung, gebildet, und demgemäss wären sie die Kalystrier des Ktesias, von welchen bald die Rede sein wird; bei den Padäern (Skr. Padjas, Schlechte) denkt v. Bohlen an die Parias, Heeren aber erinnert an den Fluss Paddar, wo auch wirklich in Adschmir, Malwa und Khandisch die rohen Pindarris und Gonds wohnen, welche Letztere noch heutiges Tages Menschen opfern und ihre Familienglieder, sobald sie von einer hoffnungslosen Krankheit ergriffen werden, oder ein zur Arbeit unfähiges Alter erreicht haben, tödten und essen, da sie einen solchen Tod für eine grosse Wohlthat halten[1]). Das Tödten der Thiere halten die Hindus überhaupt für sündhaft, wesshalb sie auch Pfleganstalten für Thiere unterhalten; ja nach dem Manu ist sogar das unfreiwillige Tödten der Thiere Sünde, und weil sich nun in jedem Hause fünf Gegenstände: Feuerherd, Mahlstein, Besen, Mörser nebst Stösser, Wasserkrug befinden, die den Tod der kleinen Thiere verursachen können, so ist der Familienvater verpflichtet, täglich die 5 grossen Opfer (Nahâjadschnas) zur Entsündigung darzubringen. Das erste besteht in der Lesung der heiligen Schrift, das zweite in der Libation von Wasser oder Milch, oder in der Darbringung von Reis, Wurzeln und Früchten für die Verstorbenen (Srâddha-Nitza), das dritte in der Verehrung aller Götter (Homa), indem der Hausvater flüssige Butter in das Nuptialfeuer giesst, zuerst dem Agni (Gott des Feuers) und dem Soma (Mondgott) jedem besonders, dann beiden zugleich, hierauf den Wiswas-Dewas (versammelten Göttern), dem Dhanwantari (Gott der Heilkunde), der Kuhû (Göttin des Tages nach dem Neumond) der Anumatî (Göttin des Tages nach dem Vollmond), dem Pradschâpati (Herrn der Geschöpfe), der Djâwâ (Göttin des Himmels), der Prithiwî (Göttin der Erde) und endlich dem Feuer des guten Opfers. Nachdem er diess mit der grössten Andacht vollbracht hat, wendet er sich nach jeder der 4 Himmelsgegenden, von Osten ausgehend, und bringt eine Oblation (Bali) dem Indra (König des Himmels und Herrscher des Ostens), dem Jama (Richter der Todten und Beherrscher des Südens), dem Waruna (Gott des Wassers und Herrscher des Westens) und dem Kuwera (Gott des Reichthums und Beherrscher des Nordens) nebst den Genien, welche ihr Gefolge bilden. Nach dieser Verrichtung wirft er gekochten Reis an seine Thür zur Verehrung der Winde, ins Wasser zur Verehrung der Wassergottheiten, in den Mörser zur Verehrung der Waldgottheiten, und bezeigt dieselbe Ehrerbietung der Srî (Göttin des Ueberflusses und Glückes) an seinem Kopfkissen, der Bhadrakâlî beim Fusse des Bettes, dem Gotte Brahmâ und dem Hausgotte Wâstospati in der Mitte seiner Wohnung; wirft dann den Wiswas (versammelten Göttern) ein Opfer in die Luft, begibt sich in das Obergeschoss seines Hauses, wo er ein Opfer für das Wohlergehen aller Wesen darbringt und gibt den Rest den Manen. Das vierte Opfer besteht darin, dass er für Hunde, Vögel, Würmer und verstossene Menschen Nahrungsmittel auf der Erde niederlegt, und das fünfte, dass er seinem Gaste Speise reicht und dem bettelnden Novizen Almosen ertheilt[2]). Es sind daher jene Menschen, deren Gewerbe im Thiertödten besteht, verachtet und gehören zu den

1) Ausland 1838. S. 887. u. Jahrgang 1839. S. 968. 2) Manu 3, 68—94.

Mischclassen, wie die Nischâdâs (Fischer), welche von einem Brahmanen und einer Sudra-Tochter, die Kschattris, welche von einem Sudra und einer Kschatrija-Tochter, die Ugras, welche von einem Kschatrija und einer Sudra-Tochter, die Pukkasas, welche von einem Nischâda und einer Sudra-Tochter erzeugt werden [1]). Im Widerspruche mit dem Obigem halten die Fürsten die Jagd und die Thierhetzen nicht für sündhaft, und das Gesetzbuch Manu erklärt sogar das Tödten der Thiere zum Opfer für ein gutes Werk, weil sie in einer höhern Stufe wiedergeboren würden, zu welcher Veredlung aber nur einige wenige auserkoren sind [2]). Diejenigen, welche von den wildentsprossenen Früchten einsam in den Wildnissen lebten, hält von Bohlen für Buddhaisten, weil von einzelnen brahmanischen Anachoreten schwerlich ein so allgemeines Gerücht nach Persien gelangen mochte, weil Herodot ebenfalls von einem heiligen Fussstapfen des Herkules in Asien vernommen und dieser Sripâda des Buddha in mehreren Gegenden verehrt werde [3]). Allein Herodot erzählt nur, dass die Skythen in einem Felsen am Flusse Tyras eine Spur des Herkules zeigen, welche dem Fussstapfen eines Menschen gleiche und zwei Ellen gross sei; von einer Verehrung desselben spricht er nicht; und wie konnte sich damals schon der Buddhaismus bis ans schwarze Meer verbreitet haben, der selbst in Indien erst nach Tschandragupta's Zeiten an Umfang gewann? Vielmehr sind unter jenen Abstinenten die Hylobier des Megasthenes zu verstehen, die Wânaprasthas (Waldeinsiedler) der Hindus, von welchen wir später handeln werden. Von den goldgrabenden Ameisen redet ebenfalls das Mahabharata, nach welchem deren ausgescharrtes Gold von den Khasas und andern nordischen Völkern dem König Judhischthira überbracht wurde [4]). Ktesias gibt der Erzählung des Herodot von den goldgrabenden Ameisen einen eigenen Anstrich; er lässt das Gold in der Wüste durch Greife bewachen, Schaaren von 1000 bis 2000 bewaffneter Indier mit Schaufeln und Säcken hinziehen, um in dunkeln Nächten, unbemerkt von den Greifen, das Gold aus der Erde zu wühlen, und sie erst nach 3 oder 4 Jahren in ihre Heimath zurückkehren, durch welche Anzahl Jahre und Mannschaft Heeren verleitet diese Sandwüste für Gobi und den bewaffneten Zug der Indier für eine nach Sina gehende Karawane hält [5]). Nearch versichert nun, Felle von goldgrabenden Ameisen im macedonischen Lager gesehen zu haben, und dass es solche gab, bestätigt Megasthenes durch nachstehende Worte: „Bei den Derden, einem grossen Bergvolk im Osten von Indien, dehnt sich eine 3000 Stadien (75 geogr. M.) im Umfange haltende Bergfläche aus, wo im Winter fuchsgrosse Ameisen von ausserordentlicher Schnelligkeit Höhlen zur Wohnung bauen, bei welchen sich in der ausgewühlten Erde Goldkörner befinden, und da jene Ameisen Raubthiere sind, so legen die in der Nähe Wohnenden, um nicht von ihnen angefallen zu werden, Fleischstücke nieder, sammeln alsdann den Goldsand und setzen ihn, weil sie selbst des Schmelzens unkundig sind, an den ersten besten Kaufmann ab [6]). Jene Worte des Megasthenes lösen das ganze Phantasiegebilde auf. Die goldgrabende Ameise ist weder der

1) Manu 10, 8—49. 2) Manu 5, 40 ff.
3) v. Bohlen l. c. Th. 1. S. 319. Herod. 4, 82.
4) Lassen l. c. S. 40. 5) Ctesias ap. Aelian. hist. anim. 4, 27.
6) Megasth. ap. Strab. 15. c. 1. §. 44. Arrian. Ind. c. 15.

Hamster, wie Heeren, noch der Springhase, wie Ritter vermuthet; sie ist der Schakal, Gold- oder Schnellwolf, der bei Nacht in Schaaren heulend umherläuft, Thiere frisst, Kinder raubt und Leichen ausgräbt, bei Tage aber in Höhlen liegt. Die Derdä des Megasthenes sind die Daradas des Manu, die noch unter dem Namen Dardi, Durdi als wilde Bergbewohner in den nördlichen Gegenden Kasmirs und der Provinz Ladakh fortleben, wo Moorcroft gold- und silberhaltige Gebirge traf, die aber noch auf europäische Bergleute warten; denn die Indier scheuen den tiefen Bergbau, weil er mit Gefahr verbunden ist, und sammelten im Alterthume vermuthlich hier bloss das Gold, was die Schnellwölfe ausbeuteten.

§. 3. Etwa 50 Jahre nach Herodot schrieb Ktesias aus Knidos in Karien, Leibarzt des persischen Grosskönigs Artaxerxes Mnemon, ein Werk über Indien, von welchem sich noch Fragmente in dem Recensionswerke des Photius und bei andern Schriftstellern erhalten haben, die Bähr sammelte. Aus dem, was auf uns gekommen ist, blickt hervor, dass es durch die vielen Fabeln von geringem Werthe war, und doch nannte er den aufrichtigen Herodot einen Fabler und Lügner, sich aber einen Freund der Wahrheit, der nur berichte, was er selbst gesehen oder von glaubwürdigen Augenzeugen gehört habe; trotzdem behauptet aber Lucian, Ktesias habe, was er über Indien berichte, weder selbst gesehen noch von Andern gehört. Die Griechen und Römer hegten überhaupt Verdacht gegen die Wahrheitsliebe ihrer Schriftsteller, die über weit entfernte Länder geschrieben hatten, wie Strabo, der den Pytheas für den lügenhaftesten von allen erklärt und allen Schriften über Indien wenig Glauben schenkt; allein die neuere Zeit hat aufgedeckt, dass das Urtheil des Alterthums über mehrere Schriftsteller, besonders über Pytheas und Onesikrit im Ganzen falsch ist. Auch Ktesias hat seine Ehrenretter gefunden. Heeren erkennt ihn nicht für einen Lügenschmied; er schrieb, sagt er, von Indien die Sagen nieder, die bei den Persern davon umhergingen, und waren diese auch zum Theil fabelhaft, so sei er darum doch nicht der Erfinder; Cuvier betrachtet ihn auch nicht für einen Erfinder von Fabeln, sondern glaubt, er habe die phantastischen Bilder, die man in den alten Sculpturen von Persepolis sieht, für wirkliche Thiere gehalten. Geben wir diess auch zu, so ist doch seine kindische Leichtgläubigkeit, vor welcher ihn seine wissenschaftliche Bildung schützen musste, nicht zu rechtfertigen, und wie gross jene war, lehrt Folgendes im gedrängten Zusammenhange.

„Indien, worüber hinaus keine Menschen mehr wohnen, nimmt an Umfang die Hälfte Asiens ein und enthält fast mehr Einwohner als die übrige Erde. Dort regnet es nicht, sondern das Land wird von dem Indus getränkt, der in seinem mittleren Laufe 40, in seinem ausgebreitetsten 200 Stadien breit ist und von Thieren nur einen Wurm nährt, der 7 Ellen lang und so dick ist, dass ihn ein Kind von 10 Jahren kaum mit seinen Armen umfassen kann. Jener Wurm hat 2 Zähne, den einen unten, den andern oben im Munde, und hält sich bei Tage im Schlamme des Flusses auf, kommt aber bei Nacht zum Vorschein und ergreift auf dem Lande Ochsen, Kamele und andere Thiere, die er in den Fluss zieht und frisst. Man fängt ihn mit einer grossen Angel, woran ein Lamm oder eine junge Ziege befestigt ist, hängt ihn dann auf und stellt unter ihn ein irdenes Gefäss, das in 30 Tagen mit 10

attischen Kotylen (je $7^1/_2$ Unzen an Gewicht) ausgeronnenen Oels angefüllt wird, welches man zum Könige der Indier bringt, denn kein Anderer darf es besitzen. Dieses Oel brennt wie Feuer, verzehrt Alles, worauf es gegossen wird, Holz und Thiere, und kann nur mit dicker Erde gelöscht werden, wesshalb sich dessen der König der Indier statt der Belagerungsmaschinen bei Belagerungen der Städte bedient, indem er irdene Gefässe von dem Umfang einer Kotyle damit anfüllen und diese vor die Thore und in die Stadt schleudern lässt, die alsdann Alles, worauf sie platzen, verbrennen, Waffen und Soldaten. An dem Flusse Indus wächst das sogenannte indische Rohr von der Höhe des Mastes eines Handelsschiffs und von solcher Dicke, dass es zwei Männer mit ausgebreiteten Armen kaum umspannen können: das männliche ist marklos und fest, das weibliche hat aber Mark. Wie in Indien kein Regen fällt, so blitzt und donnert es dort auch nicht, es herrschen aber daselbst viele Winde und Orkane, die grosse Verheerungen anrichten, und wenn die Sonne die Mittagshöhe erreicht, wird es immer kühler, sonst ist es an den meisten Orten sehr heiss. Die Bewohner, die rechtlichsten von allen Völkern, sind von guten Sitten, verachten den Tod und werden von einem wohlwollenden Könige beherrscht; ihre Hautfarbe ist von Natur schwarz, doch gibt es unter ihnen auch einige von weisser Farbe, (von denen Ktesias selbst fünf Männer und zwei Frauen sah), und sie erreichen gewöhnlich ein Alter von 120, ja sogar von 200 Jahren, ohne je von Kopfschmerzen, Zahnweh, Augenübeln und eiternden Geschwüren befallen zu werden."

Ktesias kannte also die Sinesen noch nicht und gibt daher den Umfang Indiens und dessen Bevölkerung allzu gross an. Die Breite des Indus beträgt höchstens eine Stunde, und der in ihm lebende Wurm kann nur das Krokodil sein, das aber nicht mit einem alles vernichtenden Feueröl begabt ist; jedoch scheint dieses Märchen auf den Gebrauch von Feuergeschossen bei den Indiern hinzudeuten. Im Gesetzbuche Manu werden Feuergeschosse und im Ramajana Agnejastrâni, Feuerwerfer und Sataghnî, grosse Feuergeschütze erwähnt[1]); im dritten Aufzuge des Drama Sakuntala, welches der am Hofe des Wikramaditja beliebte Dichter Kalidasa verfasste, wird des unter den Fluthen brennenden Barawa-Feuers gedacht, wozu Forster bemerkt, dass dieses Feuer dem griechischen ähnlich sein müsste, weil es unter den Fluthen brannte; dass in den Puranas Werkzeuge, wie Kanonen, erwähnt werden, die der Künstler Wiswakarma für die guten Geister, die im ersten Zeitalter einen 100jährigen Krieg gegen die bösen führten, verfertigt haben soll; dass man noch im indischen Krieg eine Art von Rackete gebrauche, eine eiserne Röhre nämlich, die etwa 8 Zoll lang, anderthalb Zoll dick, an einem Ende verschlossen und an einem Bamburohr von 4 Fuss befestigt sei, dessen mit Eisen beschlagene Spitze durch die in Brand gesteckte Füllung der Rackete gegen den Feind getrieben werde; und dass der Gebrauch des Schiesspulvers zu Feuerwerken, Lichtkugeln und dgl. sich bei den Indiern und Sinesen in die ältesten Zeiten der Geschichte verliere[2]). Nun sollen Amiot zufolge die Sinesen sich schon 400 v. Chr. des Schiesspulvers, der Feuerbüchsen und der Feuerkugeln bedient haben, was aber

1) Manu 7, 90. v. Bohlen l. c. Th. 2. S. 63. ff.
2) Sakuntalâ, v. Forster. S. 48 u. 201.

sehr zu bezweifeln ist; denn wir finden in der sinesischen Geschichte zu jener Zeit und noch später nirgendwo die Anwendung dieser Mordwerkzeuge; erst im Jahre 757 nach Chr. geschieht bei der Belagerung von Taijuan, der Hauptstadt von Schansi, der Kanonen oder Steinböller Erwähnung, welche der General Likuangpi, der die Stadt vertheidigte, verfertigen liess, und welche Steine von 12 Pfund 300 Schritte weit warfen [1]). Das von Ktesias angeführte Oel, welches die Indier bei Belagerungen gebrauchten, war vermuthlich das leicht entzündliche Bergöl, Naphtha; Kanonen, wie überhaupt Feuergewehre, waren noch zu Alexanders Zeiten nicht bei ihnen bekannt, denn was sollte sie verhindert haben, sich derselben ebenso gut gegen die Macedonier zu bedienen als der vergifteten Pfeile, da das Gesetzbuch letztere Waffengattung sowohl als die erstere verbietet? Die Feuerbüchsen sind erst seit dem siebenten Jahrhundert nach Chr. chronologisch nachweisbar, wo sich die Mohammedaner derselben zur Verscheuchung der Elephanten gegen die Indier bedienten; selbst der Kaiser Baber nahm die Stadt Badschur in Kabulistan, deren Besatzung die schrecklichen Feuerwaffen noch nicht kannte, 1519 vermittelst grober Geschütze, die er Feringi nennt, wonach also die Bekanntschaft mit denselben von den Franken oder Franzosen herrüht; jedoch traf derselbe Kaiser etwas später in Bengalen schon eine geschickte Artillerie, wie auch bereits früher die Portugiesen das indische Geschütz und Pulver für besser als das ihrige erklärten, und das gewöhnliche indische Wort für Schützen mit Feuergewehren war Barkendâz [2]). Dass es in Indien weder regnet, noch blitzt, noch donnert, ist falsch; in Mittelindien fängt das Regenwetter kurz nach dem Sommersolstitium an und dauert drei Monate, auf den beiden Küsten Malabar und Koromandel tritt es aber zu andern Zeiten ein, und Herodot ist ebenfalls, weil die Sonne ihren Lauf von Osten nach Westen nimmt, der irrigen Meinung, dass es in Indien des Morgens wärmer als am Mittage sei, und es alsdann immer kühler werde. An den Ufern des Sindh trifft man wirklich indisches Rohr oder Bambus von 60 bis 70 Fuss Höhe und 3 Fuss im Durchmesser; auch ist es wahr, dass die Indier tugendhafte Menschen sind: Megasthenes lernte sie als gutmüthige, mässige, ehrliche und treue Leute kennen, bei welchen der Diebstahl fast unerhört war, wesshalb sie auch ihre Häuser meist unbewacht offen liessen [3]). Solches Urtheil fällen auch fast alle neuern Beobachter; indess will Hegel auf philosophischem Wege gefunden haben, dass in Indien, weil sich dort die Unterschiede nur auf die Objectivität des Geistes erstrecken und so alle Verhältnisse desselben erschöpfen, weder Sittlichkeit, noch Gerechtigkeit, noch Religiosität ist, und entwirft demgemäss von den Indiern folgendes Schandbild: „List und Verschlagenheit ist der Grundcharakter des Indiers; Betrügen, Stehlen, Rauben, Morden liegt in seinen Sitten; demüthig kriechend und niederträchtig zeigt er sich dem Sieger und Herrn, vollkommen rücksichtslos und grausam dem Ueberwundenen und Untergebenen [4])". Doch schon vor Hegel fällte Dr. Heyne ein ähnliches Urtheil über die Hindus, das von Zimmermann mit diesen Worten

1) Pauthier, China S. 203 und 330. Mém. sur les Chinois T. 8. p. 336.
2) Denkwürdigkeiten des Kaisers Baber. S. 436. 617. 662.
3) Megasthen. ap. Strab. 15. c. 1. §. 48 u. 53.
4) Hegel, Vorlesungen über die Philosophie der Geschichte. Herausg. v. E. Gans. Berlin 1837. S. 153 und 167.

richtig würdigt: „Der Verfasser muss auf eine sonderbare Weise in die Hände schlechter Menschen dieser Nation gefallen sein; denn es gibt fast kein Laster, dessen er die armen Hindus nicht beschuldigt. Lug, Verrath, blutige, unauslöschliche Rache, Diebstahl, Mord, kurz alles der Menschennatur Widrige wird ihnen aufgebürdet. Bezeugten nicht Hollweg, Perrin, Orme und fast alle übrigen Reisenden die Gutmüthigkeit und den ruhigen Fleiss der Hindus, so wäre kein furchtbareres Volk auf der weiten Erde als diese harmlosen Menschen. Ihre Wohlthätigkeit, ihre Enthaltsamkeit wird ihnen sogar, als aus niedrigen Absichten entsprungen, angegeben. Schon Perrin bezeugte aber, dass man wohl die durch die Fremden, Mongolen und noch mehr die Europäer in alle Laster eingeweihten Hindus von den unverdorbenen, gutartigen Hindus des Binnenlandes durchaus unterscheiden müsse [1]". Zu Ktesias Zeiten waren schon, wie es scheint, Selbstaufopferungen üblich, und hinsichtlich des Unterschiedes in der Hautfarbe fand Perrin nach den Kasten eine abstechende Veränderung der Farbe, die sich der Weisse der Europäer um so mehr nähert, je edler und ausgezeichneter die Familie ist; die jungen Brahmanen sind fast ebenso weiss wie die französischen Kinder, die Indier der gemeinen Kasten aber sehen kupferfarbig aus, und die Parias wie antike Bronze und oft noch schwärzer. Man hat aus der hellern Hautfarbe der Brahmanen schliessen wollen, dass sie ein eingewandertes Priestervolk seien; aber diese ist auch den Banianen eigenthümlich, und daher sagt Hegel mit Recht: „Ein Volk von reinen Priestern ist sicherlich die grösste Absurdität, denn a priori erkennen wir, dass ein Unterschied von Ständen zwar innerhalb eines Volks statthaben kann, aber es ist wesentlich, dass ein Stand den andern voraussetzt, und dass die Entstehung der Kasten überhaupt erst Resultat des Zusammenlebens sei. Stände können sich nicht äusserlich zusammenfinden, sondern nur aus dem Innern heraus gliedern; sie kommen von Innen heraus, aber nicht von Aussen herein [2]". Die Indier erreichen zwar ein hohes Alter und sind durch ihre grosse Mässigkeit im Essen und Trinken nicht so vielen Krankheiten unterworfen als die Europäer, aber doch ist der Ausspruch des Ktesias übertrieben, nach dem im Manu aufgestellten Verschlechterungsprincip wurde der Mensch im ersten Zeitalter 400, im zweiten 300, im dritten 200 Jahre alt, aber im gegenwärtigen vierten erreicht er nur ein Alter von 100 Jahren [3].

„Auch gibt es einen Fluss in Indien, so erzählt Ktesias weiter, der im Indischen Hyparchus heisst, d. i. der alle Güter führende; er ist zwei Stadien breit und führt jährlich 30 Tage Elektrum mit sich, weil auf den Bergen am Flusse sich Bäume befinden, die zur Zeit Gummi ausschwitzen, das in den Fluss fällt und sich darin verhärtet; den Baum, der wie die Weinrebe Trauben mit Beeren von der Grösse einer Wallnuss trägt, nennen die Indier Siptachora, d. i. süss [4]. An den Quellen

1) v. Zimmermann, die Erde und ihre Bewohner. 16. Theil. Vorrede.
2) Hegel, l. c. S. 152. 3) Manu 1, 83.
4) Plinius 37, 11 (2) nennt den Fluss Hypobarus, und Tychsen leitet jenes Wort aus dem persischen Averchusch, Güter herbeiführend; wir halten aber jenen Fluss für den, welchen die Macedonier Hypasis nannten, Skr. Wipâsâ, jetzt Bejah. Siptachora erklärt Tychsen aus dem pers. Worte Schifteh-chor, süss von Geschmack; jener Baum ist wahrscheinlich eine Palmenart, die Bdellium liefert, das Ktesias Elektrum nennt.

des Hyparchus wächst eine Purpurblume, mit welcher ein weit blühenderer Purpur gefärbt wird, als der griechische ist, und auf dem Siptachora-Baume leben rothe Thierchen von der Grösse eines Käfers, mit schmalem Körper und sehr langen Füssen, welche die Früchte jenes Baumes essen und von den Indiern gesammelt und zerrieben werden, um damit ihre Kleiderstoffe roth zu färben, welche viel schöner sind als die in Persien gefärbten, und weit hochrother und glänzender als die gerühmten sardischen, wesshalb sie aus Indien zum Könige von Persien ausgeführt werden. Auf jenen Bergen bis zum Flusse Indus leben Menschen mit Hundesköpfen und Schwänzen am After, 120,000 Mann an Zahl, welche von den Indiern Kalystrier, d. i. Hundesköpfe, genannt werden und die süsse Frucht des Siptachora-Baumes, von dem das Elektrum kommt, geniessen. Sie trocknen auch jene Frucht, sammeln sie dann in Körbe und verschiffen sie nebst der Purpurblume, dem Elektrum und dem Farbstoffe, womit man roth färbt. Dem Könige bringen sie jährlich 1000 Talente (je 54 Pfund) Elektrum, wofür er ihnen jedes fünfte Jahr 300,000 Bogen, 300,000 Wurfspiesse, 12,000 Schilde und 5000 Schwerter schenkt; die übrigen Waaren setzen sie aber bei den Indiern gegen Brod, Mehl, Baumwollenzeuge und zur Jagd erforderliche Waffen um. Jene hundesköpfigen Menschen, welche sich in Thierfelle kleiden und schwarz von Farbe sind, besitzen keine Häuser, sondern wohnen in Höhlen, haben eine Stimme wie Hunde, deren Sprache sie auch verstehen, und wenn sie mit den Indiern verkehren, machen sie sich durch Gebrüll mit Händen und Fingern, wie Taube und Stumme, verständlich. Sie werden gewöhnlich 170 bis 200 Jahre alt und beschäftigen sich meistens mit der Jagd, verzehren das erlegte Wild an der Sonne gebraten und trinken Schafmilch; die Reichen aber, die gering an Zahl sind, halten viele Schafe, Ziegen und Esel, kleiden sich in Baumwollenzeuge und salben sich mit Butter. Ueber den Kalystriern jenseit der Quellen jenes Flusses wohnen Menschen, die viele Schafe, Ziegen und Kühe besitzen, schwarz wie die übrigen Indier sind, aber weder Brod essen, noch Wasser trinken, sondern nur Milch geniessen, die sie vermittelst einer süssen Wurzel, welche sie kauen, am Abend wieder durch den Mund von sich geben, weil sie keinen andern Absonderungsweg haben. Auf den indischen Bergen, wo das Ried wächst, befinden sich etwa 30,000 Menschen, deren Frauen nur einmal in ihrem Leben gebären und Kinder mit schönen Zähnen und grauen Haaren zur Welt bringen, welche Haare bis zum 30. Jahre grau bleiben, dann anfangen schwarz zu werden und im 60. Jahre ganz schwarz sind. Diese Leute haben auch 8 Finger an jeder Hand und 8 Zehen an jedem Fusse, und ihre Ohren sind so lang, dass sie sich berühren und die Arme bis an den Ellenbogen bedecken; übrigens sind sie sehr kriegerisch, wesshalb der König der Indier von ihnen 5000 Mann in Sold hat. Mitten im Lande trifft man schwarze Menschen, welche Pygmäen genannt werden und dieselbe Sprache wie die Indier reden, von denen die grössten 2, die übrigen bloss $1\frac{1}{2}$ Ellen messen; sie lassen ihren Bart wachsen und tragen ein sehr langes Haar, das bis auf ihre Füsse reicht und ihnen zur Kleidung dient; ihre Pferde, Kühe und Esel sind nicht grösser als Widder, und ihre Schafe gleich Lämmern; sie jagen Hasen und Füchse nicht mit Hunden, sondern mit Raben, Krähen, Weihen und Adlern, und da sie gute Bogenschützen sind, so hat der König der Indier 3000 Mann

von ihnen in Diensten. Bei ihnen gibt es Bergwerke mit viel Silber in nicht tiefen Gruben, und einen 800 Stadien im Umfange haltenden fischreichen See, auf welchem Oel (Naphtha) schwimmt, das in Kähne geladen und von ihnen ebenso gut als Sesam- und Wallnussöl verbraucht wird. Der äusserste Süden wird von Hundemelkern bewohnt, welche Herden von Hunden halten, deren sie sich zur Jagd auf wilde Ochsen bedienen, die von der Sommersonnenwende an bis in die Mitte des Winters in grossen Schaaren in jene Gegend kommen; das Fleisch der Ochsen essen sie theils frisch, theils salzen sie es ein, und geben auch davon den Hunden, die sie melken und deren Milch sie trinken."

Unter jenen fabelhaften Schilderungen der indischen Völker erkennen wir die Kalystrier in den heutigen Siapuschen in Kaferistan wieder, denn beide Wörter bezeichnen Schwarzgekleidete: ersteres stammt aus dem Sanskrit Kâla, schwarz, und Wastrâ, Kleid; anderes aus dem persischen Sijah, schwarz, und Pôsch, Rock. Die Siapuschen kleiden sich in schwarze Ziegenfelle, reden eine Sprache, die von keinem Nachbarvolke verstanden wird und stehen auf einer sehr niedern Stufe der Cultur; ihre Todten hüllen sie in Ziegenfelle und tragen dieselben auf einen nahen Berg, wo sie unter freiem Himmel vermodern. Plinius nennt nach Ktesias das Volk, welches Kinder mit grauen Haaren erzeugte, Pandorä, wofür aber eigentlich Pandavae zu lesen ist, da im Sanskrit Pandu weiss, grau heisst und Pandawas die Grauen bedeutet, wesshalb Plinius ihnen auch ein Lebensalter von 200 Jahren zuschreibt[1]. Man sieht aus den Producten, dass Ktesias das Land Kasmir im weitern Sinne, wozu auch Kaferistan gehört, im Auge hatte. Die Purpurblume ist wahrscheinlich der Safran (Kâsmîra), der in jenem Lande viel gebaut wird und demselben seinen Namen verleiht, und von welchem man besonders den wildwachsenden, den Saflor, zum Rothfärben verwendet. Das rothe Thierchen kann nur die Cochenille sein, die in Kasmir einheimisch ist, und worüber uns Le Goux nähern Aufschluss gibt. „Ehe Dr. Anderson im Jahre 1787 die Cochenille auf der an der Küste Koromandel einheimischen Opuntia entdeckte, sagt er, wusste man gar nicht, dass sie auf der Halbinsel existirte; man wusste sogar nicht, dass man sie in der Provinz Lahore und in Adoni, in dem eigentlich sogenannten Hindustan, zu verschiedenen Zwecken gebrauchte. Wie es scheint, haben die Hindus aus der Cochenille, so schön sie auch ist, keinen Handelsartikel gemacht, obgleich sie dieselbe in gewissen Fällen zum Färben gebrauchen. Sie bedienen sich derselben zu den in Kasmir verfertigten Zeugen, zum Rothfärben ihrer baumwollenen Zeuge und zum Bemalen der Stoffe; aber sie wird nicht stark im Lande verbraucht, daher macht man auch keinen grossen Absatz in diesem Artikel. Die Bewohner von Kasmir sammeln diese Thiere jährlich ein Mal, indem sie unter der Pflanze Nopale (Opuntia) ein Tuch ausbreiten, mit einem Stäbchen auf die Blätter der Pflanze schlagen, damit die Insekten abfallen, sie dann dieselben in einen Korb schütten und in einem geheizten Ofen trocknen. Stücke wollener Zeuge mit der Cochenille von Lahore roth gefärbt, haben 14 Jahre gehalten, ohne dass in dieser Zeit die Farbe im mindesten verblich, und die Farbe steht in Ansehung des Glanzes und der Intensität dem schönen Scharlach der Gobelins nicht nach. Seitdem Dr. Anderson die Cochenille auf

1) Plin. 7, 2.

der Küste Koromandel entdeckte, cultiviren sie die Bewohner der dortigen Küste mit Sorgfalt.“ Hieraus lässt sich beurtheilen, wie das Purpurtuch, das der König von Persien aus Indien erhalten und dem römischen Kaiser Aurelian geschenkt hatte, beschaffen war; es war so schön, dass es Aurelian dem Jupiter auf dem Capitol zu einem Pallium weihte, vor welchem alle Purpurgewande des Kaisers und der Matronen wie Asche erbleichten; die Kaiser Aurelian, Probus und Diocletian schickten desshalb erfahrene Färber nach Persien, um die Hervorbringung eines solchen Purpurs kennen zu lernen, aber sie fanden ihn daselbst nicht auf und hörten bloss, dass er mit der indischen Sandix hergestellt werde [1]). Da Ktesias der grossen Schaf- und Ziegenherden jener Gegend gedenkt, so ist als höchstwahrscheinlich vorauszusetzen, dass damals schon die weltberühmten Shawls (Skr. Schala) aus Kasmir nach Persien gingen. Die Schafe von Kasmir, deren jedes durchgängig 3 Sers, jeder zu 30 Unzen, gereinigte sehr feine Wolle liefert, können ebenso gut Hitze als Kälte ertragen, leiden weder an Schwindel, noch an Rotz, und wandern das ganze Jahr hindurch, um immer gleiche Temperatur zu haben; den Winter bringen sie auf Ebenen in Hürden, den Sommer auf Gebirgen zu und werden täglich gebadet, indem man sie durch einen Fluss oder einen Teich gehen lässt; man schützt sie sorgfältig vor der grossen Hitze im Sommer und häuft sie nie in Ställen zusammen, daher sie nicht dem Faul- und Entzündungsfieber ausgesetzt sind. Die Wolle von dem Nacken bis zu den Rippen ist 19 bis 20 Zoll lang und wird zu den Shawls gebraucht, die übrige mindestens 5 Zoll lange Wolle des Bauchs zu Kamerbode, einer Art Gürteln, die bei den Mongolen, Persern, Arabern und Türken sehr im Gebrauch sind. Auf den Alpen in Kasmir weiden noch Ziegen mit feinem Haar, von dem ebenfalls Shawls gewebt werden, und hier, sowie in Lahore, ziehen auch Hirten mit Eseln, Maulthieren, Rindvieh, Pferden und Dromedaren umher. Die Wurzel, welche die Indier kauen, um, wie Ktesias meint, die Milch wieder von sich zu geben, ist vermuthlich Betel; v. Bohlen bezieht diess aber auf indische Devoten, die sich zur Reinigung, wenn sie auch nichts als Milch geniessen, durch verschluckte Baumwollenfäden ein Erbrechen bewirken. Von Pygmäen, langöhrigen und andern wunderbar gestalteten Menschen, die grösstentheils verschiedenartige Büsser in dichterischer Einkleidung zu sein scheinen, reden auch Onesikrit, Megasthenes, Daimaches und die Puranas; selbst in den indischen Grottentempeln sieht man die besiegten Völker als Pygmäen dargestellt. Der Adler und Falken bedient man sich jetzt noch in Indien zur Fuchs- und Hasenjagd; grosse Pferde sind dort überhaupt selten, und das Rindvieh ist ebenfalls meist unansehnlich: es gibt daselbst Ochsen und Kühe, die nicht einmal 3 Fuss gross sind. Naphthaquellen und Silberbergwerke, die jetzt aber nicht mehr betrieben werden, trifft man in Kasmir, und die wilden Ochsen, auf welche die Indier jagen, sind Herden wilder Büffel.

„In Indien, fährt Ktesias fort, fliesst jährlich aus einer viereckigen Quelle, welche 16 Ellen im Umfange hat und eine Klafter tief ist, Gold in 100 irdene Gefässe, von denen jedes ein Talent wiegt, und in der Tiefe des Brunnens befindet sich Eisen (von welchem Ktesias zwei Schwerter besass, das eine schenkte ihm der persische König Artaxerxes

1) Vopiscus in Aurel. c. 29.

Mnemon, das andere dessen Mutter Parysatis), und wenn jenes Eisen in der Erde hart geworden war, wandte es Blitz und Hagel ab (wie Ktesias selbst zweimal beim persischen Könige sah). Dort gibt es auch eine Quelle von 5 Klafter im Umfang, deren sehr kaltes und süsses Wasser ein Getöse wie siedendes macht und Alles auswirft, ausgenommen Eisen, Silber, Gold und Kupfer, wesshalb die Indier, die sich darin baden, beständig schwimmen müssen; übrigens heilt es den Aussatz und die Krätze, und heisst im Indischen Ballade, d. i. helfend [1]). Eine andere Quelle hat die Eigenschaft, dass das aus ihr geschöpfte Wasser gerinnt, und wenn man Jemandem drei Obolen in Wasser gerieben zu trinken gibt, so verräth er alles, was er gethan hat, denn er ist den ganzen Tag von Sinnen und raset, wesshalb der König sich dessen bei einem Angeklagten zur Ermittlung der Wahrheit bedient; wird er für schuldig befunden, so ist Hungertod seine Strafe, im andern Falle erhält er die Freiheit. Die indischen Palmen und Datteln sind dreimal so gross als die babylonischen, und aus einem Baume von der Höhe einer Ceder oder Cypresse, mit Blättern einer Palme und mit Blüthe eines männlichen Lorbeerbaumes, der von den Indiern Karpion, d. i. rosensalbig, genannt wird und selten ist, fliesst ein röthliches Oel, das in Wolle aufgefangen und in Alabasterfläschchen ausgedrückt wird. Jenes Oel, das von unbeschreiblichem Wohlgeruch ist und so stark riecht, dass man es in einer Entfernung von 5 Stadien noch gewahrt, besitzt nur der König der Indier nebst dessen Verwandten, der es auch dem Könige der Perser überschickte (bei welchem es Ktesias kennen lernte) [2]). Das Holz Parebon, das nur in den königlichen Gärten wächst, zieht alles an: Gold, Silber, Kupfer, Steine, Schafe, Vögel, nur nicht Elektrum, wesshalb man es zum Vogelfange gebraucht, und thut man etwas davon ins Wasser oder in den Wein, so verdicken sich diese Flüssigkeiten; auch dient es gegen Kolik [3]). Man sieht dort grosse Hähne mit goldfarbigem und smaragdgrünem Gefieder, die keinen rothen Kamm haben wie die gewöhnlichen, sondern einen bunten, und deren Schwanzfedern nicht gekrümmt, sondern gerade sind, die sie, wenn sie dieselben nicht aufrichten und nicht radschlagen, nachschleppen wie die Pfauen. Der Bittakus (Sittig, Papagei) hat eine Zunge und Sprache wie der Mensch, und spricht zwar nur indisch, wenn er aber griechisch lernt, auch diese Sprache; der Vogel Dikairos, d. i. der Gerechte, vergräbt seinen Koth, welcher, wenn man ihn aufgelöst trinkt, auf einen ganzen Tag einen bewustlosen Schlaf verursacht, und den der indische König auch dem Könige von Persien übersandte, der jenes Geschenk allen übrigen vorzieht und aufbewahrt, um es gegen unheilbare Uebel anzuwenden [4]). Die

---

1) Tychsen vergleicht das Wort mit dem persischen Velad, wirksam; es scheint aber aus dem Skr. Bala, Stärke, Balawat, stark zu stammen, und Ktesias verwechselt Mineralquellen und Teiche, worin die Indier sich zu baden pflegen, mit einander.

2) Karpion leitet Tychsen von dem pers. Kar, machend, und Biu, Wohlgeruch; Reland aber hält diesen Baum für den Zimmetbaum, der bei den Persern Krypha, im Skr. Karuwa heisse; jenes Oel ist daher vermuthlich Zimmtöl.

3) Tychsen vermuthet, Parebon sei ein Compositum aus dem pers. Bar, Last, und Aver, ziehend; das Holz ist vermuthlich die Mistel, welche Heilkräfte besitzt und aus deren Safte man Vogelleim verfertigt.

4) Dikairos leitet Tychsen aus dem pers. Di-kar, gutthätig, aber Reland hält es für ein indisches Wort; es wird vermuthlich Opium darunter verstanden.

indischen Ziegen und Schafe, welche grosse Schwänze haben, sind grösser als Esel und werfen auf einmal 4 bis 6 Junge, und die Hunde sind so gross und so stark, dass sie gegen Löwen kämpfen; aber man trifft in Indien weder ein zahmes, noch ein wildes Schwein. Das Land erzeugt grosse Elephanten, deren sich der König im Kriege bedient, in welchem 100,000 der muthigsten den Vortrab bilden, und 3000 andere, die grössten und stärksten, folgen, um mit ihrer Brust die Mauern der Städte umzurennen. Das Thier Martichora, d. i. Menschenfresser, hat die Grösse eines Löwen, drei Reihen Zähne im Maule, einen Menschenkopf und einen Skorpionsschwanz, der mit fusslangen Stacheln besetzt ist, die es, wie Pfeile von einem Bogen, 100 Fuss weit schleudert, und wer von ihnen getroffen wird, stirbt, mit Ausnahme des Elephanten; es ist bräunlich von Farbe, läuft so schnell wie ein Hirsch, gibt eine Stimme von sich wie eine Trompete, kämpft auch mit seinen Krallen und fällt Menschen und Thiere an, bewältigt aber keinen Löwen. Dieser Thiere gibt es viele in Indien, von denen der König von Persien eines zum Geschenk erhielt (das Ktesias selbst sah)[1]. Der Hundswolf oder Krokottas besitzt die Stärke eines Löwen und die Schnelligkeit eines Pferdes; er ahmt die menschliche Stimme nach, geht in der Nacht schaarenweise aus und ruft die Menschen bei Namen, welche, wenn sie auf seinen Ruf herbeieilen, von ihm angefallen und verzehrt werden[2]. Die wilden indischen Esel sind von der Grösse eines Pferdes, haben einen weissen Leib, einen purpurrothen Kopf und auf der Stirn ein Horn, das eine Elle lang, oben roth, in der Mitte schwarz und unten weiss ist. Wenn man von diesem Horn Späne in das Getränk thut, so kann man erfahren, ob Gift darin enthalten ist, und wenn man aus dem Gefässe eines solchen Hornes trinkt, wird man weder von Gift, noch von sonstigen Krankheiten ergriffen. Jenes Thier läuft anfangs langsam, dann immer schneller, und ist sehr stark, wird aber bloss des Horns und der Knöchel wegen gefangen, denn das Fleisch ist bitter und nicht essbar. Ausser anderen Thieren bringt Indien auch kleine Affen mit 4 Ellen langen Schwänzen hervor und viele Schlangen, von denen auf den Bergen, wo man den Sarder gräbt, eine Art lebt, die eine Spanne lang und purpurfarbig ist, aber einen weissen Kopf hat; sie ist zwar nicht

---

1) Martichora erklärt Tychsen für ein pers. Wort mit der von Ktesias angegebenen Bedeutung; nach Thevanot gibt es in Indien ein rohes Volk unter dem Namen Mardikura, das sei Menschenfresser, welches Wort vermuthlich aus Skr. Mard, zermalmen, und Kâra, machend zusammengesetzt ist. Aristoteles und Plinius nennen jenes Thier falsch Mantichora und Pausanias hält es schon richtig für den Tiger; denn berücksichtigen wir nicht das Fabelhafte in der Beschreibung des Ktesias, so stellt sich in derselben dieses gelblichbraune blutdurstige Thier mit geringeltem Schwanze dar, das sehr schnell läuft, Menschen und Thiere anfällt, aber selten den Löwen und nie den Elephanten überwindet.

2) Dass der Krokottas die menschliche Stimme nachahme, erklärt schon Diodor für eine Fabel; der Verfasser des Periplus setzt jenes Thier in Oberindien, Plinius hält es für eine Art Hyäne, Porphyrius für die indische Hyäne, die von den Einwohnern Krokottas genannt werde, und Tychsen, der sich ebenfalls für die Hyäne ausspricht, leitet das Wort aus dem pers. Gurk-kut, das sei schwachfüssiger Wolf; allein Krokottas stammt aus Skr. Kroschtâ, Kroschtu, von der Wurzel Krus, kreischen, heulen, und dieses Wort bezeichnet den Schakal, der bei Nacht, in grosser Anzahl vereint, heulend umherläuft und Menschen anfällt.

mit Zähnen bewaffnet, aber wohin sie speit, verfault Alles, und sie liefert ein doppeltes Gift, das eine tödet gleich, das andere nach einem Jahre. Dort erheben sich hohe Berge, aus welchen der Sardonyx, Onyx und andere Edelsteine gegraben werden, und wo die Sonne zehnmal grösser erscheint als in andern Ländern, und die Hitze so gewaltig ist, dass Viele von derselben ersticken; die Oberfläche des Meeres ist daselbst 4 Zoll tief so heiss, dass sich ein Fisch derselben nicht nähern kann, sondern in der Tiefe bleiben muss. Von dem Sardonyx-Gebirge 15 Tagereisen entfernt befindet sich in einer unbewohnten Gegend ein heiliger Ort, wo man die Sonne und den Mond verehrt, und die Sonne 35 Tage des Jahrs nicht glüht, zu welcher Zeit daselbst ein Fest gefeiert wird. Gold findet man in grossen Bergen, die aber durch die daselbst lebenden Greifen schwer zugänglich sind. Der Greif ist von der Grösse eines Wolfs, hat Beine und Krallen eines Löwen, Kopf und Schnabel eines Adlers und einen mit Federn bedeckten Leib, von denen die der Flügel weiss, des Rückens schwarz, der Brust roth und des Halses blau sind, und er besitzt solche Stärke, dass er alle Thiere erlegt, ausgenommen die Löwen und Elephanten. Die Indier, welche sich zu den Goldstellen in die Wüste begeben, sammeln sich zu Schaaren von 1000 bis 2000 Mann, versehen sich mit Waffen, Schaufeln und Säcken und graben in dunkeln Nächten, kommen dann, wenn sie von den Greifen unbemerkt bleiben, mit Gold beladen in 3 bis 4 Jahren zurück, werden sie aber von den Greifen ertappt, so sind sie verloren. Dort gräbt man auch den Stein Pantarbas, der 77 in einem Fluss liegende Edelsteine, wenn man ihn in denselben senkt, an sich zieht [1]). Indien erzeugt auch (wie Ktesias selbst kostete) sehr süssen Wein und vortrefflichen Käse. Schliesslich bemerkt Ktesias, er habe viele noch wunderbarere Sachen noch unberührt gelassen, damit jene, die diese nicht sahen, nicht glauben möchten, er schreibe Erdichtetes."

Die Nachwelt ist dem Ktesias nicht böse, dass er ihr noch Wunderbareres vorenthält; sie besitzt doch der Wunderdinge von ihm so viel, dass sie dieselben nicht alle zu lassen weiss. Die Quelle, aus welcher Gold und Eisen floss, deutet wahrscheinlich auf Hüttenwerk hin, die Schwerter des Ktesias bezeugen, dass man damals schon berühmte Stahlwaaren in Indien verfertigte, die ins Ausland versendet wurden, und das Eisen, welches Blitz abwandte, ist Magnet. Der grosse Hahn mit buntem Kamme kann der Beschreibung gemäss nur der Truthahn sein, und daher ist es irrig, dass man ihm Amerika zu seinem Vaterlande anweist. Auf die Hunde, die den Kampf mit Löwen aufnehmen, werden wir später zurückkommen, bemerken hier nur, dass schon der persische König Xerxes eine unzählige Menge solcher Hunde auf seinem Marsche nach Griechenland mit sich führte, und Tritantaichmes, der persische Statthalter von Babylon, eine so grosse Anzahl besass, dass er zur Fütterung derselben 4 grosse Flecken von Abgaben frei liess [2]); dass es aber in Indien weder ein zahmes, noch ein wildes Schwein gab, hält schon Aristoteles für unglaublich, und Aelian bemerkt,

---

1) Pantarbas erklärt Tychsen für ein pers. Wort, das so viel als Band im Wasser bedeute, Graf v. Veltheim hält jenen Stein für das Weltauge, und Ritter glaubt in den 77 zusammenhängenden Steinen Rosenkränze zu erkennen, dergleichen man auf indischen Monumenten erblicke.

2) Herod. 7, 187. 1, 192.

dass die Indier einen Abscheu vor diesem Thiere haben und dessen Fleisch nicht essen. Nach dem Manu wurden Eber geopfert, wer aber das Fleisch eines zahmen Schweines wissentlich ass, wurde auf der Stelle degradirt, und dennoch scheint man viele Schweine gehalten zu haben, weil es in demselben Gesetzbuche heisst: „Der Eigenthümer soll sein Feld mit einer Hecke umgeben, über welche ein Kamel nicht sehen, und durch welche ein Hund oder Schwein seinen Kopf nicht dringen kann[1]).“ Unter dem wilden Esel mit einem Horn auf der Stirn ist das Rhinoceros zu verstehen, da auch der Kaiser Baber aus dem Horn eines Rhinoceros einen Trinkbecher besass, weil man glaubte, ein solcher Becher komme, wenn in dem Tranke Gift enthalten sei, in Schweiss[2]). Das Sardonyx-Gebirge ist in dem heutigen Radschapippali mit den Onyx-Gruben im Süden der Nieder-Nerbudda zu erkennen; der 15 Tagereisen von jenem Gebirge entfernte heilige Ort, wo 35 Tage des Jahrs die Sonne nicht glüht und Feste gefeiert werden, scheint auf irgend einen Grottentempel in der Gegend von Bombay hinzuweisen, und über die von Greifen bewachten goldhaltigen Berge ist bereits oben gehandelt worden.

---

## Dritter Abschnitt.

Von Alexander dem Grossen bis auf den römischen Kaiser Augustus. (328—30 vor Chr.).

### Der anbrechende Tag.

§. 1. Im Kriege mit dem persischen Könige Darius Kodomannus gelangte Alexander der Grosse auf seiner Siegesbahn bis zur Stadt Peukelaotis (Peschawer) unweit des Flusses Indus, legte mit Bewilligung des dortigen Fürsten in dieselbe eine Besatzung unter der Anführung des Philippus und gründete Alexandria am Fusse des Kaukasus oder Paropamisus (Hindukusch), wo sich eine heilige Höhle befand, in welcher einst Prometheus gefesselt gewesen sein sollte[3]). Nachdem Alexander diese Stadt mit 7000 Mann, theils aus seinen dienstunfähigen Truppen, theils aus Bewohnern der Umgegend, bevölkert hatte, brach er, um den Bessus, den Mörder und Thronräuber des Darius, zu verfolgen, über den Kaukasus nach Baktra (Balkh) auf, bekam ihn in seine Gewalt, schlug die Skythen und kehrte beim Ausgange des Frühlings nach Alexandria zurück, um den Feldzug gegen die Indier zu eröffnen. Jenes Alexandria ist das heutige Bamian, wo er in den Felsenwänden zu beiden Seiten des Thales Masson viele Höhlen mit Gemälden und Statuen traf, welche letztere er für Abbildungen von Königen der kajanischen Dynastie hält,

---

1) Manu 3, 270. 5, 19. 8. 239.
2) Denkwürdigkeiten des Kaisers Baber. S. 503.
3) Strabo 15. c. 1. §. 8. Le Goux leitet das Wort Kaukasus aus dem indischen Koh, Berg, ab, und Masson hält Paropamisus für ein aus Par, Berg, und Pam, Fläche, zusammengesetztes Wort, was durch „Berg mit flachem Gipfel“ übersetzt werden könne; v. Bohlen, der Paropanisus, wie Ptolemäus schreibt, für die richtigere Lesart erklärt, führt jenes Wort auf das Skr. Parapa-nisa (oberhalb Nisa) zurück.

die mit Darius Kodomannus erlosch, und glaubt vermittelst der Alphabete des Pehlwi und Zend von Prinsep aus der Inschrift eines Götzenbildes das Wort Nanaia, wie bei den alten Persern die Diana oder der Mond genannt worden sei, entziffert zu haben[1]. In der Stad Nikaia (vermuthlich Kabul) angekommen, opferte Alexander der Athene, schritt bis zum Flusse Kophen (Kabul) vor und liess den Taxiles, sowie die andern Fürsten am Indus zu seinem Empfange vorladen, welche auch mit grossen Geschenken erschienen und ihm noch 25 Elephanten versprachen. Jetzt theilte er sein Heer. Hephaistion und Perdikkas mussten mit einem Theile unter Begleitung des Taxiles und der übrigen indischen Fürsten durch das Land am rechten Ufer des Kabul nach dem Fluss Indus aufbrechen, während er mit dem andern Theile des Heeres die Völker auf dem linken Ufer des Kabul, die Aspasier, Guräer und Assakener zu bezwingen gedachte. Als Hephaistion in das Land Peukelaotis (Peschawer) einrückte, hatte sich Astes, der Fürst desselben, empört und in eine feste Stadt geworfen, welche Hephaistion nach einer dreissigtägigen Belagerung eroberte, wobei Astes blieb, nach welchem Arrian die Bewohner des Landes Peukelaotis Astakener nennt, die bei Herodot Gandarii, bei Ptolemäus Gandarä und im Sanskrit Gandhâras heissen. Dieses Land war fruchtbar an Weinstöcken, Lorbeer- und Buchsbäumen und allen in Griechenland wachsenden Obstarten, von welchen Baber im Gebiet Kabul, wozu auch die Städte Peschawer, Badschur, Sewad und Hadschnagar gehörten, namentlich anführt: Trauben, Granatäpfel, Aprikosen, Pfirsichen, Aepfel, Birnen, Quitten, rothe Brustbeeren, Mandeln, Wallnüsse, Orangen, Citronen, Pflaumen und Badrengs[2]. Alexander marschirte über den Fluss Choes (Kama) in ein gebirgiges Land, wurde daselbst bei einem Angriff auf eine Stadt nebst Ptolemäus und Leonnatus verwundet, zerstörte diese Stadt, als die Einwohner die Flucht in die Gebirge ergriffen, und setzte seinen Marsch auf die Stadt Andaka fort, die sich freiwillig ergab. Hierauf rückte er bis zum Flusse Euaspla vor, in welcher Gegend sich der Fürst der Aspasier oder Hippasier befand[3], der durch die Hand des Ptolemäus fiel, und nahm die von den Einwohnern verlassene und in Flammen gesetzte Stadt Arigäum (vermuthlich das Gorya des Ptolemäus, das Gorydale des Strabo) in Besitz, die er wegen der guten Lage durch Kraterus befestigen und mit dienstunfähigen Truppen und Leuten aus der Umgegend bevölkern liess; er selbst aber suchte die geflohenen Städtebewohner in den Gebirgen auf, und es kam zu einem hitzigen Treffen, in welchem die Macedonier über 40,000 Mann zu Gefangenen machten und mehr als 230,000 Ochsen und Kühe erbeuteten, von denen Alexander die grössten und schönsten nach Macedonien schicken wollte. Die Einwohner der Stadt Nysa, die von Ptolemäus Nagara und Dionysopolis in Goryäa genannt wird, fertigten eine Gesandtschaft an Alexander ab, um für Schonung ihrer Stadt zu bitten, weil sie von Dionysus nach der Unterwerfung Indiens gegründet worden sei, und Alexander soll darauf jene Stadt und die Denkmale des Dionysos auf dem nahe liegenden Berge Meros in Augen-

1) Ausland 1837. Nr. 317 ff.

2) Plin. 6, 23 (21). Denkwürdigkeiten des Kaisers Baber. S. 26.

3) Beide Wörter haben gleiche Bedeutung, denn aus dem Skr. Aswa, Pferd, kommt das Prakrit Aspa, und hieraus das griech. ἵππος statt ἴσπος.

schein genommen und den Bewohnern ihre Freiheit gelassen haben. Sodann führte er sein Heer durch das Land der Guräer über den schnellen Fluss Guräus (Pandsch-Kora) in das Gebiet der Assakener, die eine Streitmacht von 20,000 Mann Cavallerie, 30,000 Mann Infanterie und 30 Elephanten zusammengezogen hatten, welche aber beim Anblicke der Macedonier kein Treffen wagte, sondern sich in die Städte vertheilte. Zuerst rückte Alexander vor ihre feste Hauptstadt Massaga, die sich, so lange ihr Fürst Assakenus, nach welchem Arrian das ganze Volk Assakener nennt, am Leben blieb, tapfer vertheidigte; als jener aber einem feindlichen Wurfgeschoss erlag, capitulirten die 7000 Mann starken Söldner vom jenseitigen Ufer des Indus, worüber Alexander, der bei der Belagerung am Beine verwundet worden war, erfreut ihnen freien Abzug versprach; jedoch überfiel er sie bei Nacht in einer Entfernung von 80 Stadien und hieb alle nach tapferm Widerstande, woran selbst die Weiber Theil nahmen, nieder, welche Schandthat Arrian dadurch zu beschönigen sucht, dass sie nicht, der Uebereinkunft gemäss, in Alexanders Dienste treten wollten. Die Stadt, von so tapfern Streitern geleert, konnte sich nun nicht mehr halten; Alexander erstürmte sie und liess der Königin Kleophes, bezaubert durch ihre Schönheit, Gnade widerfahren, für welche sie ihm später, wie Curtius und Justin berichten, einen Alexander gebar. Die Städte Bazira und Ora fielen auch bald, und da viele Einwohner aus diesen und andern Städten zu der Felsenfeste Aornos (Renas) geflohen waren, begab sich Alexander nach Embolima (bei Attok) unweit Aornos, errichtete dort ein Magazin und rückte vor Aornos. Diese Feste hatte 200 Stadien im Umfang, 11 Stadien Höhe, war mit Quellen, Ackerland und Waldung versehen und fast uneinnehmbar, denn selbst Herkules soll sie vergebens angegriffen haben; aber Alexander gewann einige Anwohnende, die ihm den Zugang verriethen, und eroberte sie nach einer siebentägigen Bestürmung und nach muthigem Widerstande der Vertheidiger, die zuletzt die Flucht zum König Abisares ergriffen. Jetzt brach der König der Macedonier, nachdem er auf Aornos der Minerva und Victoria Altäre errichtet und eine Besatzung unter dem Befehle des Sisikottus (Skr. Sasiguptas, der Mondbeschirmte) zurückgelassen hatte, nach dem Flusse Indus auf, wo er Alles zum Uebergange fertig traf.

Die indischen Fürsten zwischen dem Indus und Ganges hatten den Darius nicht mit Truppen unterstützt, denn die Indier, welche sich beim Heere jenes persischen Königs befanden, erklärt Arrian ausdrücklich für Bewohner diesseit des Indus[1]), und demgemäss scheint Nordindien damals nicht mehr unter der Oberherrschaft der Perser gestanden zu haben, oder diese muss weit beschränkter gewesen sein als zu Xerxes Zeiten, wo es Truppen zu dem persischen Heere stellen musste. Welche Gründe berechtigten nun Alexander, den Krieg über den Indus fortzusetzen? Diodor schreibt, dass Alexander, als er noch in Sogdiana war, durch eine Gesandtschaft von dem Könige Taxiles, der von den zwei mächtigen indischen Fürsten Porus und Abisares mit Krieg bedroht ersucht worden sei, den Indus zu überschreiten, und jenes thörichte Gesuch steht nicht im Widerspruche mit Curtius und Arrian, welcher Letztere wenigstens die alte Feindschaft zwischen Taxiles und Porus einge-

1) Arrian. Exped. Alex. 3, 8.

steht. Welche Beweggründe Alexander auch gehabt haben mag, genug, er überschritt im Jahr 328 v. Chr. den Indus unterhalb Attok und besetzte mit einem Heere von 120,000 Mann das Land des Taxiles, der sich ihm unterwarf, ihm 200 Talente Silber, 3000 Ochsen, 10,000 Schafe, 30 Elephanten nebst andern Kostbarkeiten schenkte und 700 Reiter übergab. Alexander erkannte den Taxiles als König an, schloss mit ihm einen Freundschaftsbund und liess den mächtigen König Porus (Skr. Puru), dessen Reich sich zwischen den Flüssen Hydaspes (jetzt Behat, Dschilum, Skr. Witastâ, die Schnelle, weil im Skr. fast alle Flüsse weiblichen Geschlechts sind) und Akesines (Skr. Tschandrabâghâ, die Mondesgabe, jetzt Tschenab) erstreckte, und den nicht minder mächtigen Fürsten Abisares, der sein Reich über dem Lande des Porus in den Bergen von Kasmir hatte, dessen südlicher Theil in der Landesgeschichte noch Abhisara genannt wird, zur Unterwerfung auffordern. Während dieser Zeit gab er in der grossen Hauptstadt Taxila, die zwischen dem Indus und dem Hydaspes lag und nach Burnes in den Ruinen des Dorfes Manikyala vergraben ist, Wettkämpfe verschiedener Art und erforschte die Landessitten. Taxila oder Manikyala ist wahrscheinlich Babers Bakiâlân, und alsdann brach Alexander auf demselben Wege in Indien ein, den 1850 Jahre später jener Kaiser einschlug, der zu Nilab (vermuthlich Attok) über den Sindh setzte, mit dem sechsten Marsch an die Station Bakialan kam, wo er sich am Ufer eines Flusses lagerte, dann bis unterhalb Dschilum vorrückte, wo er über den Behat ging und mit dem zweiten Marsche das Ufer des Tschenab erreichte [1]). Zu Taxila stiess Aristobulus auf dem Markte auf zwei von Schülern begleitete Brahmanen, die beim Volke in grosser Achtung standen, von den verkäuflichen Esswaaren frei nahmen, was ihnen mundete, und die, wohin sie kamen, mit Sesamöl bespritzt wurden. Von Alexander zur Tafel eingeladen, erschienen sie und priesen das Büsserleben, entfernten sich dann an einen nahen Ort, wo der Eine sich auf den Rücken legte und den heissen Strahlen der Sonne und dem Regen sich aussetzte, der Andere sich abwechselnd auf ein Bein stellte und mit beiden Händen ein grosses Stück Holz den ganzen Tag in die Höhe hielt. Alexander, der gern die philosophischen Lehren der Brahmanen kennen lernen wollte und gehört hatte, dass man desswegen sich selbst zu ihnen begeben müsse, sandte, weil er es für unanständig hielt, selbst zu ihnen zu gehen, den Onesikrit mit einigen Dolmetschern in ihre Mitte. Onesikrit traf 20 Stadien von der Stadt Taxila 15 Männer, jeden in einer andern Stellung, den einen in sitzender, den andern in liegender, in welcher sie nackt und unbeweglich bis zum Abend ausharrten, wo sie wieder in die Stadt gingen. Er redete zuerst den Kalanus an, der auf Steinen lag und nachgehends Alexander nach Persien begleitete, wo er sich nach vaterländischer Sitte dem Feuertode weihte, erklärte ihm die Gründe seiner Sendung und bat um Willfährigkeit. Als Kalanus den Onesikrit mit einem Feldherrnmantel, einem weissen macedonischen Sonnenhut und Stiefeln bekleidet sei, verlachte er ihn und sagte: „Vor Alters war Alles mit Mehl, wie nun mit Staub, bedeckt, und die Quellen flossen von Wasser, Milch, Honig, Wein, Oel; die Menschen fielen aber aus Uebersättigung und Ueppigkeit in Uebermuth, und Zeus, der diesen Zustand hasste, tilgte alles dieses und bürdete dem

1) Denkwürdigkeiten des Kaisers Baber. S. 480.

Leben Beschwerden auf; da aber die Sittsamkeit wieder eintrat, entstand von Neuem Reichthum an Gütern, jedoch habe Uebersättigung und Gottlosigkeit bereits wieder den Grad erreicht, dass das Verschwinden aller Güter bevorzustehen scheine; wünsche er nun ihre Lehrsätze zu kennen, so müsse er seine Kleidung ablegen und sich nackt auf diesen Steinen niedersetzen." Mandanis, der Aelteste und Weiseste unter ihnen, war über diese Rede unwillig, nannte den Kalanus einen Frevler und lobte, dass ein so grosser Monarch auch unter den Waffen der Weisheit seine Aufmerksamkeit schenkte, erklärte aber, dass der Geist ihrer Lehren nicht durch Dolmetscher gehörig mitgetheilt werden könnte. Er behauptete, das grösste Gut, was der Mensch erlangen könne, sei Verbannung der Freude und der Trauer aus seinem Gemüthe, und seinen Körper an alle Duldsamkeit zu gewöhnen, denn diese sei kein Leid, sondern stärke die Erkenntniss und ersticke die Leidenschaften; sie dienten allen Menschen zu Rathgebern des Guten, sowohl in Staats- als in Privatangelegenheiten, hätten auch nun dem Taxiles zum freundlichen Empfange des Alexanders gerathen; enthielten sich der Fleischspeisen, gingen nackt einher, weil das Haus das Vorzüglichste sei, das der Geräthe am wenigsten bedürfe; lebten von Wohlthaten, beschäftigten sich mit Betrachtung der Naturerscheinungen und Untersuchung der Krankheiten, und wenn sie in die Stadt gingen, so nähmen sie sich auf dem Markte Feigen (?), Trauben und Oel zum Salben, auch stände ihnen jedes Haus offen, um an dem Mahle und der Unterredung Theil zu nehmen, aber Körperkrankheit würde von ihnen für schändlich gehalten, wesshalb sie, wenn sie damit befallen worden seien, gesalbt den Scheiterhaufen bestiegen und sich unbeweglich verbrennen liessen[1]). Plutarch bemerkt, das Kalanus eigentlich Phines (Skr. Phînas, der Glückliche) geheissen habe; ersterer Name sei ihm von den Griechen beigelegt worden, weil man in der indischen Sprache Jemanden mit dem Worte Kale (Skr. Kaljâna, Schöner, Lieber) begrüsse[2]). Aus jenem Berichte des Onesikrit leuchtet ganz der indische Geist hervor, und aus den Worten des Kalanus lässt sich sogar auf die Lehre von den verschiedenen Weltaltern schliessen. Die Taxiler hatten mehrere Weiber, die sich bei dem Tode ihres Mannes mit verbrannten, welche diess unterliessen, waren verachtet; sie warfen ihre Todten auch den Geiern vor, und die Macedonier sahen, dass arme Väter ihre Töchter auf dem Markte unter Trompetenschall zur Heirath feilboten[3]). Es gibt nun nach dem Manu acht Arten von Eheverbindungen. Die erste, welche die des Brahmâ heisst, besteht darin, dass ein Vater seiner Tochter ein Kleid nebst Schmuck schenkt und ihr einen in der heiligen Schrift bewanderten und tugendhaften Mann bewilligt, den er selbst einladet und mit Ehre empfängt; bei der zweiten oder der der Dewas (Götter) übergibt der Vater seine geschmückte Tochter dem Priester bei der Feier eines Opfers; nach der dritten, welche die der Rischis (Heilige) genannt wird, erhält der Vater von dem

1) Strabo 15. c. 1. §. 63—65.

2) Plutarch. Alex. c. 65. Arrian 7, 2 und Plutarch nennen den ältesten jener Brahmanen Dandamis, nicht Mandanis; aber der Brief, welchen ein Anonymus in der Schrift de Brachmanibus, die der Ausgabe des Palladius de gentibus Indiae ed. Eduard Bissaeus beigefügt ist, dem Dindimus an Alexander zuschreibt, trägt deutliche Zeichen einer spätern Compilation an sich.

3) Strabo 15. c. 1. §. 62.

Bewerber eine Kuh und einen Stier oder zwei Paar zusammen zur Vollziehung einer Religionsceremonie oder zum Geschenk für seine Tochter, für sich darf er sie nicht annehmen; die vierte ist die der Pradschâpatis (Schöpfer), wobei der Vater seine Tochter mit geziemender Ehre verheirathet, indem er sagt: übet alle beide die vorgeschriebenen Pflichten; nach der fünften, welche die der Asuras (bösen Geister) heisst, erhält der Freier die Hand einer Tochter, wenn er den Eltern derselben und dem Mädchen selbst Geschenke macht; die sechste oder die der Gandharwas (himmlische Musici) besteht in der gegenseitigen Verlobung des Mädchens und des jungen Mannes; die siebente tritt ein, wenn Jemand eine Tochter wider ihren Willen mit Gewalt aus ihrem väterlichen Hause raubt, welche Ehe die der Râkschasas (Riesen) heisst; die achte, die der Pisâtschas (Vampire), findet statt, wenn sich ein Liebhaber einem eingeschlafenen, oder durch geistiges Getränk betäubten, oder schwachsinnigen Mädchen nähert. Vor dem Manu waren die vier ersten Arten nur für den Brahmanen geziemend, für den Waisja und Sudra nur die Art der bösen Geister, die zu Alexanders Zeit, wie heute noch, die üblichste ist, aber von dem Gesetzbuche Manu nebst der achten für ungesetzlich erklärt wird; und doch erlaubt es im Widerspruche mit sich selbst dem Brahmanen die sechs ersten Arten der Eheverbindungen. Die Dwidschas oder Männer der drei ersten Kasten müssen die erste Frau aus der Kaste nehmen, wozu sie gehören, nehmen sie aber eine aus der Sudrakaste zur ersten, so degradiren sie sich zu einem Sudra, und der Brahmane stürzt sich in die Hölle. Hat der Brahmane sich mit einem Mädchen aus seiner Kaste vermählt, so kann er auch noch ein Mädchen aus jeder der drei übrigen Kasten, der Kschatrija noch zu seiner ersten Frau ein Mädchen aus den beiden unter ihm stehenden Kasten, der Waisja aber nur noch ein Sudra-Mädchen zur Frau wählen[1], und der Sudra muss sich mit Einem Mädchen aus seiner Kaste begnügen; aber von den Kindern, die aus diesen Verbindungen entspriessen, haben nur die aus gleichen Kasten erzeugten auf die Kasten ihrer Väter Anspruch, die übrigen gehören zu den Mischclassen. Dasselbe Gesetzbuch schreibt dem Dwidscha vor, kein Mädchen zu heirathen, das mit ihm bis zum sechsten Grade verwandt ist, oder aus folgenden 10 Familien, wenn sie auch noch so reich an Kühen, Ziegen, Schafen, Gütern und Getraide sind, abstammt: die an den Sacramenten nicht Theil nimmt, keine Söhne erzeugt, die heilige Schrift nicht liest, mit langen Haaren am Körper bedeckt ist, mit den Hämorrhoiden, der Phthisis, der Dyspepsie, der Epilepsie, dem weissen Aussatze, der Elephantiasis behaftet ist; ferner kein Mädchen, das rothe Haare, rothe Augen hat, ungestaltet, kränklich, gar nicht oder zu sehr verschleiert[2]), plauderhaft und dessen Vater nicht bekannt ist, einen Namen nach einer Constellation, einem Baume, einem Flusse, einem barbarischen Volke, einem Berge, einem Vogel, einer Schlange, einem Sklaven oder einem Gegenstande, der unangenehme Erinnerungen hervorruft, führt; sondern ein schöngestaltetes Mädchen mit

1) Irrig ist es, wenn v. Bohlen Th. 2. S. 144 dem Brahamen 4 rechtmässige Weiber aus seinem Stamme, der Kriegerkaste 3, dem Waisja 2 erlaubt.

2) Wenn v. Bohlen Th. 2. S. 152 behauptet, dass das Verschleiern erst durch die Mohamedaner in Indien aufkam, so ist diess entweder falsch, oder die Entstehung des Gesetzbuches Manu fällt in jene späte Zeit, welches Letztere er doch nicht einräumt.

einem angenehmen Namen, das feine Haare, kleine Zähne, sanfte Glieder hat und wie ein Schwan oder junger Elephant stolz einherschreitet[1]).

Von Abisares traf alsbald eine Gesandtschaft an der Spitze seines Bruders ein, die dem Könige von Macedonien durch ein Geschenk von 40 Elephanten und einer grossen Geldsumme die Unterwürfigkeit ihres Königs bezeugte; aber Porus, an welchen er den Kleochares mit dem Auftrag abgefertigt hatte, dass er an der Grenze seines Reiches ihn in Empfang nehmen solle, gab zur Antwort, er wolle sich einfinden, aber bewaffnet. Diese stolze Sprache verdross den heldenmüthigen König. Er sandte den Koinos zum Indus zurück, um die dortigen Schiffe herbeizuholen, ernannte den Philippus zum Statthalter über diesen Theil Indiens, hinterliess eine Besatzung in Taxila und führte sein Heer, das mit 5000 Indiern, die Taxiles und andere indische Fürsten gestellt hatten, verstärkt worden war, zum Flusse Hydaspes. Porus hatte eine Streitmacht von 30,000 Mann Infanterie, 4000 Mann Cavallerie, 200 Elephanten und 300 Streitwagen, jeder mit einem Lenker und zwei Bogenschützen bemannt, auf dem linken Ufer jenes Flusses aufgepflanzt, und der fast 5 Ellen grosse stattliche Fürst ritt einen Elephanten und leitete selbst das ganze Heer. Alexander nahm den Fluss in Augenschein und bemerkte in demselben eine mit Gehölz bewachsene Insel, in deren Nähe am Ufer sich durch Regengüsse ein Graben gebildet hatte, der sich zum unbemerkbaren Aufenthalte eines Theiles seiner Truppen eignete. Er befahl daher dem Ptolemäus, mit einem grossen Theile der Armee den Fluss weit hinunter zu ziehen, legte dem Attalus das königliche Kleid an und gab ihm seine Leibwache zur Begleitung, so dass der Feind in ihm den König vermuthen musste. Während nun Porus den Bewegungen des Ptolemäus folgte, brach Alexander mit seinen Truppen aus der Erdschlucht hervor und setzte in einer dunkeln stürmischen Regennacht nach der Insel über und erreichte glücklich das jenseitige Ufer des Flusses. Bei der Nachricht, dass sich auf seiner rechten Flanke Truppen bewegten, erfreute sich Porus über die Ankunft des Abisares, seines Bundesgenossen; als es aber tagte, enttäuschten ihn die Macedonier, und es entspann sich eine Schlacht, die bis zwei Uhr Nachmittags währte. Beide Heere kämpften tapfer, so dass der Sieg sich bald auf diese, bald auf jene Seite zu neigen schien. Die Indier konnten sich zwar wegen des durch Regen erweichten Bodens der Streitwagen nicht gehörig bedienen, aber desto gewaltiger griffen sie die Macedonier mit den Elephanten an, die zuletzt verwundet die Niederlage im eigenen Heere verursachten, und doch liess Porus, obgleich durch mehrere Wunden erschöpft, vom Kampfe nicht nach. Alexander, der das Leben des Helden retten wollte, schickte den Taxiles zu ihm ab; als aber Porus seinen alten Feind kommen sah, schleuderte er einen Wurfspiess auf ihn, der ihn sicher durchbohrt haben würde, wenn er nicht schnell sein Pferd umgelenkt hätte. Darauf musste der Indier Meroes, ein alter Freund des Porus, sich zu ihm begeben, und als Porus diesen erblickte, stieg er, von Durst gequält, von seinem Elephanten, trank, erholte sich etwas und ging mit ihm zum Alexander. Die Indier verloren 12,000 Mann an Todten, worunter 2 Söhne des Porus und mehrere Generale, 9000 Mann an Gefangenen und fast alle Streitwagen und Elephanten. Die Macedonier geben nach Diodor ihren Ver-

1) Manu 3, 4—34.

lust nur auf 280 Mann Cavallerie und 700 Mann Infanterie, nach Arrian bloss auf 80 Mann Fussvolk und 230 Reiter an, was aber ganz unglaublich ist. Mit jenem Schlachtberichte der Griechen stimmen die orientalischen Geschichtschreiber nicht überein. Mirkhond, der um 1470 n. Chr. eine grosse persische Geschichte verfasste, erzählt, dass For (Porus) im ersten Treffen geschlagen wurde, aber dann seine Streitkräfte wieder sammelte und 20 Tage lang den Feind durch Scharmützel ermüdete, worauf Iskander (Alexander), da er einsah, dass er der indischen Macht des For nicht gewachsen war, ihn zum Zweikampfe herausforderte, in welchem er seinen Gegner in dem Augenblicke, als er sich nach dem in seinem Lager entstandenen Tumulte umsah, erlegte. Diese Nachricht steht mit der des Trogus Pompejus theilweise im Einklange: bei ihm geht die Herausforderung von Porus aus, Alexander verliert im Zweikampfe sein Pferd, und Porus wird verwundet und begnadigt[1]). Jenes Duell aber hat Aristobulus ersonnen, denn Lucian sagt, Aristobulus habe, um sich bei seinem König in grössere Gunst zu zetzen, wenn er dessen Thaten vergrössere, einen Zweikampf zwischen Alexander und Porus erdichtet, worüber jener aber, als er ihm diese Stelle vorlas, so erbosst wurde, dass er die Schrift in den Hydaspes warf, auf welchem sie gerade fuhren[2]). Ferischta von Delhi, der im Anfange des 17. Jahrhunderts schrieb, führt noch andere Einzelheiten in Betreff des Porus an. Um das Jahr 440 v. Chr., sagt er, herrschte in Kanudsch der König Delu, der im 40. Jahre seiner Regierung die Stadt Delhi gründete, und unter seiner Oberherrschaft stand der mit ihm verwandte Fürst des Landes Kumaon, Namens For, der sich gegen ihn empörte, ihn gefangen nahm und sich selbst zum Könige des grossen Reiches, das sich bis ans Meer erstreckte, aufwarf. Auf ihn folgte sein Sohn For, der, auf seine Macht bauend, dem Könige von Iran den gewöhnlichen Tribut verweigerte, wesshalb ihn Sekunder (Alexander) zur Unterwerfung aufforderte; allein For marschirte mit einer zahlreichen Armee dem Sekunder bis Sirhind, 80 engl. Meilen nordwestlich von Delhi, entgegen, wo es zu einer blutigen Schlacht kam, in welcher For und viele Tausende seiner Truppen blieben. Auf diese Nachricht sandte Bider, Fürst von Dekhan, seinen Sohn mit grossen Schätzen zum Sieger und bat um Frieden, den er auch erlangte, und Sekunder musste wegen der in seinem Heer entstandenen Empörung den Rückmarsch nach Iran antreten. Von jenen persischen Erzählungen ist wohl nur die letzte Aussage wahr; dass jene Schlacht nicht bei Sirhind geliefert wurde, ist eine einstimmige Aussage aller Griechen. Ueberdiess war Porus weder König von Kanudsch, noch, wie die heutigen Brahmanen behaupten, von Delhi; denn was sollte Alexander nach der Besiegung des Porus verhindert haben, bis zu jenen Städten vorzudringen? Auch die Indier wissen nicht viel von Alexander zu berichten, und was sie wissen, haben sie aus den trüben Quellen der Neuperser geschöpft. Sie schildern Alexander als einen mordsüchtigen Räuber und nennen ihn Skander Sinki (Alexander der Hornträger), eine Benennung, die den Persern entlehnt ist, welche ihm den Beinamen Dhul-Karnein (der Zweihörnige) gaben, was von ihnen auf seine Herrschaft über den Occident und Orient gedeutet wird, eigentlich aber von

---

1) Justin. 12, 8.
2) Lucian, Quaestio quomodo historia sit scribenda. §. 12.

seiner Abbildung herrührt. Die ägyptischen Könige führten den Titel Söhne des Gottes Ammon-Ra, der mit einem Widderkopfe dargestellt wurde, und da Alexander sich nach Libyen in den Tempel dieses Gottes, den die Griechen Jupiter Ammon nannten, begab, wo ihn die Priester als König von Aegypten, mithin auch als Jupiters Sohn anerkannten, so liess er sich seitdem mit Widderhörnern abbilden; ja die Kyrenäer prägten sogar Alexanders Bild mit Hörnern statt des behörnten Jupiter Ammon auf ihre Münzen, und Witsen bemerkt, dass bei dem alten Persepolis unter den Ruinen des Cyrus-Palastes eine Silbermünze aufgefunden ward, auf welcher der Kopf Alexanders des Grossen mit Widderhörnern zu sehen war[1]). Nach der Niederlage des Porus, so erzählen die Griechen weiter, fragte ihn Alexander, was er wünsche? Eine königliche Behandlung, versetzte Porus, und Alexander liess ihm wegen seines Heldenmuthes sein Reich und vergrösserte es später noch. Er vergönnte nun, nach jenem heissen Schlachttage, seinem Heere einige Zeit Ruhe und erbaute zwei Städte am Hydaspes, von denen er die eine an der Uebergangsstelle auf dem westlichen Ufer seines daselbst gestorbenen Rosses zu Ehren Bukephala, die andere auf der gegenüberliegenden Seite, wo er den Sieg erfocht, Nikaia nannte. Jenes Streitross, das nicht an den in der Schlacht erhaltenen Wunden, sondern im dreissigsten Jahre an Altersschwäche starb und 13 Talente (mehr als 17,000 Thaler) gekostet haben soll, wurde dem Könige Philipp geschenkt und liess sich, wenn es zur Schlacht angeschirrt war, von keinem Andern als von Alexander besteigen[2]). Burnes fand diese Städte unterhalb Dschilum am gleichnamigen Flusse in den 3 bis 4 Meilen umfassenden Ruinen von Udinagar beim Dorfe Darapur wieder, wo auf dem östlichen Ufer eine Säule mit einem fast im korinthischen Stile geformten Capitell, Töpfergeschirre und Stücke von Backsteinen entdeckt wurden, auf dem westlichen erhob sich neben Ruinen beim Dorfe Mung ein Erdwall. Das Reich des Porus enthielt 300 Städte, war sehr fruchtbar und nach dem Emodus (Himalaja) hin sehr waldreich, wesshalb Alexander hier Tannen, Fichten, Cedern und andere Bäume fällen und auf dem Hydaspes nach den beiden neuen Städten flössen liess, um daselbst eine Flotte zu zimmern. In jenem Waldbezirke haussten Rhinozerosse und eine grosse Menge Affen, die sich einst in Schlachtordung aufstellten, so dass die Macedonier sie Anfangs für ein feindliches Heer ansahen; als man aber erfuhr, dass die Affen alles den Menschen nachmachten, so setzte man in ihrer Gegenwart ein Becken mit Wasser nieder, wusch sich damit, schüttete das Wasser aus, füllte das Gefäss mit Vogelleim und entfernte sich; der Affe sprang nun vom Baume, wusch sich, verklebte sich die Augenlieder und ward ergriffen; auch fing man sie vermittelst Stiefeln, die im Innern mit Vogelleim bestrichen waren.

Nachdem Alexander den Göttern die üblichen Siegesopfer dargebracht, Wettkämpfe gegeben und jeden General mit einer goldenen Krone und 1000 Goldstücken, sowie die übrige Mannschaft verhältnissmässig beschenkt hatte, feuerte er seine Truppen zu fernern Eroberungen an, indem er ihnen den grossen Reichthum der naheliegenden Reiche pries,

1) Niclas Witsen, Nord en Ost Tartaryen. 1. p. 235 der amsterd. Ausg. v. 1785. Auch im Koran 18, 82 wird Alexander unter dem Namen Dhul-Karnein erwähnt.

2) Arrian. Exp. Alex. 5, 19. Plutarch in Alex. c. 61. Gellii Noct. Att. 5, 2.

in welchen sie so viel Edelsteine, Perlen, Gold und Elfenbein erbeuten würden, dass sie damit ihre Häuser in Macedonien und Griechenland füllen könnten. Das gefiel den Soldaten. Sie traten frohen Muthes den Marsch gegen die Glausä oder Glauganikä an, denen Alexander 37 Städte, von welchen die kleinsten mehr als 5000 Einwohner zählten, und viele volkreiche Flecken nahm, und schenkte dieses Gebiet dem Porus, den er mit Taxiles aussöhnte, worauf dieser in sein Reich zurückkehrte. Inzwischen kamen von Abisares, der vor der letzten Schlacht sich an Porus anschliessen wollte, Gesandte mit einem neuen Unterwerfungsantrag an; aber Alexander befahl ihnen, dass Abisares selbst sich sofort bei ihm einstellen sollte, widrigenfalls würde er ihn mit seiner Armee besuchen. Auch trafen Gesandte von den freien Indiern und von einem andern Fürsten Porus ein, der sich aber mehr aus Feindschaft gegen den ersten Porus als aus Anhänglichkeit an Alexander ergab. Darauf setzte er sein Heer auf Fahrzeugen und Schläuchen über den Akesines, sandte den Porus in sein Reich zurück, mit dem Auftrage, ihm seine besten Truppen nebst seinen Elephanten zuzuführen, und rückte, weil der andere Porus aus seinem Reiche geflohen war, an den Hydraotes (besser Hyraotes, Skr. Irawâtî, d. i. die Wasserreiche, jetzt Rawi). In jener Gegend erblickten die Macedonier hohe Bäume (Banjanen), deren Zweige sich zur Erde senkten und aus derselben wieder neue Stämme emportrieben, so dass Ein Baum einen beträchtlichen Wald bildete, und am Hyraotes bemerkten sie in einem dunkeln Haine eine grosse Menge wilder Pfauen. Da Alexander hier erfuhr, dass einige indische Freistaaten sich zum Kampfe gerüstet hatten, befahl er dem Hephaistion, das Land des entwichenen Porus für den befreundeten Porus einzunehmen, setzte selbst über den Fluss Hyraotes und kam zwei Tage nach dem Uebergang in Pimprama, der Hauptstadt der Adrastä (Skr. Arâschtras, die Königlosen) an, die sich unterwarfen. Was die Freistaaten betrifft, so sollen nach v. Bohlen diese die Sanskritschriften nicht kennen, und Wilks traf in Indien auch bloss eine Menge Gemeinde-Republiken, die mit grosser Ergebenheit an ihrem Potail (Richter) hangen und denen es gleichgültig ist, wer Oberherr des Landes wird, wenn nur die durch Grenzsteine abgemarkte Ortschaft ganz bleibt. „Jedes indische Dorf, sagt er, ist, und scheint es immer gewesen zu sein, eine abgesonderte Gemeinde oder Republik und gibt ein lebendiges Bild von dem Zustande der Dinge, wie ihn Theoretiker sich auf der ersten Stufe der Sittigung vorstellen, wenn Menschen in Gemeinden sich sammeln und gegenseitig einer den andern unterstützt. Folgende 12 Personen findet man in jedem Dorfe: den Richter (Potail), den Registrator oder Einnehmer, zwei Wächter, einen für das Dorf, den andern für die Felder, den Vorsteher des Wassers, der dieses aus Flüssen und Behältern auf die verschiedenen Felder gleichmässig vertheilt, den Astrologen, der die Zeit der Aussaat und Aernte ankündigt und die glücklichen und unglücklichen Stunden für alle Wirthschaftsangelegenheiten bestimmt. Ferner findet man den Schmied und den Zimmermann, welche die rohen Hausgeräthe und die noch rohern Wohnungen der Wirthe verfertigen, den Töpfer, welcher den Bedarf des Dorfes liefert, den Wäscher, der die wenigen Kleider reinigt, die in den Familien selbst gesponnen, gewebt und verfertigt, oder auf dem nächsten Markte gekauft sind, den Barbier und den Silberschmied, welcher die einfachen Zierrathen verfertigt, die Frauen und Mädchen schmücken.

Diese 12 in jeder Gemeinde angestellten Mitglieder erhalten den Lohn für ihre Dienste entweder in einem Antheil an den Gemeindeäckern, oder einen Gehalt, der in einem bestimmten Theile der Aernte jedes Wirthes im Dorfe besteht. Zuweilen werden die Felder des Dorfes gemeinschaftlich bearbeitet, gewöhnlich aber bestellt jeder seinen eignen Acker[1])." Die gemeinschaftliche Bestellung der Aecker von allen Gliedern der Verwandtschaft beobachtete auch schon Nearch[2]). Indess gibt es noch heute freie Völkerschaften in Indien, wie die Nairs auf der Küste Malabar, die sich für die ächten Abkömmlinge der Kriegerkaste halten, völlig frei sind, den Fürsten keinen Tribut von ihren Aeckern entrichten und diese ungehindert verkaufen können, und so mag es sich denn auch mit den Adrasten verhalten haben. Den folgenden Tag liess Alexander seine Truppen ruhen und den dritten marschirte er vor Sangala, die Hauptstadt der Kathaier. Diese, die tapfersten Krieger von allen Indiern, die noch kurz vorher gegen Porus und Abisares ins Feld gezogen waren, hatten sich nebst andern Nachbarvölkern vor jener Stadt auf einer Anhöhe aufgestellt, die mit einer dreifachen Wagenreihe umgeben war. Alexander durchbrach bald die Wagenburg, und sie zogen sich in die Stadt zurück, die von einer Ziegelmauer eingeschlossen war und vor welcher sich ein See befand, versuchten dann mehrmals bei Nacht aus der Stadt zu entrinnen, wurden aber jedesmal mit grossem Verluste zurückgeworfen, bis zuletzt Alexander, als Porus mit seinen Elephanten und 5000 Mann Indiern ankam, die Stadt erstürmte und zerstörte, wobei die Indier 17,000 Mann an Todten, mehr als 70,000 Mann an Gefangenen und 300 Wagen, die Macedonier aber nur gegen 100 Todte und 1200 Verwundete eingebüsst haben sollen. So weit erzählt Arrian von den Kathaiern. Nach Diodor und Curtius führte Alexander nun sein Heer in das Reich des Sopeithes, welchen Strabo einen Nomarchen der Kathaier nennt, der den König von Macedonien freundlich aufnahm und daher sein Reich behielt. Im Lande des Sopeithes oder der Kathaier im Allgemeinen bestimmte die Schönheit des Körpers den Grad der Würde, indem der Schönste unter ihnen zum König oder vielmehr Oberhaupt ernannt wurde, das damals Sopeithes war, ein Mann von 4 Ellen Grösse und dem vollkommensten Körperbau. Wenn ein Knabe zwei Monate alt war, untersuchten ihn eigens dazu beauftragte Personen, ob er der Auferziehung würdig sei; war er es nicht, so wurde er aus dem Wege geräumt; ebenso berücksichtigte man bei den Eheverbindungen nur die Schönheit, und die Weiber liessen sich bei dem Tode ihrer Männer mit verbrennen, weil früher manche Frau aus Liebe zu andern jungen Männern ihren Ehegatten vergiftete, wesshalb man das Gesetz gab, dass alle Frauen, nur die Schwangern und Mütter ausgenommen, sich zugleich mit ihren Männern verbrennen sollten; die sich dieser Selbstaufopferung entzog, wurde für ehrlos gehalten und musste zeitlebens Wittwe bleiben. Die Kathaier waren in ihren Lebensgenüssen mässig, verwendeten aber grosse Sorgfalt auf ihren Anzug und färbten sich mit verschiedenen Farben den Bart; ihr Land lieferte wunderschön gefärbte Schafwolle und Kleiderstoffe, es erzeugte gute Pferde und ausserordentlich grosse und starke Hunde; auch gab es darin einen an Steinsalz so reichen Berg, dass damit wohl ganz Indien versorgt werden konnte, und in nicht grosser Entfernung von dem-

1) v. Bohlen l. c. Th. 2. S. 37. 2) Nearch. ap. Strab. 15. c. 1. §. 66.

selben traf der griechische Bergmann Gorgos gute Gold- und Silbergruben; aber die Indier waren der Betreibung eines kunstgemässen Bergbaues und des Hüttenwesens unkundig und behandelten die Sache auf eine höchst ungeschickte Weise[1]). Sopeithes schenkte dem Alexander 150 grosse Hunde und veranstaltete einen Kampf zwischen diesen Thieren und einem Löwen. Er befahl zuerst zwei Hunde gegen einen Löwen in die Bahn zu führen, und da diese ihn nicht bewältigen konnten, wurden noch zwei hinzugeführt, welche vier aber den Löwen zu Boden warfen und so gewaltig festhielten, dass einer derselben, dem Sopeithes den rechten Schenkel langsam abschneiden liess, ohne einen Laut von sich zu geben, seine Zähne nicht eher entwand, bis er verblutet auf demselben starb. Diese Löwenbändiger wurden nach Diodor von einem Hund und einer Tigerin, nach Aristoteles aber wahrscheinlicher von einer Hündin und einem Tiger auf folgende Weise erzeugt. Man führte eine brünstige Hündin in eine wilde Gegend, wo sich Tiger aufhielten, band sie daselbst fest und holte sie nach Ablauf der Brunstzeit, wenn sie kein Raub der wilden Thiere geworden war, was sich häufig zutrug, wieder zurück; aber die so erzeugten Jungen waren noch zu wild und erlangten erst in der dritten Generation die gehörige Eigenschaft[2]). Burnes und Lassen halten den schön gebauten Hirtenstamm Kattia, der mit Büffel- und Kamelherden von dem Flusse Dschilum bis Delhi herumzieht, für die Kathaier, und Letzterer erklärt Kattia für die Prakritform aus Kschattri, womit das Gesetzbuch Manu eine Mischclasse aus Männern von der Sudra- und aus Frauen von der Kschatrija-Kaste bezeichne. Dass die Kattias die Kschattris des Manu sein können, geben wir zu, aber nicht, dass sie die Kathaier sind. Arrian bezeichnet zwar Sangala als Stadt der Kathaier, die nach Burnes in der Gegend des heutigen Lahore lag; Ptolemäus setzt aber Sagala mit dem Beinamen Euthymedia nebst Bukephala in das Land der Pandani, besser Panduani, Skr. Pândawas, d. i. die Nachkömmlinge des Pandu, wozu auch Puru oder Porus gehörte, also in das Reich des Porus, und daher hat er jene beiden Städte zu weit nach Südwest gerückt; nach Lassen kommt Sakala in indischen Schriften als Stadt der Aratten vor. Hieraus ist zu folgern, dass die freien Kathaier keine Völkerschaft bildeten, sondern dass sie, da die Griechen sie uns als gebildete Leute und die tapfersten Krieger von allen Indiern schildern, bei denen die Wittwenverbrennung stattfand, wie auch noch in neuern Zeiten vorzüglich in der Krieger- und nicht in der Sudra-Kaste, die Kschatrijas waren, die jetzt noch verunedelt unter dem Namen Radschputen, Skr. Râdschâputras, Fürtsensöhne, im östlichen Pendschab fortleben, wo man noch eine grosse Pferdezucht und einen starken Salzhandel treibt, und wo weiterhin die nordöstlichen Gebirge Gold und Silber enthalten. Auch ist diese Gegend in Verfertigung schön gefärbter Kleiderstoffe berühmt und bringt noch grosse Hunde hervor; denn Forster sah auf seiner Reise von Bengalen nach England, dass der Statthalter von Kasmir deren vier seinem Könige schickte, die in Sänften getragen und mit grosser Sorgfalt gepflegt wurden, und Moorcroft bemerkte in der neuesten Zeit noch solche Riesenhunde in der Provinz Ladakh. Der Kindermord wird jetzt noch in einigen Gegenden Indiens verübt,

1) Strabo 15. c. 1. §. 30. Diod. Sic. 17, 91. 19, 33.
2) Aristot. Hist. anim. 7, 28 f. 2, 7. Plin. 8, 61 (40).

doch weit mehr gegen Mädchen als gegen Knaben, besonders in Kutsch bei den Dscharedscha-Radschputen; und daher mag es wohl zum Theil kommen, dass der französische Missionär Perrin, der 16 Jahre Indien durchwanderte, nie einen buckligen, selten einen verwachsenen, einäugigen oder hinkenden Menschen sah, sondern durchgängig Leute von schönem Wuchse und nicht übermässiger Grösse. Es bestanden schon zu Alexanders Zeiten Wittwenverbrennungen, woraus Windischmann und v. Bohlen schliessen, dass das Gesetzbuch Manu, weil es diese nicht kenne, vor der Einführung derselben verfasst sein müsse. Allerdings berührt jenes Gesetzbuch die Wittwenverbrennungen nicht, aber daraus lässt sich eben so wenig schliessen, dass sie damals noch nicht bestanden, als wenn man aus der Nichtberührung der Menschenopfer folgern wollte, diese seien auch noch nicht zur Zeit des Manu üblich gewesen, da sie doch schon in den Wedas vorkommen und noch in der neuesten Zeit stattfanden. Colebrooke fand zwar auch in den Wedas keine Spur von einem Gebote der Wittwenverbrennungen, nur preise der Rig-Weda den Feuertod als keinen Selbstmord[1]); allein diess hat darin seinen Grund, dass sie nicht für eine eigentliche Religionspflicht gehalten werden, sondern freiwillige Opferungen sind, die jedoch nicht den Grundsätzen des Brahmaismus widersprechen, sonst würde man doch ein Verbot derselben irgendwo auffinden, ja im Gegentheile erklären die Puranas und andere Gesetzgeber die Selbstaufopferung einer Frau beim Tode ihres Mannes für ein höchst verdienstliches Werk, wodurch sie nicht allein alle Sünden ihres Mannes tilge, sondern auch mit ihm die himmlische Freude im Swarga geniesse; untersagen sie aber den Schwangern, Müttern kleiner Kinder und den Unreinen; verbrennt sie sich nicht zugleich mit ihrem Manne, so wird sie unrein und muss sich durch die Busse Prâdschâpatja reinigen, welche darin besteht, dass sie die ersten 9 Tage täglich nur einmal etwas isst und dann 3 Tage lang fastet. Alsdann darf sie nie zur zweiten Ehe schreiten, sie muss ihre Familie verlassen, ihr Haar abschneiden und so keusch und streng wie ein Brahmanenschüler leben[2]). Das ist es, was unter dem uns von den Griechen überlieferten Gesetze zu verstehen ist, und überdiess berichten die Griechen nicht allein, sondern auch jüngere Reisende, dass jene harten Bestimmungen für die Frauen wegen der häufigen Vergiftung ihrer Männer getroffen wurden. Es wird nun zwar in dem Werke Hitopadesa die Treulosigkeit der indischen Frauen häufig gerügt, bedenkt man aber, dass das Gesetzbuch Manu sie als von Natur treulos gegen ihre Männer, wankelmüthig, zornig, putzsüchtig, zu allem Bösen geneigt und jeder Schlechtigkeit ergeben schildert[3]), so ergibt es sich von selbst, dass die armen indischen Frauen überhaupt als verworfene Wesen erscheinen, und dass wohl aus diesem Vorurtheil ihnen jenes unmenschliche Loos von den argwöhnischen und eifersüchtigen Brahmanen auferlegt wurde. Es kann daher aus doppeltem Grunde einer Indierin nicht schwer fallen, dass sie den Scheiterhaufen ihres Gatten besteigt: sie befreit sich dadurch von den harten Gesetzen des Wittwenstandes und wird mit ihrem Manne der himmlischen Freude theilhaftig; und hieraus leuchtet auch ein, warum die beiden

1) Colebrooke As. Res. 4. p. 207. 211.
2) Colebrooke As. Res. 4. p. 219 ff. Manu 5, 157—158.
3) Manu 5, 14—20.

Frauen des Keteus, der als General der indischen Truppen für Eumenes kämpfend in einem Treffen gegen Antigonus geblieben war, sich das Recht streitig machten, um mit ihrem Gemahl verbrannt zu werden, und warum die Eine, die schwanger befunden wurde und desshalb nicht zur Selbstaufopferung zugelassen werden konnte, sich so sehr grämte [1]). Das im Jadschur-Weda vorkommende Menschenopfer (Puruschamedha) hält Colebrooke nicht für ein wirkliches, sondern für ein emblematisches, bei welchem 185 Menschen verschiedener Stämme an 11 Pfähle gebunden wurden, die nach Absingung einer Hymne und dem Eingusse von Butter ins Opferfeuer ohne erlittenes Uebel wieder ihre Freiheit erhielten, und ist daher der Meinung, dass die Wedas die Menschenopfer nicht billigen, sondern dass sie damals entweder schon abgeschafft waren und durch eine emblematische Ceremonie ersetzt, oder erst in viel neuerer Zeit auf die Autorität gewisser Puranas oder Tantras, die gewisse Embleme und Allegorien missverstanden, eingeführt wurden. Allein das bildliche Opfer setzt immer ein wirkliches voraus, und dass Menschen wirklich geopfert wurden, lehrt das Aditja-Purana und bezeugt das Ramajana, nach welchem der habsüchtige Brahmane Ritschika seinen Sohn Sunahsepha dem Ambarisa, Könige von Ajodhja, zum Opfer für Indra verkaufte, der aber durch ein Gebet von Wiswâmitra vom Tode befreit wurde. Das Bhagawata-Purana nennt jenen König von Ajodhja Aritschandra, und das Gesetzbuch Manu sucht diese That zu beschönigen, indem es bemerkt, dass Adschigarta aus Hungersnoth im Begriff stand, seinen Sohn (Sunahsepha) zu tödten, wodurch er sich doch keines Verbrechens schuldig gemacht hätte, weil er bloss Hülfe gegen Hungersnoth suchte [2]). Bei solchen Lehren ist es nicht zu verwundern, dass noch in den neuesten Zeiten innerhalb weniger Monate in Bundelkhund Tausende Kinder verkauft und Hunderte von ihren vor Hunger sterbenden Eltern gegessen wurden [3]); selbst zur Zeit der Abfassung des Manu pflegte man auch Menschenfleisch zu essen, denn es legt dem Dwidscha, der solches Fleisch genossen hatte, die Busse Taptakritschhara zur Sündentilgung auf, die darin bestand, dass er 3 Tage lang Wasser, Milch und Butter, jedes ganz heiss, trinken musste, welche Busse, auffallend genug, nicht grösser war, als wenn er das Fleisch eines Hahns, zahmen Schweins, Kamels, Esels oder einer Krähe gegessen hätte [4]). Wie das emblematische Menschenopfer aus dem wirklichen hervorging, so können auch beide neben einander bestehen, wie wir in dem Kalika-Purana lesen. Das Schlachtopfer, heisst es dort, muss männlichen Geschlechts, fehlerlosen Körpers und wenigstens 12 Jahre alt sein, darf nicht zu diesem Schritte, wozu der König seine Einwilligung geben muss, gezwungen werden, und kein Brahmane, kein Kschatrija, kein Sprössling von jenen beiden Kasten, kein Vater, kein Mann, der einen kinderlosen Bruder hat, kein Gelehrter, kein Tschondala ist zulässig; das Opfer von einem Menschen bringt 1000, von drei Menschen 100,000 Jahre göttliche Gnade, kann aber nur von einem Kschatrija und einem Waisja dargebracht und auch durch das Bild eines Menschen aus Teig und Butter ersetzt werden [5]). Die Lehre von dem blutigen Opfer wird dem Pradschâpati Angiras zugeschrieben, der auch als Verfasser mehrerer Hymnen der Wedas angeführt wird: mithin sind

1) Diod. Sic. 19, 34. 2) Manu 10, 105. 3) Ausland 1835. Nr. 39.
4) Manu 11, 156. 214. 5) Asiat. Res. 5. p. 371 ff.

die wirklichen Menschenopfer schon sehr alt und wurden auch sicher zur Zeit der Entstehung der Wedas verrichtet, da sie ja selbst ihren Gott Brahmâ durch andere Götter opfern lassen. Die älteste Spur von Menschenopfern zeigt sich um 2000 v. Chr. in der von Gott dem Abraham befohlenen Aufopferung seines Sohnes Isaak, was auf einen damals nicht unerhörten Gebrauch hindeutet, wenigstens waren die Kinderopfer bei den Hebräern noch von Salomo bis nach dem Exil im Gange und das mosaische Gesetz untersagt mehrmals die Menschenopfer, die man auch bei den alten Aegyptiern, Griechen, Etruskern und Germanen traf[1]). In der sinesischen Geschichte werden Menschenopfer zuerst bei dem Tode Mukungs, eines Fürsten von Thsin, erwähnt, mit welchem im Jahre 624 v. Chr. 177 Personen, die dem Leichenzuge folgten, begraben wurden, und beim Tode des Kaisers Schihoangti im Jahre 210 v. Chr. wurden, ausser den Hofleuten, die sich opfern mussten, 10,000 Arbeiter lebendig begraben und in seiner Gruft brannten Lampen mit Menschenfett. Selbst in Indien opferten sich noch zur Zeit des Marco Polo beim Tode des Königs von Var mehrere Menschen, und in neuerer Zeit brachten die Kurradi-Brahmanen zu Punah jährlich am Schlusse des Durga-Festes der Göttin Kali einen jungen Brahmanen zum Opfer[2]); sogar heute noch werden dieser Göttin Menschen geopfert. Wir lesen hierüber im Ausland: „Menschenopfer finden jedes Jahr einmal in einem der verbündeten Mutas in Gumsar statt. Die Opfer werden aus dem niedern Lande entführt oder aus sonst einer entfernten Gegend herbeigebracht und an einen der Mutas verkauft, wo das Opfer stattfindet. Ist es ein Kind, so wird es aufgezogen, bis es das geeignete Alter erreicht. Diese grausame Ceremonie wird auf folgende Weise vollzogen. Wenn der anberaumte Tag anbricht, versammeln sich die Gonds aus allen Theilen des Landes festlich geschmückt; einige mit Bärenfellen über den Schultern, andere mit einem Pfauenschweif am Rücken, oder einer langen Feder des Dschungelhahns am Haupte befestigt. Dann wird bei einer Musik von Trommeln und einer Art Pfeife getanzt und gesprungen. Bald nach Mittag bindet der Dschani oder oberste Priester mit Hülfe seiner Umgebenen das unglückliche Opfer an einen starken Pfahl, und hier muss es sich unter den fürchterlichsten Qualen von dem wilden Haufen, der sich über sein Opfer herstürzt und um den Vorrang streitet, das Fleisch in kleinen Stücken von den Knochen ablösen lassen. Auf das erste Stück wird grosser Werth gelegt, wesshalb man sich auch besondere Mühe gibt, diess zu erhalten, weil man ihm ganz besondere Eigenschaften beimisst. Mit dem Besitze desselben ist indess die Gefahr verbunden, dass man das Fleisch dessen, der es erobert, für nicht minder vorzüglich hält, und desshalb einen Angriff auf ihn macht. Um sich gegen einen solchen Unfall zu schützen, wählt ein Dorf einen aus seiner Mitte, um sich das kostbare Stück Fleisch zu verschaffen, bewaffnet ihn mit einem Messer, hüllt ihn in Tücher, und lässt ihn auf das gegebene Zeichen nebst vielleicht 3—4000 Andern auf das Opfer losstürzen. Ist er so glücklich, zu erbeuten, was er wünscht, so strengen die Uebrigen alle Kräfte an, ihn aus dem Gedränge unverletzt herauszuziehen und eilen dann in die Heimath zurück, denn das Fleisch muss, wenn es den

---

1) v. Bohlen l. c. Th. 1. S. 304.
2) Marco Polo 4, 24. Transactions of the Lit. Soc. of Bombay. 3. p. 253.

Zauber, der an ihm haftet, nicht verlieren soll, noch an demselben Tage in das Feld eingegraben werden[1])." Als Abkömmlinge der ursprünglichen Zerstörer, sagt die Litterary Gazette, bringen die Thugs oder Phansigars die Menschenopfer, welche die Gottheit Kali oder Dewi von ihren Verehrern verlangt, in ein regelmässiges System. In Bahar, wohin die Civilisation vor 30 Jahren noch nicht gedrungen war, versammelte sich an den Festtagen der Gottheit eine ungeheure Volksmenge, und dem Menschenopfer wurden Bildnisse substituirt; am ersten Festtage wurde die Gottheit als Zerstörerin, dann als Befreierin aus der Gefahr, und endlich als dea genitrix unter den empörendsten Ceremonien verehrt[2]). Zuletzt bemerkt der Missionar Weitbrecht, dass bei dem Tempel der Kali in der Nachbarschaft von Burdwan noch in der neuesten Zeit von einem reichen Manne, der in grosser Noth war, ein Mensch geopfert wurde[3]); übrigens ist es irrig, dass der Cultus jener Göttin, wie einige behaupten, erst im 12. Jahrh. aufkam, denn schon im Hitopadesa, einem Werke des 5. Jahrhunderts, wird angeführt, dass Wirawara seinen Sohn Saktiwara der Kali für den König Sudraka opferte und sich nachher selbst die Gurgel durchschnitt, was später ebenfalls seine Frau aus Kummer that[4]). Da nun schon so frühzeitig Wittwenverbrennungen stattfanden, so konnten auch die Menschenopfer überhaupt nicht fremd sein, weil erstere aus dem letztern hervorgehen und die freiwillige Selbstaufopferung im Brahmaismus erlaubt ist.

Alexander brach aus dem Lager des Sopeithes in das des Phegelas oder Phegeus auf, der ihm mit Geschenken entgegeneilte und desshalb im Besitze seines Landes blieb. Als er zwei Tage bei jenem Fürsten verweilt hatte, wollte er über den Fluss Hypasis (Skr. Wipâsâ, die Reissende, jetzt Bejah) setzen, vernahm aber von Phegelas und Porus, dass von diesem Flusse der Ganges noch 11 Tagereisen entfernt sei, der Weg dahin durch eine grosse Wüste führe, und Aggrammes, König der Gangaridä und Pharrasii, bei Diodor Xandrames, König der Gandaridä und Präsii (Skr. Prâtschinas, die Oestlichen), eine Streitmacht von 200,000 Mann Infanterie, 20,000 Mann Cavallerie, 3000 Elephanten und 2000 Streitwagen zusammgezogen habe. Diodor und Curtius bezeichnen Xandrames, Aggrammes als den Sohn eines von der Königin dieser beiden Völker geliebten Barbiers, die ihren Gemahl umbrachte und jenen auf den Thron erhob; Plutarch erhöht die Macht jenes Königs zu 200,000 Mann Infanterie, 80,000 Mann Cavallerie, 6000 Elephanten und 8000 Streitwagen, verschweigt aber dessen Namen und fügt hinzu, dass nicht viel später Androkottos über dieselben Völker geherrscht habe, der nur als kleiner Knabe Alexander den Grossen sah, wohingegen Justin den Sandrokottus als einen Menschen von niederer Herkunft beschreibt, der von Alexander wegen seines ungebührlichen Betragens gegen ihn zum Tode verurtheilt wurde, aber sein Heil in der Schnelligkeit seiner Füsse fand, auf welcher Flucht ihm, als er vor Müdigkeit in Schlaf fiel, ein grosser Löwe den triefenden Schweiss ableckte und ihn beim Erwachen freundlich verliess. Diese wunderbare Begebenheit erweckte in ihm

1) Ausland 1837. S. 887. 2) Ausland 1837. Nr. 251.
3) Die protestantischen Missionen in Indien, v. J. J. Weitbrecht. Heidelberg 1844.
4) Hitopadesa 3, 99.

Herrschlust. Er zog alles Gesindel zusammen; ein wilder Elephant von ungewöhnlicher Grösse nahte sich ihm und bot ihm seinen Rücken von selbst dar. Sandrokottus wurde ein ausgezeichneter Feldherr, schlug Alexanders Statthalter und erhob sich zum Könige von Indien [1]). Xandrames, Aggrammes, Androkottos oder Sandrokottus ist, wie aus der Aehnlichkeit des Namens und aus der Gelangung zur Herrscherwürde zu schliessen ist, der Tschandagutta die Palibücher, der Tschandragupta der Sanskritschriften, den der Brahmane Tschanakja, nachdem er den König Nanda getödtet hatte, auf den Thron erhob. Anfangs schien dem macedonischen Sieger wegen der grossen Macht der verbündeten Indier das weitere Vordringen bedenklich, jedoch seine unersättliche Eroberungssucht liess ihm keine Ruhe, er wollte jenen mächtigen König stürzen. Da empörte sich plötzlich sein Heer, es war der Strapatzen müde, hatte fast 8 Jahre hindurch alle Mühsale ertragen und in der letzten Zeit durch das anhaltende Regenwetter viel gelitten. Alexanders Versprechungen, Drohungen fruchteten nicht, das Heer schritt nicht weiter. Voll Zorn errichtete er 12 Altäre, opferte auf denselben, stellte Wettkämpfe an, übergab das bis an den Hypasis eroberte Land, das 7 Völkerschaften mit mehr als 2000 Städten umfasste [2]), dem Porus und trat den Rückmarsch nach dem Akesines an, wo er die von Hephaistion angelegte und befestigte Stadt erreichte, die er mit Leuten aus der Umgegend und mit dienstuntauglichen Söldnern bevölkerte. Hier trafen Arsakes, ein Nachbarfürst des Abisares, und der Bruder des Abisares mit andern Angehörigen ein, die grosse Geschenke überbrachten, wie 30 Elephanten von Abisares, der wegen Krankheit selbst nicht kommen konnte und jetzt von Alexander sein Land als Satrapie erhielt, unter welche er die Besitzungen des Arsakes stellte mit der Bestimmung des Tributs, welchen sie in Zukunft entrichten sollten. Nachdem er dem Flusse Akesines geopfert hatte, setzte er seinen Rückmarsch nach den von ihm gegründeten Städten Nikaia und Bukephala am Hydaspes fort, besserte dort mit dem Heere aus, was der Regen verdorben hatte, und traf noch andere Anordnungen in Betreff des Landes. Der Regen, der seit seinem Aufbruch aus dem Reiche des Taxiles eintrat, liess noch nicht nach, sondern hielt noch unter fast ununterbrochenen Wehen der Etesien (Moussons) bis zum Aufgange des Arcturus (10. Sept.) an, in welcher Folge die Flüsse aus ihren Ufern traten und die Aecker befruchteten. Viele Schiffe waren bereits fertig, und noch andere wurden mit Beihülfe des Taxiles und Porus gebaut, so dass bald gegen 1000 Fahrzeuge, theils Kriegsschiffe, theils Transportschiffe ausgerüstet waren, welche Flotte mit Phöniziern, Cypriern und Aegyptiern, die des Seewesens kundig waren, bemannt wurde, und die Nearch als Admiral, Onesikrit als Obersteuermann befehligte. Philippus, Gouverneur dieser Gegend, erhielt Befehl, mit seinem Heere nach dem Akesines aufzubrechen, und Kraterus musste mit seiner Abtheilung Truppen den Weg an dem rechten, Hephaistion mit einer andern Abtheilung nebst 200 Elephanten an dem linken Ufer des Hydaspes voraufmarschiren. So Alles vorbereitet, brachte Alexander den Göttern ein Opfer, nahm von den beiden letztgenannten

1) Curtius 9, 2. Diod. Sic. 17, 92. Plutarch. in Alex. c. 62. Justin. 15, 4.

2) Strabo 15. c. 1. §. 3 gibt gegen Arrian sehr unwahrscheinlich die Anzahl der Völker zwischen dem Hydaspes und Hypasis auf 9 und die der Städte auf 5000 an.

indischen Fürsten Abschied, bestieg einige Tage vor dem Untergange der Plejaden oder gegen Ende Octobers das Admiralsschiff und fuhr mit dem übrigen Theile des Heeres dem Ocean zu, den er nach Verlauf von 10 Monaten gegen Aufgang des Hundsterns (Mitte Juli), wie sein Gefährte Aristobulus berichtet, unter fast beständigen Kämpfen mit den Anwohnern des Indus erreichte[1]). Als die Flotte beim Zusammenflusse des Hydaspes und Akesines ankam, verlor sie zwei Kriegsschiffe mit einem grossen Theile der Mannschaft, und mehrere andere Schiffe wurden an das Ufer geschleudert, selbst das Admiralsschiff gerieth in die grösste Gefahr, so dass Alexander seine Kleider auszog, um sich zu retten; es wurde aber doch mit der grössten Anstrengung ans Land gebracht, wo der König ausstieg und mit seinen Truppen, während die Schiffe ausgebessert wurden, gegen die Sibä marschirte. Diese Völkerschaft, die in Thierhäute gekleidet war, Keulen trug und ihren Ochsen einen Phallus (ῥόπαλον) einbrannte, gab sich für Abkömmlinge des Heeres aus, das unter Herkules die Felsenfeste Aornos vergeblich belagert hatte, und unterwarf sich ohne Widerstand, wodurch sie ihrer Freiheit nicht beraubt wurde. Richtig bemerkt v. Bohlen, dass die Sibä mit Unrecht von den Griechen für Abkömmlinge des Herkules oder Wischnu ausgegeben werden; sie seien vielmehr Anhänger des Dionysus oder Siwaiten gewesen, da diese den heiligen Stieren einen Phallus (Skr. Linga) auf die Hüften einzubrennen oder selbst einen solchen auf der Brust zu tragen pflegen, und zwar in der Gestalt eines Henkelkreuzes (♀), das auch auf ägyptischen Bildwerken jeder Priester in der Hand halte[2]). Den Agalassern nahm Alexander mehrere Städte mit Sturm, machte deren Einwohner zu Sklaven und zog dann, während die Flotte unter Begleitung einer Truppenabtheilung bis zum Zusammenflusse des Akesines und Hyraotes fuhr, in Eilmärschen gegen die freien Malli und Oxydrakä oder Sudrakä, die tapfersten Indier nach den Kathaiern, die am Hyraotes wohnten und ein Heer von mehr als 80,000 Mann Infanterie, 10,000 Mann Cavallerie und 700 Streitwagen aufgestellt hatten, das sich aber, ohne eine Schlacht zu wagen, in die Städte vertheilte. Mehrere Städte in dem Lande der Maller enthielten Burgen, die Alexander erstürmen musste, besonders fand er in einer Stadt der Brachmanen (Skr. Brâhmanâs) grossen Widerstand, die entweder kämpfend blieben, oder zuletzt ihre Häuser anzündeten und sich in die Flammen stürzten. Die Einwohner der Hauptstadt (vielleicht Multan) hatten sich theils in die Wüste zurückgezogen, theils in eine feste, mit Ziegelmauern umgebene Stadt geworfen, welche Alexander selbst an der Spitze seines Heeres angriff; er sprengte das Thor, drang in die Stadt, machte Viele nieder und verfolgte die Fliehenden bis an die Burg, wo er eine Leiter ergriff und die Mauer derselben bestieg. Die Macedonier setzten zwar bald noch zwei Leitern an, die aber von der zu grossen Menge der Hinaufsteigenden brachen, so dass Alle zur Erde fielen. Alexander wollte, obgleich von Hülfe entblösst, nicht umkehren, sondern sprang in die Burg, kämpfte dort so lange allein gegen die Maller, bis er, durch einen Pfeil in der Brust schwer verwundet, in die Knie sank und dennoch jenen Indier, der ihn

1) Nach Plinius 6, 21 (17) brauchte er zu dieser Fahrt nur 5 Monate und einige Tage; nach Plutarch in Alexand. c. 66 7 Monate.

2) v. Bohlen Th. 1. S. 148. 209. Strabo 15. c. 1. §. 8. Arrian. Ind. c. 5.

verwundet hatte, mit seinem Schwerte zu Boden streckte; zum Glück für ihn hatten Peukestas, Leonnatus und Abreas eben vermittelst einer Leiter die Mauer bestiegen, die, sobald als sie die grosse Gefahr ihres Königs sahen, sich von der Mauer zu seiner Rettung stürzten, und so lange den Kampf aufnahmen, bis die Truppen herbeieilten, welche dann Alles niedermachten, weder Weib noch Kind schonten. Jetzt ergaben sich die beiden Völker und brachten 500 Wagen, Kleiderstoffe, 1000 indische Schilde, 80 Talent Stahl, eine Menge Schildpatt, zahme Löwen und Tiger zum Geschenk. Die Maller wohnten in der heutigen Provinz Multan, wo Burnes in den Ruinen von Schurkot die Stadt wiedererkennen will, in welcher Alexander verwundet wurde, und die Oxydrakä oder besser Sudrakä, welche von Alexanders Begleitern für Abkömmlinge des Dionysus oder Siwaiten und von Plinius irrig für das äusserste indische Volk, zu welchem Alexander vordrang, erklärt werden, waren ein Theil der Maller, die Sûdrâs (Dienerkaste), die in altindischen Schriften in diese Gegend gesetzt werden [1]; da man aber jene Provinz auch als alten Sitz der Kschatrijas bezeichnet, von denen die Mahratten, die sich in Brahmanen und Sudras theilen und nebst dem Kriege noch andere Geschäfte treiben, Ueberreste sind, so wäre es wohl möglich, dass schon zu Alexanders Zeiten hier eine solche Eintheilung der Kriegerkaste bestand, zumal da die Maller als ein freies Volk geschildert werden.

Nach der Heilung der Wunde bestieg Alexander das Schiff und fuhr bis zur Vereinigung des Akesines (Skr. Pantschanada, Fünfstrom) mit dem Indus, wo er so lange verweilte, bis Perdikkas, dem er die Unterwerfung der freien Abastaner oder Sambaster befohlen hatte, mit seinem Heere ankam. Hier stiessen auch noch bei den Xathri, die von den vorhin genannten Kathaiern oder Kschatrijas nicht verschieden sind, erbaute Schiffe zu der Flotte, und die freien Ossadier schickten Gesandte ab zur Unterwerfung. Bis hieher erweiterte er die Satrapie des Philippus und baute an der Mündung des Akesines in den Indus eine Stadt, worein er alle Thraker und noch einige andere Truppen zum Schutze jenes Landes legte, schiffte dann zu den Sogdi oder Sodrä, gründete dort ebenfalls eine Stadt, die er Alexandria nannte und mit 10,000 Mann bevölkerte, und übergab das Land von dem Zusammenflusse der beiden letztgenannten Flüsse bis zum Meere hin dem Oxyartes und Peithon zur Satrapie. Nachdem die Schiffe ausgebessert worden waren, segelte er in das Reich des Musikanus, das äusserst fruchtbar war, Wein und auch wildes, dem Weizen ähnliches Getraide erzeugte und an Allem Ueberfluss hatte, wobei aber doch die Einwohner sehr mässig lebten. Musikanus entschuldigte sich bei Alexanders Erscheinen, dass er ihm nicht entgegengekommen war, befriedigte ihn durch reichliche Geschenke und musste zulassen, dass die Macedonier in seiner prächtigen Hauptstadt, die Ritter für das heutige Bukhur hält, eine Burg mit einer Besatzung errichteten. Diesem Reiche zunächst lag das des Oxykanus oder Portikanus in dem heutigen Larkhan, der sich mit seinem Heere in eine feste Stadt geworfen hatte, die Alexander nach einer dreitägigen Belagerung erstürmte, wobei Portikanus kämpfend fiel, die Stadt geplündert und in Asche gelegt wurde; auch noch eine andere Stadt dieses Volkes

---

1) Strabo 15. c. 1. §. 8 u. 33. Plin. 12, 12 (6). Lassen de Pentapotamia p. 26.

nahm er mit Sturm, liess sie dann ebenfalls plündern und verkaufte die Einwohner zu Sklaven. Der Marsch führte nun die Macedonier in das Reich des Sabus oder Sambus, dessen Hauptstadt Sindomana oder Sindonalia hiess, welche Namen uns an die heutigen Städte Sewun und Sen oder Sind erinnern. Alexander bemächtigte sich der Hauptstadt durch Anlegung einer Mine, wobei aber Sabus mit 30 Elephanten entkam; dann nahm er eine Stadt nach der andern und zuletzt die Brahmanenstadt Harmatelia, deren Besatzung mit vergifteten Pfeilen viele Macedonier erlegte und den Ptolemäus, den sogenannten Sohn des Lagus, in die linke Schulter verwundete, der aber durch den ärztlichen Traum seines königlichen Halbbruders gerettet wurde. In diesem Lande richtete Alexander ein unmenschliches Blutbad an, mehr als 80,000 Mann wurden niedergehauen und viele zu Sklaven verkauft, wie Klitarch erzählt. Als ihm hier der Abfall des Musikanus gemeldet wurde, schickte er seinen Satrapen Philippus mit einem Heere in dessen Reich zurück, der den Musikanus und die schuldigen Brachmanen gefangen nahm und aufhängen liess. Von hier aus ging es nach Pattala (Skr. Pâtâla, Niederung, Unterwelt, nicht aus Skr. Potâla, Schifferort), einer Insel, welche die zwei Indusmündungen in Gestalt eines Dreiecks bilden, dessen jede Seite Onesikrit zu 2000 Stadien rechnet und die er dem ägyptischen Delta sehr ähnlich fand. Alexander verheerte, da der König Möris und die Einwohner entwichen waren, die Aecker, machte eine grosse Beute an Vieh und Getraide, baute in der Hauptstadt Pattala (Tatta) eine Burg und legte da, wo der Indus sich in zwei Arme theilt, einen Hafen mit Schiffswerften an. Hierauf fuhr er auf dem rechten Arme des Indus zum Meere hin, auf welcher Fahrt er zuerst von einem Sturme, der alle Schiffe beschädigte, überfallen, dann durch die unbekannte Ebbe aufs Trockne gesetzt wurde und endlich das Meer erreichte, wo er auf einer Insel den Göttern opferte und darauf nach Pattala zurückkehrte, um auch auf dem andern Arme in das Meer zu schiffen. Auf dieser Fahrt lief er in einen grossen See ein, wo er die Stadt Potana, Hyala oder Xylenopolis anlegte, die er mit einem geräumigen Hafen, Schiffswerften und einer Besatzung versah, aus welchen Anlagen man schliessen sollte, als wenn damals erst ein Seeverkehr mit dem Indus ins Leben getreten sei; allein Alexanders Gründung von Städten muss man nicht buchstäblich auffassen, meistens legte er in bereits vorhandene bloss Dienstunfähige zur Besatzung und gab ihnen seinen oder irgend einen andern Namen, denn man verkehrte schon auf jener Wasserstrasse zu Darius Hystaspis Zeiten. Nach einem kurzen Aufenthalte trat Alexander mit dem grössten Theile seines Heeres den Marsch durch öde Gegenden nach Babylon an, und die Flotte verweilte so lange, bis die zur Abfahrt günstigen Moussons eintraten.

Nachdem sich die Südwestwinde, die den ganzen Sommer hindurch aus der See auf das Land wehen und daher die Abfahrt verhinderten, gelegt hatten, verliess die Flotte, wie Arrian berichtet, am 20. des Monats Boedromion, als Kephisodorus zu Athen Archon war, oder im 11. Regierungsjahre Alexanders, den Hafen. Vincent setzt den Abgang der Flotte auf den ersten October 326 v. Chr. und die Ankunft in den Ausflüssen des Euphrat gegen Ende Februars 325, wonach beinahe fünf Monate auf diese Seefahrt verwandt wurden, die jetzt ein Schiff in drei

Wochen zurücklegt[1]). Nach Plinius kam die Flotte im siebenten Monate, seitdem sie Alexander zu Pattala verlassen hatte und im dritten der Fahrt zu Susa an[2]). Den ersten Tag segelten sie ungefähr 100 Stadien ($2^1/_2$ geogr. Meilen) und ankerten bei einem grossen Canale des Indus in der Gegend Stura, wo sie zwei Tage blieben, und am dritten Tage erreichten sie nach 30 Stadien Kaumana, einen Canal mit salzigem Wasser, das von der Meeresfluth hereingespült wurde, fuhren dann noch 20 Stadien weiter den Fluss Indus hinunter und kamen nach Koreatis (Kuratschi). Bei der Abfahrt bemerkten sie am Ausflusse des Indus einen Felsen, gegen welchen die Wellen des Meeres tobten; um diesen zu umgehen, gruben sie dort durch den Sand einen Canal von 5 Stadien Länge und führten durch denselben mit der Fluth die Schiffe. Nachdem sie 150 Stadien mit Umschiffung zurückgelegt hatten, landeten sie an der sandigen Insel Krokala, wo sie den folgenden Tag verweilten, und jener Insel gegenüber wohnte ein indisches Volk, das nach dem Flusse Arabis (Purally), der durch das Land desselben ins Meer strömte, und die Grenze gegen die Oritä bildete, Arabies genannt ward und in der heutigen Landschaft Lus seine Wohnsitze hatte. Von Krokala schifften sie rechts dem Berge Eirus (Cap Monze), links einer niedern Insel vorbei und liefen in einen grossen und schönen Hafen ein, den Nearch Alexandershafen nannte, vor welchem zwei Stadien vom Eingange die Insel Bibakta (Tschilney) lag, deren gegenüberliegende Gegend Sangada hiess. Stürmische Winde hielten hier den Nearch 24 Tage lang im Lager, das er, um vor einem Ueberfalle von Barbaren sicher zu sein, mit einer steinernen Mauer befestigte, und die Mannschaft fing während dieser Zeit häufig Muscheln und grosse Austern. Sobald der Wind sich gelegt hatte, fuhren sie ab und legten nach einer Fahrt von etwa 60 Stadien an einem sandigen, der unbebauten Insel Domä gegenüberliegenden Ufer an, von dem das frische Wasser noch 20 Stadien im Lande entfernt war, und am folgenden Tage segelten sie bis in die Nacht und erreichten nach einer Entfernung von 300 Stadien Saranga (Hubb), wo das Trinkwasser sich 8 Stadien vom Ufer befand. Von hier kamen sie an den Ort Sakala, fuhren zwischen zwei Felsen hindurch, deren Zwischenraum so enge war, dass die Rnder sie an beiden Seiten berührten, und warfen nach einer Fahrt von etwa 300 Stadien bei Morontobara (Sonmeany) Anker. Hier war ein grosser, tiefer und sicherer Hafen mit enger Einfahrt, den die Eingebornen Weiberhafen nannten, weil ein Weib zuerst über diese Gegend geherrscht habe. Des folgenden Tages schifften sie weiter, zur linken eine holzreiche Insel (Zarnake) habend, die so nahe an dem baumreichen Ufer lag, dass die 70 Stadien lange Durchfahrt ein Canal zu sein schien. Gegen Morgen setzten sie die Reise fort und hielten nach 120 Stadien in der Mündung des Flusses Arabis an, wo sie einen grossen und schönen Hafen, aber untrinkbares Wasser trafen, weil die See in denselben eintrat; sie

1) Vincent, The commerce and navigation of the Ancients in the Indian Ocean. 1. p. 189. I have already fixed the departure of the fleet from the Indus on the first of October, in the year three hundred and twenty-six A. C. and though I might have taken advantage of Strabo's authority to postpone his date to the tenth, I still prefer the precision of Arrian to the general date of the Geographer.

2) Plin. 6, 26 (23).

fuhren desshalb 40 Stadien hinauf, nahmen frisches Wasser ein und kehrten dann wieder zum Hafen zurück, wo man an einer unbebauten Insel Austern und allerlei Fische fing. Bis hieher wohnten die Arabies, die äussersten Indier, und die Fahrt vom Auslaufhafen am Indus bis dahin betrug an 1000 Stadien. Dann folgte das Land der Oritä (vermuthlich die Haritas des Waju-Purana, welche es an das Ufer des Sindh setzt), die im heutigen Lus und Urbu in Mekran wohnten. Von dem Ausflusse des Arabis schifften sie längs des Landes der Oritä gegen 200 Stadien und gingen an dem Felsen Pagala vor Anker, wo Einige ausstiegen und Wasser einnahmen, lichteten dann mit Anbruch des folgenden Tages die Anker und kamen, nachdem sie einen Weg von 300 Stadien zurückgelegt hatten, des Abends nach Kabana und legten in der See bei einem felsigen und steilen Ufer an. Auf dieser Fahrt überfiel die Flotte ein heftiger Sturm; zwei Kriegsschiffe und ein kleines Schiff gingen zu Grunde, die Mannschaft aber rettete sich, weil die Flotte nicht weit vom Ufer war, durch Schwimmen. Um Mitternacht brachen sie wieder auf und kamen nach einer Fahrt von 200 Stadien nach Kokala (am Flusse Agbor), woselbst die Mannschaft ans Land stieg und ein festes Lager aufschlug, um sich von den Mühseligkeiten der See zu erholen: man besserte die schadhaften Schiffe aus, versorgte die Flotte auf 10 Tage mit Lebensmitteln, und Nearch übergab dem Leonnatus, den Alexander zum Gouverneur über das Land der Oritä gesetzt hatte, die untauglichen Matrosen und erhielt dafür neue. Mit günstigem Winde brachen sie wieder auf, gelangten nach etwa 500 Stadien an den Fluss Tomerus (Mukla oder Hingul), an dessen Mündung sich ein See befand, und an dessen Ufer halbnackte Leute in niedern Hütten wohnten, die am ganzen Leibe so rauh wie am Kopfe waren, an den Händen und Füssen lange Nägel hatten, und Felle von wilden Thieren oder Häute von grossen Fischen zur Kleidung trugen. Diese Barbaren stellten sich, 600 an der Zahl, bewaffnet mit hölzernen Schaften, deren Spitzen im Feuer gehärtet waren, am Ufer auf und wollten die Landung verhindern; allein leichtbewaffnete Soldaten sprangen in die See, schwammen ans Land und griffen den Feind an, während von den Schiffen Pfeile und Wurfspiesse auf denselben geschnellt wurden, wodurch er mit Hinterlassung von einigen Todten und Verwundeten die Flucht ergriff. Man brachte nun die Schiffe in den Hafen, besserte die beschädigten aus, fuhr am sechsten Tage nach der Ankunft wieder ab und erreichte nach ungefähr 300 Stadien Malana (Cap Malin), die Grenze der Oritä. Die Fahrt an der Küste der Oritä betrug 1600 Stadien, und Nearch will, sobald er tief in die See gegen Mittag stach, bemerkt haben, dass die Schatten nach Süden fielen und die Sonne am Mittag keine Schatten warf; indess ist Nearch nicht soweit nach Süden gekommen, um solche Erscheinungen wahrzunehmen. An die Oritä grenzten die Ichthyophagen, in den heutigen Küstenlandschaften Kulay und Tiz in Mekran, längs deren Küste sie am ersten Tage beim Aufbruch um die zweite Nachtwache 600 Stadien zurücklegten und gingen bei Bagisara (am Flusse Borad), wo nebst einem guten Hafen der Flecken Pasira war, der 60 Stadien von der See lag, vor Anker. Des andern Tages fuhren sie früher als gewöhnlich ab, umschifften einen hohen, weit in die See ragenden Felsen (das Vorgebirge Arubah), hielten denselben Tag an dem felsigen Ufer an und gruben Brunnen, die schlechtes Wasser gaben,

worauf sie am folgenden Tage nach einer Fahrt von 200 Stadien Kolta erreichten, wovon sie wieder früh abfuhren und nach 600 Stadien bei dem Flecken Kalama (beim Flusse Kalamet oder Kurmut), wo einige Palmbäume grüne Datteln darboten und 100 Stadien von der Küste die Insel Karnine (Aschtola) lag, landeten. Die Einwohner dieses Fleckens brachten dem Nearch Schafe von Fischgeschmack und Fische zum Geschenk, und sie segelten dann am nächsten Tag 200 Stadien und gingen am Ufer Karbis vor Anker, an welchem 30 Stadien vom Meere der Flecken Kysa (vermuthlich Pusini) lag. Hier stiessen sie auf kleine Fischerkähne, die von den Fischern bei der Ankunft der Flotte verlassen worden waren, fanden dort aber kein Getraide, das ihnen sehr beigegangen war, sondern nur einige Ziegen, die sie auf die Schiffe führten. Am folgenden Tage umschifften sie ein steiles, 150 Stadien ins Meer hervorspringendes Vorgebirge (Cap Passance) und liefen in einen ruhigen Hafen ein, der Mosarna hiess, wo sie den Gadrusier Hydrakes trafen, den sie zum Piloten für die Fahrt nach Karmanien anwarben. Sie verliessen Mosarna in der Nacht und gelangten nach 750 Stadien zum Ufer Balomos (Ras Schemand Bunder) und von da nach 400 Stadien zum Flecken Barna (bei Kunduaur), wo viele Palmbäume wuchsen, sowie Myrten und verschiedene Blumen, woraus sich die jungen Landmädchen Kränze wanden. Dort sahen sie zuerst veredelte Bäume wieder und Menschen, die nicht ganz wild waren, und legten sich dann 200 Stadien ferner bei Dendrobosa in der See vor Anker. Die Reise wurde um Mitternacht fortgesetzt, und sie liefen nach einer Fahrt von ungefähr 400 Stadien in den mit gutem Wasser versehenen Hafen Kophas (Guadel, westlich von Ras Koppah) ein, wo Fischer wohnten, die kleine und schlechte Kähne besassen; von dort fuhren sie um die erste Nachtwache wieder ab, legten, nachdem sie gegen 800 Stadien zurückgelegt hatten, bei Kyiza (dem östlichen Cap von Gwuttur-Bay) an einem unfruchtbaren und felsigen Ufer an und nahmen ihre Abendmahlzeit auf den Schiffen ein. Als sie von hier abschifften, sahen sie in der See Wasser in die Höhe steigen, worüber sie erschraken und die Ruderknechte das Ruder aus den Händen fallen liessen; Hydrakes deutete ihnen aber, dass diese Erscheinung von den Wallfischen herrühre, worauf Nearch den Steuerleuten befahl, die Schiffe auf dieselben hinzulenken und, wenn sie nahe gekommen seien, unter Trompetenschall ein grosses Geschrei zu erheben; diess wurde zur Zeit befolgt, die Wallfische senkten sich in die Tiefe, und die Flotte legte nach 500 Stadien bei einer kleinen Stadt (vermuthlich Gwuttur) an, die nicht fern vom Meere auf einem Hügel lag. Wegen Mangel an Lebensmitteln beschloss Nearch mit Archias, sich der Stadt durch List zu bemächtigen, weil es zuviel Zeit erfordern würde, sie mit Gewalt zu erobern; er liess daher durch Archias die Flotte zur Abfahrt in Bewegung setzen und blieb bloss mit einem Schiffe zurück, ging sodann auf die Stadt zu, und als er an die Mauer kam, brachte man ihm gebratene Fische, Kuchen und Datteln zum Gastgeschenk. Der Admiral nahm die Geschenke an und bat um Erlaubniss, die Stadt zu besehen. Man liess ihn herein. Sobald er in das Thor gekommen war, besetzte er dasselbe durch zwei Soldaten, ging mit zwei andern und dem Dolmetscher auf die Mauer und gab dem Archias das abgesprochene Zeichen, der nun eiligst die Flotte zum Ufer führte, und die Soldaten bemächtigten sich der Stadt, worin sie viel Mehl von gedörrten Fischen, aber nur wenig

Weizen und Gerste vorfanden. Nearch versah damit die Flotte und segelte bis zum Vorgebirge Bagia (Ras Farsch), das nach der Angabe der dortigen Bewohner dem Helios heilig war. Um Mitternacht setzten sie die Reise fort, erreichten nach ungefähr 1000 Stadien den guten Hafen Talmena (Tschubar) und fuhren dann noch 400 Stadien weiter bis zu der öden Stadt Kanasis (Tiz), wo sie einen Brunnen und wilde Palmbäume fanden, deren zarte Sprossen, da das Getraide ausgegangen war, zur Speise dienten. Der Hunger nöthigte sie nun Tag und Nacht zu fahren. Anfangs legten sie an einem sandigen Ufer an, weil aber Nearch befürchtete, seine Leute möchten ans Land steigen, so liess er die Flotte in der See vor Anker liegen, erreichte nach etwa 750 Stadien das öde Ufer Kanate (Fluss Tanka) und gelangte dann in 800 Stadien zu den Troiern, einem armen Volke im Lande der Ichthyophagen, das kleine und elende Dörfer bewohnte, die es beim Anblick der Flotte verlassen hatte. Die Ausgehungerten glaubten hier einigen Vorrath an Lebensmitteln zu erbeuten, mussten sich aber mit etwas Getraide, einigen Datteln und dem Fleische von 7 Kamelen begnügen und setzten gegen Morgen ihre Reise 300 Stadien weit bis Dagasira fort, wo sie einige in Zelten lebende Hirten trafen. Da auch dort nichts war, schifften sie ohne Aufenthalt Nacht und Tag durch, bis sie nach einer Fahrt von 1100 Stadien die Grenze der Ichthyophagen berührten, wo sie auf der See sich vor Anker legten, weil ein kahler Fels sich weit in die See erstreckte (Cap Mucksa). Die Länge der ganzen Fahrt an der Küste der Ichthyophagen betrug etwas über 10,000 Stadien oder nach Plinius 20 Tagereisen. Die Ichthyophagen lebten von Fischen, die sie meist mit Netzen, die aus dem Bast der Palmbäume gemacht waren, in den von der Meeresfluth zurückgebliebenen Wässern fingen, und nur wenige besassen Kähne zum Fang; die kleinen Fische wurden roh verzehrt, die grossen an der Sonne getrocknet und zu Mehl zerrieben, woraus man Brod buk oder Brei kochte, uud aus Mangel an Gras dienten die getrockneten Fische auch zum Futter des Viehs. Ausser den Fischen, Krebsen, Austern, Muscheln und Salz brachte das Land wenig hervor; der Ackerbau war nicht in Betracht zu ziehen, und aus Mangel an Holz wurden sogar die Hütten aus Gebeinen von Wallfischen errichtet, welche die See auswarf. Von jenem Vorgebirge (Cap Mucksa) an, wo Karmanien, das heutige Land Mogestan, anfing, das mehr Bäume, Früchte, Gras und Trinkwasser als das Land der Ichthyophagen und Oritä hatte, segelten sie nicht mehr so sehr gegen Westen, sondern mehr zwischen Westen und Norden und landeten bei Badis, wo gute Weinstöcke, Korn und viele Bäume, aber keine Oelbäume waren. Dann schifften sie 800 Stadien weiter und hielten an einem öden Ufer (Ras Ayschir) an, von wo sie ein weit in die See hinauslaufendes Vorgebirge erblickten, das eine Tagfahrt entfernt zu sein schien, und ortskundige Leute sagten aus, es sei ein Vorgebirge Arabiens, welches Maketa (Ras Mussendom) hiesse, von dort würde Zimmt und anderes Gewürze den Assyriern zugeführt. Onesikrit hatte Lust, nach jenem Vorgebirge zu steuern, aber Nearch verweigerte es, weil er von Alexander den Auftrag hatte, bloss die Meerbusen, Seestädte, Häfen und Inseln dieser Küsten zu untersuchen, und sie verliessen darauf das Ufer, hielten nach einer Fahrt von 700 Stadien an dem Ufer Neoptana (bei Karrun) an und liefen gegen Morgen nach 100 Stadien bei Harmozia (Minab) am Flusse Anamis (Ibrahim) ein.

Nun waren sie in einer fruchtbaren Gegend, die Alles darbot, nur keine Oelbäume; sie erfuhren von einem Griechen, auf den Einige von der Schiffsmannschaft zufällig stiessen, dass Alexander mit seinem Heere nur 5 Tagereisen von hier entfernt sei, und voll Freude liess Nearch die Schiffe zum Ausbessern aufs Land ziehen, umgab den Platz mit Wall und Graben und begab sich mit Archias in seines Königs Lager, wo er kaum wiedererkannt wurde, so sehr waren an ihm die zur See geduldeten Leiden ausgeprägt. Der König empfing ihn mit Freudenthränen, brachte den Göttern ein Dankopfer für die Erhaltung der Flotte und gab Kampf- und Singspiele, bei welchem das Heer den Admiral mit Blumen und Kränzen überschüttete. Nach Beendigung der Feierlichkeiten kehrte Nearch zu den Schiffen zurück, stellte dort ebenfalls Opfer und Spiele an und stach wieder in See, um die Flotte nach dem Euphrat zu führen. Zuerst fuhren sie der unbewohnten Insel Organa vorüber, die unter dem heutigen Namen Ormus, obgleich sie eine Zeitlang zum grossen Waaren-Depot diente, noch eine steinige und unfruchtbare Insel ist, und legten nach einer Fahrt von 300 Stadien an der bewohnten Insel Oarakta an, die 800 Stadien lang war, Getraide, Wein und Datteln erzeugte und in der heutigen fruchtbaren und viehreichen Insel Kischm wiederzuerkennen ist. Der dortige Gouverneur bot sich ihnen freiwillig zum Piloten bis zum Euphrat an und führte die Flotte 200 Stadien weiter an einen andern Ort derselben Insel. Als sie mit Anbruch des Tages absegelten, veranlasste die schnell eingetretene Ebbe, dass drei Schiffe auf dem Trocknen sitzen blieben und erst am folgenden Tage von der Fluth erlöst zu den übrigen stiessen, die nur mühsam den seichten Orten entronnen und denselben Tag nach einer Fahrt von 400 Stadien an einer von dem Festlande 300 Stadien entfernten Insel vor Anker gegangen waren. Von hier brachen sie gegen Morgen auf und fuhren, die unfruchtbare Insel Pylora (Polior) zur linken Hand lassend, zu dem Städtchen Sidodone, das mit Ausnahme von Wasser und Fischen an Allem Mangel hatte, nahmen daselbst frisches Wasser ein, erreichten dann nach 300 Stadien das tief in die See ragende Vorgebirge Tarsia (Ras Bostana) und nach einer ebenso grossen Entfernung die unfruchtbare Insel Katäa (Guase oder Kenn), die dem Merkur und der Venus heilig war, denen die Nachbarn Schafe und Ziegen zum Opfer schickten, die verwildert auf derselben weideten. Bei jener Insel war die Grenze von Karmanien, dessen Küstenbeschiffung sich auf 3700 Stadien belief. Nun fuhren sie an der Küste von Persien und gelangten nach 400 Stadien zum Eilande Kaikandrus (Inderabia) und dem Hafenorte Ila (Kailo), wo sie bis gegen Morgen verweilten. Bei ihrer Abfahrt berührten sie bald eine bewohnte Insel, an welcher Perlen gefischt wurden (vermuthlich Schaik Schaab), liefen hierauf an dem hohen Berge Ochus in einen bequemen Hafen ein, wo Fischer wohnten, und strichen nach einer Fahrt von 450 Stadien die Segel bei Apostana (Schewur), wo viele Schiffe lagen, und sich 60 Stadien von der See ein Flecken befand. Sie brachen noch in der Nacht wieder auf und kamen nach 400 Stadien in einen mit vielen volkreichen Flecken besetzten Meerbusen (am Ras Nabend), woselbst sie am Fusse eines Berges, der mit Palmbäumen und verschiedenartigen Obstbäumen, wie sie Griechenland hervorbringt, bekränzt war, Anker warfen. Nach einer Reise von ungefähr 600 Stadien gelangten sie in eine bewohnte Gegend, die Gogana (Konkun) hiess und blieben in der Mün-

dung des Regenflusses Areon liegen, denn sie konnten nicht gut wegen der Ebbe in die enge Mündung des Hafens einlaufen; setzten dann von hier die Reise noch 800 Stadien fort und legten sich in der Mündung des Flusses Sitakus (Khor Dschayrah) vor Anker, weil der ganze Strich an der persischen Küste nur aus seichten, sumpfigen und felsigen Orten bestand. Dort fanden sie viel Getraide, zogen die Schiffe aufs Land, besserten die beschädigten aus und verweilten im Ganzen 21 Tage. Am ersten Tage ihrer Abreise segelten sie 750 Stadien bis zur Stadt Hieratis (Ramah), die in einer bewohnten Gegend lag, und brachten die Nacht an einem Canale des Flusses Heratemis zu. Mit Aufgang der Sonne stachen sie wieder in See und kamen zu der Halbinsel Mesambria, die viele Gärten und allerlei Obstbäume enthielt und jetzt den Namen Abuschir trägt und einen beträchtlichen Handelsplatz bildet, wo indische, arabische, persische und europäische Waaren umgesetzt werden und sich eine englische Faktorei befindet. Von Mesambria beinahe 200 Stadien entfernt legte Nearch bei Tarke am Flusse Granis (vermuthlich Khor Rohilla) an, woran ungefähr 200 Stadien von der Mündung ein Schloss des Perserkönigs lag und sich jetzt noch in einiger Entfernung die beträchtlichen Ruinen der altpersischen Stadt Schapur befinden. Auf dieser Fahrt sah Nearch einen von der See ausgeworfenen Wallfisch, der 50 Ellen lang war, erreichte dann nach 200 Stadien einen bequemen Hafen am Regenflusse Rogonis (beim Fischerorte Bender Rig) und hielt nach einer fernern Fahrt von 400 Stadien bei dem Regenflusse Brizana (bei Ras el Tombe) an. Da es gerade Ebbe war und sich seichte Orte und Klippen vor dem Hafen ausdehnten, so mussten sie die Fluth abwarten, um mit derselben ein- und auszulaufen, und segelten alsdann nach dem Flusse Arosis (Tab), dem grössten von allen, die sie auf dieser Seereise sahen; er schied die Perser von den Susiern und bildet heute noch die Grenze zwischen Fars und Khusistan. Die Länge der Fahrt an der persischen Küste belief sich auf 4400 Stadien. Dio Flotte bestrich nun die Küste der Susier, die wegen der vielen Sümpfe und Felsen schwer zugänglich war, wesshalb die Mannschaft sich auf 5 Tage mit frischem Wasser versah. Sie machten den ersten Tag 500 Stadien und ankerten an der kleinen Insel Margostana (Atschearine), die am Eingange des fischreichen Sees Kataderbis lag, kamen sodann am folgenden Tag an eine seichte Fläche, die auf beiden Seiten mit Pfählen bezeichnet war, zwischen welchen ein Schiff nach dem andern durchfahren musste, um nicht in einen tiefen zähen Schlamm zu gerathen. Nachdem sie 600 Stadien auf diese Weise zurückgelegt hatten, nahmen sie ihr Abendbrod am Bord ein und trafen schon die Nacht tiefere Orte, bis sie nach 900 Stadien in die Mündung des Euphrats einliefen, wo sie beim Flecken Diridotis (Dorah) in Babylonien, wohin die Kaufleute aus Arabien Weihrauch und andere Produkte ihres Landes brachten, vor Anker gingen. Babylon war noch eine Fahrt von 3300 Stadien entfernt, aber zur grössten Freude erhielt Nearch Befehl, die Flotte nach Susa (Schuster) zu führen, wo sich Alexander befand. Er schiffte desshalb wieder zurück, fuhr der Mündung des Tigris (Khor Bamschere) vorüber, lief in die Mündung des Karun ein, kam dann nach einer Fahrt von 600 Stadien an die Mündung des Pasitigris (Dschilei Schuster) und setzte die Reise auf dem Pasitigris, der jetzt oberhalb der Mündung des Dscherahi die Namen Schuster, Karun führt und von den Alten auch Euläus und

Choaspes genannt wurde, bis Susa fort, wo Alexander die Reisenden bewillkommnete und Opfer und Feste veranstaltete.

Alexander beabsichtigte Babylonien als dem Mittellande seines grossen Reiches einen neuen grossen Glanz zu verleihen, indem er es zum Centralmarkte der ganzen Erde oder zum zweiten Phönizien, umzuschaffen gedachte; denn er wollte hier, nicht in dem ihm noch unbekannten Arabien, wie Strabo erwähnt, seinen Regierungssitz aufschlagen [1]). Indien sollte seine Reichthümer direct nach dem Euphrat bringen, wozu seine Flotte den Weg eröffnete, wesshalb er auch die Flüsse Euphrat, Tigris, Euläus von den Schleussen befreite, den grossen Hafen zu Babylon anlegte, Flotten baute, Alexandria am persischen Meerbusen, das später Charax Spasinu hiess, seine Entstehung gab und Alexandria in Aegypten gründete [2]). Montesquieu behauptet zwar, Alexander habe Alexandria in Aegypten gegründet, um sich Aegypten zu sichern, an eine Handelsverbindung zwischen dem Indus und Nil sei gar nicht zu denken, denn er habe das zwischen diesen Flüssen liegende Meer nicht gekannt [3]). Allein die Schiffbarkeit jenes Meeres war schon bekannt, wie wir bereits oben sahen, und Tyrus, die Königin aller Handelsstädte, war zerstört. Doch der Schöpfer dieses grossen Plans genoss die Früchte seines Geistes nicht, die schwerzubewältigende Kraft der Sinnlichkeit überlieferte sie seinen Nachfolgern, den Seleukiden und Ptolemäern.

Mehrere Begleiter Alexanders des Grossen schrieben über Indien, unter welchen Nearch, Onesikrit und Aristobulus die vorzüglichsten waren, von deren Werken sich aber nur noch einige Bruchstücke bei Strabo, Plinius und Arrian erhalten haben.

§. 2. „Die Länge Indiens, berichtet Nearch, erstreckt sich auf eine Reise von 4 Monaten, und dort tritt die Regenzeit um die Sommersonnenwende ein, in welcher Folge die Flüsse aus ihren Ufern treten und die Aecker befruchten, welche bei Einigen von allen Gliedern der ganzen Verwandschaft gemeinschaftlich bestellt werden, und von denen jedes so viel Früchte einärntet, als sein Lebensunterhalt für das Jahr erfordert. In dem Hydaspes leben Krokodile, und am Akesines wachsen ägyptische Bohnen, wo Alexander Anfangs wähnte, die Quellen des Nils aufgefunden zu haben, wesshalb er eine Flotte bauen liess, um nach Aegypten zu fahren. Es gibt in Indien merkwürdige Thiere, wie Elephanten, Tiger, goldgrabende Ameisen, die den Panthern ähnlich sind, Papageien, Schlangen von 16 Ellen Länge; grosse Bäume (Banjanen), die einen Schatten von 5 Morgen Umfang werfen, worunter sich wohl 10,000 Menschen kühlen können; Bäume, welche Wolle tragen, die von den Macedoniern zum Polstern ihrer Saumsättel gebraucht wurde, aus welcher die Eingebornen aber feine Sindones webten; Baumfrüchte, die berauschen (vermuthlich Wein aus der Kokospalme) [4]), Honig erzeugendes Rohr (Zucker), Serika oder eine von gewissen Rinden abgekratzte Bissos (Seide) und andere Seltenheiten, wie Perlen, Krystall, Edelsteine. Die Einwohner sind grosse und schlanke Leute, die ihren Bart weiss, braun, roth oder grün färben, und ein langes Unterkleid aus Baumwolle, ein Oberkleid, eine Kopfbinde, Schuhe von weissem Leder mit hohen bunten Sohlen,

1) Arrian. Exped. Alex. 7, 19. Strabo 16. c. 4. §. 27. 2) Plin. 6, 31 (27).
3) Montesquieu, Esprit des Lois 21, 8.
4) Plin. 14, 19 (16) führt wenigstens den Palmenwein der Indier an.

Ohrringe aus Elfenbein und Sonnenschirme tragen; sie liefern schöne Kunstarbeiten, schreiben auf dichtgewebte Sindones Briefe und besitzen grosse Kunstfertigkeit, denn sie bildeten Alles vollkommen nach, was ihnen die Macedonier vorlegten. Die Indier haben zwar allgemeine und besondere Gesetze, wie dass der Vater dem Sieger im Ringen, Faustkampf oder Laufen seine Tochter ohne Mitgift zur Gemahlin bestimmt, kennen aber keine geschriebenen Gesetze, und unter ihnen bekleiden Brahmanen die Staatsämter und sind Rathgeber der Könige; andere Brahmanen beschäftigen sich mit der Betrachtung der Natur, wie Kalanus, der Alexander den Grossen nach Babylon begleitete, wo er sich dem Feuertode weihte, und mit ihnen philosophiren auch Frauen von strenger Lebensart; wieder andere üben Arzneikunst, heilen aber mehr durch Zauberworte als durch Arznei, denn wegen der einfachen Lebensweise der Indier und wegen ihrer Enthaltung des Weins herrschen dort nicht viele Krankheiten. Gegen den Biss giftiger Schlangen, den die griechischen Aerzte nicht heilen konnten, wissen sie wirksame Mittel, wesshalb Alexander immer einige um sich hatte, die er auch bei andern gefährlichen Krankheiten seiner Truppen zu Rathe zog. Die Infanterie führt einen Bogen von Mannslänge, der mit Hülfe des linken Fusses auf der Erde gespannt wird; der Pfeil ist 3 Ellen lang und durchdringt, wenn er gut trifft, Schild und Panzer; der Schild besteht aus Ochsenleder und ist beinahe so lang, aber nicht so breit als der Mann, der ihn trägt; statt der Bogen sind Finige mit Wurfspiessen bewaffnet, und Alle tragen ein breites, drei Ellen langes Schwert, das sie mit beiden Händen führen, wenn sie Mann gegen Mann streiten. Die Cavallerie hat zwei kleine Spiesse und einen nicht so grossen Schild als die Infanterie; ihre Pferde sind nicht gesattelt, und um das Maul derselben läuft ein Riemen mit Stacheln von Eisen oder Elfenbein, der mit dem eisernen Gebiss und dem Zügel in Verbindung steht[1])."

Das ist die erste Erwähnung des Zuckers und der Seide bei den Griechen. Der Name Serikum, womit Nearch die Seide benennt, bekundet, dass sie aus Sina nach Indien kam; denn im Sanskrit heisst sie Kauseja, d. i. aus einem Kosa (Cocon) gemacht, im Prakrit Kosija, im Hindustani Tassara, in Bengalen und Assam Arinda, Muga, in Siam Mai, in Laos Mon, in Pegu Sut, in Kambodscha Sot, in Anam To; dahingegen wird sie im Koreanischen Sir, im Mongolischen Sirkek, im Mandschurischen Sirghe und im Armenischen Scheram genannt, welche Wörter von dem Sinesischen Sser, Seidenwurm, abgeleitet sind, das aber in einigen Provinzen und in der Mandarinensprache, die keinen R-Laut haben, Sse ausgesprochen wird, wovon auch das Sinesische Ssin, Seide, stammt. Hieraus geht nun hervor, dass die Griechen unter den Serern, deren hohes Lebensalter die Indier rühmten, die heutigen Sinesen in den Nordprovinzen verstanden, von welchen die Seide durch tartarische Völker nach Indien gebracht wurde; wenigstens brachten dem Mahabharata zufolge die Sakas, Tukharas und Kankas dem indischen König Judhischthira Seidenstoff, Wolle, Felle, lange Schwerter und Dolche zum Geschenk, von welchen Völkern wir die Sakas und Tukharas in den an den Quellen des Jaxartes oder heutigen Sihon und in der Landschaft Tokharistan wohnenden Sakä und Tochari des Ptolemäus und Dionysius Periegetes wiedererkennen.

---

1) Nearch. ap. Strab. 15. c. 1. Nearch. apud Arrian. in Ind.

Die Kankas waren vermuthlich die heutigen Bewohner von Kokan [1]. In Betreff der Kleidung bemerkt ebenfalls Megasthenes, dass die Indier grosse Sorgfalt auf einen schönen Anzug legen, in bunten Kleidern erscheinen, sich mit Edelsteinen und Gold schmücken und das Gesicht schminken [2], wie denn auch das Ramajana die Bürger von Ajodhja geschmückt mit bunten zierlichen Kleidern, Halsketten, Ohrringen und Edelsteinen darstellt, und unter den Hochzeitsgeschenken der Königstochter Sita vielfarbige Kleider, wollene Tücher, Seide, Pelzwerk, Edelsteine und kostbaren Schmuck aufzählt. Curtius und Arrian führen noch an, dass sich einige Völker am Indus in Pelze kleiden [3], und Mac Murdo sah, dass die moslemitischen Weiber von Sindhi noch die alte Hindutracht beibehalten, die in einem Rock aus einem groben Stoff und in einem Ueberkleid aus Ziegenfell besteht, das, am Kopfe befestigt, nachlässig über den Körper geworfen wird. Die Indier sind reinlich, baden sich jeden Tag und reiben den ganzen Körper mit Oel ein. Die Kleidungsstücke der Männer sind: ein Unterkleid mit langen engen Aermeln, ein langer bis auf die Erde reichender Rock aus Musselin, weissem, geblümtem oder hellfarbigem Baumwollenstoff, oder mitunter aus rothem oder gelbem Tuche, ein feines Zeug, das sie statt der Beinkleider um die Beine wickeln, ein Turban von einem Streifen Musselin, ein Gürtel und weisse oder farbige Pantoffeln. Der Kopf ist bis auf die Mitte, wo sich ein Büschel Haare befindet, woran gewöhnlich der Talisman befestigt wird, glatt; das Gesetzbuch Manu befiehlt sogar dem Sudra, sich jeden Monat den Kopf scheeren zu lassen, und in den Provinzen, wo man sich nicht rasirt, legt man einen grossen Werth auf einen schönen langen Bart, so wie auf einen dicken Knebelbart [4]. Die Männer schmücken sich auch mit goldenen Halsketten, Armbändern, Finger- und Ohrringen, welche letztern so gross sind, dass sie die Schultern berühren. Die vornehmen Frauen hüllen ihren Körper in die schönsten Musseline oder seidene Stoffe, die gemeinen umwickeln ihre Hüften mit 2 bis 3 Ellen Baumwollenzeug; feine Schleier und im Winter Shawls dienen zur Kopfbedeckung, und die reinlichen Kleider duften oft noch von Wohlgerüchen. Alle Frauen gehen barfuss und reissen sich das Haar am Leibe aus, aber das Kopfhaar durchflechten die vornehmen mit Perlen und Edelsteinen, die gemeinen mit Korallen und bunten Glasperlen und tränken es mit Rosenöl oder minder kostbaren wohlriechenden Essenzen. Die Ohren der Frauen, die je länger, für desto schöner gehalten werden, sind so gross durchbohrt, dass man wohl einen Finger hindurchbringen könnte, und diese Oeffnung ist ganz voll von Schmuck; zuweilen hat der obere Theil des Ohres noch eine Oeffnung, in welcher eine goldene Birne oder eine andere Zierrath steckt. Drei bis vier goldene Halsketten fallen bis auf die Brust hinab, sehr schön gearbeitete goldene Bänder zieren die Arme, fast jeder Finger und jede Zehe ist beringt, und einige tragen noch goldene Nasenringe; Gesicht, Hals, Brust, Arme, der obere Theil der Füsse sind mit Kurkuma gelb, Wangen und Nägel mit Mindi oder Lakscha roth geschminkt; um die Augen zieht sich ein schwarzer Halbkreis aus Spiessglas, auf der Stirn erblickt man ein Fleckchen von San-

1) Strabo 15. c. 1. §. 34 u. 37. Ptolem. 6, 12. Dionys. Perieg. v. 750 ff.
2) Megasthen. ap. Strab. 15. c. 1. §. 54. 3) Curt. 8, 9. Arrian. Ind. c. 5.
4) Manu 5, 140—141.

delholzpulver oder ein rundes Goldplättchen; Einige haben im Gesicht, auf den Armen blaue Fleckchen als Schönheitspflästerchen und stechen mit einer Nadel allerlei Figuren von Blumen und Vögeln in die Haut, in welche feiner Holzkohlenstaub oder Schiesspulver gerieben wird, und schwärzen sich mitunter die Zähne. Die Dewadasis, d. i. Gottesdienerinnen, weil sie vor dem Bilde eines Gottes tanzen und singen, tragen oft für 8—10,000 Rupien Gold und Juwelen an ihrem Körper als Erwerb ihrer bezaubernden Schönheit[1]). Dahingegen begnügen sich nach Perrin auch drei Viertheile der Einwohner mit einer Kleidung, die ihnen jährlich nicht mehr als 20 Sous kostet. Der Hauptluxus der Indier besteht im Körperputz, aber der Kastengeist erlaubt ihnen nicht, sich nach Willkür zu kleiden und über ihren Rang hinauszugehen; denn jede Kaste ist streng durch Rechte und Sitten von der andern unterschieden. Reich oder arm, sagt Le Goux de Flaix, legt der Indier jeden Morgen denselben Anzug an bis er ihn abgetragen hat; stets der nämliche hat der Hindu aller Kasten nur eine Art zu sein, zu leben und sich zu kleiden; die Vergnügungen, die Arbeiten, die Bedürfnisse des Abends sind für ihn die des andern Tages; er kennt weder die Abwechslung unserer Moden, noch die Verschiedenheit des Geschmacks; er lässt keine seiner alten Gewohnheiten fahren, nimmt aber auch keine neuen an.

Die indischen Handwerker und Künstler verfertigen wirklich mit den einfachsten Werkzeugen die schönsten Sachen und machen alle europäischen Vorbilder so genau nach, dass man ihr Gebilde kaum von dem Original unterscheiden kann. Ihre äusserst feinen Musseline, schönfarbigen Teppiche und Shawls, wundervollen Stoffe mit künstlichem Laubwerk in Gold und Silber, feinen Metall-, Holz-, Filigran- und eingelegten Arbeiten, vortrefflichen Stahl- und Eisenwaaren sind weltbekannt. Diese Kunst, diese Fertigkeit wird das Erbtheil ihrer Söhne, die immer das Handwerk ihrer Väter treiben müssen und nur nach den auf sie vererbten Modellen arbeiten. Die Hindus, sonst in allen Künsten geschickt, haben doch die Maler- und Bildhauerkunst nicht vervollkommnet; ihre Gemälde zeichnen sich nur durch lebhafte und dauerhafte Farben aus und können, wie ihre Sculpturen, auf eigentliche Schönheit keinen Anspruch machen. Die unnatürlichen symbolischen Darstellungen ihrer Götter beeinträchtigen die Schönheit; jene Bilder haben meist mehrere Köpfe, viele Arme, oder sonstige Anhängsel aus der Thier- oder Pflanzenwelt, deren technische Ausführung der einzelnen Theile zwar oft von reinem Geschmack ist, aber es fehlt doch dem Ganzen das Gefällige. Am schönsten wird Dewaki mit ihrem Säuglinge Krischna dargestellt; Lakschmi, die Gemahlin des Wischnu und Göttin des Glücks und der Schönheit, welche wie die Venus aus dem Meere entstand, wird mit schmaler Taille, dicken Hüften und in steifer Stellung abgebildet, ist vom Kopfe bis auf den Gürtel fast ganz entblösst, aber von hier an senkt sich ein leichtes bauschiges Gewand bis zu den Waden, das wie der Kopfputz mit Schmuck überladen ist. An Bildwerken ist Indien nicht arm, Tempel veranschaulichen die Begebenheiten der Götter in Stein gehauen oder gemalt, der Götterwagen ist mit Schnitzbildern bedeckt, und fast jede Familie besitzt einen Hausgötzen aus Thon, Stein, Bronze, Silber oder Gold.

---

1) Haafner, Landreise längs der Küste Orissa und Koromandel. Deutsch von Ehrmann. Th. 1. Abschn. 5.

Die dichtgewebten Sindones, worauf man Briefe schrieb, waren wohl keine gewebten Baumwollenzeuge, sondern vermuthlich Papier aus Baumwolle, das die Bewohner von Kasmir in vorzüglicher Güte verfertigen; indess war sicher damals, wie heute noch, nur ein kleiner Theil der Indier des Schreibens kundig, zu dessen Material man sich auch häufig der Baumblätter und des Bastes der Kokospalme bedient, wie schon Curtius erwähnt [1]). Strabo bemerkt zu Nearchs Worten, dass nach Andern die Indier sich keiner Schriften bedienen, unter welchen er den Megasthenes begreift, der geradezu aussagt: die Indier haben nur ungeschriebene Gesetze, denn sie kennen keine Schriften, sondern verwalten Alles aus dem Gedächtnisse und betreiben doch wegen ihrer Redlichkeit und Sitteneinfalt Alles gut [2]). Wenn nun auch den Indiern die Schreibkunst, da ihrer auch Curtius gedenkt, nicht abgesprochen werden kann, so erhellt doch aus den Worten des Nearch und Megasthenes, dass es damals noch keine Gesetzbücher, ja überhaupt noch keine Litteratur gab, und doch soll das Gesetzbuch Manu, das überdiess noch Bücher aus verschiedenen Zweigen der Wissenschaften anführt, weit vor jener Zeit verfasst worden sein. Die Hindus legen, wie die alten Völker überhaupt, ihren Gesetzen einen göttlichen Ursprung bei: nur die Sinesen betrachten die ihrigen als Menschenwerk. Brahma soll dem Manu jene Gesetze offenbart, und dieser sie dem Bhrigu mitgetheilt haben, dessen Lebenszeit die Puranas in das mythische Zeitalter Treta-Juga hinaufrücken [3]). Jones setzt die Entstehung jenes Werkes zwischen 880—1280 v. Chr., A. W. v. Schlegel wenigstens 7 Jahrhunderte vor Alexander, Chezy in das 13. und Pauthier sogar in das 15. Jahrhundert v. Chr.; prüfen wir aber den Inhalt desselben genau, so stellt es sich als eine in weit späterer Zeit entstandene ungesichtete Sammlung von Gesetzen, Vorschriften und Lehren für das ganze bürgerliche Leben dar, die sich zwar auf die Wedas gründen, aber nicht selten widersprechen. Es gab schon vor unserm Manu Gesetzbücher, denn es bezieht sich auf die des Atri, Gotama und Wasischtha, von welchen noch Bruchstücke auf uns gekommen sind, und bezeichnet die beiden erstern sogar als alt; ja es bestanden selbst Gesetzbücher, die sich nicht auf die Wedas gründeten, mithin kann das Gesetzbuch Manu nicht das älteste sein [4]). Von andern Werken kennt es die drei Wedas: Rik, Jadschus, Sâma und die magischen Gebete des Atharwa, die Wedângas nebst dem Nirukta (Erläuterungsbuch der Wedas), die Purânas (alte Legenden), die Itihâsas (Heldengedichte wie das Ramajana und Mahabharata), die philosophischen Systeme Wedânta, Njâja und Mîmânsâ, skeptische und irreligiöse Bücher; und da es der Schauspieler erwähnt, so ist auch zu vermuthen, dass schon dramatische Werke, woran die indische Litteratur nicht dürftig ist, vorhanden waren. Nach dem Manu ist der Dwidschâ verpflichtet, häufig die Wedas und andere Bücher zu lesen, woraus sich auf eine grosse Verbreitung dieser Bücher schliessen lässt; aber Alexander, der die Grundsätze der indischen Philosophie kennen lernen wollte, konnte durch Dolmetscher diese nur dürftig und oberflächlich von den Brahmanen erfahren; hätte sich eine Litteratur

---

1) Curt. 8, 9. Libri arborum teneri, haud secus quam chartae, literarum notas capiunt.
2) Strabo 15. c. 1. §. 67. Megasth. ap. Strab. 15. c. 1. §. 53.
3) Manu 1, 58. 4) Manu 3, 14. 16. 8, 140. 12, 95.

vorgefunden, so stand ihm ein kürzerer und sicherer Weg offen, um seine Wissbegierde zu befriedigen, denn Taxiles und andere ihm befreundete Fürsten konnten ihm leicht zu diesen Schätzen verhelfen. Die Brahmanen theilten ihre philosophischen Lehren, wie Megasthenes versichert, ihren Frauen nicht mit, um davon keinen Missbrauch zu machen; wenn daher schriftliche Werke darüber vorhanden gewesen wären, so vermochten sie durch ihr Stillschweigen doch nicht jenem vorzubeugen, denn die Brahmanentöchter waren, wie wir aus der Sakuntala ersehen, des Lesens und des Schreibens kundig. Die Griechen kannten den persischen Reformator Zoroaster und dessen Schriften, aber weder die Wedas, noch das Gesetzbuch Manu, da doch die griechischen Könige von Baktrien, die auch über einen Theil Indiens herrschten, Gelegenheit hatten, die litterarischen Schätze der Indier kennen zu lernen. Dass die Indier damals noch keine Litteratur besassen, scheint selbst die Namenlosigkeit der Verfasser eines sehr grossen Theils ihrer Werke darzuthun, die deutliche Merkmale an sich tragen, dass sie aus Traditionen entstanden, wesshalb sie dieselben dem Wjâsa, d. i. Sammler, beilegen; jedoch folgt hieraus nicht, dass sie vor Megasthenes keine wissenschaftliche Bildung hatten: es kann ein Volk Wissenschaften üben ohne Bücher, da es ja noch zu Cäsars Zeiten in Gallien Gebrauch war, dass die Druiden, obgleich sie die Schreibkunst kannten, die Wissenschaften nur mündlich in Versen lehrten, welche die Schüler auswendig lernen mussten[1]. So wurden auch von den Brahmanen zu Megasthenes Zeiten die Wissenschaften gelehrt, das bestätigen die indischen Bücher, die, selbst die wissenschaftlichen nicht ausgenommen, aus Sammlungen von Versen bestehen, welche vorhin seit undenklichen Zeiten vom Lehrer auf den Schüler sich mündlich fortpflanzten, weil die gebundene Rede sich besser dem Gedächtniss einprägt. Wann die Gesetze des Manu zusammengetragen und der Schrift übergeben wurden, lässt sich nicht genau bestimmen; aber doch geht soviel aus dem Inhalte hervor, dass jenes Werk noch nicht zu Alexanders Zeiten existirte; denn die Jawanas, welche in demselben berührt werden, sind die Jonier oder baktrischen Griechen, die nach Alexander jenes Reich stifteten, und die ebenfalls in demselben Gesetzbuche vorkommenden Kiratas, die Kirrhadä der Griechen, welche der Verfasser des Periplus ein wildes Volk mit eingedrückter Nase nennt, das nach Ptolemäus in Hinterindien am Niederganges wohnte, also mongolischen Stammes war, erschienen vermuthlich erst um 130 v. Chr. in dieser Gegend, zu welcher Zeit der sinesische Kaiser Wuti Mongolen aus der Tartarei zwischen der Wüste Gobi und der sinesischen Mauer dahin vertrieb[2]. Wenn wir aber auch die naselosen Nomaden Skyritä, welche Plinius nach Megasthenes anführt, für die Kiratas der Sanskritbücher halten wollen, so hätten schon im 4. Jahrhundert v. Chr. Mongolen die Gegend am Niederganges inne gehabt, was aber weniger wahrscheinlich ist[3]. Zwar erklärt v. Bohlen die Stanze im Manu, worin jene Völker erwähnt werden, für ein späteres Einschiebsel; allein diese Annahme erlaubt weder der Zusammenhang, noch die historische Kritik, die nur alsdann eine Stelle des späteren Ursprungs verdächtigen darf, wenn sie sich nicht in allen Manuscripten vorfindet und die Zeit der Entstehung des Werkes bekannt ist; dass aber jenes Werk sicher weit

1) Caes. Bell. Gall. 6, 14. 2) Witsen, l. c. 1. p. 265. 3) Plin. 7, 2.

nach dem sechsten Jahrhundert v. Chr. entstand, erhellt schon allein daraus, dass es bereits von Nonnen spricht[1]), die der Brahmaismus nicht kennt und erst Gautama Buddha einführte. Zur Zeit des Megasthenes opferten die Indier Thiere und tranken nur beim Opfer Wein, und die Brahmanen assen auch Fleisch[2]). Das Gesetzbuch gestattet nun zwar auch den Brahmanen das Opferfleisch zu essen, hält auch den Genuss der geistigen Getränke nicht für sündhaft, preist aber die gänzliche Enthaltung des Fleischessens für ebenso verdienstlich, als wenn man 100 Jahre hindurch jedes Jahr ein Pferd opfere, oder gleich den Anachoreten von wilden Früchten lebe, woraus sich ergibt, dass die Thieropfer damals wenigstens nicht mehr so allgemein waren, als zu Megasthenes Zeiten, was sich noch durch folgende Worte des Manu erhärtet: „Man brachte in den alten Opfern den Göttern wirklich das Fleisch der wilden Thiere und der Vögel zum Opfer, welche das Gesetz zu essen erlaubt"[3]). Ferner werden die philosophischen Systeme Wedânta, Nîmânsâ und Njâza erwähnt[4]); da nun in den beiden ersten Systemen alle übrigen, wie Sankhja, Joga, Waiseschika, die Lehre der Dschainas, Bauddhas, Tscharwakas und anderer Häretiker besprochen werden, und da Sankara Atscharja, der älteste Commentator des Wedanta, nach Wilson erst im 8. Jahrhundert unserer Zeitrechnung lebte, was auf kein sehr hohes Alter jenes Werkes schliessen lässt, so muss also das Gesetzbuch Manu noch jünger als das Buch Wedanta sein. Alexander traf am Indus Brahmanenstädte, und Ptolemäus kennt auf der Küste Koromandel Brahmanen, wie denn auch die Pondrakas, Odras, Drawidas und Sakas, deren Wohnsitze oben bestimmt wurden, von dem Rudra Jamala Tantra zu den Indiern mit Brahmanenstämmen gerechnet werden[5]), welche Völker das Gesetzbuch aber für entartete Kschatrijas erklärt und begrenzt für die Dwidschas oder Wiedergebornen das Wohnland (Arjâwarta) durch die Berge Himalaja und Windhja, schliesst also Dekhan von demselben aus, gestattet jedoch den Sudras, welche in Argawarta ihr Brod nicht erwerben können, sich auch in andern Gegenden niederzulassen[6]). Diese engen Grenzen, welche es den Dwidschas anweist, und die Anführung von skeptischen und irreligiösen Büchern, von häretischen Mönchen lassen endlich schliessen[7]), dass damals Indien grossentheils von Andersgläubigen bewohnt wurde, und in der That lesen wir in den Reiseberichten der beiden sinesischen Fo-Priester Fahian und Hiüan Thsang, dass sich der Buddhaismus zu ihrer Zeit über einen grossen Theil Indiens verbreitet hatte. Es ist daher höchst wahrscheinlich, dass jenes Gesetzbuch erst um die Zeit, da Indien bereits von einer Menge Ketzer oder, wie es sie selbst nennt, Atheisten angefüllt war, seine Entstehung erhielt, um den Anhängern der Wedas ihre Pflichten einzuschärfen. Bentley behauptet sogar, dass kein Purana über Brahmagupta, der vor 1300 Jahren gelebt habe, hinaufsteige, weil alle Schriften, in welchen das chronologische System Brahma-Kalpa, welches jener Astronom erfand, vorkomme, nicht älter sein könnten. Da nun jenes System und die Puranas auch im Manu berührt werden, so wäre demgemäss das höchste Alter dieses

1) Manu 8, 363. 2) Megasth. ap. Strab. 15. c. 1. §. 53. 54.
3) Manu 4, 213. 5, 23. 53—56. 4) Manu 2, 160. 12, 111.
5) Colebrooke in Asiat. Res. 5. p. 53 ff. 6) Manu 2, 21—24.
7) Manu 2, 11. 9, 225. 11, 65.

Buches bestimmt, und wirklich deutet zuerst auf das Vorhandensein eines Gesetzbuches Hiüan Thsang hin, indem Fahian in Mittelindien noch keine schriftlichen Gesetze vorfand.

Die Minister, Gouverneurs und Richter sind in den Ländern, worüber indische Fürsten herrschen, noch heute fast durchgehends Brahmanen, selten Kschatrijas. Der Genius der Gerechtigkeit wird unter dem Bilde eines Stiers vorgestellt, und die vornehmste, fast einzige Regel, nach welcher man Rechtssachen schlichtet, sind die herkömmlichen Gebräuche; in Sachen, die sich nicht durch Zeugen aufschliessen, bedient man sich der Eide, der Feuer- und Wasserprobe; Procuratoren, Advocaten und Notarien sind unbekannt. Nach dem Manu wählte der König sieben oder acht gesetz- und kriegskundige Brahmanen, deren Vorfahren in königlichen Diensten standen, zu Ministern, mit denen er sich in wichtigen Angelegenheiten zuerst einzeln, dann in pleno berieth, und entschied zuletzt nach dem Ausspruche des Brahmanen, der die meisten Kenntnisse besass[1]). Jenen alten Ruhm in der Arzneikunde behaupteten die Indier auch noch weit nach Alexanders Zeiten, denn die Araber übersetzten mehrere ihrer medizinischen Werke und bildeten sich nach denselben. Sie nennen den Gott der Heilkunde Dhanwantari, dem sie das Werk Sansruta zuschreiben, welches von der Chirurgie, Diagnosis, Anatomie (?), der innern Anwendung der Medizin, der Toxologie, den Augen- und Ohrenkrankheiten und von andern örtlichen Uebeln handelt. Ainslie führt 54 medizinische Sanskritwerke an, von denen das erste Buch der Upawedas, Ajus, die Heilung der Geschwüre, Geschwulste, Augenübel, Kinder- und Kindbetterinnenkrankheiten, die Anwendung von Gegengiften, die Wiederherstellung der durch Zauberei zerrütteten geistigen Eigenschaften, die Zubereitung einer Panakeia und die Kunst der Vermehrung der Menschen lehrt. Das Staarstechen und das Ersetzen der Nase aus der Stirnhaut waren den indischen Wundärzten eher als den europäischen bekannt; auch sollen sie die Einimpfung der Schutzblattern schon lange gekannt haben, wenigstens wird sie in dem Sanskritwerke Sakteja Grantha so beschrieben, wie sie heute vollzogen wird, und man verehrt die Göttin Sitala, die Gemahlin des Todesgottes Jama, als Beschützerin gegen die Blattern[2]). Zwar sollen Sanskritwerke über die Anatomie handeln, aber die heutigen Hindus sind in derselben ganz unerfahren und waren es wahrscheinlich von je her vermöge ihrer Religionsgrundsätze, die einen Leichnam zu zergliedern verbieten; ihre Heilkunde beruht nur auf Erfahrung, und die Aerzte, die zugleich Apotheker sind, wirken, auch ohne Kenntniss der Anatomie, ohne Aderlässe und Vomitive, bloss durch einfache Arzneimittel und strenge Diät mit Erfolg; besonders besitzen die Wundärzte eine bewunderungswürdige Geschicklichkeit in der Heilung der Beinbrüche, Verrenkungen und ähnlicher äusserer Verletzungen; die Sudras studiren ihre Arzneikunde aus Büchern, welche Waidja genannt werden, und dem Manu zufolge werden die Aerzte und Wundärzte, welche ihre Kunst schlecht an einem Menschen ausüben, zu 500, an einem Thiere, zu 250 Panas bestraft[3]). Die Frauen von strenger Lebensart, welche mit den Brahmanen philosophirten, waren Bhikschuni oder Buddha-Nonnen, wie wir weiterhin bei Megasthenes sehen werden, und demnach ist

1) Manu 7, 54—59. 2) v. Bohlen l. c. Th. 2. S. 216 ff.
3) Manu 9, 284. Ein Pana hat beinahe den Werth eines Kreuzers.

diess die älteste historische Spur von dem Bestehen des Buddhaismus in Indien.

§. 3. Onesikrit bestimmte nach Arrian die Grösse Indiens zum dritten Theile von Asien, nach Strabo und Plinius sogar zum dritten Theile der ganzen Erde[1]). Er beschreibt das an den Flüssen wachsende Getraide Bosmorus, das kleinere Körner als der Weizen hat, und rühmt sehr den Staat des Musikanus, dessen Einwohner, wie die Spartaner, öffentliche Mahle hielten, bei welchen sie verzehrten, was die Jagd abwarf, und die ein mässiges Leben führten, so dass sie ein Alter von 130 Jahren erreichten; sie bedienten sich weder des Goldes noch des Silbers, die Sklavendienste verrichteten die jüngern Leute in der Blüthe ihrer Jahre, von den Wissenschaften übten sie nur die Arzneikunst, und die fast ganz unbekannten Processe erstreckten sich bloss auf Mord und Frevelthat[2]). Oberhalb des Flusses Hypasis (Bejah) wirft die Sonne am Mittage des Solstitiums keinen Schatten, bei den Oretes befindet sich der Berg Maleus, wo im Sommer sechs Monate lang der Schatten nach Süden, im Winter eben so lange nach Norden fällt, und wo das Siebengestirn nur in 15 Nächten gesehen wird; auch in dem berühmten Hafenorte Patala (Tatta) geht die Sonne rechts auf, fällt der Schatten nach Mittag, und das Siebengestirn wurde daselbst, so lange als Alexander dort verweilte, nur in dem ersten Theile der Nacht gesehen; jenes Gestirn wird auch an den Orten in Indien nicht gesehen, wo keine Schatten sind, und dort zählt man die Zeit auch nicht nach Stunden[3]). Die Insel Taprobane (Seilan) ist vom Festlande, in welchem Zwischenraume noch andere Inseln liegen, eine Fahrt von 20 Tagen entfernt, weil die mangelhaft gebauten Schiffe schlecht segeln, und um jene Insel, die 5000 Stadien gross und die südlichste von allen ist, leben im Meere Thiere, die den Ochsen, Pferden und andern Landthieren ähnlich sind, und sie erzeugt grössere und streitbarere Elephanten als das Festland Indien und Libyen[4]). Mehreres schon Bekannte, was ebenfalls dem Onesikrit zugeschrieben wird, übergehen wir.

Basmorus ist die indische Hirse Sorghum, die von Plinius milium genannt wird und erst zu dessen Lebenszeit aus Indien in Italien angepflanzt wurde[5]); von dem hohen Lebensalter der Indier redete schon oben Ktesias, und Plinius zufolge wurden die Bewohner von Seilan gewöhnlich 100 Jahre alt, von welchem Alter auch in neuerer Zeit Perrin viele Greise sah, die noch im völligen Gebrauche ihrer Sinne und Kräfte waren. Nearch und Megasthenes erzählten ebenfalls, dass das Siebengestirn in Indien unterginge und der Schatten auf die entgegengesetzte Seite fiele, was aber Deimachus mit Recht verneint[6]). Onesikrit gedenkt zuerst der Insel Seilan unter dem Namen Taprobane, welches Wort aus dem Namen der Stadt Tâmbapanni gebildet ist, die Widschaja, der erste König von Seilan, im 6. Jahrhundert vor Chr. gründete, und nach wel-

1) Arrian. Ind. c. 3. Strabo 15. c. 1. §. 12. Plin 6, 21 (17).
2) Onesicrit. ap. Strab. 15. c. 1. §. 18. 34.
3) Onesicrit. ap. Plin. 2, 75 (73). Statt Oretes nennt Plinius 6, 22 (19) Monedes und Suari, welche im innern Lande von den Prasiern wohnten, und schreibt hier jene Erscheinungen am Berge Maleus dem Bäton, einem Geometer Alexanders, zu.
4) Onesicrit. ap. Strab. 15. c. 1. §. 15. 43. Onesicr. ap. Plin. 6, 24 (22).
5) Plin. 18, 10 (7). 6) Strabo 2. c. 1. §. 21.

cher die Insel benannt wurde. Die Eingebornen leiten jenes Wort aus dem Pali Tâmra, roth, und Pâni, Hand, weil Widschaja und seine Begleiter sich nach der Landung auf dem Boden niedersetzten und ihre Hände roth färbten; Lassen erklärt jene Paliform durch das Sanskrit Tâmraparni und übersetzt es: grosser Teich; nach Andern bedeutet es Betelblatt, Tâmbaparna, im Pali Tambapannaja, oder rothes Sandelblatt. Die Ruinen jener Stadt wurden vor einigen Jahren entdeckt und heissen jetzt Tammana Nuwera (Skr. Nagara, Stadt). Der Canal zwischen Seilan und dem Festlande ist nur 62 engl. Meilen breit; man sieht also, dass Onesikrit, da er noch mehrere Inseln in den Zwischenraum setzt, die Entfernung von den Indusmündungen bis zu jener Insel im Auge hatte, und eben diese Gegend ist auch wohl bei Plinius zu verstehen, der irrig die Fahrt von den Prasiern bis Tabropane auf 20 Tage angibt, denn jenes Volk wohnt nicht am Meere[1]). Seilan erzeugt heute noch die ausgezeichnetsten Elephanten.

§. 4. Aristobulus beschrieb im hohen Alter Alexanders Feldzüge und führt zuerst an, dass im südlichen Theile Indiens ebensowohl Zimmt, Narden und andere Gewürze wachsen, als in Arabien und Aethiopien. Von dem Reis bemerkt er, dass die 4 Ellen hohe Pflanze, die viele Aehren und viele Körner enthalte, im Wasser auf eingeschlossenen Aeckern gezogen und gegen Untergang der Plejaden geärntet werde, und dass er auch in Baktrien, Babylonien und Susis gedeihe. Er spricht auch von Arznei-, Färber- und andern Pflanzen[2]).

§. 5. Nach Alexanders Tode soll Sandrakottas, der bekannte mächtige Fürst der Prasier, mit einer Armee von 600,000 Mann die von dem macedonischen Könige über Indien eingesetzten Gouverneurs vertrieben und sich selbst zum Herrn des ganzen Landes aufgeworfen haben; indess ist es wahrscheinlicher, dass er mit den Fürsten im Pendschab und am Indus in ein Bündniss trat und sie auf diese Weise von der Herrschaft der Macedonier befreite. Seleukus Nikator, einer der grössten Feldherren des Alterthums, der bereits Herr von allen Ländern zwischen dem Euphrat und dem Indus war, wollte auch die den Macedoniern in Indien genommenen Provinzen in Besitz nehmen, und rückte 303 vor Chr. in Indien bis zum Ganges vor, trat aber, als er den Sandrakottas zu mächtig fand, mit ihm in Unterhandlung, gab für den geringfügigen Ersatz von 500 Elephanten alle Ansprüche auf die Provinzen jenseit des Indus auf und schloss mit ihm ein Freundschaftsbündniss[3]). Auch die indischen Quellen schildern den Tschandraguptas als Freund der Jawanas (Griechen), welcher nach Phylarchus, einem Schriftsteller um 200 vor Chr., dem Seleukus mannigfaltige Geschenke übersandte, und jene Freundschaft wurde dadurch befestigt und unterhalten, dass Seleukus Nikator zu Palibothra, der Residenz des Sandrakottas, einen Gesandtschaftsposten errichtete, den er dem Megasthenes anvertraute[4]), durch welche Stellung Megasthenes, besonders da er nach Arrian auch am Hofe des Königs Porus lebte, gute Gelegenheit hatte, Indien kennen zu lernen, worüber er auch ein Werk verfasste, das aber leider nur in

1) Plin 6, 24 (22). 2) Aristobul. ap. Strab. 15. c. 1. §. 18—22.
3) Strabo 15. c. 2. §. 9. Plutarch. in Alexand. c. 62. Plin 6, 21 (17). Justin. 15, 4.
4) Strabo 2. c. 1. Phylarch. ap. Athenaeum 1. c. 15.

Bruchstücken durch andere Schriftsteller auf unsere Zeiten gekommen ist.

§. 6. „Die nördliche Grenze von Indien bilden, sagt Megasthenes nach Arrian, die Berge Parapamisus (Hindukusch) und Emodus (Himalaja), die eine Fortsetzung des Gebirges Taurus sind, das sich vom pamphylischen und cilicischen Meere durch ganz Asien bis zum Ostmeere hinzieht; die westliche bespült der Indus, die südliche und südöstliche der Ocean. Die Grösse des Landes beträgt von Norden nach Süden 22,300, von Westen nach Osten 16,000 Stadien, und es umfasst mehr Flüsse als das übrige Asien, von denen unter den 58 schiffbaren der Ganges und der Indus die grössten sind. Der Ganges (Skr. Gangâ, die Gehende, d. i. Fluss), der den Indus an Grösse weit übertrifft, ist in seinem mittlern Laufe 100 Stadien ($2^1/_2$ geogr. Meil.) breit, 20 Klafter tief und bildet an vielen Orten so grosse Seen, dass man seine Ufer nicht übersehen kann; er nimmt viele Flüsse auf, wie den Kainas (Kan), den Erannoboas (Skr. Hiranjabâhu, goldarmig, oder Hiranjawâha, goldspülend, ein Prädicat des Flusses Son), den Kossoanus (bei Plinius Cossoagus, im Ramajana Kausikî, jetzt Kosi), den Sonus (der von dem Erannoboas nicht verschieden ist), den Sittokatis (Sindh), den Solomatis (Sadi), den Kondochates (Skr. Gandakî, auch Gandakawatî, d. i. reich an Rhinocerossen, jetzt Gunduk), den Sambus (Tschambul), den Magon (Ramagonga), den Agoranis (Gogra), den Omalis, den Kommenases (Skr. Karmanâsâ, d. i. Vertilgerin der religiösen Werke, jetzt Karammassa, der nördliche Grenzfluss der Provinz Bihar), den Kakuthis (Gumty), den von den Mandiadinen (d. i. Mittäglichen, v. Skr. Madhjandina) herabfliessenden Andomatis, den bei der Stadt Katadupa (vermuthlich Hurdwar) mündenden Amystis, den bei den Pazalä (bei Plinius und Ptolemäus Passalä) einströmenden Oxymagis (Bagnati, Bogmuty), den bei den Mathä auslaufenden Erineses [1]), und den Jobares (bei Plinius Jomanes, bei Ptolemäus Diamuna, Skr. Jamunâ, d. i. die Geschwisterige, in Bezug auf die Ganga). Der Indus (Skr. Sindhu, Fluss) schafft durch seine zwei Mündungen ein dem ägyptischen ähnliches Delta, das in der indischen Sprache Pattala (Skr. Pâtâla, Niederung, Unterwelt) heisst, und nimmt auf der Ostseite den Akesines (Tschenab) auf, in welchen sich der Hydaspes (Behat, Behut, Dschilum) im Lande der Arisper, der Hydraotes (Rawi) im Gebiete der Kambistholer, und der grosse Fluss Tutapus (Gharra, nach deren Einfluss in den Tschenab letzterer Fluss unter dem Namen Punschund, Skr. Pantschanada, d. i. Fünfstrom, in den Indus fällt) ergiessen; in den Hydaspes aber fliesst bei den Oxydraken der Sinarus, und mit dem Hydraotes vereinigen sich der Hyphasis (Bejah) bei den Astroben, der Saranges bei den Mekeern, und der Neudrus bei den Attakenen [2]). Auf der Westseite nimmt der Indus in der Landschaft Peukelaitis (Peschawer) den Kophen (Kabul), in welchen sich der Malamantus, der Soastus (Skr. Subhawastu, jetzt Sewad) und der Garöas (Pantsch-Kora) ergiessen, und weiter unterhalb den Ptarenus (Kurrum),

---

1) Der Erineses ist vermuthlich die zwischen den Flüssen Gunduk und Bogmuty sich in den Ganges ergiessende Arra, und dann wären die Mathä wohl die Bewohner des Landes Magadha oder der heutigen Provinz Bihar.

2) Der Bejahfluss vereinigt sich aber nicht mit dem Rawi, sondern bildet mit dem Setladsch die Gharra.

den Saparnus (Gomul) und den Soamus (vermuthlich Kina) aus dem Berge Sabissa (Soliman) auf. Einige Flüsse führen auch Gold mit sich, von dem der König Abgaben erhebt[1]). Der Boden ist sehr fruchtbar und schenkt jährlich zwei Aernten; er bringt unter andern seltenen Pflanzen Ebenholz, Ried von 30 Ellen Höhe und von mehr als 3 Ellen im Durchmesser, und Steine von Weihrauchfarbe, die süsser als Feigen oder Honig schmecken, hervor. Dort trifft man die meisten Hausthiere Griechenlands im freien Naturzustande, Einhornpferde mit einem Hirschkopfe, grosse weisse Affen mit schwarzem Gesicht und mit einem zwei Ellen langen Schwanze; zwei Ellen grosse Schlangen mit häutigen Flügeln wie die der Fledermäuse, die bei Nacht fliegen und Urin von sich geben, der das Fleisch des Menschen in Fäulniss bringt; grosse Skorpione mit Flügeln, starke Hunde, die Löwen und Stiere anfallen und nicht eher ablassen, als bis man ihnen Wasser in die Nasenlöcher giesst; Tiger bei den Prasiern, die fast doppelt so gross als Löwen sind, Elephanten und andere Thiere. Die Elephanten werden auf folgende Weise gefangen. Man zieht um einen kahlen, 4 bis 5 Stadien grossen Platz einen Graben von 5 Klafter Breite und 4 Klafter Tiefe, dessen ausgeworfene Erde an den Seiten des Grabens zu einem Walle angehäuft wird, in welchem man Hütten mit Sehlöchern anbringt, und dann führt man 3 bis 4 weibliche Elephanten in den Hag, zu dem nur eine mit Erde und Gras bedeckte Brücke den Zugang eröffnet. Bei Tage nahen sich die wilden Elephanten nicht, bei Nacht aber ziehen sie in Herden umher und laufen, wenn sie die Weibchen an der Stimme und dem Geruche bemerken, schnell auf den umschlossenen Ort zu und drängen sich über die Brücke herein. Sobald die Jäger in den Hütten sehen, dass die wilden Elephanten in den Hag sind, tragen sie schnell die Brücke ab, eilen in die nächsten Dörfer und holen Leute mit zahmen Elephanten herbei. Wenn die eingeschlossenen Elephanten etwas durch Hunger und Durst gebändigt sind, wirft man die Brücke wieder über den Graben, reitet auf sie zu, wodurch ein Kampf zwischen den zahmen und gefangenen Elephanten entsteht, in welchem die schon matten wilden unterliegen, und alsdann steigen die Reiter von ihren Elephanten, binden den wilden die Vorderfüsse zusammen und lassen dieselben durch die zahmen zu Boden schlagen, worauf sie ihnen Riemen anlegen, die durch die in den Hals gemachten Einschnitte laufen, damit sie vor Schmerz besser gelenkt werden und die Reiter nicht abwerfen können. Den zu jungen und unbrauchbaren Elephanten gibt man die Freiheit wieder, die übrigen aber werden in Ställe geführt, worin sie Anfangs nicht fressen wollen, bis man sie durch Gesang, Pauken und Cymbeln dazu aufmuntert; denn der Elephant, das klügste Thier der Welt, liebt die Musik und zeigt grosse Anhänglichkeit, so dass schon mancher seinen halbtodten Lenker aus der Schlacht rettete, und andere, als sie in der Wuth ihren Herrn umgebracht hatten, vor Reue sich der Nahrung enthielten und aus Betrüb-

1) Megasth. ap. Strab. 15. c. 1. §. 57. Nach dem Manu 7, 130 nahm der König den fünfzigsten Theil von Gold und Silber. Arrian führt Indica c. 5 an, dass Megasthenes noch Namen von verschiedenen andern Flüssen, die sich in das Meer gegen Morgen und Mittag ergiessen, aufgezeichnet habe; allein weder Arrian, noch ein Anderer theilt uns diese nach Megasthenes mit, wir erfahren nur aus jener Bemerkung, dass er auch die Küste Malabar und Koromandel kannte.

niss starben. Das Weibchen ist 16 bis 18 Monate trächtig, wirft ein Junges, dass es 6 Jahre lang mit Milch nährt. Sie erreichen ein Alter von 200 Jahren, sind aber vielen Krankheiten unterworfen, gegen welche die Indier ihnen meist rothen Wein geben; bei den Augenübeln giesst man ihnen Kuhmilch ins Auge, bei Verwundungen wendet man Butter und bei Geschwüren Schweinefleisch an[1]). Man zählt in Indien 118 Völkerschaften, die viele Städte bewohnen, von denen die an Flüssen und an der See aus Holz, die übrigen aber aus Ziegelsteinen oder Lehm erbaut sind. Von den Völkern zeichnen sich vor allen die Prasier (Skr. Prâtschinas, die östlichen) aus, deren König Sandrakottas, der auch nach der Hauptstadt den Namen Palibothrus führt, eine Heeresmacht von 400,000 Mann unterhält. Ihre Hauptstadt Palibothra, die an dem Einflusse des grossen Flusses Erannoboas (Son) in den Ganges liegt und die grösste Stadt Indiens ist, bildet ein Parallelogramm von 80 Stadien Länge und 15 Stadien Breite, hat eine hölzerne Mauer mit Schiessscharten, 570 Thürmen und 64 Thoren, und ist mit einem Graben von 600 Fuss Breite und 30 Ellen Tiefe umgeben[2]). Die Surasener, welche die zwei grossen Städte Methora und Kleisobora am Jobares (Jamuna) besitzen, verehren besonders den Herakles, und die Pandä leiten ihren Namen von Pandäa, der einzigen Tochter des Herakles ab, die von ihrem Vater ein Reich erhielt, das eine Streitmacht von 130,000 Mann Infanterie, 40,000 Mann Cavallerie und 500 Elephanten besass; auch häufte Herakles, wie die Indier erzählen, die Perlen, die er im Meere zerstreut fand, seiner Tochter zum Schmuck an der Küste ihres Landes zusammen und heirathete sie, weil er schon alt war und keinen für sie passenden Mann auffinden konnte, in ihrem siebenten Jahre, wesshalb noch die Mädchen in jenem Reiche im siebenten Jahre die Mannbarkeit erreichen und die dortigen Männer ihr Lebensalter höchstens auf 40 Jahre bringen. Die Perlen ziehen durch das Meer, wie die Bienen durch die Luft fliegen, haben auch gleich den Bienen einen König, von dessen Fange der des übrigen Perlenschwarms abhängt; man fischt sie mit Netzen, lässt das Fleisch abfaulen und verkauft sie gegen den dreifachen Goldwerth, aber doch sind die Bewohner von Taprobane (Seilan), die sehr alt werden, reicher an grossen Perlen und Gold als die Indier[3]). Bei den Derdä, einem grossen Bergvolke gegen Osten beuten fuchsgrosse Ameisen Gold aus; bei den Silern befindet sich der Fluss Silas, auf welchem nichts schwimmt, selbst grosse Schiffe zu Grunde gehen, so viel leichter ist das Wasser als die übrigen Sachen[4]); die Bewohner des Berges Kaukasus begatten sich öffentlich und verzehren die Leichname ihrer Verwandten. In Indien gibt es auch 5 und 3 Spannen grosse Menschen, die statt der Nase bloss zwei Löcher über dem Munde haben und Krieg mit den Kranichen und Rebhühnern führen, denen sie die Eier vertilgen; Menschen mit langen Ohren, worin sie schlafen; wilde Men-

---

1) Megasth. ap. Strap 15. c. 1. §. 20. 35. 37. 42. 43. Arrian. Ind. c. 13—14.
2) Megasth. ap. Strab. 15. c. 1. §. 36. 53. Arrian. Ind. c. 10.
3) Megasth. ap. Arrian. Ind. c. 8—9. Megasth. ap. Plin. 6, 24 (22). Plinius 7, 2 berichtet nach Megasthenes, dass die Frauen der Mandi in ihrem siebenten Jahre gebären und mit dem vierzigsten abgelebt sind; indess ist jener Volksname offenbar falsch, er muss Pandä heissen, wie aus der Stelle 6, 23 (20) erhellt, wo Plinius den Pandä, wie den Mandi, 300 Städte zuschreibt.
4) Megasth. ap. Strab. 15. c. 1. §. 38. 40. Megasth. ap. Arrian. Ind. c. 6. 15.

schen mit hinterwärts stehenden Füssen, die nicht zum Sandrakottas gebracht werden können, weil sie sich durch Enthaltung der Nahrungsmittel tödten; Mundlose, die um die Quellen des Ganges wohnen, bloss von den Dämpfen des gebratenen Fleisches und den Düften der Blumen und Früchte, die sie durch zwei Luftlöcher einziehen, leben und den Gestank nicht ertragen können, wesshalb sie im Heere selten am Leben bleiben; Einäugige mit Hundesohren, emporstehenden Haaren und zottiger Brust, deren Auge mitten vor der Stirn steht."

Die Grenzen, welche Megasthenes von Indien angibt, erstrecken sich nur auf Vorderindien; die Breite der heiligen Ganga beträgt bei Allahabad eine, bei Patna drei, und an einer Stelle in Bengalen 9 engl. Meilen, und die Tiefe in ihrem untern Laufe 60—70 Fuss. Artemidor lässt auch den Oedanes, welchen Curtius Dyardanes nennt, in den Ganges münden, welcher Fluss wahrscheinlich der Brahmaputra ist, weil beide Schriftsteller in ihn Krokodile setzen[1]). Die Erwähnung des Flusses Kommenases deutet darauf hin, dass schon zu Megasthenes Zeiten eine von der Brahmalehre verschiedene Religion in Indien bestand; denn durch Karmâni bezeichnen die Wedas die Vollziehung der religiösen Pflichten, die also bei diesem Flusse aufhörte. Jener Fluss bildet nun die Nordgrenze von Bihar oder dem alten Magadha, dem Geburtslande des Buddha, mithin zeugt der Name dieses Flusses schon von dem Bestehen des Buddhaismus in Indien. Der Kaiser Baber nennt jenen Fluss Kermnâs und sagt: „Die frommen Hindus verabscheuen den Fluss Kermnas, daher setzen sie in einem Bote über den Ganges, um ihn zu umgehen; sie glauben, dass eine von seinem Wasser benetzte Person ihre Frömmigkeit verliert und geben diese Wirkung als Ursache seines Namens an[2])." Unter dem wie Honig schmeckenden Steine kann nur Zucker verstanden werden, den auch die Sinesen Steinhonig nennen, und das Einhornpferd mit einem Hirschkopf ist vermuthlich die Einhorn-Antilope, die Hodgson im südlichen Tübet entdeckte; zwar will Bischof Brugueres das lange für fabelhaft gehaltene Einhorn im Königreich Siam aufgefunden haben, aber seiner Beschreibung gemäss ist es das bekannte Rhinoceros. Was Megasthenes von den fliegenden Schlangen und Skorpionen erzählt, ist fabelhaft, was er aber von den Elephanten berichtet, verhält sich heute noch wircklich so. Palibothra heisst im Hitopadesa Pâtaliputra, d. i. Sohn der Patali-Blume, eine grosse Stadt, die der Sinese Fahian im Anfange des fünften Jahrhunderts nach Chr. noch in voller Blüthe traf, aber Hiüan Thsang im siebenten Jahrhundert unserer Zeitrechnung nur noch in Ruinenhaufen sah, welche man heute unter dem Namen Patelputer an der Mündung des Son in den Ganges in der Nähe von Patna erblickt. Dem Manu zufolge lagen alle fürstlichen Residenzen entweder auf einem Berge oder sonst an einem sichern Ort, und waren mit Mauern aus Bruch- oder Ziegelsteinen und mit Gräben umgebene Festungen, in deren Mitte der Palast des Fürsten stand, der von Stukko-Arbeiten glänzte und mit Mauern, Gräben und Bäumen umschlossen war; sie waren auch mit Waffen, Kriegsmaschinen, Lastthieren, Geld, Lebensmitteln, Wasser, Pionnieren und Brahmanen versehen, und auf dem Walle standen Schützen, deren jeder 100 Feinden die Stirn

1) Artemidor. ap. Strab. 15. c. 1. §. 72. Curt. 8. 9.
2) Babers Denkwürdigkeiten. S. 610.

bieten konnte[1]). In den Residenzstädten muss übrigens grosse Pracht und Lustbarkeit geherrscht haben, denn das Ramajana schildert Ajodhja (Aude), die Residenz der Könige der Sonnendynastie mit den glänzendsten Farben. Diese Stadt dehnte sich mehrere Meilen am Ufer des Flusses Sarazu aus und war von Manu, dem ersten Könige Indiens, erbaut worden. Drei lange breite Strassen, deren Häuser mit Höfen und Hallen prangten, liefen durch dieselbe; öffentliche Plätze und schöne Gärten mit Mangobäumen und Bädern erblickte man hin und wieder; die Tempel und Kuppeln der Paläste ragten wie Felsengipfel empor; die Mauern mit bunten Steinen glichen den Feldern eines Schachbretes und die Wälle waren mit Bogenschützen, die sich an das hunderttödtende (schwere) Geschütz (Skr. Sataghnî) reihten, besetzt. Sie war bewohnt von tugendhaften, in den Wedas gut unterrichteten Dwidschas; angefüllt von Fremden, Gesandten auswärtiger Mächte, Kaufleuten mit Elephanten, Rossen und Wagen; Wohlgerüche von Weihrauch, Blumenkränzen und Opfern stiegen empor, und allenthalben ertönten Tamburin, Flöte und Leier zum bezaubernden Gesange. Der Abend lud die Naturfreunde in die reizenden Gärten zum Spaziergange, die Jünglinge und Mädchen in die Hallen zum Tanze, und alle Einwohner waren geschmückt mit Ohrringen, Halsketten, zierlichen Kleidern, und dufteten von Wohlgerüchen. Heute sind nach Perrin in den Städten die Häuser der Reichen, die grösstentheils einen Säulengang haben, aus Ziegelsteinen mit einem guten Fachwerk aus Palmenholz aufgeführt und mit Hohlziegeln bedeckt, und die Mauern glänzen oft von einer unzerstörbaren Glasur in den mannigfaltigsten Farben; aber die armen Leute leben in engen und niedrigen Hütten, die keine Fenster haben. Zu Kalikut kann man die Häuser des gemeinen Volks, die nur aus grossen, an der Sonne getrockneten Erdstücken bestehen, für zwei, und das Haus eines Kaufmannes für 20 Thlr. kaufen; zu Surate sind die Häuser des gemeinen Mannes aus Rohr gebaut und mit Lehm beworfen, nur die Reichen besitzen ziemlich schöne[2]); allein Benares, das auch Kâsî, die Glänzende, genannt wird, umfasst Prachtgebäude: von den 30,000 Häusern ist fast die Hälfte massiv, 5 bis 7 Geschosse hoch und mit Hallen, Bildhauerarbeiten und Malereien verziert. Bischof Heber entwirft folgendes Bild von jener Stadt: „In dieser Stad leben keine Europäer, auch sind die Strassen nicht breit genug für Wagen, da die engen und sich windenden Alleen zuweilen kaum einen Palankin durchlassen. Die Häuser sind meist hoch, keines, glaube ich, weniger als zwei Stock, die meisten von drei, und verschieden von 5 oder 6 Etagen, ein Anblick, den ich hier zum erstenmale in Indien hatte. Die Strassen sind, wie die zu Chester, beträchtlich niedriger, als die Dielenflur der Häuser, welche meistens Bogengänge in der Fronte haben, mit kleinen Buden im Hintergrunde. Oberhalb dieser sind die Häuser reich verziert mit Verandas, Gallerien, Erkerfenstern und sehr breiten überhängenden Dachrinnen, von ausgeschnitzten Karyatiden getragen. Die Zahl der Tempel ist sehr gross, die meisten sind klein und, Kapellen gleich, an den Ecken der Strassen unter dem Schutze der hohen Häuser hingebaut. Ihre Form ist nicht ohne Geschmack, und viele von ihnen sind gänzlich bedeckt mit schönem und künstlichem

1) Manu 7. 70—76.
2) Abbé Guyon, Histoire des Indes Orientales. lib. 2. 1. §. 1—2.

am Einflusse der Jamuna in den Ganges Prajaga genannt. Das Land Pandäa nennt der mehrerwähnte Periplus mit griechischem Namen Paralia (Küstenland), in welchem unter dem Könige Pandion Perlen gefischt wurden, und selbst Ptolemäus bezeichnet es noch als Reich des Pandion, das Modura (Madhura) zur Hauptstadt hatte. Auch im Ramajana und Mahabharata wird das Volk Pândja erwähnt, dessen Hauptstadt Madhurâ heisst, worin der König Pândawa herrschte, und jenes Land ist das Königreich Madhura, zu dem die Perlenfischerei von dem Cap Komorin bis über Tutikorin an das Reich Marawa gehörte, und dessen König noch vor 100 Jahren eine Streitmacht von 500 Elephanten, 20,000 Mann Infanterie und 5000 Mann Cavallerie besass; heute bildet es aber die beiden englischen Provinzen Dindigul und Tinevelly. Es wurden also schon zu Megasthenes Zeiten an jener Küste Perlen gefischt, von denen er aber einen irrigen Begriff hat. Was die Perlenfischerei zwischen Manara und Tutikorin betrifft, so wurde sie vor der Ankunft der Portugiesen nur alle 20 oder 24 Jahre erlaubt; diese aber verkürzten die Fangzeit auf 10 Jahre, und die Holländer liessen sogar alle 4 bis 5 Jahre und in noch kürzern Zeiträumen fischen, weil sie von den Pächtern jährlich 100,000 Gulden Gewinn hatten. Da nun die Fischerei zu bald hinter einander verpachtet wurde, erlangten die Austern nicht die erforderliche Zeit zu ihrer gehörigen Reife, und die Ausbeute war lange nicht mehr so ergiebig, als in vorigen Zeiten, so dass im Jahre 1770 nur 96 Taucher beschäftigt waren [1]). Nach Ruschenberger bestehen die Perlenbänke von Seilan aus Korallenriffen, die 6 bis 10 englische Meilen vom Ufer entfernt und gewöhnlich 5 bis 7 Klafter tief sind. Die Bänke werden im November von erfahrnen Beamten untersucht, die Muster nach dem Sitze der Regierung bringen, weil die Perlenfischerei ein Monopol der Regierung ist. Zeigt sich aber das Resultat der Untersuchung günstig, so wird der Fang öffentlich bekannt gemacht und bestimmt, wann und an welcher Bank derselbe stattfinden kann, und wie viel Boote ihn betreiben können. Jedes Boot hat 10 Taucher, von welchen immer 5 eine Minute lang unter Wasser sind, um ihr Netz mit Austern zu füllen. Ein Viertheil der erhaltenen Austern gehört den Tauchern, und der Rest wird öffentlich versteigert. Den jährlichen reinen Ertrag der Perlenfischerei berechnet man auf 14,000 Pfd. Sterl., im Jahre 1833 aber, wo 1280 Taucher angestellt waren, belief sich derselbe auf mehr als 25,000 Pfd. Sterl.[2]).

In Indien heirathen die Mädchen wirklich schon im achten Jahre, aber es ist durchaus ungegründet, dass die Männer in irgend einem Theile Indiens ihr höchstes Lebensalter nur auf 40 Jahre bringen. Das Gesetzbuch sagt, ein Mann von 30 Jahren soll ein Mädchen von 12 Jahren, ein Mann von 24 Jahren ein Mädchen von 8 Jahren heirathen, und der Vater kann auch noch vor diesem Alter seine Tochter mit einem jungen Manne von seiner Kaste vermählen [3]). Hatte der Vater seine Tochter in ihrem heirathsfähigen Alter noch nicht vermählt, so war es ihr erlaubt, sich nach drei Jahren aus ihrer Kaste einen Gatten eigener Wahl zu suchen; sie musste aber dann ihren Putz, den sie von ihren

1) M. E. Sprengel, gegenwärtiger Zustand der ostind. Handelsgesellschaft in d. Verein. Niederl. S. 72.

2) Ausland 1838. Nr. 173. 3) Manu. 9, 88. 94.

Schnitzwerke von Blumen, Thieren und Palmzweigen, an Feinheit und Reichthum den besten Mustern, die ich von gothischer und griechischer Baukunst gesehen, gleichkommend. Das Material der Gebäude ist ein sehr guter Stein von Chumar, aber die Hindus scheinen sich zu gefallen, ihn mit einer dunkelrothen Farbe zu bestreichen und den am meisten in die Augen fallenden Theil ihrer Häuser mit Malereien in lachenden Farben, als da sind Blumen, Götter und Göttinnen, in allen ihren vielformigen, vielköpfigen, vielhändigen und vielbewaffneten Varietäten zu bedecken[1])." Die Häuser der Malabaren und Mohren fand Haafner alle nur einstöckig, und sie enthalten einen viereckigen Hof in der Mitte, um welchen, gleich einem Klosterkreuzgange, ein Gang mit hölzernen Säulen umherläuft, welche ein Ziegeldach tragen, unter dem die Familie schläft. Zu beiden Seiten des Hofes sind 10 bis 12 Fuss ins Gevierte haltende Zimmer, welche, mit Ausnahme des hintersten, worin sich ein Rohrgitterfenster befindet, keine Fenster haben, sondern ihr Licht bloss durch die Thür empfangen und nur durch den Säulengang mit einander in Verbindung stehen. An der Vorderseite der Häuser bedecken die auf Pfeilern ruhenden Schirmdächer ein ziemlich hohes Gemäuer, zwischen welchem man auf Stufen einen schmalen Eingang in das Haus hat, und auf diesem bankähnlichen Gemäuer sitzen die Einwohner und kauen Betel oder rauchen Tabak, lesen oder unterhalten sich mit ihren Nachbarn und Freunden; aber Weiber trifft man niemals auf diesen Bänken. Alle ihre Hausgeräthschaften bestehen in einigen Matten, auf welchen sie schlafen und essen, in einigen kupfernen Töpfen und Schalen, welche bei ihnen die Stelle aller Küchen- und Tischgeschirre vertreten, und in einer oder zwei Kisten, worin sie ihre Kleider, und was sie von Werth besitzen, aufbewahren. Doch gibt es unter den vornehmsten Malabaren auch einige, bei welchen man in einigen Zimmern Spiegel, Stühle, Tische, Schränke, Leuchter und dergleichen findet, und die zweistöckige Häuser, aber nach vorbeschriebener Art, ebenfalls ohne Fenster auf die Strasse hin, bewohnen. Ihre nach europäischer Sitte eingerichteten Mobilien haben sie jedoch bloss zum Staate und sitzen, essen und schlafen, wie die übrigen, auf dem Fussboden auf Matten[2]). Das Gesetzbuch setzt Surasenaka, was die Commentatoren durch Mathura erklären, in das Land Brahmarschi[3]); aber jene Erklärung ist nicht ganz richtig, da wir oben sahen, dass Methora oder Mathura im Gebiete der Surasener lag. Mathura, die Geburtsstadt des Krischna, die desshalb auch Krischnapura genannt wird, liegt an der Jamuna, 36 englische Meilen oberhalb Agra und war eine grosse, reiche und schöne Stadt, als sie der Sultan Mahmud von Ghazni im Jahre 1018 n. Chr. 20 Tage lang plünderte und verheerte. Er fand in den Tempeln, die seiner Zerstörungswuth entgingen, über 100 Götterbilder aus Silber, 5 grosse aus reinem Golde mit Augen von Rubinen, wovon jedes Auge 50,000 Dinars werth war, und eine andere goldene Statue mit einem Sapphir, der 400 Miskal wog. Die Beute war so beträchtlich, dass 100 Kamele mit jenen Kostbarkeiten beladen wurden[4]). Kleisobora ist vermuthlich die in Sanskritschriften vorkommende Stadt Kosambipura, etwa das heutige Agra an der Jamuna, denn Delhi wird in den alten indischen Werken Indraprastha, und Allahabad

1) v. Bohlen. Th. 2. S. 101. 2) Haafner l. c. Th. 2. S. 118.
3) Manu 2, 19. 4) Dow l. c. Th. 1. S. 86.

Eltern und Brüdern erhalten hatte, zurücklassen[1]). Wer Jemandem seine Tochter zur Ehe gab, ohne deren Fehler zu veröffentlichen, zahlte eine Geldbusse von 96 Panas (1½ Gulden), und die Ehe wurde aufgelöst[2]); wurde einem ein anderes Mädchen zur Gemahlin überliefert, als das er gegen eine Vergütung erstanden hatte, so ward er Gemahl der beiden Mädchen für denselben Preis[3]); sobald aber ein Geschenk zur Erlangung der Hand eines Mädchens gegeben worden war, und der Bräutigam starb vor der Trauung, so war der Bruder des Bräutigams verpflichtet, das Mädchen zu heirathen, wenn es Lust dazu hatte[4]). Perrin erzählt, dass die Indier ihre Töchter im zartesten Alter für einen festen Preis, der von der Würde ihrer Kaste abhange, verkaufen, und dass nicht selten Kinder, die kaum gehen können, schon Männer haben, und denen der Heirathsschmuck (Taly) am Halse hängt, der aus einem goldenen oder silbernen Kleinod besteht, das den Gott Pulear darstellt. Obgleich diese kleinen Mädchen durch ihre Verbindung nur die Anwartschaft auf den Stand einer Hausfrau erlangen, so können sie doch, wenn derjenige stirbt, an den sie verehlicht sind, in welchem Alter es auch sei, keine neuen Verbindungen eingehen und müssen den übrigen Theil ihres Lebens ehelos zubringen. Die Hochzeiten werden mit Opfern, Besuchen, Gastmahlen, Musik und Tanz gefeiert und währen mehrere Tage, an welchen der sonst karge Indier Alles aufbietet um das Fest zu verherrlichen. Die Trauungs-Ceremonien beschreibt v. Bohlen mit diesen Worten: „Es wird ein Altar (Wedi) errichtet, mit Blumen und Baumreisern geschmückt, mit Reis, Weihrauchgefässen und Opferinstrumenten versehen, und dann unter den gewöhnlichen Mantras der Weden ein Feuer darauf angezündet. Diesem wird die geschmükte Braut zugeführt, und vielleicht war es stehende Formel, welche in diesem Falle der Vater der Sita unter dem Besprengen mit Wasser zum Bräutigam spricht: dieses ist meine Tochter Sita, deine künftige Tugendgenossin, nimm ihre Hand, Rama! sie ist keusch und tugendhaft, und wird wie ein Schatten dich begleiten. Nunmehr beginnt Musik, und Blumenschauer fallen auf das Paar herab, während es Hand in Hand, mit der rechten gegen das Feuer gekehrt, dreimal um den Altar wandert. War die Frau aus geringerm Stande und nicht mehr die erste Frau, sondern eine blosse Concubine, so wurde sie an die linke Hand getraut, denn auf das Handgeben kommt hier Alles an, und die legitime Ehe führt daher den Namen Pânigrahanam, Handgebung. Heutzutage werden die Hände des Brautpaares mit Kusagras zusammengebunden, die Braut wird fleissig mit Oel und Wasser besprengt, und muss in Gegenwart von Zeugen und Verwandten Feuer und Wasser berühren; der Bräutigam überreicht ihr Betel, und eine feierliche Rede des Priesters an irgend eine Gottheit beschliesst den Bund der Neuvermählten, der von nun an unauflöslich ist, da hier recht eigentlich die Ehe als Sacrament gilt und Treue bis zum Tode[5]).“ Merkwürdig ist das Gesetz des Manu, dass eine Frau, die trotz des Verbotes auf einem Feste berauschende Liqueurs trank oder Schauspiele und Gesellschaften besuchte, um 6 Krischnalas, deren 80 auf einen Pana gehen, bestraft wurde[6]). Ein Mann konnte seine Frau, die keine Liebe gegen

1) Manu 9, 90—92. 2) Manu 8, 224. 9, 73. 3) Manu 8, 204.
4) Manu 9, 97. 5) v. Bohlen Th. 2. S. 149. Manu 3, 43. 9, 101.
6) Manu 9, 84.

ihn zeigte, nach einem Jahre verlassen; behandelte sie ihren dem Spiel oder den geistigen Getränken ergebenen, oder von einer Krankheit befallenen Gatten nicht geziemend, so war es ihm erlaubt, sie innerhalb 3 Monaten zu verstossen und ihren Putz und ihre Möbel zurückzubehalten; hatte sie aber Abneigung gegen ihn, weil er unsinnig, grosser Vergehen schuldig, unvermögend, aussätzig oder lungenschwindsüchtig war, so konnte sie nicht verstossen werden. Eine Frau, die den betäubenden Getränken ergeben, von einer unheilbaren Krankheit heimgesucht war, böse Sitten hatte, oder ihr Gut verschwendete, konnte durch eine andere ersetzt werden; auch war es gestattet, eine unfruchtbare im achten, eine, deren Kinder alle todt waren, im zehnten, eine die nur Mädchen gebar, im elften Jahre, und eine Xanthippe auf der Stelle gegen eine andere zu wechseln [1]. Eine ihrem Gatten untreue Frau wurde nach Umständen an einem öffentlichen Orte von Hunden zerrissen, und der Ehebrecher auf einem glühenden Bette von Eisen gebraten. Hatte ein Sudra mit einer bewachten Frau der drei ersten Kasten verbotenen Umgang gepflogen, so verlor er sein Leben und sein Vermögen, mit einer unbewachten aber nur das schuldige Glied und sein Vermögen; ein Waisja zog sich durch den verbotenen Umgang mit einer bewachten Brahmanenfrau körperliche Haft von einem Jahre und Verlust seines ganzen Vermögens zu, mit einer unbewachten aber bloss eine Geldbusse von 1000 Panas; ein Kschatrija wurde im ersten Falle zu einer Geldbusse von 1000 Panas verurtheilt und mit Eselsurin begossen, nachdem ihm zuvor der Kopf geschoren worden war, im zweiten Falle aber nur um 1000 Panas bestraft; jedoch bewirkte die Entehrung einer von ihrem Gemahl bewachten und mit ausgezeichneten Eigenschaften begabten Brahmanenfrau auch für den Waisja und Kschatrija Feuertod. Dem Brahmanen kostete der Ehebruch nur 500 oder 1000 Panas, und anstatt der Todesstrafe trat bei ihm entehrende Tonsur ein; denn er durfte, auch bei dem grössten Verbrechen, nicht zum Tode verurtheilt werden, höchstens wurde er mit Verbannung belegt, behielt aber dennoch seine Güter. In den andern Fällen stand auf Ehebruch unter den gleichständigen Dwidschas bloss Geldstrafe [2]. Eine Frau durfte nicht zum zweiten Male heirathen [3], war aber ihr Gemahl kinderlos gestorben, so musste der Bruder des Verstorbenen mit der Wittwe einen Sohn erzeugen, der die erforderlichen Opfer für die Manen verrichtete, und aus demselben Grunde war es auch gestattet, dass, wenn jemand mit seiner Frau keine Kinder bekam, dessen Bruder oder ein anderer Blutsverwandter mit ihr einen Sohn, aber nicht mehrere Kinder erzeugte [4]. Die heutigen Panditas behaupten nun mit Hinweisung auf die drei heiligen Gesetzgeber Kratu, Wrihaspati und Narada, so wie auf das Aditja-Purana und die Smriti (Tradition, die auch schon im Manu angeführt wird), dass es bloss in den drei ersten Zeitaltern Pflicht des Bruders war, mit seiner Schwägerin, deren Gemahl entweder kinderlos gestorben war oder gar keine Kinder mit ihr bekam, einen Sohn zu erzeugen, im Anfange des Kali-Juga sei aber dieses Gesetz aufgehoben worden. Hätten die gelehrten Brahmanen die Sache besser durchdacht, so würden sie gefunden haben, dass das Gesetzbuch Manu selbst im Kali-Juga geschrieben wurde,

1) Manu 9, 77—81. 2) Manu 8, 371—385. 3) Manu 5, 157. 162. 9, 65.
4) Manu 9, 59—69.

denn dieses Zeitalter wird in demselben mehrmals erwähnt[1]; sogar Marco Polo fand noch in ganz Indien den Gebrauch vor, dass der Bruder seine Schwägerin nach dem Tode ihres Gatten heirathete[2]). Der Smriti zufolge kann heutiges Tages der Mann nur wegen eines Ehebruchs seine rechtmässige Gattin verstossen. Ueber die goldgrabenden Ameisen bei den Derdâ wurde bereits oben ausführlich gehandelt, und was von dem Flusse Silas erzählt wird, ist fabelhaft. In Betreff der Bewohner des Kaukasus führt Plinius nach Bäton an, dass in einem grossen Thale des Berges Imaus (Himalaja) sich das Land Abarimon befindet, in welchem wilde Menschen mit verkehrt stehenden Füssen leben, die mit den wilden Thieren umherlaufen, Menschenfleisch essen und in keiner andern Luft ausdauern können[3]); aber an einer andern Stelle nennt er die an die Skythen grenzenden indischen Völker Casiri (Einwohner in Kasmir) Menschenfresser[4]), woraus hervorgeht, dass Abisares statt Abarimon zu lesen ist, weil in den indischen Schriften der südliche Theil von Kasmir Abhisara genannt wird. Ferner berichtet Plinius nach Megasthenes, dass die Menschen mit hinterwärts gekehrten Füssen, woran sie 8 Zehen haben, auf dem Berge Nulus wohnen, die Naselosen die indischen Nomaden Skyritä seien, und die drei Spannen grossen Pygmäen auf den äussersten Bergen über den Gangesquellen in Hütten von Lehm, Federn und Eierschalen leben. Unter den mundlosen Menschen versteht v. Bohlen die bergbewohnenden Kirâtas in Hinterindien, deren platte Nasen ihren mongolischen Ursprung bekunden. „Sie waren, bemerkt er, selbst mit ihrem Namen Σκιρᾶται den Griechen als Unterhändler mit Betel bekannt; bei den Indiern sind sie verachtet, werden als Pygmäen geschildert und leben im Kampfe mit den Geiern und Adlern, daher der Vogel des Wischnu Kirâtâsin, der die Kiratas frisst, genannt wird. Ein anderer Name für sie in Sanskritbüchern ist Astahâmî, woraus ἄστομοι gräzisirt sein könnte[5])." Dass jene Zerrbilder von Menschen meist nach dem verschiedenen Büsserleben entworfen sind, scheint das Ramajana zu bestätigen, das auch den büssenden König Wiswamitra auf dem Himawat 100 Jahre lang mit emporgestreckten Armen auf den Zehen stehen und bloss von der Luft leben lässt.

Die ältern Berichte, welche Plinius über die verschiedenen Völker Indiens mittheilt, sind meist aus Megasthenes und dessen Zeitgenossen gezogen und können daher hier füglich als Ergänzung des Megasthenes eingereiht werden. „Alexander, sagt Plinius, kam nicht weiter als bis zum Flusse Hypasis (Bejah), wo er auf dem linken Ufer 12 Altäre errichtete; das Uebrige wurde unter Seleukus Nikator bekannt, wie der Fluss Hesidrus (Setledsch), Jomanes (Jamuna), Ganges. Der Ganges entspringt schon gleich mit grossem Getöse aus einer Quelle in den skythischen Gebirgen (Himalaja), stürzt sich über Felsen und Klippen, durchströmt, wo er zuerst die Ebene erreicht, einen See (vermuthlich den Windu des Ramajana), nimmt dann 19 Flüsse auf, wie den Prinas, Cainas (Kan), Jomanes (Jamuna), Condochates (Gunduk), Erannoboas (Son), Cosoagus (Kosi), Sonus (Son), die alle schiffbar sind, und fliesst im obern Lauf 8 Millien, im mittlern 100 Stadien breit, und seine Tiefe fällt nicht unter 20 Schritte. Der Indus, der von den Eingebornen

---

1) Manu 1, 85. 9, 301. 2) Marco Polo 4, 31. 3) Plin. 7, 2.
4) Plin. 6, 20 (17). 5) v. Bohlen Th. 1. S. 264.

Sindus (Skr. Sindhu, Fluss) genannt wird, entspringt auf dem Berge Kaukasus, der auch Paropamisus heisst, und nimmt 21 Flüsse auf, wie den Hydaspes (Behat) mit 4 andern, und den Cantabras (vermuthlich eine Verstümmlung des Skr. Tschandrabhâgâ) mit drei andern, von denen aber der Akesines (Tschenab) und der Hypasis (Bejah) schon an sich schiffbar sind. Er ist 50 Stadien breit und 15 Schritte tief, bildet eine sehr grosse Insel, die Prasiane, und eine kleine, die Patale heisst, und seine Schiffbarkeit beläuft sich auf 1240 Millien. Ausserhalb der Mündung des Indus liegen Chryse und Argyre, welche Inseln keinen goldenen und silbernen Boden haben, wie Einige erzählen, sondern reich an jenen Metallen sind, wie zu glauben steht, und von diesen 20 Millien entfernt befindet sich Crocala (die heutige Insel Tschilney bei dem Seehafen Kuratschi). Auf den Bergen Emodie, deren Vorgebirge den Namen Imaus führt, der nach der Sprache der Eingebornen Schneereich bedeutet, wohnen die Isari, Cosyri, Izgi und auf den Gipfeln die Chisiotosagi. Reich an Gold sind die Derdä, an Silber die Setä. Längs dem Ganges wohnen Brahmanen, wozu auch die Maccocalingä oder Modogalingä gehören, die eine sehr grosse Insel dieses Flusses bewohnen, der im Gebiete der Palibothri den durch die Städte Methora und Clisobora fliessenden Jomanes aufnimmt. Die Palibothri führen diesen Namen nach ihrer sehr grossen und sehr reichen Hauptstadt Palibothra, heissen aber eigentlich Prasii und sind von allen indischen Völkern die mächtigsten; denn ihr König hat immer eine Streitmacht von 600,000 Mann Infanterie, 30,000 Mann Cavallerie und 9000 Elephanten gerüstet. Oberhalb Palibothra liegt am Ganges Calinipaxa, und weiter hinauf Rodapha. Das linke Ufer dieses Flusses bewohnen die Modubä, Molindä, Uberä mit einer schönen Stadt gleichen Namens, Galmodrösi, Preti, Calissä, Sasuri, Passalä, Colubä, Orxulä, Abali, Taluctä, deren König 50,000 Mann Infanterie, 4000 Mann Cavallerie und 400 Elephanten hält; dann die Andarä, welche nebst sehr vielen Flecken 30 mit Mauern und Thürmen beschützte Städte besitzen und ihrem Könige eine Streitmacht von 100,000 Mann Infanterie, 2000 Mann Cavallerie und 1000 Elephanten stellen. Westlich vom Ganges am Meere hin haben die Calingä, deren König in der Hauptstadt Parthalis mit 60,000 Mann Infanterie, 1000 Mann Cavallerie und 700 Elephanten schlagfertig ist, ihre Wohnsitze; weiter die Mandei und Malli mit dem Berge Mallus, dann im innern Lande unterhalb der Prasier die Monedes (lies Oretes) und die Suari mit dem Berge Maleus, wo im Winter die Schatten 6 Monate lang nach Norden, im Sommer 6 Monate lang nach Süden fallen und der Polarstern bloss 15 Tage im Jahre sichtbar ist[1]); den Südpol nennen die Indier Dramasa. Vom Ganges nach Süden hin werden die Völker von der Sonne geschwärzt, sind aber doch nicht so schwarz wie die Aethiopier, und je mehr sie sich dem Indus nähern, werden sie immer heller von Farbe. Zwischen dem Jomanes und dem Indus wohnen auf Bergen die Cesi, die wilden Cetriboni, die Megallä, deren König 50 Elephanten ins Feld führt, die Chrysei, Parasangä, Asangä, die 30,000 Mann Infanterie, 800 Mann Cavallerie und 300 Elephanten bewaffnen, und wo viele Tiger hausen; dann folgen die von einer sehr grossen Sandwüste umgebenen Dari und Surä, und an

1) Plinius führt dasselbe auch 2, 75 (73) an und nennt daselbst den Maleus richtig einen Berg der Oretes.

jene Wüste stossen die Maltecorä, Singä, Mahorä, Rarungä, Moruni, die auf dem langen Gebirge, das sich bis zur Meeresküste hinzieht (West-Ghatts), viele Städte inne haben, und nicht von Königen regiert werden, sondern frei sind. An diese reihen sich die Nareä, bei denen sich der höchste Berg Indiens mit Namen Capitalia erhebt, an dessen einer Seite man Gold und Silber gräbt; ferner die Oraturä, deren König zwar nur 10 Elephanten besitzt, aber eine desto grössere Streitmacht an Infanterie hat, die Varetatä, die unter ihrem Könige keine Elephanten halten, sondern sich auf ihre Cavallerie und Infanterie verlassen, die Odombörä und Salabasträ. Die schöne Hauptstadt der Horatä ist mit einem Graben umgeben, worin sich Krokodile aufhalten, auch gehört ihnen die berühmte Handelsstadt Automela, die an einer Küste liegt, wo sich 5 Flüsse vereinen, und ihr König unterhält eine Streitmacht von 1600 Elephanten, 150,000 Mann Infanterie und 5000 Mann Cavallerie. Der König der Charmä hat nur 60 Elephanten, auch sind seine übrigen Streitkräfte gering. An diese grenzen die Pandä, das einzige Volk der Indier, das von Frauen beherrscht wird, weil Herkules dieses Reich, das 300 Städte, 150,000 Mann Infanterie und 500 Elephanten besitzt, seiner einzigen Tochter schenkte. Dann schliessen sich diesen die Syrieni, Derangä, Posingä, Buzä, Gogiarei, Umbrä, Nerä, Brancosi, Nobundä, Cocondä, Nesei, Pedatritä, Solobriasä und Olosträ an, welche die Insel Patale berühren. Die Entfernung von der Mündung des Ganges bis zu dem Vorgebirge der Calingä und der Stadt Dandagulä beträgt 625, bis zu Tropina 1225, bis zu dem Vorgebirge Perimula, wo das berühmteste Emporium Indiens, 750 und bis zur Stadt Patala auf der gleichnamigen Insel 620 Millien[1])."

Wir übergehen die Völker, welche Plinius um den Indus setzt, weil die Namen derselben weder bei Alexanders Geschichtsschreibern, noch später vorkommen; selbst die übrigen angeführten Völkernamen sind meist so verstümmelt, dass sie sich nicht erklären lassen. Den Fluss Hesidrus, dessen Name vermuthlich aus dem Skr. âsu, schnell, und dru, laufen, gebildet ist, nennt Ptolemäus Zadadrus, Skr. Sata, Hundert, womit die Indier auch eine unbestimmte Vielheit bezeichnen, und dru, laufen; jetzt heisst jener Fluss Setledsch, welches Wort aus dem Skr. Satalakscha, d. i. 100 mal 100,000, entstand. Dem Ganges gibt Strabo nach Eratosthenes nur eine Mündung, Ptolemäus sechs, aber Mela richtig sieben, daher wird er im Skr. auch Saptamukhî, die Siebenmündige, genannt; seine Quellen sind auch heute noch nicht genau bekannt, man nimmt ihrer zwei an, von welchen die eine im Himalaja, die andere in einem See Tübets liegen soll. Ptolemäus legt dem Indus 7 Mündungen bei, und seine Quellen kennen wir auch jetzt noch nicht, wir wissen nur, dass er in Klein-Tübet entspringt; er ist bei der Handelstadt Tatta, die ungefähr zwei englische Meilen vom Indus liegt, aber durch Canäle mit demselben in Verbindung steht, nicht über eine Stunde breit, und man fährt von hier in Schiffen, die mit Kajüten und allen Bequemlichkeiten versehen sind, in 6 bis 7 Wochen bis Lahore und in 12 bis 18 Tagen wieder zurück. Burnes rechnet die Schiffbarkeit des Sindh, der jetzt auch, wie der Ganges, mit Dampfschiffen befahren wird, vom Meere bis zur Mündung des Kabul auf ungefähr 1200 englische Meilen. Die Insel Prasiane, welche der Indus bildet, ist die grosse Insel, welcher der Arm

1) Plin. 6, 21—23 (17—20).

Larkhan oder Kumbergundi, der bei Munditschi westlich ausläuft und nach einem Laufe von mehr als 17 geographischen Meilen bei Sewun sich wieder mit dem Sindh vereinigt, ihre Entstehung gibt. In Betreff der Lage von Chryse und Argyre irrt Plinius gewaltig. Pomponius Mela, der noch vor Plinius schrieb, führt an, dass bei dem Vorgebirge Tamos die Insel Chryse und bei dem Ganges die Insel Argyre liege, und fügt hinzu, dass die Alten erzählten, jene habe einen goldenen, diese einen silbernen Boden[1]. Jenes Chryse ist das heutige Malakka, und Argyre entweder das Silberland, welches Ptolemäus östlich vom Ganges setzt, oder die Hauptstadt von Jabadiu (Jawa), die er ebenfalls Argyre nennt. Hieraus sieht man, dass die Seeverbindung zwischen Vorder- und Hinter-Indien weit älter ist, als man bisher annahm. Nicht allein stammt Imaus, sondern auch Emodus aus dem Skr. Himawat, was Plinius richtig durch nivosum, schneereich, übersetzt, und hieraus lässt sich das lateinische Wort Hiems, Winter, erklären; jenes Gebirge trägt heute noch wegen seiner ewigen Schneedecke die Namen Himawat, Himâlaja. Statt Cosyri muss Casiri gelesen werden, denn Plinius bezeichnet diese ebenfalls, wie wir vorhin bemerkten, als Bewohner des Bergs Imaus oder des heutigen Kasmir (Skr. Kâsmîra), und demnach ist auch Isari in Abisari zu verändern. Die Stadt Calinipaxa heisst bei Ptolemäus Kanogiza, jetzt Kanudsch: ersteres Wort kommt aus Skr. Kâlinadîpakscha, d. i. Flügel des Flusses Kâlinadî, der sich bei Kanudsch in in den Ganges ergiesst, anderes aus Skr. Kanjâkubdscha, Mädchenbuckel, weil nach dem Ramajana der Gott Wâju die 100 Töchter des Kusanâbha, Königs von Kanudsch, die seinen Wünschen nicht willfahrten, buckelig machte; jedoch erhielten sie, als ihr Vater sie mit dem heiligen Brahmanen Brahmadatta vermählte, im Augenblicke der Trauung ihre vorige Schönheit wieder. Kanudsch, das heute ein Trümmerfeld von 50 englischen Meilen im Umfange darbietet, soll im Jahre 576 unserer Zeitrechnung noch über 30,000 Buden zum Verkauf von Arekanüssen und über 60,000 Musikanten und Sänger enthalten haben; sogar Sultan Mahmud von Ghazni traf diese Stadt noch 1018 als eine reiche Residenz des Fürsten Korrah, die ihr Haupt zum Himmel erhob und ihres Gleichen nicht hatte, sich ihm aber ergab und 1342 von Mahmud III. mit allen Einwohnern vernichtet wurde. Die Molindä sind vermuthlich die Marundä des Ptolemäus, die Bewohner des heutigen Bezirks Morang im Süden des Königreichs Nepal, oder wahrscheinlicher des Landes Kumarakhanda, das unterhalb des Einflusses der Jamuna in den Ganges liegt; die Passalä (bei Arrian Pazalä) wohnten östlich vom Ganges in der Provinz Bihar, weil sich nach Megasthenes der Fluss Oxymagis (Bagmuty) bei diesem Volke in den Ganges ergiesst; die Colubä erkennt man in den Kaulubhâs, die im Drama Mudrâ-Bakschasa Bundesgenossen des Königs Malagaketu genannt werden; die Taluctä sind wahrscheinlich die Tiladä des Ptolemäus, die er oberhalb des Berges Mäandrus (Jumadong oder Anomektapian) an die Passalä anreiht, also Bewohner von Butan. Die Andarä können etwa die heutigen Bewohner des Reiches Awa sein, das aber in der Sanskritlitteratur, wie heute noch, Anga heisst; die Calingä erinnern an die Bewohner des in Sanskritschriften vorkommenden Landes Kalinga, des Küstenstriches von Telinga, die Mandei an

1) Mela 3, 7.

die Stadt Mendela (Skr. Mandala, Kreis, Reich) des Ptolemäus auf der eigentlichen Küste Koromandel, wo sich auch noch die alte Stadt Mandarâdschja oder Tschinapatna befindet. Die Malli, die nicht mit den Malli des Arrian, den Bewohnern von Multan, verwechselt werden dürfen, sind die Bewohner der eigentlichen Küste Malabar (Skr. Malajawara, Bergland) und alsdann wäre der Berg Mallus (Skr. Malaja, Berg) das Cap Komorin, das auch noch Kosmas Male und Hiüan Thsang Moloje, d. i. die Transscription des Skr. Malaja, nennen. Die Suari leben noch in den heutigen Suras fort, die über Orissa wohnen und in alten indischen Schriften Sabaras, bei Ptolemäus Sabarä genannt werden, und daher müssen die Oretes, denn Monedes ist falsch, die Adras des Mahabharata und des Rudra Jamala Tantra oder die jetzigen Bewohner von Orissa sein, woraus ferner folgt, dass der Berg Maleus (eigentlich Malla, Berg) das Gondwara-Gebirge ist, das demnach Plinius mit dem Berge Mallus oder dem Cap Komorin verwechselte, wo jedoch auch nicht die die von ihm ausgesprochenen Erscheinungen sich verwirklichen, nur lächelt auf der einen Seite desselben der Sommer, wann auf der andern der Winter stürmt. Dramasa hält v. Bohlen für einen alten Schreibfehler statt Diamasa, im Skr. Jamasas, dem Jama zu; wir erklären es aber durch Jamasa, dem Jama gehörig, dem Gotte der Unterwelt, der seinen Sitz im äussersten Süden hat; die Cetriboni silvestres erklärt v. Bohlen durch Skr. Kschatrijawana, Kschatrija-Wald, weil jene schöne Waldgegend im südlichen Indien ein Hauptsitz der Kschatrijas sei. Im Indischen heisst Dara (Thurr) Sandwüste, woraus die Dari des Plinius entstanden, die also nebst den Surä mitten in der grossen Sandwüste zwischen Multan und Adschmir ihre Wohnsitze hatten; die Maltecorä scheinen eher die Einwohner von Malwa als die von Multan zu sein, und die Mahorä erkennt man in den jetzigen Mahratten (Skr. Mahâraschtrâs, Grossfürsten) wieder, die der sinesische Fo-Priester Hiüan Thsang Mahalatho nennt und im 7. Jahrhundert n. Chr. um den Fluss Nerbudda traf, wo man sie heute noch als ein freies Volk in Bergstädten von Adschmir, Guzurate, Malwa und Khandisch trifft, wie denn überhaupt dem östlichen Abhange der West-Ghatts entlang noch viele freie Völker, wozu auch die Radschputen gehören, unter ihren Häuptlingen in Felsenburgen wohnen. Die Nareä führen uns in die Landschaft Narwar, wo zwar das Windhja-Gebirge oder Capitalia des Plinius sehr hoch, aber doch nicht der höchste Berg Indiens ist, und die Odomborä fallen in Koimbatore, die Satabasträ in Salem. Bei den Varetatä, die ebenfalls im Dekhan wohnten, könnte man an die in Sanskritschriften angeführten Reiche Warendra, Waraha denken, wenn man deren Lage kennte; sie scheinen die Avarni oder Arvani des Ptolemäus oder die Einwohner des Reiches Var bei Marco Polo zu sein. Zwischen den Horatä des Plinius und den Haritas des Ramajana findet wohl eine Namensähnlichkeit statt, aber das Waju-Purana setzt diese an den Sindh, und desshalb mögen Letztere wohl die schon erwähnten Oritä des Nearch sein; der Name Horatä schimmert bei Ptolemäus in Orthura, der Hauptstadt der Soringi, durch, die jetzt Wariur heisst und an dem Flusse Kaweri in Tandschore liegt, und demzufolge ist Automela das Chaberis des Ptolemäus oder das heutige Kaweripatam, eine grosse verödete Stadt einige Meilen nördlich von Tranquebar. Die Charnä sind die Carei des Ptolemäus, die nach dem Vorgebirge Cory eigentlich Corei genannt werden

sollten, und daher nennt sie Plinius an einer andern Stelle nach dem Griechen Tauron richtiger Choromandä[1]), eigentlich Skr. Tscholamandela, unser Koromandel, wie wir weiterhin unter Ptolemäus sehen werden. Die Horatä bewohnten also das Land Tandschore, die Charmä das Land Marawa, die Pandä das angränzende Reich Madhura, mithin die Syrieni, Derangä und die übrigen obengenannten Völker den ganzen Küstenstrich von Malabar bis Tatta hin, unter welchen wir bloss die Nereä in den freien Nairs wiederzuerkennen glauben. Das Vorgebirge der Calingä ist unzweifelhaft das heutige Cap Godâwarî, und der bezeichneten Entfernung gemäss muss man Tropina in der Gegend von Mangalur, und das Vorgebirge Perimula mit dem Emporium zwischen Bombay und Surate suchen, wo wir auch wirklich auf den Hafen Semylla des Periplus oder das Vorgebirge und Emporium Simylla des Ptolemäus, das heutige Cap St. John stossen, also ist Perimula ein Schreibfehler. Hüllmann sagt: „Weiter hinab und gar bis an den Ganges zu segeln, entschlossen sich wenige griechisch-ägyptische Schiffsherrn. Die Fahrt ging längs der Westküste der diesseitigen Halbinsel, über Barygaza bis Taprobane (Seilan); dann weiter über Automela und Perimula bis an den Ganges[2]).“ Hieraus sehen wir, dass er die Lage von Perimula ganz falsch angegeben hat.

Das ganze Volk theilt Megasthenes in sieben Stände ein, von denen die Philosophen den ersten, die Ackerleute den zweiten, die Hirten den dritten, die Handwerker, Handelsleute und Lohndiener den vierten, die Krieger den fünften, die Aufseher den sechsten, die Räthe und Beisitzer des Königs den siebenten bilden[3]). Allein die Indier kennen eigentlich nur vier Dschâtajas, Familien, Stände, oder Warnâni, Farben: die der Brâhmanâs, Kschatrijâs, Waisjâs und Sûdrâs, von welchen nach ihrer Mythe die ersten aus dem Munde, die zweiten aus dem Arm, die dritten aus dem Schenkel und die vierten aus dem Fusse des Brahmâ entstanden; wenn aber v. Bohlen die Anführung von bloss vier Kasten schon dem Plinius zuschreibt, so beruht diess auf einem Missverständniss[4]).

## Die Brahmanen.

„Die Philosophen, führt Megasthenes fort, sind zwar nicht so zahlreich als die Uebrigen, nehmen aber unter Allen den ersten Rang ein. Sie entrichten dem Staate weder Abgaben, noch leisten sie ihm Frohndienste, sondern besorgen, weil man sie für die Lieblinge der Götter hält, Opfer sowohl für das Gemeinwesen als für den Privatmann, und bestatten die Todten, für welche Dienste sie Geschenke erhalten und grosse Ehre geniessen. Auch auf das öffentliche Wohl haben sie grossen Einfluss. Sie erscheinen auf der grossen Rathsversammlung am neuen Jahre vor den Königen und sagen voraus, ob Dürre, Nässe, Krankheit oder sonst etwas Wissenswürdiges eintrete, um danach Vorsichtsmassregeln zu treffen; wenn aber die Vorhersagung eines Philosophen dreimal nicht eintrifft, so wird ihm für sein ganzes Leben Stillschweigen

1) Plin. 7, 2. 2) Hüllmann, Handelsgeschichte der Griechen. S. 231.
3) Megasth. ap. Strab. 15. c. 1. §. 39—52. Diod. Sic. 2, 40—42. Arrian. Ind. c. 11—12.
4) Manu 1, 31. v. Bohlen Th. 2. S. 28.

auferlegt [1]). Die Philosophen zerfallen in zwei Klassen, in die Brachmanen (Skr. Brâhmanâs) und Samanäer (Skr. Sramanâs, Pali Samanas) [2]), von denen die Brachmanen ein grösseres Ansehen haben, weil sie in ihren Lehrsätzen mehr übereinstimmen. Sobald die Gattin eines Philosophen empfangen hat, wird schon grosse Sorgfalt auf die Geburt verwendet, denn erfahrene Männer singen der Mutter und dem Fötus vor und ertheilen ihr weise Lehren und Ermahnungen zur guten Geburt; ist der Knabe geboren, so erhält er mit zunehmendem Alter immer höhere Lehrer. In ihrem jugendlichen Alter verweilen die Philosophen vor der Stadt im Walde, wo sie bei schmaler Kost auf Streu und in Fellen ihr Leben zubringen, sich des Fleisches und des Beischlafs enthalten und den Lehren älterer Philosophen zuhören, wobei sie weder sprechen noch husten dürfen, wenn sie nicht für den ganzen Tag von der Versammlung ausgeschlossen sein wollen. Haben sie so 37 Jahre zugebracht, dann begibt sich jeder in seine eigenen Besitzungen zurück und führt ein nicht so entbehrendes Leben, trägt Sindones, goldene Ringe an den Händen und in den Ohren, isst Fleisch von Thieren, die nicht zur Arbeit gebraucht werden, enthält sich aber der pikanten und würzhaften Speisen und nimmt viele Weiber, um viele Kinder zu bekommen, die ihm, da man keine Sklaven kennt, die häuslichen Dienste verrichten. Sie philosophiren nicht mit ihren Frauen, damit diese keinen Missbrauch von ihren Lehren machen können; reden viel über den Tod, denn sie halten das irdische Leben nur für die Zeit des Empfängnisses, den Tod aber für die Geburt des eigentlich glücklichen Lebens, und daher bereiten sie sich durch ihre strenge Lebensweise auf denselben vor. Nichts von dem, was sich dem Menschen zuträgt, halten sie für gut oder böse, Trauer und Freude sind ihnen traumähnliche Bilder, die bald mit einander wechseln. Sie haben einen gutmüthigen Charakter und zeigen sich in ihren Handlungen besser als in ihrer Rede, die zu sehr in Mythe gekleidet ist. In vielen Dingen stimmen sie mit den Ansichten der Griechen überein, wie dass die Welt rund, erschaffen und vergänglich sei, und sich Gott, der Erschaffer und Lenker derselben, ganz durch dieselbe verbreite, dass das Universum aus verschiedenen Urstoffen, die Erde aber aus Wasser entstanden sei; jedoch nehmen sie zu den vier Elementen noch ein fünftes an, aus welchem der Himmel und die Sterne hervorgingen, und setzen die Erde in die Mitte des Alls. Selbst über die Entstehung der Dinge, die Seele und mehreres Andere

---

1) Megasth. ap. Strab. 15. c. 1. §. 39. Diod. Sic. 2, 40. Arrian. Ind. c. 11.

2) Bei Strabo lesen Einige Γαρμᾶνας, welche Lesart aber falsch ist; Porphyrius de abstin. 1, 4. schreibt richtig Σαμαναῖοι, und Clemens Alexandrinus Strom. 1. p. 359 ed. Potter hat Σαρμᾶναι. Strabo nennt lib. 15. c. 1. §. 60 nach Megasthenes unter den Samanäern die Hylobii die angesehnsten; das Wort Hylobios ist aber eine richtige Uebersetzung des Skr. Wânaprastha, Waldbewohner, welchen Namen der Brahmane erhält, wenn er im Alter sein Hauswesen verlässt und sich in einen Wald als Eremit zurückzieht, und zuletzt heisst er Sannjâsî, d. i. der auf Alles verzichtet hat. Das Wort Σαμαναῖοι ist dem Pali Samana entlehnt, im Skr. heisst es Sramana, d. i. der seine Gedanken Bezähmende, ein Epitheton, welches sich die Buddha-Priester beilegen, wesshalb diese auch in der sinesischen Geschichte Saman, Schamen genannt werden, wie noch in Siam Buddha den Namen Samana Gotama führt, und daher hat Megasthenes, weil zu seiner Zeit Buddhaisten in Vorderindien waren, die Samanas oder Mönche der Buddha-Religion mit den Wanaprasthas des Brahmaismus vermischt, wie sich weiterhin ergeben wird.

sind ihre Meinungen von jenen nicht verschieden, und sie bilden auch, wie Plato, Mythen über die Unsterblichkeit der Seele, die Strafen in der Unterwelt und dergleichen mehr. Die auf dem Bergen wohnen, verehren den Dionysus, die auf dem platten Lande den Herkules. Unter den Samanäern sind die Hylobier (Waldbewohner) die geehrtesten, die in Wäldern von Kräutern und wilden Früchten leben, sich in Baumrinde kleiden und des Geschlechtsgenusses sowie des Weines enthalten, den Königen Rath ertheilen und für dieselben Opfer und Gebete verrichten. Nach den Hylobiern stehen die im grössten Ansehen, welche sich mit der Arzneikunst beschäftigen, die auch zugleich über den Menschen philosophiren und zwar schlicht, aber nicht unter freiem Himmel leben, und sich von Reis und Gerstengraupen nähren, was ihnen jeder gern gibt, von dem es gefordert wird; auch nimmt sie Jeder gastlich auf. Sie können durch Medicamente die Fruchtbarkeit befördern und Erzeugung des männlichen sowohl als des weiblichen Geschlechts bewirken, heilen jedoch mehr durch Nahrungs- als Arzneimittel, und schätzen besonders die Pflaster und Umschläge. Diese sowohl als jene kasteien ihren Körper, indem sie den ganzen Tag in einer Stellung ausharren. Andere sind Gesetzkundige, Wahrsager, Zauberer, Todtenschauer, die durch das ganze Land betteln, und Einige philosophiren mit Frauen, die sich des Liebesgenusses enthalten. Sich selbst das Leben zu nehmen durch Verletzungen des Körpers, Herabsturz von einem Felsen, Ertrinkung, Erhenkung und Verbrennung ist kein Dogma der Philosophen; die das thun, sieht man für Thoren an, wozu Kalanus gehörte, der, ein freventlicher Mensch, dem Tische Alexanders fröhnte, wohingegen Mandanis gelobt wird, weil er weder der Geschenke, noch der Drohungen Alexanders achtete, sondern ihm sagen liess: jener erscheine nicht als Sohn des Zeus, der nicht einmal über einen geringen Theil der Erde gebietet; er bedürfe der Gaben nicht von demjenigen, der keine Sättigung kennt; ihn ernähre in seinem Leben Indien hinreichend, und durch den Tod beginne der vor Alter aufgeriebene Körper ein besseres und reineres Leben [1])".

Unter den Philosophen versteht Megasthenes die Brahmanen in ihren verschiedenen Lebensperioden und schildert ziemlich richtig ihre Lebensweise, nur ist er in seinen Angaben zu kurz und unbestimmt. Nach dem Manu lässt man den Knaben vor dem Abschnitt der Nabelschnur Honig und geläuterte Butter unter vorgeschriebenem Gebete kosten und gibt ihm den zehnten oder zwölften Tag nach der Geburt unter einem Gestirn von glücklichem Einfluss einen Namen, der zwei Worte enthält, die hei einem Brahmanen Gunst und Glück, bei einem Kschatrija Macht und Schutz, bei einem Waisja Reichthum und Freigebigkeit, bei einem Sudra Erniedrigung und Abhängigkeit bezeichnen. Im zweiten Monate trägt man das Kind aus dem Hause und zeigt ihm die Sonne, und im sechsten gibt man ihm Reis zu essen; dann findet während des ersten oder dritten Jahres für alle Dwidschas oder die drei ersten Kasten die Tonsur statt, die in der Abscherung des ganzen Haupthaares mit Ausnahme eines Büschels (Skr. Dschatâ) auf dem Scheitel besteht. Das Sacrament der Investitur mit der Schnur und dem Gürtel, wodurch der Hindu Dwidscha, d. i. ein

1) Megasth. ap. Strab. 15. c. 1. §. 58—60. 68.

Zweimalgeborner wird und fromme Handlungen verrichten darf, kann der Brahmane vom 5. bis 16., der Kschatrija vom 6. bis 22., der Waisja vom 8. bis 24. Jahre erlangen, über welche Zeit hinaus es aber nicht ohne Excommunication zu verschieben ist. Die heilige Schnur des Brahmanen besteht aus drei Fäden Baumwolle, des Kschatrija aus drei Fäden Hanf, des Waisja aus drei Fäden gesponnener Wolle und wird von der linken Schulter quer über die Brust getragen; der junge Brahmane trägt zum Oberkleide ein schwarzes Gazellenfell und zum Unterkleide ein Gewebe aus Hanf, der junge Kchatrija zum Oberkleid ein Hirschfell und zum Unterkleid ein Gewebe aus Leinen, der junge Waisja zum Oberkleid ein Bocksfell und zum Unterkleid ein Gewebe aus Wolle. Hierauf bezieht sich das, was Strabo aus alten Quellen hervorhebt, nämlich dass die Brahmanen in den Städten sich in Sindones, die auf dem platten Lande in Reh- oder Gazellenfelle, die auf den Bergen in Hirschfelle kleiden[1]). Der Gürtel ist bei jeder der drei Kasten aus anderm Stoffe, und der Stock von verschiedener Grösse. Nachdem der Brahmatschârî (Student der Theologie) so eingekleidet ist, macht er den Gang um das Feuer von der Linken zur Rechten, geht zu seiner Mutter, Schwester oder einem verwandten Frauenzimmer, um seine Nahrungsmittel zu erbitten, und begibt sich mit denselben zu seinem Lehrer (Guru). Vor dem Essen wäscht er sich den Mund, nach demselben den Mund, die Augen, die Ohren und die Oeffnungen der Nase und darf zwischen der Morgen- und Abendmahlzeit nichts geniessen. Das Sacrament Kesânta, was Jones für die Haarschneidung, Wilson für die Verpflichtung des Almosengebens hält, erlangt der Brahmane im 16., der Kschatrija im 22., der Waisja im 24. Jahre. Hat der Lehrer seinem Zöglinge die heilige Schnur angelegt, so unterrichtet er ihn zuerst in den Regeln der Reinlichkeit, den guten Sitten, der Unterhaltung des heiligen Feuers und in den frommen Morgen-, Mittags- und Abendpflichten, schreitet dann mit ihm zu den Wedas und Wedangas über, und bevor der Bramatschari die heiligen Bücher zu lesen beginnt, reinigt er sich mit Wasser, setzt sich auf Kusa-Gras (Poa cynosuroides), faltet die Hände und spricht lautlos mit zurückgehaltenem Athem das einsilbige Wort Aum, wodurch das höchste Wesen oder das Brahma bezeichnet wird, die Worte Bhûr (Erde), Buwah (Dunstkreis) und Swar (Himmel), sowie das Gebet Sâwitrî, das also lautet: „Lasst uns nachdenken über das wunderbare Licht der glänzenden Sonne! Möge sie unsern Verstand leiten! Begierig nach Nahrung, bitten wir durch ein kleines Gebet um die Gaben der anbetungswürdigen, glänzenden Sonne. Ehrwürdige Männer, geleitet durch Verstand, ehret die göttliche Sonne durch Opfer und Lobgesänge". Diese dreifache Anrufung wird auch nach der Beendigung der Lectüre wiederholt und ist das gewöhnliche Gebet der drei ersten Kasten. Wer es nicht Morgens vor Sonnenaufgang stehend und Abends nach Sonnenuntergang sitzend verrichtet, wird wie ein Sudra von den drei Kasten ausgeschlossen; wer es tausendmal an einem abgelegenen Orte lautlos hersagt, befreit sich auf einen Monat von Sünden, da es wirksamer als das gewöhnliche Opfer am Neu- und Vollmond ist. Der Brahmatschari muss jeden Tag nach dem Bade den Göttern, Heiligen und Manen eine Libation von frischem Wasser bringen, Morgens und Abends das heilige Feuer an-

1) Strabo 15. c. 4. §. 70. 71.

sünden, sich des Fleisches, des Honigs, der Fruchtsäfte, der Salben, der Kränze, der Weiber, des Tanzes, des Gesangs, der Musik und des Spiels enthalten, seinen Lebensunterhalt erbetteln, und darf weder Schuhe, noch einen Sonnenschirm tragen. Hat er 36 Jahre, oder die Hälfte, oder den vierten Theil dieser Zeit, oder so lange in dem Hause seines Lehrers zugebracht, bis er die drei Wedas oder einige Theile derselben versteht, so nimmt er ein Bad, macht seinem Lehrer ein Stück Land, Gold, eine Kuh, ein Pferd, Kleidung oder sonst etwas nach seinen Kräften zum Geschenk, sucht sich eine Frau aus seiner Kaste und wird Grihastha, Familienvater [1]). Der Brahmane kann noch zu seiner ersten Frau aus seiner Kaste eine aus jeder der drei übrigen Kasten nehmen, aber nur die Kinder, die er mit der Gattin aus seiner Kaste zeugt, sind Brahmanen; der mit einer Kschatrija-Tochter erzeugte Sohn heisst Mûrdhâbhischikta und gibt Unterricht in der Führung der Elephanten, Pferde, Wagen und Waffen, der mit einer Waisja-Tochter erzeugte Sohn wird Ambaschtha genannt und übt die Medizin, der mit einer Sudra-Tochter erzeugte führt den Namen Nischâda und ist Fischer von Gewerb. Aus der Vereinigung eines Brahmanen mit einer Ugra-Tochter wird ein Awrita, mit einer Abaschtha-Tochter ein Abhîra, mit einer Ajogawa-Tochter ein Dhigwana, Lederbereiter, geboren. Wenn eine Brahmanen-Tochter mit einem Kschatrija einen Sohn erzeugt, so heisst er Suta, der Pferde dressirt und Wagen führt, mit einem Waisja Waideha, dessen Dienst Frauenbewachung ist, mit einem Sudra Tschandâla, der verächtlichste der Menschen, der nur in eine Stadt oder ein Dorf kommen darf zu seiner Arbeit, um den Körper eines ohne Verwandte verstorbenen Menschen und die zum Tode Verurtheilten abzuholen, deren Kleider ihm zufallen; er darf nur Hunde, Esel und gebrochene Töpfe besitzen und muss allen Umgang mit ehrbaren Leuten meiden [2]). Die Geburt eines Brahmanen wird als die ewige Incarnation der Gerechtigkeit betrachtet und seine Bestimmung ist, sich mit dem Brahm zu identificiren; er nimmt den ersten Rang unter den Menschen ein, Alles was die Welt enthält, ist sein Eigenthum, und er soll über die Aufrechthaltung der Civil- und Religionsgesetze wachen; sein eigentlicher Beruf ist, die Wedas zu lesen und sie den zwei unter ihm stehenden Kasten zu erklären, für sich zu opfern, die Opfer für Andere zu besorgen, von milden Gaben zu leben und Almosen zu geben [3]). Die Brahmanen aber, die nur die Sawriti oder bloss einen Weda kennen, haben ein weit geringeres Ansehen, als die gelehrten, und werden nicht zu allen Opferverrichtungen zugelassen [4]). Als Hausvater muss der Brahmane jeden Morgen und jeden Abend, an den Tagen des Neu- und Vollmondes, an den Solstitien und an noch mehreren andern Tagen opfern und vom Vollmond im August oder September an 4½ Monate lang mit grossem Eifer die heilige Schrift studiren, die aber bei starkem Winde, Blitz, Donner, in der Regenzeit und in tausend andern Fällen nicht gelesen werden darf. Er trägt weisse Kleider, goldene Ohrengehänge, einen Bambusstock und hat bei jedem Schritt und Tritt, bei jeder Körperverrichtung und Handlung eine Unzahl von kleinlichen Pflichten zu beobachten: so darf er z. B. nicht die Sonne bei ihrem Auf-

1) Manu lib. 2—3. 2) Manu 10, 1—56. 3) Manu 1, 88—100.
4) Manu 1, 97. 2, 118. 3, 184.

und Untergange, am Mittage, bei ihrer Verfinsterung oder ihr Bild im Wasser anschauen; nicht mit seiner Gemahlin aus einer Schüssel essen und sie nicht ansehen, während sie isst, niesst, gähnt, sich die Augenbrauen schwärzt oder salbt; keine Gaben annehmen von einem Könige, der nicht zur Kschatrija-Kaste gehört, von einem Metzger, Oelmüller, Destillateur und Bordellinhaber[1]). Wenn ein Brahmane in seinem Stande sich seinen Lebensunterhalt nicht verschaffen kann, so ist es ihm erlaubt, das Geschäft eines Kschatrija zu ergreifen; wirft ihm dieses auch nicht das Nöthige ab, so steht ihm der Uebergang zum Gewerbe eines Weisja frei, das heisst, er darf das Land bebauen, Viehzucht und Handel treiben, von welchen Erwerbquellen das Gesetzbuch aber den Ackerbau, weil durch den Pflug Thiere in der Erde ihr Leben verlieren, für die ungeziemendste erklärt, und den Handel nicht in allen Artikeln zulässt, indem es ihm untersagt den Verkauf von Pflanzensäften, Zucker, Indigo, Früchten, Medizinalpflanzen, geschältem Reis, Sesamsamen, Sesamöl, Milch, Honig, Wachs, Lack, Butter, Parfüms, Gift, Wasser, Waffen, rothem Stoff, Zeug aus Hanf, Leinen oder Wolle, Fleisch, Schlachtvieh, wilden Thieren, Thieren mit ungespaltenem Huf, Vögeln, Sklaven, betäubenden Liqueuren, Salz und Steinen. Er darf auch im Nothfalle Wissenschaften, Künste und Gaukelspiele üben, für Lohn arbeiten, Geld gegen mässige Zinsen austhun, die heilige Schrift verachteten Menschen erklären, für dieselben Opfer verrichten und von ihnen Geschenke annehmen[2]). Megasthenes zählt zwar die Hylobier zu den Samanäern, diess ist aber ein Irrthum: Erstere oder die Wanaprasthas waren Brahmanen, Letztere Budha-Mönche; es ist daher falsch, dass dieser dritte Grad der Brahmanen oder der Eremitenstand seit dem Beginne des Kali-Juga aufgehoben sei, wie die heutigen Panditas der Smritî (Tradition) und dem Gesetzgeber Nârada zufolge behaupten. Sobald der Brahmane als Familienvater seine Haut runzeln, seine Haare bleichen und den Sohn seines Sohnes sieht, soll er, befiehlt das Gesetzbuch, alle seine irdischen Güter, sein Weib und seine Kinder verlassen und sich mit seinem heiligen Feuer und seinen Opfergeräthen in einen Wald zurückziehen. Sein Kleid ist ein Gazellenfell, oder ein Gewebe von Baumrinde; er lässt Haare und Nägel wachsen, darf weder Fleisch, noch Honig, noch durch Kunst erzielte Früchte, sondern bloss wildes Getraide, wildentsprossene Früchte und Wurzeln in geringem Masse geniessen; muss allen seinen vorigen Religionspflichten nachkommen, täglich sich dreimal: Morgens, Mittags und Abends, baden, auf den Fussspitzen stehen, sich über die Erde wälzen, in der brennenden Sonne zwischen 4 Feuer stellen, nackt den Regengüssen aussetzen, in der Kälte ein nasses Kleid tragen und wenn er von einer unheilbaren Krankheit befallen wird, so lange nach Nordost gehen, bloss von Wasser und Luft lebend, bis er todt niederstürzt[3]). Wenn der Brahmane die drei ersten Grade zurückgelegt hat, betritt er die höchste Stufe, er wird Jati (Bezähmer seiner Leidenschaften), Sannjâsî (ein auf Alles Verzichtender) oder Pariwrâdschaka (ein Herumirrender), das heisst, er führt ein ascetisches Leben, hört auf Almosen zu geben und Opfer zu verrichten, und wandert, über das höchste Wesen nachdenkend und Worte aus den Wedas und dem Wedanta still her-

1) Manu 4. 1—213. 2) Manu 10, 81—118. Cf. 4, 1—9. 8, 102.
3) Manu 6, 1—32.

sagend, beständig mit niedergeschlagenem Blicke umher. Er hat seine Haare, seinen Bart und seine Nägel abgeschnitten, trägt ein schlechtes Kleid, das kaum seine Schaam bedeckt, unterhält kein Feuer mehr, besitzt keine Wohnung, sondern sucht Obdach an den Wurzeln grosser Bäume; ist bloss mit einem Stock, einem irdenen Krug, einem Bambuskorb und einer hölzernen Schüssel versehen, darf nie sich seine spärlichen Lebensmittel durch Zeichendeutung, Weissagung, Erklärung der heiligen Schrift erwerben, sondern muss sie am Abende, wenn ihn der Hunger quält, erbitten. Bei jedem Schritte muss er zusehen, dass er nicht auf Haare, auf einen Knochen, oder auf sonst eine unreine Sache tritt, und bevor er Wasser trinkt, muss er es durch ein Tuch laufen lassen, damit nicht die darin enthaltenen kleinen Thierchen umkommen; Ehre oder Schmach, Freude oder Leid rühren ihn nicht, er behandelt Alle liebevoll, erträgt Alles, ist für Alles unempfindlich und ganz in Brahm versenkt, welchen Zustand die Indier Mokscha nennen[1]). Das Gesetzbuch stellt den Brahmanen als eine mächtige Gottheit dar, ohne welchen die Welt und die Götter nicht ewig fortbestehen können, der in seinem Zorn andere Welten bilden, neue Weltregenten einsetzen, Götter in Sterbliche verwandeln und durch Verwünschungen und magische Opfer einen König mit seiner ganzen Armee vernichten kann; daher müsse man die Brahmanen, wenn sie auch von der niedrigsten Beschäftigung lebten, beständig hochachten und sie nicht, auch bei allen möglichen Verbrechen, mit dem Tode bestrafen, sondern sie höchstens nur des Landes verweisen, aber ihnen doch dabei ihre Güter lassen[2]). Dass die Brahmanen übernatürliche Kräfte besassen, war ein im Alterthume weitverbreiteter Glaube; Philostrat weiss schon davon zu reden. Er erzählt, dass die Brahmanen in der Nähe des Ganges als heilige und von Gott geliebte Männer durch Lufterscheinungen und Blitzstrahlen, was v. Bohlen irrig für Kanonenfeuer hält, den gegen sie anrückenden Feind aufzureiben vermögen: so wären auch Dionysos und Herakles beim Angriff auf sie durch Orkane und Blitze von ihnen vertrieben worden, und desswegen hätte auch wohl Alexander nicht gewagt gegen sie vorzurücken. Er schildert sie als enthaltsame Personen mit langem Haar, weissen Kleidern, Stab und Ring, die nach Gefallen alle Lebensmittel hervorrufen, Dämonen vertreiben, Blinden und Lahmen ihre verlornen Kräfte wiedergeben können, Alles wissen, sowohl was vergangen als was künftig ist, und sich selbst für Götter halten[3]). Zu Megasthenes Zeiten durfte der Brahmane als Grihasta gewisses Fleisch geniessen, nur dem Brahmanenschüler oder Brahmatschari und dem Hylobier oder Wanaprastha war der Genuss des Fleisches und des Weines untersagt, was mit dem Manu im Einklange steht. Dieses Gesetzbuch erklärt den Genuss des Fleisches und der geistigen Getränke nicht für sündhaft, preist aber die Enthaltung desselben für ein ebenso verdienstliches Werk, als wenn man 100 Jahre hindurch jedes Jahr ein Pferd opfere; es gestattet dem Dwidscha sogar jeden Tag Fleisch zu essen, wenn es zuvor geopfert und durch Gebete geweiht worden war, wie das Fleisch von Büffeln, Ebern, Hirschen, schwarzen Gazellen, Hasen, Widdern, Ziegenböcken, gewissen Fischen und Vögeln, Rhinocerossen, Schildkröten oder Meerkrebsen, woran sich,

1) Manu 6, 33—97. 2) Manu 9, 313—319. 8, 380.
3) Philostr. in vita Apoll. 2, 33. 3, 10—44.

sowie an Liqueuren, selbst die Brahmanen bei dem nach dem Todtenopfer stattfindenden Mahle (Srâddha, Pindâwâhârja) das der Familienvater jeden Neumond oder, wenn es seine Verhältnisse nicht erlaubten, wenigstens dreimal im Jahre veranstalten musste, ergötzten. Obgleich nun das Tödten der Thiere im Allgemeinen verboten ist, so machen doch die Opferthiere davon eine Ausnahme, und daher ist es irrig, wenn einige Europäer behaupten, den Brahmanen sei der Genuss der Fleischspeissen gesetzlich untersagt. In der Sakuntala wird der Brahmane Madhawja der magern Wildpretkost überdrüssig, im Ramajana isst Rama mit seiner Gattin Fleisch, und der heilige Bharadwadscha setzt dem Könige auf einem köstlichen Mahle Wildpret, Pfauen, Fasanen, Widder und Eber (Waraha, woher das Lat. verres) in verschiedener Zubereitung vor. Hatte der Dwidscha mit Vorwissen Erdschwämme, Knoblauch, Lauch, Zwiebeln, das Fleisch eines zahmen Schweines oder eines Haushahnes gegessen, so würdigte er sich auf der Stelle zum Sudra herab; hatte er aber einen jener Gegenstände unwissentlich genossen, so musste er sich entweder durch die Busse Sântapana, d. i. durch den Genuss von Kuhfladen, der mit Milch, Butter und Kusagras gekocht war, oder durch die Busse Tschândrajana, d. i. durch den täglichen Genuss von acht Mundvoll wilder Getraidekörner während eines Monates reinigen. Nach einer andern Stelle desselben Gesetzbuches konnte sich der Dwidscha, wenn er das Fleisch eines fleischfressenden Thieres, eines zahmen Schweines, eines Kamels, eines Hahns, eines Menschen, einer Krähe oder eines Esels wissentlich gegessen hatte, nur durch die Busse Taptakritschhra reinigen, die darin bestand, dass er heisses Wasser, heisse Milch, heisse Butter drei Tage lang trank; auch musste er jedes Jahr zur Tilgung der Sünden, die er durch unvorsetzliches Essen verbotener Speisen auf sich geladen, eine Fastenzeit (Prâdschâpatja) halten [1]). Oeffentliche Fleichbänke für die Hindus traf im siebenten Jahrhundert Hiüan Thsang, und man sieht sie noch heute an mehreren Orten; ja Windischmann versichert, dass den Wischnuiten überhaupt Fleischspeisen, geistige Getränke, Vermischung der Stämme, selbst Aufnahme von Parias (Tschandâlas) in die Gemeinschaft des Cultus erlaubt sind, und Marco Polo erfuhr sogar, dass einige Bewohner des Königreichs Var, obgleich man dort einen Ochsen als Gott verehrte, das Fleisch dieses Thiers assen, wenn es ein Anderer geschlachtet hatte [2]). Die heutigen Panditas behaupten nun, sich auf die Smriti, den Gesetzgeber Narada und das Aditja-Purana berufend, dass das Stieropfer seit dem Beginne des Kali-Juga eingestellt worden sei, was aber nicht allein Marco Polo's Worten, sondern auch dem Gesetzbuche Manu widerspricht, das noch beim Empfange eines ausgezeichneten Gastes ein Thieropfer vorschreibt, das aus einer Kuh bestand, denn der Gast heisst aus diesem Grunde im Sanskrit Goghna (Kuhtödter); jetzt wird aber beim Empfange eines Gastes nur noch eine Kuh an der Nordseite des Zimmers angebunden und dabei das Gebet gesprochen, dass die Kuh reich an Milch sein und alle Wünsche befriedigen möge. Zwar ist dem Brahmanen nur der Genuss des Opferfleisches gestattet, er kann aber auch, da die indische Hierarchie für sich unter dem Vor-

---

1) Manu 3, 227—272. 5, 5—56. 11, 156. v. Bohlen Th. 2. S. 160 ff.
2) Windischmann, die Philosophie im Fortgange der Weltgeschichte. Th. 1. S. 724. Marco Polo 4, 42.

wande der Noth fast Alles erlaubt, Rind- und Hundefleisch von einem Tschandala essen und sogar seinen Sohn tödten, um den Hunger zu stillen[1]).

Wie von Megasthenes, so werden auch in den Sanskritschriften die Brahmanen für frei von Abgaben und Frohndiensten erklärt, und dass sie damals am Neujahrstage dem Könige die Naturereignisse des laufenden Jahres vorhersagten, bezeugt das hohe Alter des indischen Kalenders, in welchem jetzt noch die Naturereignisse und die glücklichen und unglücklichen Tage verzeichnet sind. Strabo fügt noch aus alten Historiographen hinzu, dass von den Philosophen die Pramnä sich als Dialektiker und beweisführende Logiker auszeichnen, welche die Brahmanen, welche sich mit der Naturwissenschaft und der Astronomie befassen, für Marktschreier und Unwissende erklären[2]). Das Wort Pramnä ist wahrscheinlich aus Skr. Prathamas, der Erste, verstümmelt, und unter ihnen sind vermuthlich die Panditas oder gelehrten Brahmanen zu verstehen. Was die Naturwissenschaften betrifft, so haben die Indier es nicht weit darin gebracht: nur führte ihre Religion sie schon frühzeitig, wie bereits dargethan wurde, zur Kenntniss des gestirnten Himmels und der damit verbundenen Arithmetik; ja sie sollen sogar die Erfinder der Algebra und der Ziffern sein, weil die Araber selbst die Algebra indische Rechenkunst nennen und aussagen, dass um das Jahr 773 ein indischer Astronom an den Hof des Khalifen Almansur gekommen sei und Tafeln über die Aequationen der Planeten und über die Eklipsen mitgebracht habe, die Mohammed Iben Alfazari übersetzte, aus welchem Werke später Mohammed Iben Musa aus Charezm die Algebra auszog, weil die Indier diese immer nur in Beziehung auf Astronomie anwenden. Allein nach Colebrooke geht die älteste Spur der Anwendung der Algebra bei den Indiern nicht über das 5. Jahrhundert n. Chr. hinauf, zu welcher Zeit sie der Astronom Arjabhatta behandelte, wo doch schon Diophantus aus Alexandria, der nicht später als im 4. Jahrhundert unserer Zeitrechnung lebte, ein Werk in 13 Büchern über die Algebra geschrieben hatte[3]). Auch die Erfindung der Ziffern kann den Indiern nicht als eine unbestreitbare Wahrheit beigelegt werden, obgleich die Araber und Maximus Planudes sie ihnen zuschreiben; denn Champollion entdeckte auf ägyptischen Denkmälern in hieratischer und demotischer Schrift unsere Ziffern von 1 bis 4, von welchen 1, 2 und 3 den altindischen ganz ähnlich sind. Da nun die ägyptischen Schriften nur für 9 und 0 ein eigenes, dem indischen unähnliches Zeichen darbieten, aus welchen 6 Ziffern alle Zahlen gebildet werden, und da doch schon alle 10 Ziffern in Sanskritbüchern vorkommen, so lässt sich daraus folgern, dass die Aegyptier wenigstens einige Ziffern erfanden, weil sie, wenn die Ziffern schon alle vorhanden gewesen wären, doch alle von den Indiern aufgenommen haben würden, und somit scheinen Letztere das Ziffersystem später vervollständigt zu haben. Das fünfte Element, welches die Indier annehmen, heisst im Skr. Akâsa, Aether, und in dem Wedakalender wird ebenfalls der Erde eine Kugelgestalt beigelegt, deren Durchmesser 1600 und Umkreis 5059 Jodschanas enthalte, was nach unserer Berechnung, das Jodschana zu $1^1/_8$ geogr. Meilen angenommen, nicht viel zu gross ist.

1) Manu 10, 104—108. 2) Strabo 15. c. 1. §. 70.
3) Colebrooke, Algebra of the Hindus. Vergl. v. Bohlen Th. 2. S. 221 ff.

Trotz dieser richtigen Erdansicht, stellt die Mythe doch die Erde als eine runde Fläche dar, die auf einer Schildkröte oder vier Elephanten ruht, deren Mittelpunkt die Spitze des Himalaja, der cylinderförmige goldene Meru ist, worauf die Götter wohnen, und von welchem sich 4 Ströme nach allen Himmelsgegenden ergiessen; um den Meru liegen Bergreihen und Seen, welche die ganze Erdfläche in sieben Gürtel oder Inseln (Dwîpas) theilen, von denen die südlichste Bharatakhanda (Indien) umfasst, dessen äusserste Spitze Lanka (Seilan) bildet; rings um die Erdfläche fliesst der Ocean, hinter welchem sich ein hohes Gebirge (Lokâloka) erhebt, worüber hinaus das Land der Finsterniss und die Wohnung böser Dämonen ist, zumal im dunkeln und niedrigen Süden, wo, als eine Art Gegenpol des erhabenen Meru (Sumeru), der niedere Meru (Kumeru) und das Reich des Todtenrichters Jama sich befindet[1]. Dieselbe mythische Erdvorstellung finden wir bei Homer wieder, dessen Kymmerier von Bohlen passend mit Kumeru vergleicht.

Von der Religion der alten Indier bemerkt Megasthenes nur kurz, dass die auf den Bergen wohnenden Philosophen den Dionysus, die auf dem platten Lande lebenden den Herakles verehren, indem er deren Cultus als den Griechen bekannt voraussetzt. Der Dionysus-Dienst wurde Herodot zufolge im 16. Jahrhundert v. Chr. aus Aegypten nach Griechenland verpflanzt und bestand hauptsächlich in der Verehrung des Phallus[2], was uns an den Siwa-Linga erinnert, mithin waren die Verehrer des Dionysus Siwaiten, und da ihr Cultus, der jetzt noch der verbreitetste in Vorderindien ist, sicher über Aethiopien in Aegypten eindrang, so spricht sich von selbst dessen hohes Alter aus. Herakles wurde bereits oben als Krischna erkannt, und da dieser eine Incarnation des Wischnu ist, so waren auch damals schon Wischnuiten. Schon die Angabe des Megasthenes, dass Dionysus 15 Menschenalter früher als Herakles geboren sei, bekundet, dass der Siwaismus älter als der Wischnuismus ist, wie denn auch selbst das dem Wischnuismus huldigende Ramajana den Siwa für älter als den Wischnu erklärt. Siwas, d. i. der Glückliche, thront, umgeben von Musik, Gesang und Tanz, in seiner glanzvollen Residenz Siwapura auf der Bergspitze Kailâsa im Himalaja-Gebirge und wird als Berggott Girîswara genannt, sowie seine Gemahlin als Berggöttin Pârwatî oder Durgâ; sein Haupt berührt die obere Luft, daher sein Name Wjomkesas, der Lufthaarige; er trägt auf der Stirn einen Halbmond, daher sein Name Tschandrasikhara, wie auch Osiris und Dionysus mit Halbmonden und Hörnern auf dem Haupte vorgestellt werden; aus seinem Haarbüschel entspringt der Ganges, wie der Nil aus dem Osiris, daher sein Name Gangâtri. Siwa ist die Sonne und das Feuer mit den erzeugenden und zerstörenden Kräften. Als Gott des Feuers mit productiver Kraft wird er in glänzend weisser Farbe mit einem Schlangenschmuck abgebildet und hat ein gleichseitiges, eine Spitze nach oben gerichtetes Dreieck zum Symbol, das zugleich die Flamme und den Linga bezeichnet, und ihm steht als Gattin die Bhawânî (Gebährerin) oder Prakritî (Natur) nebst dem Stier zur Seite, wie ebenfalls Osiris mit einem goldgelben Kleide, einem Dreieck oder Priapus dargestellt wird, welches Dreieck auch der ihm ge-

1) v. Bohlen Th. 2. S. 210 ff. 2) Herod. 2, 48—50.

heiligte Stier Apis auf der Stirn trägt[1]). Der Stier und die Schlange sind Sinnbilder der Zeugungskraft, desshalb steckten auch die Thracier demjenigen, der in die Sacra des Sabazius, Sabadius oder Sebadius (vermuthlich aus Skr. Siwadewas entstanden), welcher Gott die Sonne und den Bacchus vertrat, eingeweiht wurde, eine goldene Schlange in den Busen, die man unten wieder herauszog, und desshalb entblössten sich die ägyptischen Weiber vor dem Apis[2]). Siwa ist auch Gott des Weines und heisst als solcher Surâdewa, wie schon Chares von Mitylene anführt, dass die Indier einen Dämon Namens Soroadius verehren, welches Wort Weinerzeuger bedeute[3]). Als Gott des zerstörenden Feuers trägt er eine Halskette von Schädeln, eine Schlinge, eine Keule, einen Bogen, Pfeil und Dolch und führt den Namen Rudras, Ugras (der Fürchterliche) oder Kâla (Zeit), wie seine blutdürstige Gattin den Namen Kâlî, und blässt beim Untergange der Welt durch Feuer auf die Muschel (Sankha); er wird auch, da er die active und passive Zeugungskraft in sich vereint, wie Brahma und Wischnu als Ardhanarî, Mannweib, veranschaulicht, wesshalb die Saktas, eine Sekte der Siwaiten, die passive Productionskraft unter der Göttin Bhawânî oder Prakritî, die zugleich, wie gewöhnlich alle Göttergemahlinnen, Tochter und Gemahlin des Siwa ist, und unter dem weiblichen Symbol (Joni) in der Gestalt eines Herzens verehren. „Die heilige Verbindung von Mann und Weib, sagt v. Bohlen, und die Zeugung galt auch den altgriechischen Philosophen als Symbol der Schöpfung, und jede Naturreligion an sich muss auf die Geschlechtigkeit der Götter kommen, da die Naturkräfte selbst als active und passive sich offenbaren, womit schon die Zeugung und die ganze Theogonie gegeben ist. Der Indier, dessen Weden schon darauf Bezug nehmen, ahnet diese in der ganzen Natur: der Banjanenbaum, den auch Buffon unbewusst arbre indecent nannte, weil er seine Spitzen wieder in die Erde schlägt, ist dem Indier ein Bild der Zeugung; die Lotusblume versinnlicht ihm das membrum femininum, die Joni oder Arghâ; jeder Berg, jede Pyramide oder Obeliskengestalt ist ein Linga oder Phalas, und der Name Phallus, über den man so viel gedeutet hat, findet hier seine Bedeutung, da er im Sanskrit jedes Gespitzte bezeichnet, wobei nur merkwürdig ist, dass auch die Obelisken im römischen Circus phalae hiessen. Von der andern Seite ist dem Indier jedes Meer eine Joni, und die ganze Erde wird desshalb in der Gestalt eines Lotus gedacht, deren Linga der Meru, oder als Schiff, dessen Mast und Phallus ebenfalls der Meru ist; Siwa leitet dasselbe und heisst daher Arghânâtha, Herr der Argha, etwa wie Osiris nach Plutarch Anführer des Argoschiffes war[4]).“ Siwa wird auch mit vier Armen abgebildet, indem er in der einen Hand eine Schlange, in der andern eine Pauke, in der dritten eine Geissel hält, und die vierte auf den Stier Nandi stützt; er hat noch ein drittes Auge auf der Stirn, was ihm den Namen Trilotschanas, der Dreiäugige, gibt und seine Allwissenheit im Himmel, auf der Erde und in der Unterwelt anzeigt, auf welche drei Welten sich auch sein Dreizack bezieht, der ihm den Namen Triphalas

---

1) Plutarch. de Is. et Osir. c. 60. Caylus, Recueil d'Antiquités. Tom. 1. p. 41 ff. Herod. 3, 28 sagt zwar λευκὸν τετράγωνον, weisses Viereck, statt dessen schlägt aber schon Graf Caylus richtig λευκόν τι τρίγωνον vor.

2) Voss. Theol. Gent. 2. c. 14. Diod. Sic. 1, 85.

3) Chares ap. Athenaeum 1. c. 24 oder §. 48.

4) v. Bohlen Th. 1. S. 208 ff.

verleiht. Indess wird er am häufigsten Mahâdewas, der grosse Gott, genannt; dann führt er noch die Namen: Iswaras, woher der Name des ägyptischen Gottes Osiris, d. i. der Herr; Maheswaras, der grosse Herr, woraus Maisore, der Name einer heutigen Provinz in Dekhan, verstümmelt wurde; Isas, woher seine Gemahlin Isî und die ägyptische Göttin Isis, d. i. Herrin; Haras, der Ergreifende; Sthanus, der Beständige; Nîlakanthas, der Blauhals, und noch sehr viele andere, welche alle auch seiner Gattin zukommen. Die Siwaiten, die in mehrere Sekten zerfallen, verehren besonders das Feuer, wesshalb sie ferne Wallfahrten zu den Naphthaquellen antreten; sie halten, wie die Aegyptier mit dem Apis [1]), Processionen mit den heiligen Stieren, denen sie einen Phallus in der Gestalt eines Henkelkreuzes (♀), welches Zeichen ebenfalls häufig auf ägyptischen Bildwerken vorkommt und früher irrig für einen Nilschlüssel gehalten wurde, in die Hüfte einbrennen, und tragen ihn selbst als Amulet auf der Brust; auch finden noch heute am Siwafeste (Siwarâtri) im März bei ihnen, wie bei den alten Aegyptiern und Griechen, die Phallagogien statt. Wischnu, der Eindringende, hat sein juwelenreiches Paradies Waikuntha, das Schmerzenlose, auf einem Gipfel des Meru und wird, wie Siwa, je nach seinen Eigenschaften mannigfach abgebildet. Er stellt besonders das Wasser vor und alsdann ist sein Symbol ein gleichseitiges, eine Spitze nach unten gerichtetes Dreieck (▽); er ruht auf der Schlange Anantanâgas (Unendlichkeitsschlange) und aus seinem Nabel entspringt eine Lotusblume, aus welcher Brahmâ entspriesst; als bewegende Kraft des Wassers wird er schlafend auf einem Blatte des indischen Feigenbaumes mit einem Fusse im Munde dargestellt und führt alsdann wie Brahma den Namen Nârâjana, der sich auf dem Wasser Bewegende. Wischnu's Schlaf beginnt mit der Regenzeit um das Sommersolstitium und dauert 4 Monate; im dritten Monate Bhadra wendet sich Wischnu um, und die Indier feiern das Fest Dschalajâtrâ, Zurückziehen des Wassers, mit Wasserschöpfen in Kumbhâs (Krüge), welche die Gestalt des ägyptischen Gefässes Kanobus haben und zugleich den Namensursprung desselben bekunden; am Ende des vierten Monates, wenn die Ueberschwemmung des Ganges beendet ist, erwacht Wischnu und seine Gemahlin Srî oder Lakschmî (Glück), die ihm die Füsse reibend dargestellt wird, spendet ihre Gaben [2]). Der schlafende Wischnu ist der Horus der Aegyptier, den man auf der Mensa Isiaca auf einem in Löwenform gestalteten Bette, an welchem unten drei Kanoben mit einem Mädchen-, Sperber- und Anubiskopfe angebracht sind, ruhen sieht, welche ähnliche Darstellung sich etwas erweitert bei Montfaucont wiederholt [3]). Jene Löwenform ist charakteristisch, sie bezeichnet nebst den Kanoben, dass im Zeichen des Löwen oder um das Sommersolstitium, wie ebenfalls der Thierkreis von Denderah durch das hieroglyphische Zeichen des Wassers unter den Vorderfüssen des Löwen andeutet, in Aegypten die Regenzeit eintritt, wesshalb auch Horus mit einem Löwenleib abgebildet wird, und selbst das Wort Horus entstand aus Haris (der Grüne), unter welcher Farbe man den Wischnu zuweilen erblickt, und welchen Namen er vermuthlich wegen seiner Schöpfung des Pflanzenreichs trägt. Wischnu stellt auch die Luft und den Wind vor, in welcher Bedeutung er dunkel-

1) Plin. 8, 71 (46). 2) v. Bohlen Thl 1. S. 203 ff.
3) Pluche Histoire du ciel. Tome 1. p. 86.

blau gemalt wird und auf dem windschnellen, zum Geiergeschlechte gehörigen Vogel Garuda reitet, den man auch in Menschengestalt mit einem Vogelschnabel, wie Horus mit einem Sperberschnabel, bildet; er ist wie Horus die Sonne, Herr der Welt (Dschagannathâ) und wird von seinen Anhängern, die sich auf die Stirn zwei senkrechte Linien malen, zum Unterschiede von den Siwaiten, die nur eine senkrechte Linie auf der Stirn tragen, für die grösste Gottheit der aus Brahmâ, Wischnu und Siwa bestehenden Trimûrti oder Trias gehalten, die sich zum Wohle der Menschheit neunmal verkörpert hat und zum zehntenmale noch verkörpern wird; welche zehn Awatâras aber so verschieden erzählt werden, dass die Deutung derselben sehr schwer fällt. Zuerst nahm Wischnu die Gestalt eines Fisches (Matsjâ) an, um dem Riesen (Râkschasa) Hajagrîwas (der Rossnackige) die Wedas, die er geraubt und mit sich in den Abgrund genommen hatte, zu entreissen; das zweite Mal verwandelte er sich in eine Schildkröte (Kûrma), um im Verein mit den übrigen Göttern und bösen Dämonen (Surâs und Asurâs) aus dem Milchmeere, einem der sieben Meere, welche die sieben Dwipas der Erde von einander trennen und je einzeln aus Salz, Zucker, Wein, Butter, Buttermilch, Milch und Wasser bestehen, das Amrita oder den Unsterblichkeitstrank zu gewinnen; bei der dritten Verkörperung zerriss er unter der Gestalt eines Ebers (Wahara) den Riesen Hiranjâkschas (das Goldauge), der die Erde in die Unterwelt getragen hatte; bei der vierten verwandelte er sich in einen Mannlöwen (Narasinha), um den Riesen Hiranjakasibus zu erlegen, der, da er durch strenge Büssungen von Brahma die Herrschaft über die ganze Erde erlangt hatte, die Menschen unterdrückte. Hiemit schliesst die erste Zeitperiode oder das Krita-Juga. Als Mahâbali, der unumschränkte Herrscher von Indien, seine Unterthanen unterdrückte und den Göttern keine Opfer mehr darbrachte, verkörperte sich Wischnu in einen Brahmanenzwerg (Wâmana) und erbat von jenem Könige, um sich eine Hütte zu bauen, so viel Land, als er mit drei Schritten abmessen könnte. Der König gewährte die Bitte, und Wischnu bedeckte mit einem Schritte die Erde, mit dem andern den Himmel und mit dem dritten die Unterwelt, so dass er die ganze Welt in Besitz erhielt, jedoch machte er den Mahabali zum Wächter des Paradieses und führte den Unterschied der Stände ein, den man früher nicht kannte. Diese fünfte Incarnation deutet auf die von den Brahmanen über die Kschatrijas errungene Herrschaft, welche Letztere aber doch mit der Zeit wieder so mächtig wurden, dass Wischnu sich in einen jungen Helden (Parasu-Ramâ) verwandeln musste, in welchem sechsten Awatara er fast das ganze Fürstengeschlecht ausrottete, weil ein mächtiger Fürst seinen Vater, der ihm die von dem Gotte Indra geliehene Kuh des Ueberflusses (Kâmadhuk, Wunschmelk) nicht abtreten wollte, erschlug. In der siebenten Incarnation erscheint Wischnu als Held Râma-Tschandra. Nach dem Ramajana, das diese Incarnation besingt, störten die Râkschasas (Riesen) die frommen Büsser häufig in der Darbringung der Opfer, wesshalb die Götter den Wischnu ersuchten, Mensch zu werden. Dasaratha, ein frommer König von Ajodhjâ (Aude), fühlte sich trotz seines Reichthums und seiner Macht sehr unglücklich, weil er, schon 9000 Jahre alt, noch keinen Sohn hatte, der nach seinem Tode die Opfer für die Vorfahren verrichtete, wodurch diese der himmlischen Freude beraubt wurden. Er stellte daher auf Anrathen der Brahmanen ein feierliches Pferdeopfer an, wozu er Fürsten

und Brahmanen einlud und woran die Götter selbst Theil nahmen. Diess fruchtete. Seine drei Gemahlinnen gebaren vier Söhne: Kausaljâ den Râma, die Königin Kaikejî den Bharata, Sumitrî die Zwillinge Lakschmana und Satrughna. Kaum war Rama 16 Jahre alt, als der heilige Einsiedler Wiswâmitra, der von den Rakschasas bei seinem Opfer beunruhigt wurde, vor Dasaratha erschien und ihn um seinen Sohn Rama zur Bekämpfung der Rakschasas bat. Weil aber der König dazu wenig geneigt war, zürnte Wiswamitra so gewaltig, dass die Erde bebte; denn die Macht der Rischi's ist sehr gross, ihrem Ausspruche müssen selbst die Götter gehorchen, und Dasaratha übergab ihm nun seinen Sohn Rama, der in Begleitung seiner Halbbrüder Lakschmana und Satrughana seine Heldenbahn antrat. Durch Wiswamitras Vermittlung erhielt er himmlische Waffen, erlegte zuerst die Riesin Târâkâ und vollbrachte auf dem Wege nach dem Ganges noch mehrere andere Heldenthaten, bis er zum König von Mithila, Dschanaka, gelangte, der einen grossen Bogen besass, auf dessen Spannung er seine Tochter Sîtâ als Preis gesetzt hatte, den aber kein Fürst zu gewinnen vermochte. Der Bogen wurde durch 800 Sklaven herbeigezogen, aber Rama hob ihn mit einer Hand auf, spannte ihn dergestalt, dass er mit Donnergetöse brach, und erhielt so die Hand der schönen Sita. Dasaratha wohnte mit seinem Hofe und seinem Heere der glänzenden Hochzeitsfeier in der Stadt Mithila bei, wollte dann seinen Sohn Rama, weil Bharata seinem Halbbruder die Krone freiwillig abgetreten hatte, zum Kronprinzen (Juwarâdscha) erheben, wurde aber durch Bitten seiner rechtmässigen Gemahlin, der Königin Kaikeji, davon abgebracht und verbannte den Rama mit seiner Gattin auf 14 Jahre in den Wald Dandaka. Râwana, König der Rakschasas auf der Insel Lankâ (Seilan), der wegen seiner grossen Macht mit 10 Köpfen und 20 Armen abgebildet wird und durch seine Frömmigkeit den Gott Kuwera zu seinem Schatzmeister und die Göttin Saraswati zur Erzieherin seiner Kinder erlangt hatte, verkleidete sich in einen bettelnden Brahmanen und entführte die Sita. Indess spürte Hanuman, König der Affen, den man als den verkörperten Siwa betrachtet, die Sita auf Langa auf und berichtete diess dem Rama, worauf beide mit einem grossen Heere gegen jene Insel aufbrachen. Am Meere angekommen, schlugen sie eine Brücke über dasselbe bis zur Insel, führten das Heer über und belagerten die Stadt Lanka. Es erfolgte ein Kampf, in welchem Rama und Rawana auf ihren Streitwagen gegen einander kämpften, und als letzterer blieb, rückte Rama in Lanka ein, wo er seine Sita traf, die durch eine Feuerprobe ihre Unschuld darthat. Rama kehrte nun mit seiner Gemahlin nach Ajodhja zurück, trat die Regierung an, erzeugte mit Sita die Zwillinge Kusi und Lawa, welche der Einsiedler Wâlmîki, der Verfasser des Ramajana, erzog, und stieg dann in seiner Residenz Râmagiri, die noch heute ein berühmter Wallfahrtsberg ist, wieder zum Himmel empor, womit sich die zweite Zeitperiode oder das Treta-Juga endigt. Jene Mythe scheint einen Religionskrieg zwischen zwei verschiedenen Religionsparteien zur historischen Grundlage zu haben, vermuthlich die Vertreibung der Buddhaisten durch die Brahma-Verehrer, da auch die Grottentempel zu Karli, welche auf Buddha bezügliche Bildwerke enthalten, von den Brahmanen für ein Werk der Rakschasas ausgegeben werden, und die Dschainas unter ihren Königen Rawana, Dscharasandha und andere aufzählen, die das Ramajana als Fürsten der Rakschasas bezeichnet; wenigstens hatte

jener Krieg den Rama-Cultus zur Folge. Die achte Incarnation ist die wichtigste von allen, denn in derselben erscheint Wischnu, weil sich das Böse so vieler Menschen bemeistert hatte, als Gottmensch unter dem Namen Krischnas, d. i. der Dunkelblaue. Er wurde zu Mathura an der Jamuna als Sohn des Königs Wasudewa und der Dewakî geboren, und da sein Oheim Kansa, dem der Tod durch den Sohn seiner Schwester prophezeit worden war, das Kind umbringen wollte, so trug es Wasudewa durch einen Fluss zu den Hirten, die es auferzogen. Hier bekundete er noch als Kind durch viele Wunder seinen göttlichen Ursprung, wohnte schon als Knabe mit den Hirtinnen allen ländlichen Lustbarkeiten bei und erzeugte als Hirt, woher sein Name Govinda, mit der Hirtin Wiradschâ sieben Söhne; seine eigentliche Gattin aber hiess Râdhâ. Als er vernahm, dass Kansa seine Eltern eingekerkert hatte, eilte er nach Mathura, tödtete seinen Oheim, befreite seine Eltern und stürzte noch andere Tyrannen, wie die Kaurawas, welche die Pândawas vertrieben hatten, welchen Krieg das Mahabharata, das grösste Epos der Welt, besingt. Die Kaurawas und Pandawas waren Söhne der beiden Brüder Dhritaraschtra und Pandu, die im 14. Gliede von Kuru stammten und von denen Dhritaraschtra, der Erstgeborne, blind war, wesshalb Pandu König wurde, der aber bald die Regierung niederlegte und sich mit seinen beiden Gemahlinnen in die Einsamkeit zurückzog, wo Kunti ihm von den Göttern den Judhischthira, Bhima und Ardschuna, Madrî die Zwillingssöhne Nakula und Sahadewa gebar, welche fünf Söhne Pandawas genannt wurden. Nach der Thronentsagung des Pandu musste der blinde Dhritaraschtra die Regierung antreten, der sich mit einer Tochter des Königs von Gandhara vermählte, die ihm 101 Söhne gebar, die den Namen Kaurawas führten, von denen der älteste Durjodhana hiess. Als Pandu starb, liess sich seine Gemahlin Madri mit ihm verbrennen, und Kunti begab sich mit den fünf Pandawas nach Hastinapura, der Residenzstadt des Dhritaraschtra, wo diese bald beim Volke beliebt wurden. Durjodhana, der die Zügel der Regierung führte, hierüber eifersüchtig, gedachte seine Nebenbuhler aus dem Wege zu räumen, legte heimlich Brennmaterialien in ihren Palast und setzte ihn in Flammen; allein die fünf Brüder entkamen unbemerkt in eine Wüste, hielten sich daselbst eine Zeitlang verborgen und gingen dann zum Könige von Pantschâla, wo der bogenkundige Ardschuna durch seine grosse Fertigkeit im Schiessen die Königstochter Draupadî für sich und seine vier Brüder zur Gattin gewann. Das ist die erste Erwähnung der in Indien noch hie und da üblichen Polyandrie, wie z. B. in Kanara, wo 5 bis 6 Brüder nur Eine Frau haben [1]). Die Thaten der Pandawas gelangten bald zu Durjodhanas Ohren, der über das Ansehen der vermeintlichen Todten erschrak uud sie, die Macht des Schwiegervaters der Pandawas fürchtend, nach Hastinapura einlud, wo er ihnen die Hälfte seines Reiches mit der Hauptstadt Indraprastha (Delhi) abtrat. Judhischthira, auch Dharma-Radscha genannt, der Erstgeborne der Pandawas, wurde König und liess durch seine vier Brüder alle Fürsten zu einem Feste einladen, dessen Glanz bei den Kaurawas Neid erweckte, wesshalb auch Durjodhana ein grosses Fürstenfest veranstaltete, wobei er den Judhischthira zum Wür-

1) Anquetil Duperron, Reise nach Ostindien. Deutsch von Purmann. S. 274.

felspiel unter der Bedingung verleitete, dass der verlierende Theil 12 Jahre lang in der Einsamkeit zubringen sollte. Durjodhana gewann durch falsche Würfel dem Judhischthira das Reich ab, worauf sich dieser mit seinen Brüdern in die Einsamkeit begab. Nach Ablauf jener Zeit suchte Judhischthira durch Krischna bei Durjodhana um die Wiedereinsetzung in sein Reich nach; aber dieser empfing den Gottmenschen verächtlich und verwarf den Antrag. Die Pandawas warben nun ein grosses Heer und marschirten in die Gefilde von Kurukschetra, wo sie durch Krischna's Beistand die Kaurawas in einer achtzehntägigen Schlacht, die so blutig war, dass von den beiden grossen Heeren nur 4 Kaurawas und 8 Pandawas am Leben blieben, besiegten. Judhischthira erhielt das ganze Reich und zog sich nach einer ruhmvollen Regierung mit seinen Brüdern in den Himalaja zurück, wo sie einsam ein gottgefälliges Leben führten, bis sie in den Himmel aufgenommen wurden; Krischna aber verrichte noch viele Wunder, erweckte sogar Todte, und fuhr endlich mit seinen 16,000 Weibern gen Himmel. Krischna wird in der Bhagawadgita und dem Brahmawaiwarta-Purana für grösser als Brahma, Wischnu Siwa, ja für den Schöpfer, Erhalter und Zerstörer der Welt erklärt, und die Panditas setzten seine Lebenszeit 100 Jahre vor dem Anfange des Kali-Juga; Jones, Davis und Bentley aber in das 12. Jahrhundert vor Chr.; jedoch ist so viel gewiss, dass er schon zu Megasthenes Zeiten von den Surasenern allgemein verehrt wurde und zu Mathura, wie heute noch, seinen Hauptverehrungssitz hatte. In dem neunten Awatara, das in das Kali-Juga fällt, erschien Wischnu als Buddha, woraus erhellt, dass der Buddaismus aus dem Wischnuismus hervorging, und in dem zehnten, das am Ende des Kali-Juga eintritt, wird Wischnu als weisses Ross unter dem Namen Kalkî erscheinen und die Erde in die Tiefe des Meeres stampfen, damit die Schöpfung derselben und das erste Zeitalter wieder von Neuem beginne, wohingegen die Siwaiten die Erde nach Ablauf jener 4 Zeitalter durch Feuer untergehen lassen, um aus der Asche neu hervorzugehen. Uebrigens führt Wischnu mehr als 1000 Namen, welche die Gläubigen an einem Rosenkranze abbeten.

Den Worten des Megasthenes fügt Strabo noch aus alten Historikern bei, dass die Indier auch den Jupiter pluvialis, den Fluss Ganges und einheimische Dämonen verehren[1]). Unter Jupiter pluvialis könnte wohl, da jede indische Sekte alle getrennten Functionen in ihren Hauptgott vereint, Brahmâ, d. i. der Leuchtende, verstanden werden, der auch die Namen Pitâmahas (Urvater), Lokakartâ (Weltenschöpfer), Sureswaras (Herr der Götter), Pradschâpatis (Herr der Wesen) und mehrere andere führt, roth mit vier Gesichtern, daher Tschaturmukhas, mit vier Händen: in der einen die Wedas, in der andern einen Scepter, in der dritten einen Ring und die vierte zum Zeichen seiner immer bereitwilligen Hülfe offen haltend, oder auf dem Vogel Hansa (Schwan) reitend, oder aus einer Lotusblume entstehend vorgestellt wird und mit seiner Gemahlin Saraswatî, welche den Wissenschaften vorsteht, in der Residenz Brahmâloka herrscht; indess ist unter Jupiter pluvialis eigentlich Indras, d. i. der Mächtige, zu verstehen, der im Manu als Gott des Regens bezeichnet wird[2]), den man aber auch als Gott des Donners, daher seine Namen Wadschradharas, der Donnerkeilhaltende, Ardribhid,

1) Strabo 15. c. 1. §. 69. 2) Manu 9, 304.

Erdspalter, als Gott des ganzen gestirnten Himmels, daher seine Namen Diwaspatis, Herr des Himmels, Sahasradrik, Tausendäugig, ja sogar als Surapatis oder Götterfürst verehrt. Indras wird auf einem von 10,000 Rossen gezogenen und von Matalis gelenkten Donnerwagen fahrend, oder auf seinem Elephanten Airawati, der zugleich sein Himmelspförtner ist und aus dessen Rüssel Wasser sprudelt, reitend gedacht, indem er von seinem Bogen, den er nach dem Kampfe als Regenbogen den Sterblichen zeigt, Blitzpfeile schleudert; seine Residenz, die im Osten liegt, heisst Amarawatî, die Unsterbliche und ist das zeitliche Paradies der Frommen. Die Gangâ, die Tochter des Berges Himawat und der Nymphe Menâ, welche dem Ramajana zufolge auf das Gebet des heiligen Königs Bhagiratha von dem Himmel zur Erde herabstieg, daher ihr Name Gangâ, von Skr. gâ, gehen, ist den Hindus so heilig, dass jährlich Millionen Menschen zu ihr wallfahrten, um sich zu Hurdwar, Benares oder an andern heiligen Stellen in derselben zu baden, und ihr Wasser wird 300 Meilen weit von andächtigen Brahmanen zum Besprengen der Tempel und der Sterbenden, sowie zu Libationen geholt. Der indischen Gottheiten oder, nach Strabo's Ausdruck, Dämonen gibt es mehr als 330 Millionen, die alle für Ausflüsse des Einen höchsten Wesens angesehen werden, dem man viele Namen beilegt, wie Brahma, das Licht, eigentlich das Abstractum von Brahmâ, Gott der Sonne; Parabrahma, das Urlicht; Awjaka, das Unsichtbare; Sat, das Wesen; Tad, Es, und mehrere andere. Da es aber unsichtbar und unerklärbar ist, so stellt man es weder durch Bilder dar, noch errichtet man ihm Tempel; dieses wird nur den Göttern zu Theil, zumal den drei Obergöttern Brahmâ, Wischnu und Siwa, welche die Welt durch unzählige Legionen von Untergöttern, guten uud bösen Geistern regieren lassen. Die älteste Religion bestand in der Verehrung der Sonne als eines auf den Menschen am wohlthätigsten wirkenden Naturkörpers, und da der Mensch mit der Zeit auch den erspriesslichen Einfluss des Mondes, der Sterne und anderer Naturkörper erkannte, so erwies er auch jenen aus Abhängigkeits- und Dankgefühl göttliche Verehrung, besondsrs dem Feuer, weil er beobachtete, dass die Wärme die Haupttriebfeder des Schaffens und Erhaltens, des Lebens im Allgemeinen ist. Wie die Sonne die schaffende, erhaltende und zerstörende Kraft besitzt und dabei das Licht als Einheit behält, so auch das Feuer, das also mit Recht von mehreren Völkern als Repräsentant der Sonne betrachtet wird. Um nun dem sinnlichen Menschen, der Augen hat und sehen will, die verschiedenen Kräfte jedes Naturkörpers zu veranschaulichen, stellte man sie unter Menschen-, Thier- und Pflanzenbildern entsprechend dar, und so wurde der Grund zur Mythe und zur Bildung des grossen Heeres von Göttern und Halbgöttern gelegt, die sich jedoch endlich, als man zu einer reingeistigen Anschauung gelangte, alle in ein unerschaffenes höchstes Wesen concentrirten und als dessen Emanationen betrachtet wurden. Bei den Hindus stellen Brahmâ, Wischnu und Siwa die drei verschiedenen Kräfte der Sonne vor, und das Brahma oder das höchste Wesen ist das Licht als Einheit der drei verschiedenen Kräfte der Sonne [1]), aus welchem Sonnencultus das reingeistige, in drei Personen sich offenbarende Brahm abstrahirt wurde, wie auch noch das Nirukta nach dem Rigweda die grosse Seele (Ma-

1) Anquetil Duperron, Oupnekhat II. p. 113 und 400.

hânâtmâ) Sonne nennt, weil die Sonne die Seele aller Wesen sei, sowohl der beweglichen als unbeweglichen. Jene Dreieinigkeit erklären die Wedas auch durch das aus drei Buchstaben bestehende einsilbige Wort Aum (sprich ôm), das nebst dem höchsten Wesen die drei Götter mit ihren Eigenschaften: Brahmâ als Schöpfer, Wischnu als Erhalter, Siwa als Zerstörer; die drei Welten: Erde, Atmosphäre, Himmel; die drei Feuer: glänzendes, Sonnen- und natürliches Feuer, sowie die drei Wedas: Rik, Jadschus und Sama bezeichne[1]). Doch lassen die Sekten, ungeachtet jener Abgrenzung, die verschiedenen Functionen der drei Obergötter in ihren Hauptgott zusammenfliessen. Aus einem Upanischad des Rigweda leuchtet ganz klar hervor, dass es drei Sekten gab, von denen die eine in der Sonne, die andere in dem Feuer, die dritte in der Luft das Brahm oder höchste Wesen verehrte: also Brahmaiten, Siwaiten und Wischnuiten[2]); andere Upanischadas desselben Weda nennen sogar den Indra als Obergott, was mit dem Manu übereinstimmt, worin es heisst: „Einige beten das höchste Wesen in dem Elementarfeuer (Siwa), Andere in Manu als Herrn der Geschöpfe (Brahma), Andere in Indra, Andere in der reinen Luft (Wischnu), Andere in dem ewigen Brahm an[3]).“ Megasthenes bemerkt, dass die Indier wie die Griechen lehren, Gott sei durch die ganze Welt verbreitet. Nach der Lehre des Pythagoras ist die Welt ein lebendes Wesen, dessen Seele, die Alles durchdringt und regiert, Gott ist, von welchem die Götter, Heroen, Menschen- und Thierseelen Theile sind. So lehren auch die Wedas. In einer Hymne des Rig-Weda wird das Brahm als die Weltseele (Paramâtmâ) geschildert, die von sich sagt: „Ich bin die Rudrâs, Wasawas, Aditjâs und Wiswadewas[4]); ich unterhalte Alles, die Sonne (Mitra), den Ocean (Waruna), das Firmament (Indra), das Feuer, die Aswins (die zwei Aerzte der Götter), den Mond (Soma), der die Feinde vernichtet, und die Sonne unter dem Namen Twaschtri, Puschâ oder Bhaga. Ich bewillige dem Andächtigen, der Opfer und Oblationen darbringt und die Götter verehrt, Reichthümer; ich bin die Königin, die Verleiherin des Reichthums, Besitzerin der Wissenschaften, die Erste der anbetungswürdigen Gottheiten,

1) Oupnekhat. II. p. 201. Cf. p. 400 und Manu 2, 76. Vermuthlich ist das Hebr. Amen aus Aum entstanden.

2) Oupnekhat. II. p. 35.

3) Oupnekhat. II. p. 51. 368. Manu 12, 123.

4) Die Rudras sind aus der Stirn des Brahma entsprungene Halbgötter und heissen Adschaikapâda, Ahiwradhana, Wirûpakscha, Sureswara, Dschajanta, Wahurûpa. Trjambaka, Aparâdschita, Sawitra und Hara (Siwa), von denen Letzterer die Hauptperson ist, da man sie als dessen Schicksalsvollzieher ansieht. Der Aditjas gibt es 12, sie sind Götter, die als Personificationen der Sonne jedem Monate des Jahres vorstehen, aber verschiedentlich genannt werden; nach dem Narasinha-Purana heissen sie Bhaga, Ansu, Arjamâ, Mitra, Waruna, Sawitri, Dhâtri, Wiwaswat, Twaschtri, Pouschâ, Indra und Wischnu, von denen Letzterer die Hauptperson ist. Unter den Wasawas werden die 8 vereinten Götter Dhawa, Druwa, Soma (Regent des Mondes), Wischnu, Anila (Wind), Anala (Feuer), Prabhûscha und Prabhâwa verstanden. Die Zahl der Wiswadewas beläuft sich auf 10: Wasu, Satja, Kratu, Dakscha, Kâla, Kâma, Dhriti, Kura, Pururawa und Madrawa. Kâma ist der Liebesgott, der auf einem Sperling reitet; sein Bogen besteht aus einem Zuckerrohr, die Sehne desselben bildet eine Reihe Bienen, und der Pfeil ist mit Blumen gespitzt, daher sein Name Kusumâjudhas, der mit Blumen Kämpfende; im Banner trägt er einen Delphin, daher sein Name Makaradhwadschas, und seine Gattin heisst Rati, die Freude.

die Allgegenwärtige, Allesdurchdringende. Wer meine Speisen geniesst, wer durch mich sieht, athmet, hört und mich doch nicht kennt, ist verloren. Ich bin das, was von den Göttern und Menschen angebetet wird, mache stark, den ich auserkoren, mache ihn zum Brahm, heilig und weise; ich spanne den Bogen des Rudra (Siwa), um den Dämon, den Feind des Brahma zu tödten, führe den Krieg für die Völker, durchlaufe den Himmel und die Erde, und mein Ursprung ist in der Mitte des Oceans, daher durchdringe ich alle Wesen und berühre mit meiner Gestalt den Himmel. Indem ich allen Wesen die Entstehung gebe, eile ich wie der Wind; ich bin über dem Himmel, jenseit der Erde, ich bin das grosse Eins." In dem Tschhandogja-Upanischad des Sama-Weda wird der Himmel der Kopf, die Sonne das Auge, die Luft der Athem, der Aether die Hülle, das Wasser der Leib, die Erde die Füsse des Brahms oder der Weltseele genannt, welche Naturkörper ihre besondern Verehrer haben. Hieraus spricht klar der Pantheismus.

Da Megasthenes und Onesikrit erklären, dass die Brahmanen in ihren Lehren vieles mit Pythagoras und Plato gemein haben, so wollen wir zuerst deren Ansichten aufstellen und dann zu denen der Brahmanen übergehen. Pythagoras, der ein wahres Brahmanenleben führte, schöpfte seine Lehrsätze über die Entstehung der Welt und die Bestimmung der Menschen aus Aegypten, welche später Plato, der ebenfalls in Aegypten gewesen war, fast buchstäblich annahm. Nach ihnen sind Geist und rohe Materie die Uranfänge aller Dinge. Der Geist von ätherischer oder feuerartiger Substanz mit inwohnender Kraft und Güte, der Gott genannt wird, schuf aus der bildungsfähigen Materie die vier Elemente: Feuer, Wasser, Luft, Erde, und gestaltete aus denselben die Welt als zweiten Gott, das heisst, er setzte in ihre Mitte die Seele (Weltseele) und machte sie zu einem belebten, verständigen, kugelförmigen und unvergänglichen Wesen. In der Mitte der Welt bewegt sich die Erde, die ebenfalls rund ist und ringsum bewohnt wird, so dass sich auf derselben Antipoden befinden. Nachdem die Sonne, der Mond, welcher von jener erleuchtet wird, und die Sterne gebildet worden waren, schuf der unendliche Geist aus Feuertheilen die Götter und Dämonen, durch welche wieder die Menschen und Thiere entstanden; die Seelen der Menschen wohnten aber, bevor sie in die Körper herabstiegen, alle zusammt in den Gestirnen, und da sie ein Ausfluss der Götter sind, so sehen diese die menschlichen Handlungen und kümmern sich um sie; allein sobald die göttliche oder vernünftige Seele in das Gehirn des Menschen herabsteigt, paart sie sich mit einer sinnlichen, die mit Zorn und Begierde begabt ist und ihren Sitz im Herzen hat. Wenn nun die Wärme, das Lebensprincip, dem Menschen entwichen ist, wird die Seele nach ihren Handlungen gerichtet: sie geht entweder in die Gestirne über, oder in die Unterwelt, wo sie verschiedene Qualen leidet, und kehrt dann so lange in höhere oder niedere Körper, Menschen oder Thiere, zurück, bis sie endlich ganz rein Gott ähnlich wird und sich mit ihm vereint. Die Wedas enthalten mehrere Abschnitte, welche von der Kosmogonie handeln, die aber zum Theil dunkel und verworren, zum Theil widersprechend sind, und nur darin übereinstimmen, dass der Geist Gottes die Welt aus sich hervorbrachte. Wenn daher v. Bohlen behauptet, dass sich keine indische Kosmogonie, wie überhaupt keine des asiatischen Alterthums, zu einer Schöpfung aus

dem absoluten Nichts erhebe, dass selbst da, wo Gedanke und Wort des Schöpfers die materielle Welt ins Dasein rufe, die feinen Partikeln (Mâtrâni) der Elemente vorhanden gedacht werden [1]), so verfällt er in einen grossen Irrthum. Nach einer Hymne im Rig-Weda existirte ausser dem höchsten Wesen Anfangs nichts, weder Wesenheit (Sat), noch Unwesenheit (Asat), weder Welt, noch Himmel, noch Wasser; das höchste Wesen (Tad, eigentlich Es) athmete ohne Athemholen und trug das Selbstleben in seinem Innern (Swadhâ). Einem Upanischad zufolge war vor der Weltschöpfung nichts als das Urwesen, das, als es sich offenbaren wollte, ein Ei erschuf, dessen Schale zur Hälfte aus Gold, zur Hälfte aus Silber bestand, welches sich endlich theilte, so dass der goldene Theil sich erhob und den Himmel bildete, der silberne sich als Erde entwickelte, aus dem Dotter die Sonne und aus dem Eiweiss das Meer hervorging [2]). Auch die aus den Wedas geschöpften philosophischen Systeme Wedânta und Mîmânsâ erklären den Urgeist als Schöpfer, von welcher Lehre nur die heterodoxen Systeme abweichen. Nach dem Wedânta schloss Gott in seinem unentwickelten Zustande alle Dinge in seiner Substanz ein und liess sie durch die ihm inwohnende Liebe (Kâmas) aus sich hervorgehen; weil nun in der ganzen Nntur ausser Gott nichts Wirkliches, sondern alles Schein (Mâjâ) sei, so müsse der Mensch seine Sinnlichkeit ertödten, aber nicht durch Körperqualen, sondern durch beständige fromme Betrachtungen Gott dienen, mit welchem er sich dereinst wie ein Tropfen im Meere vereine. Die Nîmânsâ, die Vieles mit dem Wedanta gemein hat, lässt Geist und Materie aus der absoluten Substanz hervorgehen, legt aber dem Menschen fromme Werke und strenge Büssungen auf, um dadurch Gott zu gefallen und desto eher in ihm erlöscht zu werden; dieses System vervollständigte sich zuletzt durch die Aufnahme von zwei menschlichen Seelen, einer göttlichen, die beständig ruht, und einer sinnlichen, die alle Handlungen verrichtet. Nach dem System Njâga ist der Urgeist (Paramâtma) der Schöpfer aller Dinge, und Gott, die reine Güte, besitzt keine Leidenschaften, könne also keine Neigung zum Bösen haben, mithin müsse im Menschen ausser der göttlichen Seele noch eine sinnliche (Dschîwa) wohnen, die mit Vernunft oder dem Vermögen zu schliessen, mit Verstand oder dem Vermögen die äussern Gegenstände, die kein Schein, sondern wirklich seien, durch die Thätigkeit der fünf Sinne zu unterscheiden, und mit freiem Willen begabt sei; da Gott in Ruhe bleibe und sich nicht um die Angelegenheiten der Menschen kümmere, so werde der Mensch, je nach der Aeusserung seiner Willenskraft, entweder bei seinem Tode gleich, oder nach vorhergehender Belohnung im Himmel oder Bestrafung in der Unterwelt mit nachfolgender Wiederverkörperung endlich der Auflösung in Brahm theilhaftig. Das System Sânkhja nimmt zwei ewige Principien an, Geist und Materie, weil aus dem Nichtsein weder ein Sein hervorgehen, noch ein Sein in ein Nichtsein übergehen könne; der schaffende Geist Gottes (Puruscha) habe in die Materie (Prakriti) den Keim aller Dinge gelegt, ruhe dann beständig und die Materie gebäre immerwährend Götter, Menschen, Thiere und Pflanzen, deren Körper endlich und veränderlich sei, aber der ihnen inwohnende Geist sei ewig und unveränderlich. Das System Tscharwaka erkennt nur die Materie für das

1) v. Bohlen Th. 1. S. 163. 2) Oupnekhat I. p. 27.

wirkliche Sein, der Geist sei bloss eine Eigenschaft derselben und bestehe nicht ohne sie: werde der Körper zerstört, so höre das Leben desselben auf: mithin sei nach dem Tode die Fortdauer der Seele unmöglich, aber die Kräfte der Natur bilden durch die Vereinigung der Materie des zerstörten Körpers mit einer andern Materie wieder einen neuen Körper; ein neues Leben, das jedesmal mit der Auflösung des Körpers verschwindet, ins Unendliche fort. Die Wedas bezeichnen auch, wie Anaxagoras durch νοῦς, so durch Manas, d. i. Intelligenz, wie Heraklit und der Evangelist Johannes durch λόγος, so durch Wâk, d. i. Wort, die schaffende Urkraft; ja das Ritareja-Upanischad nennt selbst das Brahma oder das grosse Eins Intelligenz und lässt aus derselben Alles, die fünf Elemente, die Welt, die Götter entstehen, und nach einer Hymne desselben Weda's erwacht Kâmas (die Liebe) in der Intelligenz, der dann die finstere unentwickelte Masse (Tamas), das Chaos des Hesiod, zum geordneten Universum befruchtet. Das Gesetzbuch Manu lehrt, dass der höchste Geist, die Seele aller Wesen, den kein Wesen begreifen kann, als er aus seiner eigenen Substanz die verschiedenen Wesen zu entwickeln beschloss, zuerst die Wasser erschuf, die als Geschöpf des Nara (göttlichen Geistes)[1] Nâras (von dem göttlichen Geist Erzeugte) genannt werden, und weil sie der erste Ort der Bewegung (Ajana) des Nara waren, so führt er den Namen Nârâjana (der sich auf den Wassern Bewegende). In die Wasser legte er einen erzeugenden Samen, der ein wie Gold glänzendes und mit tausend Strahlen leuchtendes Ei ward, in welchem die grosse Kraft ein Götterjahr ruhte, dann theilte es sich und aus demselben ging der Gottmensch (Puruscha) hervor, der in der Welt unter dem Namen Brahmâ als Urvater aller Wesen berühmt ist. Aus einem Theile des Eies bildete er den Himmel, aus dem andern die Erde und den grossen Behälter der Gewässer, und setzte in deren Mitte die Atmosphäre, welche Körper aus Atomen (Mâtrâni) der fünf Elemente: Aether, Luft, Feuer, Wasser, Erde bestehen, von welchen jedes folgende Element aus dem zunächst vorhergehenden entstand und die Eigenschaft desselben annahm, so dass der Aether, der nur die Eigenschaft des Schalles hat, zu Luft gestaltet noch die Eigenschaft der Fühlbarkeit, das Feuer zu den zwei genannten Eigenschaften noch die Farbe, das Wasser zu den drei vorigen noch den Geschmack, und die Erde zu den vier angegebenen noch den Geruch besitzt. Er zog aus der höchsten Seele (Paramâtmâ) die Lebens- oder Empfindungsseele (Mahat) die er mit drei Eigenschaften: Güte (Sattwa), Leidenschaft (Radschas) und Dunkelheit (Tamas), mit Verstand (Manas), Gewissen oder Selbstbewusstsein (Ahankâra) und den fünf Sinnesorganen begabte, und weil die sichtbare Natur aus den sechs Emanationen des höchsten Geistes besteht, nämlich aus der Lebensseele und den fünf Elementen, so trägt seine sichtbare Form den Namen Sarîra (aus sechs bestehend)[2]; also ist aus diesen sieben Prinzipien, der Lebensseele, den fünf Elementen und der Form des Universum, das Veränderliche aus dem Unveränderlichen ausgeflossen. Seinen Körper in zwei Hälften theilend, wurde Brahmâ halb Mann, halb Weib, und erzeugte in Vereinigung mit dem weiblichen Theile den Wirâdsch, der durch strenge Frömmigkeit aus sich selbst den Manu her-

1) Nara heisst auch Mann, in der Bedeutung Wasser ist es mit ναρός, Νηρεύς, Νηρεΐδες verwandt.
2) Sarîra bedeutet auch Körper.

vorbrachte, welcher, um dem Menschengeschlechte, Dasein zu geben die schwersten Bussübungen verrichtete und zuerst zehn grosse Heilige (Marischi) als Herren der Geschöpfe (Pradschâpatis) erzeugte, nämlich den Marîtschi, Atri, Bhrigu, Angiras, Pulastja, Wasischtha, Pulaha, Kratu, Pratschetas und Nârada, von welchen die Pitrî's oder die Seele der Götter, Genien und Menschen abstammen, die vor der Geburt derselben im Monde ihren Aufenthalt haben [1]). So sind die Kinder des Wiradsch oder die Somasads die Pitris der Sâdhjas, die des Maritschi oder die Agnischwâttas die Pitris der Dewas, die des Atri oder die Brahischads die Pitris der Daitjâs, Dânawâs, Jakschas, Gandharwâs, Uragâs, Râkschasas, Suparnas und Kinnaras, die des Bhrigu oder die Somapas die Petris der Brahmanen, die des Angiras oder die Hawischmats die Pitris der Kschatrijas, die des Palustja oder die Adschjapas die Pitris der Waisjas, die des Wasischtha oder die Sukâlis die Pitris der Sudras [2]). Das Uebrige auf der Welt erhielt nach und nach von den Göttern das Dasein. Nachdem Brahma das Universum und den Manu erschaffen hatte, verschwand er wieder, und von jenem Manu mit dem Beinamen Swâjambhuwa stammen sechs andere Manus ab, die jeder während ihrer Periode diese Erde hervorbrachten und lenkten. Ein Götterzeitalter besteht aus 12,000 Götter- oder 4,320,000 Menschenjahren; 1000 Götterzeitalter bilden Einen Tag und ebensoviele Eine Nacht des Brahma; so lange nun jener Tag dauert, wacht Brahma und das Universum ist in Thätigkeit, sobald aber die Nacht eintritt, begibt er sich zur Ruhe und das Universum löst sich auf, in welchem Zustande es bleibt; bis er am Ende der Nacht wieder erwacht und die Schöpfung von Neuem beginnt, welche Schöpfung und Auflösung ins Unendliche fortgesetzt wird. Mit dem Gesetzbuche Manu stimmen auch Moses und der Verfasser einer Kosmogonie im Jadschur-Weda überein, nach welchen sich ebenfalls der Geist Gottes auf den Wassern bewegte; wie das Ramajana, so lassen auch Thales und der Apostel Petrus die Welt sich aus Wasser und durch Wasser gestalten, und wie nach indischen, so entsteht auch nach der ägyptischen Mythe die Welt aus einem Ei, das von Kneph erschaffen wurde und aus welchem Phthah, der Schöpfer der Einzelwesen, ans Licht trat, welche Schöfungslehre durch Orpheus, der sich in Aegypten viele Kenntnisse erworben hatte, frühzeitig nach Griechenland gelangte.

---

1) Pitris werden auch die Seelen der Verstorbenen genannt.

2) Sâdjas sind Genien, wozu auch die Apsarâs (Wasserentsprossene) gerechnet werden, die bei der Bereitung des Amarita aus dem Meere emporstiegen und den Indra in seinem Himmel mit Gesang und Tanz belustigen; die Dewâs werden auch Surâs Aditjâs genannt, als deren König man den Indra betrachtet; die Daitjâs und Dânawâs gehören zu den Asurâs oder bösen Geistern, die in beständigem Kampfe mit den Dewas oder Göttern leben; die Jakschas sind Diener des Kuwera, des Gottes des Reichthums, und bewachen seine Schätze; die Gandharwâs wohnen als himmlische Musici am Hofe des Indra; die Uragâs (die auf dem Bauche Gehenden) gehören zu dem Schlangengeschlecht, das mit einem Menschengesicht und einem Schlangenschwanz gedacht wird und auch die Nagâs (Bergwandler), Sarpas (Kriecher) in sich begreift, übrigens unter dem Könige Wâsuki die Unterwelt bewohnt; die Râkschasas oder Râkschas werden als böse Riesen und beständige Feinde der Götter geschildert, zu welchen man auch die Pisâtschâs zählt, die gleich den Vampyren von Menschenblut leben und sich in Wäldern aufhalten; die Suparnas sind göttliche Vögel, deren Haupt Garuda, der Reitvogel des Wischnu, ist, und die Kinnarâs bezeichnet man als Musici des Kuwera mit Pferdegesichtern.

Den Orphikern gemäss schuf Chronos das Chaos und den Aether und erzeugte darin ein Ei, aus welchem Phanes (im Aegyptischen der Ewige) oder Erikapäus (im Koptischen der Lebengeber) als Mannweib hervorging; sie nahmen auch, wie die Indier vier Jugas, vier Weltalter an, als deren Regenten sie den Uranus, Chronos, Zeus und Dionysos bezeichnen, welcher letztere uns an Siwa, Kala, Kali-Juga erinnert, und lehrten, dass die Welt zuletzt durch Feuer zerstört und Alles in Gott aufgenommen werde. Ueber den Zeitpunkt der Weltzerstörung herrscht zwar in den indischen Schriften Verschiedenheit: Einige setzen ihn nach Ablauf der vier Jugas, Andere nach einem Kalpa des Brahma oder nach 4,320,000,000 Jahren, wieder Andere noch später; aber darin kommen sie Alle überein, dass der höchste Geist die ganze Welt durch Feuer auflösen werde, um eine neue zu erschaffen, und gerade so lehrt der Apostel Petrus, der nicht allein die Himmel und die Erde, sondern auch sogar, ganz indisch, die Elemente durch Feuer verzehren lässt, damit wieder neue Himmel und eine neue Erde mit gerechten Wesen entstehen [1]). Die Lehre von der Vernichtung der Welt durch Feuer finden wir auch im Zendavesta, bei Heraklit und bei den Stoikern wieder, und sie kann auch den Wischnuiten nicht fremd sein, weil sie eine gänzliche Auflösung der Welt durch Wasser stattfinden lassen [2]); durch dieses Element lassen sie nur bei jeder Periede eines Manu alle Wesen auf der ganzen Erde ertrinken, wie aus der im Mahabharata besungenen Sündfluth unter dem Manu Waiwaswata zu ersehen und aus dem zehnten Awatara des Wischnu zu folgern ist.

Die Brahmanen betrachten, wie die alten Aegyptier, Pythagoras, Plato und Zoroaster das irdische Leben des Menschen als Strafe der ihm inwohnenden, ursprünglich reinen Seele, die durch eigene Schuld aus der Geisterwelt in die Körperwelt zur Büssung ihrer Sünden verstossen wurde, und legen dem Menschen, weil die Seele als ein Theil Gottes nicht sündigen könne, zwei Seelen, Kschetradschna und Dschîwa oder Mahat, bei, von welchen die erstere, ein Ausfluss des höchsten Wesens, durch die Nacht der Hirnschale in das Gehirn dringt, um dort ruhig zu wohnen, die andere aber zugleich mit dem Körper geboren wird, drei Eigenschaften: Sattwa (Güte), Radschas (Leidenschaft) und Tamas (Verfinsterung) besitzt und im Herzen thätig ist. Sattwa ist der ruhig nach dem Guten strebende Zustand der Seele, der sich durch Unterdrückuug der sinnlichen Lüste, Erfüllung der Pflichten, strenge Devotion, Meditation über das höchste Wesen und durch das Studium der Wedas offenbart; Radschas ist die leidenschaftliche Eigenschaft der Seele, die sich in sinnlichen Vergnügen, Zorn, Hass, Ehrsucht und gesetzwidrigen Handlungen gefällt; Tamas ist der lässige Zustand der Seele, der sich durch Habsucht, Gleichgültigkeit, Unterlassung guter Werke, Lästerung und Atheismus bekundet. Beim Tode des Menschen begibt sich die Seele Kschetradschna zu der göttlichen Weltseele, die Seele Dschiwa aber wirft von ihren Bestandtheilen der fünf Elemente die beiden gröbern: Wasser und Erde, ab und geht, gleich dem εἴδωλον des Homer, mit den drei übrigen, wenn sie fast immer tugendhaft war, in den Himmel (Swarga), wenn sie aber häufig dem Laster und nur selten der Tugend ergeben war, in eine der 21 Höllen (Nârakas), wo sie, je nach ihrer

1) 2 Petr. c. 3. 2) v. Bohlen Th. 1. S. 265.

Missethat, verschiedene Qualen erleidet: brennende Kuchen verschlingen oder über glühenden Sand laufen muss, von Raben und Eulen zernagt oder in Pfannen gebraten wird, bis sie nach einer grossen Reihe von Jahren zur völligen Abbüssung ihrer Schuld, je nach der Grösse ihres Verbrechens, in Vegetabilien, Thiere oder verworfene Menschen wandert, oder ein Gespenst wird. Die verschiedenen Strafen in der Unterwelt weiss Homer schon auf ähnliche Weise zu schildern, wie dass Tityus von Geiern verzehrt werde, welche Strafen mehrere heutige Brahmanen, wie schon früher der Pythagoräer Timäus Lokrus, bloss als Schreckbild für das ungebildete Volk deuten, um ihm dadurch die Pflichten der Moral einzuschärfen, denn Gott, der nur Güte besitze, bestrafe die bösen Thaten durch Schmerz und Betrübniss, welche sie begleiten, und diess sei eigentlich die Hölle. Wie sich nun nach dem Brahmaismus die Sünden der Eltern auf ihre Kinder fortpflanzen, so können auch die Tugenden der Kinder die Strafen ihrer Eltern mildern und bei dem Todtenrichter Jama bewirken, dass ihre Rückkehr auf die Erde beschleunigt wird; wenn aber die Söhne ihren Vorfahren bis ins dritte Glied nicht an jedem Neumonde einen Reiskuchen (Pinda) opfern und ihnen nicht täglich eine Libation von Wasser (Tarpana) darbringen, so stürzen diese aus dem Himmel in die Hölle. Der Mensch, welcher sehr tugendhaft lebt, gelangt zu dem Range der Götter, deren Herrschaft jedoch mit der allgemeinen Auflösung der Dinge aufhört und noch früher andern heiligen Menschen übertragen werden kann; wer aber seine Sinnlichkeit ganz besiegt und in der Betrachtung des höchsten Wesens beständig versenkt ist, wird gleich nach seinem Tode des ewigen Glückes theilhaftig und wandert in die Welt des Brahms oder in die Sonne, das heisst, er verliert auf immer seine Bestandtheile der fünf Elemente, belebt nie wieder einen andern Körper, sondern wird in Brahm verschlungen, welchen Zustand die Hindus Mokscha, Nihsrejasa nennen; daher fleht ein Sterbender im Isa-Upanischad in folgenden Worten zu der Sonne: „O Sonne, Ernährer der Welt, einsamer Anachoret, höchster Herrscher und Lenker, Sohn des Pradschapati, ziehe ein deine blendenden Strahlen, halte zurück dein glänzendes Licht, damit ich deine entzückende Gestalt betrachten und ein Theil des höchsten Wesens, das sich in dir bewegt, werden kann[1].“ Die Welt der auf eine Zeitlang Seligen ist der Mond, der sich mit dem zunehmenden Licht immer mehr mit Ambrosia (Amrita) anfüllt, welche die Manen, wenn er voll ist, so lange geniessen, bis sie aufgezehrt ist und der Neumond eintritt[2]); jene Seligen müssen aber, wenn die Zeit ihrer Belohnung abgelaufen ist, wieder vom Himmel in edlere Menschenkörper herabsteigen, um sich der Verschlingung in Brahm würdig zu machen, denn der Brahmaismus nimmt weder eine ewige Höllenstrafe, noch eine ewige himmlische Freude an, sondern erklärt die Erlöschung in Brahm, wo das einzelne Dasein aufhört, für die höchste Glückseligkeit, die jeder Mensch, der eine früher als der andere, endlich erreicht. Megasthenes hält den Selbstmord für kein Dogma der Philosophen, ebenso befiehlt auch das Gesetzbuch dem Menschen, seinen Geschäften zu obliegen und nicht aus Frömmigkeit

1) Isa-Upanischad im Jadschur-Weda. Sloka 15. Vgl. Oupnekhat. I. p. 253. II. p. 103.
2) Manu 11, 220. Oupnekhat II. p. 68.

seinen Körper abzutödten; aber doch legt es, sich selbst widersprechend, dem Wanaprastha die härteste Selbstpeinigung, ja sogar den Hungertod auf[1]); und dass der Selbstmord erlaubt ist, geht daraus hervor, weil sich Wittwen verbrennen, Pilger von der Felsenspitze bei dem Tempel zu Kedarnath am Gangutri in den Abgrund stürzen und Andächtige bei den Processionen unter die Räder der Götterwagen werfen dürfen. Die Hindu-Religion, die keinen sich wöchentlich wiederholenden Feiertag, sondern bloss verschiedene Fest- und Fasttage kennt, zerfällt in drei Hauptzweige, den eigentlichen Brahmaismus, den Wischnuimus und den Siwaismus, von denen jeder sich wieder in mehrere Sekten trennt. Brahma wird besonders am Oberganges, Wischnu auf der Küste Koromandel, Siwa auf der Küste Malabar verehrt, und wenn aus der Anzahl der Bekenner auf das Alter einer Confession geschlossen werden darf, was in einem sich so gleichbleibenden Lande wie Indien am ersten zulässig, so ist der Siwaismus älter als der Wischnuismus, und dieser älter als der eigentliche Brahmaismus, weil ersterer die meisten und letzterer die wenigsten Anhänger zählt und überdiess noch jener den rohesten, dieser den geläutertsten Gottesdienst hat, wozu auch noch in Betracht zu ziehen ist, dass Brahmâ bei den Wischnuiten eine untergeordnete Rolle spielt, und er aus dem Nabel des Wischnu geboren wird. Die Andacht verrichtet man zu Hause, im Freien und in Tempeln (Dewâla, Gotteshaus, oder Bhagawati, woraus Pagode verkrüppelt, d. i. heiliges Haus). Die ältesten Tempel haben eine in mehrere Absätze eingetheilte Lingaform, die, aus der Verehrung des Linga entstanden, sich mit der Zeit zu einer Pyramide gestaltete und zuletzt zu einem länglichen Viereck erweiterte, so dass nur über dem Portal eine aus 3 bis 7 Abtheilungen bestehende Pyramide übrig blieb. Eine Vorhalle mit mehreren Säulenreihen führt in den Tempel, der durch zwei Säulenreihen der Länge nach in drei Abtheilungen zerfällt, in deren mittlern sich hinten, dem Eingange gegenüber, die Kapelle befindet, worin das Hauptbildniss des Gottes steht, dem der Tempel geweiht ist; rings um den Tempel, der entweder aus Granit, Marmor oder Backsteinen aufgeführt, zuweilen von Innen und Aussen mit Bildwerken in haut-relief bedeckt ist und sein Licht bloss durch die Thüröffnung erhält, breitet sich ein grosser viereckiger Raum aus, der mit einer hohen Mauer, die inwendig eine Gallerie aus Säulen oder Pfeilern mit plattem Dache bildet und über jedem der vier Portale eine Pyramide trägt, genau in der Richtung der vier Himmelsgegenden eingefasst ist, und in jenem eingeschlossenen Raume befinden sich kleine Kapellen, Gebäude zum gottesdienstlichen Zweck und ein mit steinernen Stufen umgebener Teich, worin sich die Hindus baden, denn kein Hindu geht in den Tempel, den kein Fremder betreten darf, ohne sich zuvor gebadet und seine Stirn mit der geweihten Asche aus Kuhdünger und Sandelholz bezeichnet zu haben. Den höheren Göttern werden grössere Tempel errichtet als den niedern, und es gibt fast kein Dorf, das nicht einen grössern und kleinern Tempel besitzt, zudem trifft man noch häufig auf den Feldern kleine, kaum fünf Mann umfassende Kapellen mit einem Götterbild aus Stein oder Erz. Die Brahmanen bringen den Götterbildern täglich unter Musik, Gesang, Gebet mit Modulation und bei Lampenbeleuchtung Trankopfer; bestreuen sie mit Blumen, beräuchern sie mit wohlriechenden Specereien und be-

1) Manu 2, 100. 6, 1—32.

reiten ihnen die vom Volke dargebrachten Opfergaben, die gewöhnlich aus Reis und Früchten bestehen, zum Mahle, das sie, nachdem es eine Zeitlang vor den Götterbildern gestanden, selbst verzehren. Bei jedem Tempel sind geweihte Jungfrauen (Dewadâsjas, Gottesdienerinnen) angestellt, die bei den Festen, welche mit Musik, Illuminationen, Fahnenaufstecken, Processionen und Volksspielen verherrlicht werden, die Altäre verzieren, Kränze flechten, Tänze aufführen und den Göttern Loblieder singen. An gewissen Festtagen werden die Bilder der Götter und Göttinnen auf Wagen in Procession herumgeführt, welche Musici mit Trompeten eröffnen, dann folgen in zwei Reihen Tausende von Andächtigen, welche Fackeln aus getrocknetem, mit Oel angefeuchtetem Kuhfladen tragen, und an diese schliessen sich die bei dem Tempel angestellten Mädchen, die vor dem Götterwagen feierlich einherschreiten und auf das von dem Cermonienmeister durch eine kleine Glocke gegebene Zeichen vor dem Götterbilde von Zeit zu Zeit tanzen und singen; den Zug beschliessen die Kastenoberhäupter und Leute, welche die Kosten zu solchen Feierlichkeiten bestreiten, wodurch sie sich ein grosses Verdienst und Ansehen erwerben; auch werden Processionen mit Herumtragung der Götterbilder gehalten, um vom Himmel Regen oder andere Hülfe zu erflehen, wobei mehrere ganz nackt, bloss mit Blumen bekränzt und gelb bemalt, über eine 25 Fuss lange und mit glühenden Kohlen angefüllte Grube laufen. Auf der Küste Koromandel, sagt Legentil, feiern die Indier am 11. Januar das Fest Pongol, was eigentlich soviel als glückliches Jahr heisst, denn die Indier haben eigentlich zwei Jahre, das astronomische, welches mit dem ersten April anfängt, da die Sonne in das Zeichen des Widders tritt, und das bürgerliche Jahr, das drei Monate vorher anfängt, wenn sie den Steinbock erreicht; die Vorbereitungen zu diesem Feste beginnen 30 Tage vor dem ersten Tage des bürgerlichen Jahres, indem man an jedem Tage kleine Haufen von Kuhfladen trocknet, um damit am Tage des Pongol Reis und Milch zu kochen, welches die versammelte Familie isst, und am folgenden Tage führt man die mit Blumen geschmückten Kühe auf die Weide[1]). Indess setzt v. Bohlen den feierlichen Tag der Kuhbekränzung auf den 8. Kartika (Oct.-Nov.), was auf Mittelindien passt, weil dort in jenem Monat die Kühe auf die Weide getrieben werden. Am Feste Huli (Holâkâ), das noch Thevenot zu Anfange des Vollmondes im Februar, nach v. Bohlen in den letzten Tagen des April fällt, bewirft man sich mit rothem aromatischem Staube.

Megasthenes erfuhr, dass einige Samanäer mit Frauen philosophirten, die sich des Liebesgenusses enthielten, und Nearch bemerkte, dass Frauen von strenger Lebensart mit Brahmanen philosophischen Umgang pflegten, Diese Frauen waren Buddha-Nonnen (Bhikschunî), weil die Samanäer, wie wir oben sahen, Buddha-Mönche sind, und der Brahmaismus keine Nonnen duldet. Den Namen Buddha liest man zuerst in den Schriften des Klemens von Alexandria, eines Kirchenvaters des zweiten Jahrhunderts, der uns aus alten Quellen auch noch Anderes über den Buddhaismus aufbewahrt hat. „Es gibt in Indien, schreibt er, zwei Geschlechter von Weisen, Sarmanai (Skr. Sarmanâs) und Brachmanai (Skr. Brâhmanâs); von den Sarmanen bewohnen die sogenannten Hylobioi (Skr. Wanaprasthâs) weder Städte, noch Häuser, sie tragen Kleider aus Baumrinde, essen

1) Legentil, Reisen Th. 1. S. 383.

Baumfrüchte, trinken Wasser mit den Händen, kennen weder Ehe noch Kindererzeugung wie die heutigen Enkratiten. Auch trifft man Indier, die den Vorschriften des Bytta (Skr. Buddha) folgen, den sie wegen seiner grossen Heiligkeit als Gott verehren. Die Semnoi (Pali Samanâs) bringen ihr ganzes Leben unbekleidet zu, befleissigen sich der Wahrheit, verkünden das Zukünftige, verehren eine Pyramide (Skr. Stupa), unter welcher sie die Gebeine irgend eines Gottes liegen glauben, und weder die Gymnosophistai noch die Semnoi sind verehlicht, denn sie halten diess für natur- und gesetzwidrig, wesshalb sie sich der Keuschheit widmen; auch die Semnai (Pali Samanâ, die Nonne) bleiben Jungfrauen[1]." Hier ist nur zu berichtigen, dass Hylobier und Gymnosophisten als Brahmanen der dritten und vierten Stufe ihre Frauen verlassen hatten, denn die Ehelosigkeit wird von dem Brahmaismus verabscheut, von dem Buddhaismus aber für seine Priester erfordert. Wilson nimmt zwei Buddhas an, die selbst von den Hindus häufig mit einander verwechselt würden; der ältere sei das neunte Awatara des Wischnu, der nach den sinesischen Chroniken mehr als 1000 Jahre v. Chr. in Kasmir geboren, aber wahrscheinlich aus Skythien oder der Tartarei stamme; der jüngere heisst Gautama und sei ein Sohn des Sudhodana, eines Fürsten von Magadha oder Bihar, der nach den Sinhalesen 542, nach den Siamesen 544 und nach den Birmanen 546 v. Chr. geboren (eigentlich starb) wurde, und die Lehre des ältern Buddha reformirt habe. Die Religion des erstern könne den Sinesen zufolge noch zu seinen Lebzeiten, um 1000 v. Chr., aus Tübet nach Sina gekommen sein, aber die jetzige Buddha-Religion sei erst 60 (65) n. Chr. in Sina und zwischen 250—405 n. Chr. auf Seilan eingeführt worden, von welcher der fliehende Dharma eine neue Auflage im Jahre 519 nach Sina gebracht habe, von wo aus sie nach Japan, Tonkin und Kotschin-Sina im Jahre 540 und nach Korea 543 gedrungen sei. Wilson vermuthet, dass die Anhänger der Buddha-Religion, obgleich sie erst gegen das 13. Jahrhundert aus Vorderindien völlig vertrieben wurden, doch schon gegen das 5. und 6. Jahrhundert durch die Brahmanen so gedemüthigt worden seien, dass sie sich in Masse nach Osten begaben und dort die Religion der eingebornen Völker fast ganz unterdrückten[2]. Wie bereits oben unter den Kaiser Muwang erwähnt, scheint der ältere Buddha, welchen die Wischnuiten für die neunte Incarnation des Wischnu erklären, und der auch im Skr. Sâkja-Muni, im Pali Saka-Muni genannt wird, aus dem Lande der Sakâs oder Tübet zu stammen. Den buddhaistischen Traditionen gemäss war Buddha ein Sprössling der Familie Sâkja, die zu der Kschatrija-Kaste gehörte und von Ikschwaku, einem Fürsten der Sonnendynastie, abstammte. Ikschwaku Wirudhaka hatte vier Söhne und vermählte sich nach dem Tode seiner ersten Gemahlin mit der Tochter eines Königs, deren Hand er nur unter der Bedingung erhalten konnte, dass er dem mit ihr erzeugten Sohne die Thronfolge verhiess. Er verbannte daher seine vier ersten Söhne aus Potala, die sich mit ihren Schwestern an den Ufern des Flusses Bhagirathi in der Nachbarschaft der Einsiedelei des Rischi Kapila niederliessen, dort mit der Jagd beschäftigten und zuweilen jene

1) Clem. Alex. Strom. p. 359 u. 538 ed. Potter.
2) John Crawfurd, Tagebuch der Gesandtschaft an die Höfe von Siam etc. Weimar 1831. S. 554 ff.

Einsiedelei besuchten. Kapila, der sie missmuthig fand, erkundigte sich nach ihren Umständen und gab ihnen den Rath, den Schwestern beizuwohnen, die nicht mit ihnen von derselben Mutter stammten. Der Rath des Rischi wurde befolgt, und sie erzeugten mit ihren Schwestern Kinder. Da aber ihre Kinder den Rischi in seinen Meditationen störten, so wies er ihnen auf ihr Gesuch eine andere Gegend an, um dort eine Stadt zu bauen, die sie, weil der Boden ihnen von Kapila geschenkt worden war, Kapilawastu nannten. Als diess der König Ikschwaku zu Potala erfuhr, rief er erstaunt aus: Sâkja! Sâkja! (Ist es möglich! Ist es möglich!) und später folgten seinem jüngsten Sohne, der keine Erben hinterliess, die drei ältesten der verbannten Prinzen der Reihe nach auf den Thron, von welchen die Regierung, weil sie auch keine Kinder hatten, auf den Sohn des vierten verbannten Prinzen überging, der zu Kapilawastu residirte [1]). Indess wird eigentlich dem spätern Buddha Gautama, der ebenfalls den Namen Sakja-Muni führt, der Stamm Ikschwaku zugetheilt. Sei dem, wie ihm wolle, die Lehre des ältern Buddha fand bei den Waischnawas Eingang, und desshalb widmeten sie ihm und dem Krischna den unter dem Namen Dschagannâtha (Herr der Welt) berühmten Tempel auf der Küste Orissa, zu welchem auch die Buddhaisten aus Tübet wallfahrten, da in demselben aller Kastenunterschied aufhört [2]). Er scheint daher in der uralten indischen Kasteneinrichtung, die ebenfalls Aegypten schon um 1500 v. Chr. kennt, bedeutende Modificationen, wie auch die heutigen Wischnuiten Vermischung der Stämme zulassen, getroffen, sonst aber keine grossen Abänderungen im Wischnuismus gemacht zn haben. Der sinesische Fo-Priester Fahian setzt die Verbreitung des Buddhaismus im Osten 300 Jahre nach dem Nihuan (Skr. Nirwâna, Erlöschung) des Fo (Skr. Buddha) oder in die Zeit des sinesischen Kaisers Phingwang, der von 770—720 v. Chr. regierte [3]). Fahian hat hier offenbar den ältern Buddha mit dem jüngern verwechselt, und dass es vor Gautama noch andere Buddhas gab, lehren selbst die Buddhaisten; sie führen drei an: Krakutschtschhanda, Kanaka Muni, Kasjapa, von denen jeder zu seiner Zeit der Reihe nach als Reformator auftrat, und deren Anhänger Fahian mit dem Namen Taotse (Anhänger der Vernunft) belegt, was dem Sanskritworte Bauddhâs (Buddhi, Vernunft) entspricht; den jüngsten Buddha nennt jener Fo-Priester Kiutan (Skr. Gautama), Schykia (Skr. Sâkja), Schykiawen (Skr. Sâkja-Muni) und bezeichnet seinen Vater Petsing (die Uebersetzung des Skr. Suddhodana) als König von Kiaweilowei (Skr. Kapilawastu) [4]). Die eigentliche Buddha-Religion versuchte erst 217 v. Chr. Schelifang, der nebst 10 andern Mönchen aus Westen dem Kaiser Schihoangti heilige Bücher überbrachte, in Sina einzuführen, er wurde aber nebst seinen Gefährten in einen Kerker geworfen. Und dennoch soll sich auf eine wunderbare Weise diese Religion in jenem Reiche im Geheimen eine Zeitlang fortgepflanzt haben [5]).

---

1) Foekoueki p. 213.

2) Alex. Dow. Abhandlungen zur Erläuterung der Geschichte, Religion, Staatsverfassung von Hindostan S. 13. Le Goux de Flaix, Historisch-geographisch-politischer Versuch über Ostindien. Deutsch v. Zimmermann Th. 1. S. 125. Polier, Mytholog. des Indous II. p. 167.

3) Foekoueki p. 35. 4) Foekoueki p. 126. 189. 304.

5) Foekoueki p. 41. Abel-Rémusat, Nouveaux mélanges asiatiques. Tom. I. La troisième religion est celle de Bouddha, venue de l'Inde et repandue à la

Der Sinese Hiüan Thsang, der um 646 n. Chr. schrieb, bemerkt, dass die Gelehrten über die Zeit, wann Buddha ins Nirwana gegangen, nicht einig seien: man setze sie vor 1500, 1300, 1200 und sogar vor 900 bis 1000 Jahren. Jene älteste Zeitangabe ist auf den ältern Buddha, die jüngste auf Gautama Buddha zu beziehen, und dass die letztere wohl die richtigste sein dürfte, ist aus folgender Zusammenstellung zu entnehmen. Lassen erklärt den König Asoka, der nach sinesischen, mongolischen und sinhalesischen Berichten 100 oder 110 Jahre nach Buddha's Tode dessen Lehren von Neuem sammeln liess, für Tschandragupta's Enkel, der nach Fahian den Buddha noch als kleiner Knabe gesehen hat, was aber unglaublich ist, oder Asoka müsste ein überaus hohes Alter erreicht haben; dahingegen macht der mongolische Geschichtsschreiber Sanang Setsen ihn zum Enkel des Königs Adschâtasatru und diesen wieder zu Tschandragupta's Enkel, in dessen achtem Regierungsjahre der achtzigjährige Buddha ins Nirwana ging; Hiüan Thsang bezeichnet den König Asoka als Urenkel des Königs Bimbâsâra, den das Bhagawata-Purana Wârisâra nennt und Sanang Setsen zwischen Tschandragupta und Adschatasatru einreiht. Fahian beschuldigt den König Atscheschi, welchen Hiüan Thsang richtiger Atutoschetulo (Skr. Adschâtasatru, d. i. der sich keine Feinde macht oder keinen Hass erzeugt) nennt, dass er den Fo durch einen mit Wein betäubten Elephanten habe tödten wollen, und dass unter demselben Könige Buddha's Schüler Ananda, der später als sein Lehrer starb, ins Nirwana gegangen sei. Adschatasatru ist höchstwahrscheinlich der Allitrochades oder Amitrochades der Griechen, Sandrakottas Sohn, welchen König v. Bohlen im Skr. durch Amitraghâtas, Bekämpfer der Feinde, herstellt, an dessen Hofe Deimachos als Gesandter des Seleukus Nikator, der von 313—281 regierte, verweilte, und welcher indische Fürst später bei dem von 281—262 n. Chr. herrschenden syrischen Könige Antiochius I. Soter um Wein, Feigen und einen Philosophen nachsuchte [1]). Im Jahre 303 v. Chr. rückte Seleukus Nikator gegen Tschandragupta ins Feld, wo also Adschatasatru noch nicht den Thron bestiegen hatte. Rechnet man nun Tschandraguptas Regierung auf 30 Jahre oder von 328—298, da auch Adschatasatru 32 Jahre geherrscht haben soll, und zieht man die 8 ersten Regierungjahre dieses Königs von 298, so fällt Buddha's Tod um 290 v. Chr., und seine Geburt um 370. Gautama trat im 19. Jahre in den geistlichen Stand und hatte im 30. das Gesetz erfüllt, also konnte beim Regierungsantritte des Tschandragupta der Buddhaismus noch nicht lange bestanden haben, und vermuthlich stürzte der Brahmane Tschanakja den Nanda, König von Magadha, aus dem Grunde, weil er den Buddhaismus nicht zu hemmen suchte, und erhob den Tschandragupta auf denselben, wenigstens wird Adschatasatru auch noch Anfangs als Verfolger desselben angeführt, wie auch selbst noch Asoka in der ersten Zeit seiner Regierung, bis er später zu demselben überging und zu dessen Verbreitung kräftig wirkte. Diess steht auch mit Fahians Bemerkung im Einklange, indem er sagt, dass 300 Jahre nach Fo's Tode dessen Lehre

---

Chine deux siècles avant notre ère. Le nom de Bouddha, transcrit Fo-tho par les Chinois, a formé par abrévation le nom de Fo.

1) Lassen l. c. S. 473. Foekoueki p. 250. 263. 293. 319. Strabo 2. c. 1. §. 9. Athenaeus 14. c. 23 oder §. 67.

anfing sich im Osten zu verbreiten, denn der sinesische Kaiser Mingti führte sie 65 n. Chr. in das Reich der Mitte ein; selbst die Griechen zu Alexanders Zeiten trafen noch fast überall im Pendschab und längs dem ganzen Flusse Indus den Brahmaismus: Nearch und Megasthenes deuten nur auf das Bestehen einiger Buddha-Mönche und Nonnen hin. Obgleich nun die Sinhalesen mit dem Jahre 543, die Siamesen mit dem Jahre 544 v. Chr., als dem Todesjahre Buddha's, ihre Aera beginnen, so kann diess doch nicht die von uns neu aufgestellte Lebenszeit des Gautama umstürzen, weil die Gründe dafür aus den ältesten historischen Quellen flossen und jene beiden Völker erst mehrere Jahrhunderte nach Gautama's Tode den Buddhaismus annahmen, wesshalb ihre Quellen auch trübe sind. Hiüan Thsang zufolge soll Mohiintolo (Skr. Mahendra), Asoka's jüngster Bruder, den Buddhaismus zuerst auf der Insel Seilan eingeführt haben, nach den Büchern Râdschâwali und Mahâwamsa hat ihn aber zuerst Mihindukumâra, Sohn des Königs Dharmâsoka 236 Jahre nach Buddha's Tode, im achten Jahre der Regierung des Königs Dharmasoka, im ersten des Dewenipaetissa, Königs von Seilan, dahin verpflanzt und den König selbst bekehrt, was mit der Aussage der siamesischen Priester übereinstimmt, die Crawfurd versicherten, dass die Buddha-Religion 236 Jahre nach Gautama's Tode oder im 236. Jahre der heiligen Zeitrechnung durch Prahputhakosa nach Seilan, welches die Siamesen nach seinem Sanskritnamen Lankâ nennen, gebracht worden sei, von wo sie zuerst nach Kambodscha, dann nach Lao und endlich im Jahre 1181 der heiligen Zeitrechnung nach Siam kam[1]). Hiüan Thsang verwechselte also den Asoka, der 100 Jahre früher als Dharmasoka regierte, mit dem letztern Könige von Magadha, und so würde nach unserer obigen Zeitbestimmung etwa 50 Jahre v. Chr. der Buddhaismus zuerst auf Seilan Eingang gefunden haben, welche Ansicht noch durch occidentalische Quellen unterstützt wird; denn zu des römischen Kaisers Claudius Zeiten (41—54 n. Chr.) kommt zuerst die Hauptstadt jener Insel unter dem Namen Paläsimundum vor, welches Wort Lassen durch Pâli-Simanta, Haupt des heiligen Gesetzes, erklärt[2]), und einige Jahre später nennt der Verfasser des Periplus die ganze Insel Palaisimundu, mit dem Zusatze, dass die Alten sie Taprobane nannten, was also darauf hindeutet, dass der Buddhaismus daselbst schon damals einen grossen Umfang gewonnen hatte, wenngleich noch Plinius den König als Anhänger des Liber (Siwa) und das Volk als Verehrer des Herkules (Wischnu) bezeichnet[3]). Bei Ptolemäus führt jene Insel zuerst den Namen Salike, welches Wort er aus dem Pali Sihala oder Sihalaka, Löwenaufenthalt, bildete, und woraus unser Seilan entstand; früher hiess sie, fügt der Geograph hinzu, Simundu, was uns an Samanta erinnert, wie das Mahawamsa den Adamspik nennt, der wegen des auf ihm befindlichen heiligen Fussabdruckes des Buddha wohl der Insel eine Zeitlang den Namen gegeben haben kann, wie sie auch den alten und heute noch üblichen Namen Lankâ nach einem im südlichen Winkel des Landes liegenden Berge, den Hiüan Thsang Lingkia (Skr. Lankâ) nennt, zu tragen scheint, auf welchem Buddha gewohnt und das Buch Lingkia erklärt haben soll. Da nun Seilan keine

1) Foekoueki p. 340 ff. Crawfurd, Tagebuch der Gesandtschaft nach Siam etc. S. 565.
2) Lassen l. c. S. 194. 3) Plin. 6, 24 (22).

Löwen erzeugt, so führen die Einwohner, welche ebenfalls von den Sinesen Szetse, Löwensöhne, genannt werden, wahrscheinlich wegen ihrer grossen Anhänglichkeit an Buddha, der auch im Pali Saka-Siha, im Sanskrit Sâkja-Sinha heisst und den Löwen zum Symbole hat, jenen Namen, und nicht, wie Lassen vermuthet, nach den Kriegern des Widschaja Sinhabâhu, des ersten Königs von Seilan, in welchem Falle doch wohl der Name Sihala der Insel früher beigelegt worden wäre. Der Buddhaismus wurde also nicht erst, wie Wilson erwähnt, zwischen 250—405 n. Chr. auf Seilan eingeführt, sondern bestand schon daselbst um die Zeit von Christi Geburt, und Fahian traf ihn dort bereits im Anfange des fünften Jahrhunderts in voller Blüthe; indess war in der Mitte des ersten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung die Küste Malabar noch von Siwaiten bewohnt, wie aus dem Periplus des rothen Meeres zu entnehmen ist, denn der Handelsort Nelkynda heisst eigentlich im Skr. Nîlakantha, Blauhals, ein Beiname des Siwa, und führt jetzt den Namen Nîleswara, blauer Iswara (Herr), ebenfalls ein Beiname des Siwa. Die Göttin, die sich zu Komar eine Zeitlang gebadet hatte, wesshalb jener Badeort nach dem Verfasser jenes Periplus stark besucht ward, heisst eigentlich Kumarî, Jungfrau, wie Parwati, die Gemahlin des Siwa, genannt wird; auch jetzt noch ist Siwa der Lieblingsgott der Malabaren. Dessenungeachtet versicherten die Tamulen Legentil, dass die Bewohner der Küste Koromandel und Malabar vor undenklichen Zeiten den Buddha verehrten, dessen Priester aber endlich von Brahmanen aus Norden vertrieben worden seien, jedoch gebe es jetzt noch einige zerstreute indische Familien, die ihn insgeheim verehrten, sich aber dadurch sehr die Verachtung der übrigen Stämme zuzögen[1]. In der That traf auch Hiüan Thsang auf jenen Küsten Buddhaisten, die aber nie den Brahmaismus ganz von denselben verdrängten. Um 1000 n. Chr. pflegten Tausende von Pilgern aus fernen Gegenden zu einem alten berühmten Tempel östlich von Diu auf der Halbinsel Guzurate zu wallfahrten, welchen die Engländer Sumnat, Somnauth nennen, der aber eigentlich Samwat heisst, d. i. Zeit, wodurch Siwa bezeichnet wird. Zu diesem Tempel gehörten 2000 Brahmanen, 500 Tänzerinnen, 300 Musici, 300 Barbiere, welche die Andächtigen barbieren mussten, um zu dem Götterbilde zugelassen zu werden, und in dem Tempel waren zur Zeit der Sonnenfinsternisse oft 50,000 Menschen versammelt. Er besass grosse Schätze, Tausende Bilder von Gold und Silber, eine 40 Man schwere goldene Kette, woran eine grosse Glocke hing, die das Volk zum Gottesdienste einlud, und unter einer Halle, die von 56 mit kostbaren Steinen besetzten Säulen getragen wurde, stand die grosse steinerne Statue des Mahadewa, die jeden Morgen und Abend mit Wasser aus dem Ganges besprengt wurde, in deren Bauche man für mehr als 10 Millionen Rupien Diamanten, Rubine und Perlen verborgen hatte, welche Reichthümer Mahmud von Ghazni im Jahre 1025 raubte. In der neuesten Zeit wurde auf derselben Stelle wieder ein Tempel mit dem Bildnisse des Siwa aufgeführt, der von sehr vielen Pilgern besucht wird[2]. Fahian glaubte, dass der Buddhaismus in Indien wieder neues Ansehen und neue Kräfte bekäme, was voraussetzt, dass er schon

1) Legentil, Reisen etc. Th. 1. S. 317. 355.
2) Dow, Geschichte von Hindostan. Th. 1. S. 95 ff. John Malcolm, Geschichte Persiens. Deutsch von G. W. Becker. Th. 1. S. 199.

zu seiner Zeit abgenommen haben musste; aber er täuschte sich sehr, denn schon 100 Jahre nach ihm sah Sungjün, und 200 Jahre nach ihm Hiüan Thsang sehr viele verfallene Buddha-Klöster und überall eine grosse Abnahme jener Religion. Zwar erblickten die beiden anonymen arabischen Reisenden im neunten Jahrhundert noch den Buddha-Cultus, auch erwähnt Al Edrisi, der im 12. Jahrhundert schrieb, noch desselben in Indien; aber Marco Polo und Odrich von Portenau trafen im 13. und im Anfang des 14. Jahrhunderts auf den Küsten Malabar und Koromandel den Brahmaismus wieder allgemein verbreitet, und daher lässt sich wohl annehmen, dass der öffentliche Buddha-Cultus wenigstens schon im 13. Jahrhundert aus Vorderindien verschwunden war. Wenngleich wir den in den Wedas und dem Manu gelehrten Brahmaismus, der nur ein Werk herrschsüchtiger, die Volksfreiheit zertretender und die geistige Entwickelung beschränkender Priester ist, nicht für die Urreligion Indiens halten können, so irren doch diejenigen sehr, die ihn für einen Sprössling des Buddhaismus erklären; dieser ging vielmehr zunächst aus dem Wischnuismus hervor. Gautama entfesselte ihn nur noch mehr, indem er das Volk von den sklavischen Kastenbanden befreite, und dadurch hat er sich ein grosses Verdienst um die Menschheit erworben. Seine Sittenlehre besteht in nachstehenden zehn Geboten: „Du sollst nicht tödten, nicht stehlen, nicht lügen, nicht fluchen, keine Schimpfworte reden, kein falsches Zeugniss ablegen, nicht eigennützig, nicht rachsüchtig, nicht unzüchtig und nicht abergläubig sein.“ Er legte den Priestern Ehelosigkeit auf, führte Nonnen ein, untersagte blutige Opfer und die Selbstaufopferung; übrigens erkannte er mit wenigen Abänderungen das ganze brahmanische Pantheon an, selbst die Trias, die aber aus Buddha, Dharma und Sanga zusammengesetzt ist, und behielt die Lehre von der Seelenwanderung, den verschiedenen Himmeln und Höllen, den ewigen Erneuerungen der Welt, den endlich ewig glückseligen Zustand des Menschen in der Verlöschung (Nirwâna) und mehreres Andere mit Modificationen bei, wie sich weiterhin in den sinesischen Berichten über Indien ergeben wird. Die meisten Bewohner der Erde bekennen sich jetzt zum Buddhaismus, der in mehrere Sekten zerfällt und noch auf Seilan und Hinterindien die Hauptreligion ist. In Hinterindien befinden sich sehr viele Buddha-Klöster, deren gelbgekleidete Mönche, mit einem Korb und einem Blatte der Fächerpalme, wonach sie auch den Namen Talapatri führen, als Sonnenschirm versehen, beim Volke Almosen sammeln; in Butan und Tübet, wo man Tausende von Mönchs- und Nonnenklöstern trifft, liest man auf Tempeln, Felsen, Fahnen und andern Gegenständen die geheimnissvollen Worte: Aum (sprich ôm) mani padma aum, welche von dem Volke täglich tausendmal ausgesprochen werden und etwa bedeuten: Das Aum oder die Trias (Buddha, Dharma, Sanga) ist wahrhaft im Lotus als Om oder die grosse Einheit, die Urkraft enthalten; weil den Indiern die Lotusblume das Symbol der activen sowohl als passiven Productionskraft oder der Urkraft ist, und daher wird auch Brahmâ in einem Lotus geboren. Viele Europäer, die unter den Buddhaisten lebten, behaupten nun, dass sie kein höchstes Wesen annehmen, sondern Alles für ein Spiel der Natur erklären. Wirklich nennt das Ramajana den Buddha einen Atheisten, und nach dem philosophischen Systeme Njaja lehren die Buddhaisten, die es ebenfalls Atheisten nennt, dass es ausser dem Ganzen keinen Gott gebe, alle Wesen auf der Welt zufällig durch eine Gährung der Elemente

entstanden seien; auch legt das im Geiste der Wedanta-Philosophie verfasste Drama Prabodhatschandrodaja ihnen in den Mund: der Geist sei nicht etwas Verschiedenes von dem Körper, weil keine Materie ohne inwohnende Productionskraft bestehen könne. Enthüllen wir den Buddhaismus von allen aus dem Brahmaismus aufgenommenen und neu hinzugekommenen volksgemüthlichen Mythen, so stellt er sich in seiner philosophischen Abstraction, wie folgt dar. Geist und Materie oder Gott und Natur sind eins, die ewige Existenz an und für sich, die in Ruhe und Thätigkeit besteht; die Ruhe ist der vollkommene Zustand, die Urkraft, die Gottheit, Buddha, gleichsam für unsere Sinne ein Leeres oder Nichts, woraus durch Thätigkeit alle Körper bloss als Schein hervorgehen, denn das Entstehen sowie das Vergehen der Dinge sei bloss Wirkung, keine Realität der Natur; und weil daher das irdische Leben nur ein Traum, eine unversiegbare Quelle des Elendes sei, so müsse man dessen Täuschungen verabscheuen, Mitleiden und Erbarmen gegen Menschen und Thiere haben und durch beständige Meditation die Intelligenz des vollkommenen Zustandes, das ist den Grad eines Buddha, zu erlangen suchen.

## Die Kschatrijas.

„Die Krieger, so erzählt Magasthenes weiter, bilden die fünfte Klasse, die an Zahl der Mitglieder nach den Ackerleuten die grösste ist. Sie geniessen die meiste Freiheit und zeigen im Kriege grossen Muth, aber in Friedenszeiten ergeben sie sich dem Müssiggange, dem Trunke und dem Spiele, da sie so viel Sold beziehen, dass sie ihren Vergnügungen nachgehen und noch Andere unterhalten können. Der König stellt ihnen Waffen, Wagen, Pferde und Elephanten, die von ihren Dienern in gehörigem Stande erhalten werden [1]). Den König bedienen viele von ihren Eltern erkaufte Frauen, und wenn eine ihn im betrunkenen Zustande tödtet, so ist ihr Lohn, dass sie mit seinem Thronfolger, der jedesmal des Königs Sohn ist, vermählt wird. Ihm ist es nicht erlaubt bei Tage zu schlafen, und er muss zu seiner Sicherheit oft bei Nacht das Schlafgemach wechseln; er gibt, wenn er nicht im Kriege oder auf der Jagd ist, oder sein Opfer verrichtet, den ganzen Tag Audienz, selbst während man an ihm die Körperfrictionen vornimmt; geht er auf die Jagd, so begleiten ihn seine Frauen, bewaffnet in Wagen, zu Pferde, auf Elephanten, welchen Zug Tympanisten und Trompeter eröffnen und das Heer schliesst, wobei der Weg mit Seilen abgesperrt ist, denn der Tod steht dem bevor, der bis zu seinen Weibern vordringt. Das Wild erlegt der König in einem eingeschlossenen Bezirke von einer erhöhten Tribüne, umgeben von zwei bis drei bewaffneten Frauen, im freien Felde aber von einem Elephanten mit einem Pfeil [2]). Die Aufseher bilden den sechsten und die Räthe nebst den Beisitzern des Königs den siebenten Volksstand. Aus dem Stande der Räthe und Beisitzer des Königs, dessen Mitglieder zwar am wenigsten zahlreich sind, aber wegen ihrer edeln Abkunft und ihrer Weisheit im höchsten Ansehen stehen, werden alle hohen Staatsämter und obrigkeitlichen Stellen besezt. Die ganze Staatsverwal-

1) Megasth. ap. Strab. 15. c. 1. §. 47. Diod. Sic. 2, 41. Arrian. Ind. c. 12.
2) Megasth. ap. Strab. 15. c. 1. §. 55.

tung ist in drei Zweige getheilt, in die Verwaltung der ländlichen, städtischen und Kriegs-Angelegenheiten. Die Verwaltung der ländlichen Angelegenheiten steht den Flüssen vor, misst das Land ab, beaufsichtigt die Schleussen der Kanäle, aus welchen das Wasser in die Gräben abgeleitet wird, damit Allen gleiches Wasser auf den Feldern zukomme, hat die Jäger unter ihrer Gerichtsbarkeit und straft oder belohnt sie nach Verdienst, sammelt die Abgaben, sieht auf die auf dem Lande stattfindenden Handwerke, wie auf die Holzfäller, Zimmerleute, Schmiede, Bergleute, und sorgt für den Wegebau, indem sie alle 10 Stadien ($^1/_4$ deutsche Meile) eine Säule setzen lässt, welche die Nebenwege und Entfernungen anzeigt. Die Verwaltung der städtischen Angelegenheiten zerfällt in sechs Abtheilungen, deren jede aus fünf Mitgliedern zusammengesetzt ist. Die erste beaufsichtigt die Handwerker; die zweite wacht über die Fremden, damit ihnen kein Unrecht geschehe, sorgt für ihr Obdach, verpflegt sie in der Krankheit, lässt sie bei ihrem Tode bestatten und stellt ihr hinterlassenes Vermögen ihren Angehörigen zu; die dritte nimmt die Geburten und Sterbefälle auf wegen der Steuern; die vierte hat ihr Augenmerk auf den Handel und Waarenumsatz, auf das richtige Mass, und dass nicht Jemand mit mehreren Artikeln handele, ohne doppelte Abgabe zu entrichten; die fünfte sieht darauf, dass beim Verkauf der Waaren nicht Neues mit Altem vermischt werde, und bestraft den Verfälscher; die sechste hebt den Zehnten von den verkauften Waaren und bestraft den, der den Zoll verheimlicht, mit dem Tode. Jede dieser sechs Abtheilungen hat zwar ihren besondern Wirkungskreis, aber alle stehen dem Eigenthum, den Stadt- und Bürgerangelegenheiten, den Schatzungen, Märkten, Häfen und Tempeln vor. Die Verwaltung der Kriegsangelegenheiten zerfällt ebenfalls in sechs Abtheilungen, deren jede aus fünf Mitgliedern besteht. Die erste befasst sich mit dem Schiffswesen; die zweite hat die Aufsicht über die Ochsen, welche die Kriegswerkzeuge ziehen, über die Paukenschläger, Trompeter, Pferdeknechte, Maschinenbauer und Fourageurs; die dritte ist dem Fussvolk, die vierte der Reiterei, die fünfte den Streitwagen, die sechste den Elephanten vorgesetzt. Die Rüstung befindet sich im königlichen Arsenal, die Pferde, die ungezäumt gebraucht werden, und die übrigen Thiere stehen in königlichen Ställen. Auf dem Marsche werden die Streitwagen von Ochsen gezogen und die Pferde an der Halfter geführt, damit sie nicht die Schenkel durch Reiben entzünden und ihren Muth durch das ununterbrochene Ziehen der Wagen schwächen; übrigens sind die Streitwagen mit einem Lenker und zwei Streitern, die Elephanten mit einem Lenker und drei Bogenschützen bemannt[1]). Die Indier bedienen sich ungeschriebener Gesetze, denn sie kennen keine Schriften, sondern verwalten Alles aus dem Gedächtniss, und doch geht Alles gut von Statten wegen ihrer Redlichkeit und Sitteneinfalt. Auch sind sie nicht processsüchtig, wie sich aus ihren Gesetzen und Verträgen ergibt; sie haben weder Rechtshändel in Betreff der Verpfändung, noch hinsichtlich der Anleihe, sondern schenken jedem, dem sie etwas anvertrauen, Glauben ohne Zeugen und Siegel. Wer eines falschen Zeugnisses überführt wird, dem werden die Hände abgehauen; wer Jemandem ein Glied verstümmelt, verliert nicht nur das-

1) Megasth. ap. Strab. 15. c. 1. §. 48—52. Diodor. Sic. 2, 41—42. Arrian. Ind. c. 12.

selbe Glied, sondern auch noch die Hand, und wer einen Künstler einer Hand oder eines Auges beraubt, wird zum Tode verurtheilt [1])."

Das Gesetzbuch Manu räumt gegen Megasthenes den Kschatrijas den zweiten Rang unter den vier Kasten ein, und legt ihnen als Pflicht auf, das Volk zu beschützen, Almosen zu geben, zu opfern, die heiligen Bücher zu lesen und sich nicht den sinnlichen Genüssen zu ergeben; sie dürfen aber auch, wenn ihnen hinreichender Lebensunterhalt fehlt, das Geschäft eines Waisja treiben, müssen jedoch, wenn möglich, den Ackerbau vermeiden, weil dadurch das Leben vieler in der Erde befindlicher Thiere gefährdet werde. Der Kschatrija kann zu seiner Frau aus der ihm gleichen Kaste noch eine aus jeder der beiden unter ihm stehenden heirathen, allein nur die Kinder mit der erstern sind ebenbürtig: der Sohn, den er mit einer Waisjâ erzeugt, heisst Mahischja und beschäftigt sich mit dem Unterricht im Tanzen, in der Musik und der Astronomie; der mit einer Sûdrâ erzeugte heisst Ugra und macht Jagd auf Thiere, die in Löchern leben [2]). Dem Rig-Weda zufolge wird dem Könige bei seiner Consecration, während er auf einem Throne sitzt, mit Honig und geläuterter Butter gemischtes Wasser, ein geistiger Liqueur und frisch aus der Erde entkeimtes Getraide über das Haupt gegossen, welche Ceremonie Abhischeka heisst. Das Gesetsbuch lässt den König aus den ewigen Theilchen des Gottes der Sonne (Surja), des Mondes (Soma), des Feuers (Agni), des Windes (Anila), des Wassers (Waruna), des Himmels (Indra), des Reichthums (Kuwera) und der Unterwelt (Jama) bestehen, welche die acht Wächter der Welt (Locapâlas) sind. Er ist zum Schutze aller Kasten erschaffen und soll nicht der Jagd, dem Spiele, dem Schlafe bei Tage, den Weibern, der Trunkenheit, dem Gesange, dem Tanze, der Instrumentalmusik und den nutzlosen Reisen ergeben sein, sondern sich mit Staatsangelegenheiten beschäftigen, Kenntniss der bürgerlichen Gewerbe verschaffen, die altherkömmlichen Gesetze studiren, viele Opfer verrichten, die Brahmanen mit reichlichen Geschenken überhäufen und im Kriege nie aus einem Treffen fliehen. Seine Residenz lag immer an einem sichern Orte, entweder in einer Wüste, auf schwerzugänglichen Bergen, oder in einer Stadt, die mit Mauern und Gräben umgeben war. Der Palast war ebenfalls befestigt, die Wache im Innern desselben wurde feigherzigen Personen übergeben zur grössern Sicherheit der Person des Königs, und ausser dem Harem hielt der König noch einen Priester (Purohita), Kaplan (Ritwidsch) und eine grosse Anzahl Diener, von denen der geringste täglich einen Kupfer-Pana [3]), zweimal des Jahres einen vollständigen Anzug und monatlich einen Drona (mehr als 30 Pfund) Getraide, der erste aber täglich sechs Panas bekam. Der König stand beim Anbruche des Tages auf, reinigte sich, brachte dem Feuer seine Opfer, besprach sich mit Brahmanen, die in den drei Wedas und der Moralwissenschaft bewandert waren und begab sich dann in den Audienzsaal. Sobald die Audienz beendet war, berieth er sich an einem geheimen Orte auf einem Berge, oder im Walde mit seinen sieben bis acht Ministern, deren Vorfahren in königlichen Diensten standen und die der Gesetze

1) Megasth. ap. Strab. 15. c. 1. §. 53—54.
2) Manu 1, 89. 10, 6. 9. 49. 83. 95.
3) Pana oder Kârschâ-Pana ist eine in Bengalen noch gangbare Kupfer münze, die 80 Kauris oder beinahe 1 Kreuzer gilt.

kundig, tapfer, geschickt in der Führung der Waffen, von edler Geburt und zuverlässiger Treue waren, und trat nach dem Urtheile des gelehrtesten Brahmanen seinen Beschluss. Nach der Berathung mit seinen Ministern nahm er um Mittag ein Bad und ging zum Mahle, das von sehr treuen Dienern bereitet und vorher sorgfältig untersucht worden war, ob es nicht vergiftet sei, zu welcher Prüfung man sich eines Feldhuhns bediente, dem beim Anblicke von vergifteten Speisen die Augen roth werden sollen. Aber dabei blieb es nicht, man mischte in alle Speisen Gegengifte, weihte sie durch Gebete, die bestimmt waren, das Gift unwirksam zu machen, und der König trug noch zu diesem Zwecke beständig Edelsteine bei sich. Seine streng bewachten Frauen traten nun nach der Untersuchung ihres Putzes und ihrer Kleidung, ob nicht darin Waffen oder Gift verborgen, zu ihm, weheten ihm Kühlung zu und gossen Wasser und Parfums über seinen Körper. Nach dem Mahle belustigte er sich mit ihnen, nahm dann wieder Staatsgeschäfte vor, besichtigte die Soldaten, Elephanten, Pferde, Streitwagen, Waffen und Kleidungsstücke, begab sich am Abend nach Verrichtung seiner Andacht in einen entlegenen Theil seines Palastes, um die geheimen Berichte seiner Spione zu vernehmen, und schritt nachgehends in Begleitung der dienenden Frauen zur Abendmahlzeit. Diese war sehr mässig, und sobald er sich am Tone der Instrumente ergötzt hatte, entfernte er sich in sein Schlafgemach, wo Alles zu seiner persönlichen Sicherheit vorbereitet war [1]). Dass eine Schöne des königlichen Harems, wie Megasthenes erzählt, den König, wenn er betrunken war, tödten durfte und zur Belohnung für diese That Gemahlin des Sohnes wurde, der auf den Thron folgte, streitet wider die Sitten der Indier, und da nach Megasthenes und dem Manu die Frauen des Königs sorgfältig bewacht wurden, so ist v. Bohlens Behauptung, dass das Einsperren der Frauen in einen Harem erst seit der Herrschaft der Mongolen aufkam, völlig ungegründet. Obgleich das Gesetzbuch die Neigung zur Jagd an einem Könige tadelt, so werden doch in indischen Gedichten häufig königliche Jagden berührt. Strabo und Curtius schildern nach Klitarch und andern Kriegsgefährten Alexanders des Grossen den Luxus und das Leben der indischen Fürsten folgendermassen: Der königliche Palast war mit Säulen geschmückt, um welche sich goldene Reben wanden mit Figuren von verschiedenen Vögeln aus Silber; der König wurde bei Tafel von den Schönen seines Harems bedient, die ihn, wenn er berauscht und schläfrig war, ins Schlafgemach brachten und durch Gesänge die Nachtgötter besänftigten; er gab dem Volke Audienz, während sie ihm das Haar ordneten und die Füsse salbten, und wenn er sich öffentlich zeigte, trugen Diener silberne Rauchfässer und füllten den ganzen Weg, welchen er zurücklegte, mit Wohlgerüchen an, wobei er in einem kostbaren Anzuge aus goldbesetztem Purpurgewande in einem mit Perlen verzierten goldenen Palankin ruhete, umgeben von Wagen, die mit Bäumen besetzt waren, auf welchen Vögel ihr Liedchen trillerten, und begleitet von seiner glänzenden Leibwache. Eben so prachtvoll waren seine Jagdpartien. Die in einem Thiergarten eingeschlossenen Thiere erlegte er unter dem Gesange seiner Frauen mit zwei Ellen langen Pfeilen; auf einer kurzen Partie ritt er zu Pferde, auf einer weiten bediente er sich mit Gold bedeckter Elephanten, an die sich in langer

1) Manu lib. 7.

Sänftenreihe seine Frauen anschlossen, welchen in einiger Entfernung das zierliche Heer folgte. Das glänzendste Fest wurde aber an dem Tage gefeiert, an welchem der König sein Haar wusch, wo man ihm Geschenke überbrachte und jeder wetteifernd seinen Reichthum zur Schau trug. An der Spitze des Festzuges waren mit Gold und Silber geschmückte Elephanten nebst einer Menge mit vier Pferden bespannter Wagen und mit Jochen paarweise verbundener Ochsen, dann folgte das zierliche Heer, und nach diesem erblickte man grosse Kessel und Mischgefässe aus Gold, Tische aus indischem Erz, Sessel, Becher, Badewannen und bunte, goldgestickte Kleider, welche Gegenstände meist mit Smaragden, Beryllen und Rubinen besetzt waren; den Schluss bildeten Leoparden, zahme Löwen, Pracht- und Singvögel [1]). Jenes Fest fand vermuthlich am Krönungstage statt, der jedes Jahr, wie aus dem Drama Sekuntala zu ersehen ist, mit grossem Pomp gefeiert wurde und an welchem man die oben beschriebene Abhischeka erneuerte. Auch die persischen Könige feierten den Jahrestag ihrer Thronbesteigung durch ein Mahl, welches Tykta hiess, bei welchem dem Könige das Haar gesalbt wurde und er Geschenke austheilte [2]). Ein ähnliches Fest wurde beim Anfange des neuen Jahres in der Residenzstadt des Grossmoguls gefeiert, das 18 Tage währte. Vor dem Palaste wurde eine Bühne von 56 Fuss Länge, 40 Fuss Breite und 14 Fuss Höhe errichtet, die ringsum mit einem Geländer eingefasst und mit reichen Teppichen bedeckt war. Zur Seite stand ein mit Perlenmutter eingelegtes Gebäude aus Holz, worin einige der ersten Hofleute sassen, die in ihren Zelten im ersten Hofe des Palastes alle ihre Kostbarkeiten und Reichthümer zur Schau ausgestellt hatten. Der Grossmogul bestieg nun in Begleitung von sieben Ministern die Bühne und nahm während der 18 Tage die Geschenke in Empfang, die ihm die Grossen seines ganzen Reiches und die übrigen Unterthanen darbrachten, und ertheilte zuletzt denjenigen, die ihm am meisten geschenkt hatten, Ehrenstellen und Bedienungen. Tavernier sah, dass der Grossmogul an einem solchen Feste für mehr als 30,000,000 Frcs. an Diamanten, Rubinen, Smaragden, Perlen, Gold, Silber, kostbaren Stoffen, Elephanten, Kamelen und Pferden empfing. Selbst die Jagd des Grossmoguls wurde mit ähnlichem Gepränge ausgeführt, wie die Griechen die Jagd der indischen Könige beschreiben. Wenn der Grosmogul auf die Jagd ging, so liess er sich von mehr als 10,000 Mann begleiten. An der Spitze dieses kleinen Heeres waren 100 Elephanten mit scharlachfarbigen Decken von Sammt und Brokat, auf deren jedem zwei Männer sassen, von welchen der eine mit einem eisernen Haken das Thier lenkte, der andere aber eine grosse seidene, mit Gold und Silber gestickte Fahne trug, und nebst diesen zwei Personen sass auf jedem der sieben oder acht erstern noch ein Paukenschläger; in der Mitte des Zuges ritt der Fürst entweder auf einem schönen persischen Pferde, oder fuhr in einem von zwei weissen Ochsen mit vergoldeten Hörnern gezogenen Wagen, oder liess sich von Personen in einem Palankin tragen; dann folgten die Hofleute und zuletzt gegen 600 Elephanten, Kamele und Wagen. Fast ganz den Vorschriften des Manu gemäss beschreibt Philostrat im Leben des Apollonius von Tyana die Lebensweise des indischen Königs Phraotes. Der Palast des Königs war ohne alle Pracht, in den Sälen und Hallen herrschte

1) Strabo 15. c. 1. §. 69. Curt. 8, 9. 2) Herod. 9, 110.

die grösste Einfachheit, und Alle, die den König sprechen wollten, hatten Zutritt. Er theilte seine Reichthümer unter seine Freunde und fesselte damit auch seine benachbarten Feinde, dass sie seine Unterthanen in Ruhe liessen; Wein brauchte er nur zum Opfer der Sonne, und was ihm die Jagd abwarf, genossen Andere, indem er sich mit der gesunden Körperbewegung begnügte und seine Speisen aus Vegetabilien bestanden. Vor dem Abendessen ergötzte er sich in seinem Lustgarten an militärischen Uebungen, erfrischte sich dann durch ein kühles Bad und ging zur Tafel, wobei er auf einem Polster lag, wie auch seine fünf nächsten Verwandten; die Gäste aber sassen auf Stühlen, und in der Mitte stand ein grosser niedriger Tisch, worauf Fische, Vögel, Löwen, Gazellen, Schweine, Tigerkeulen, Garten- und Baumfrüchte und Brod aufgetragen waren, wovon sich jeder nach Belieben nahm und es auf seinem Platze verzehrte. Nach dem Essen wurden grosse goldene und silberne Gefässe hereingebracht, aus welchen jeder mit gebeugtem Haupte trank, und während des Trinkens führte eine Gesellschaft allerlei künstliche Spiele auf, bis zuletzt dem Könige, damit er gut träume und heilbringend für seine Unterthanen erwache, unter Flötenbegleitung eine Hymne angestimmt wurde und er sich zur Ruhe begab [1]). Wilde Thiere, wie Löwen, Tiger und Eber werden von dem Manu und dem Kalika-Purana als Opferthiere bezeichnet [2]), und da das Opferfleisch gegessen werden musste, so lässt sich auch das Mahl erklären, das Phraotes seinen Gästen gab. Von den Palästen der indischen Fürsten bemerkt Aelian eben dasselbe, was Philostrat, sie waren durchaus nicht mit den prächtigen Palästen der persischen Könige zu Susa und Ekbatana zu vergleichen, und in der neuern Zeit traf Perrin die Bauart derselben von den übrigen Gebäuden in Nichts verschieden, als dass sie grösser und schmuckreicher, die Thore und Säulen mit Bildhauerarbeit verziert, das Holzwerk bemalt und die Cornichen zuweilen vergoldet waren. „War die Stadt Residenz, sagt v. Bohlen, so nahm das königliche Schloss mit seinen Gärten die Mitte derselben ein, daher sein Name Antaspura (Mitte der Stadt). Wie dieser Palast gebaut, darüber gibt uns das Epos einige Andeutungen, welche von der classischen Beschreibung eines glänzenden Privathauses in einem Drama der ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung beglaubigt und ergänzt werden, und diese ist folgende: Das Schloss bildete ein längliches Viereck mit sieben grossen Vorhöfen, die mit zwei Seitenflügeln bis zum Hauptgebäude hinführten, und an drei Seiten mit einem grossen Garten eingefasst waren. Durch einen hohen Thorweg gelangte man in den ersten Hof, der mit Blumen bestreut war; das Thor war gewölbt, oben wehten Flaggen, und an den Thürpfosten zog sich Jasmingewinde hinauf, während oben auf den Capitälern elegante, crystallene Vasen mit jungen Mangobäumen standen; das Thor selbst bestand aus zwei Flügeln, welche rautenförmig ausgeschnitzt und vergoldet waren. Im Innern sass ein Thürhüter im Lehnsessel. Die Höfe waren sämmtlich unbedeckt, denn man konnte in die Wolken schauen; zu beiden Seiten derselben zogen sich die Flügel des Gebäudes mit ihren bedeckten Hallen und Gallerien hin; Treppen, mit bunten Steinen ausgelegt, führten in die obern Zimmer, und diese mussten mehrere

1) Philostr. vit. Apoll. 2, 25—34.
2) Manu 3, 270. 5, 22. Asiat. Res. 5. p. 371.

Stockwerke übereinander sein, da es ausdrücklich heisst, dass die crystallenen Fenster auf die Stadt hernieder blickten. Im zweiten Hofe waren zu beiden Seiten die Ställe, und man sah es, wie die Knechte den Stieren Stroh und Oelkuchen gaben, die Elephanten mit Reis fütterten und den Rossen die Mähne flochten. Im dritten Hofe war der Sammelplatz der schönen Welt, welche der Besitzerin Wasantasena den Hof zu machen herkam; hier schlenderten die jungen Herren umher und betrachteten die Gemälde der Herrschaft; Stühle und Tische standen aufgestellt, und Maitreja findet ein halbgelesenes Buch auf einem Spieltische aufgeschlagen. Der vierte Hof war der Concertsaal (Sangîtasâla), woselbst man zugleich Schauspiele und Gedichte vorlas und wo Jungfrauen sangen, oder die Wina spielten, während die summende Flöte, die Cymbeln und Handtrommeln sie begleiteten. Hier hingen allenthalben Vasen mit frischem Wasser, um Kühlung zu verbreiten. Am fünften Hofe war die Küche, woselbst auch das Vieh von Privatfleischern geschlachtet wurde. Der sechste war dem Gesinde bestimmt, und es sassen auch hier die Hofjuweliere, welche Perlen und Edelsteine untersuchten und einfassten, Muscheln bohrten und Korallen schnitten. Der siebente Hof war hier, vielleicht aus Liebhaberei der Gebieterin, eine Vogelhecke, mit allerlei schönem und lieblichem Geflügel angefüllt; die Vögel standen in Käfigen auf den Balcons, oder hingen daran herab, und von hier gelangte man zum Hauptgebäude, zum Sitze der Herrschaft selbst. Umgeben war das Ganze von einem Garten mit herrlichen Blumen und köstlichen Fruchtbäumen, woran seidene Schaukeln für junge Mädchen hie und da herabhingen [1])". Der Luxus der Grossen beschränkt sich heute hauptsächlich auf einen kostbaren Anzug, theure Palankins, schöne Reitpferde und eine zahlreiche Dienerschaft, und die heutigen Fürsten sind eben so sehr auf das Wohl ihrer Unterthanen bedacht, als die alten, wesshalb Perrin auch die Länder, worüber indische Fürsten herrschen, für glücklich erklärt, weil diese Fürsten die Grundsätze ihrer Religion auf ihre Regierung übertrügen und nur an das Glück ihrer Unterthanen dächten, wogegen die der Mongolen, Engländer, Franzosen das Opfer des ungerechtesten Despotismus seien [2]).

Der indische Staat war also schon im hohen Alterthume ebenso geordnet, als die heutigen europäischen. Megasthenes zählt zwar die Aufseher zur sechsten und die Räthe nebst den Beisitzern des Königs zur siebenten Volksklasse; aber Beide sind, obgleich die Erstern zu keiner bestimmten Kaste und die Letztern fast alle zu der Kaste der Brahmanen gehören, als Staatsbeamte hieher zu ziehen. Die Aufseher, welche das Gesetzbuch Spione nennt, bildeten die geheime Polizei und bestanden aus jungen kühnen Leuten, degradirten Anachoreten, unglücklichen Ackerbauern, zurückgekommenen Kaufleuten und falschen Büssern, deren geheime Berichte der König jeden Abend in seinem Palaste anhörte [3]). Wie Megasthenes die ganze Staatsverwaltung in drei Zweige theilt, deren jeder wieder in sechs Abtheilungen zerfällt, so bestimmt auch das Ramajana 18 Personen (Fîrthâni) als oberste Staatsmänner. An dem Hofe

---

1) v. Bohlen Th. 2. S. 103 ff.
2) Perrin, Reise durch Hindustan. Deutsch von Th. Hell. Leipzig 1810. Th. 1. Abschn. 4.
3) Manu 7, 154. 223.

lebten gelehrte und kluge Gesandte auswärtiger Mächte, die nicht allein Alles genau beobachteten, was sich zutrug, sondern auch die Absichten des Fürsten entweder durch ihren Geist, oder durch Gewinnung der Räthe zu erforschen suchten. Jede Gemeinde (Grâma) hatte eine obrigkeitliche Person, dann war wieder eine für 10, 20, 100, 1000 Gemeinden; die erste erhielt für ihre Amtsverrichtungen von der Gemeinde täglich Reis, Getränke und Brennholz, die zweite den Ertrag eines Kula oder von so viel Land, als zwei Pflüge, jeder mit sechs Ochsen bespannt, bearbeiten konnten, die dritte den Ertrag von fünf Kulas, die vierte das Einkommen von einer Gemeinde und die fünfte die Einkünfte einer kleinen Stadt (Pura). Die Angelegenheiten der Gemeinden wurden von einem andern Minister des Königs beaufsichtigt, und in jeder grossen Stadt (Nagara) wohnte ein Oberbeamter von hohem Range und mit grossem Gefolge, der über die andern Beamten wachte. Dessenungeachtet zog der König noch durch seine Emissäre über das Betragen der Beamten in den verschiedenen Provinzen, die sich gern mit dem Gute Anderer zu bereichern pflegten, Erkundigungen ein[1]). Wie wir aus dem Manu ersehen, war das Königreich in Provinzen, Bezirke, Kreise, Aemter und Gemeinden eingetheilt. Jede Gemeinde (Grâma) hatte ihren Potail (Pattakila) oder Richter, und ihren Kotwal (Koschtapâla, Schatzwächter) oder Steuereinnehmer, und bildete gleichsam eine Republik, indem sie nur an ihren Potail eine grosse Anhänglichkeit zeigte und sich wenig um den Oberherrn des Landes kümmerte; daher schreibt auch der Kaiser Baber: „In Bengalen besteht das Gesetz, dass der, wer den König umbringt und sich auf den Thron setzt, sogleich als König anerkannt wird, denn das Volk sagt, wir sind dem Throne treu, wer den besitzt, dem sind wir Gehorsam schuldig[2])". Zehn Gemeinden bildeten ein Amt, zwei Aemter einen Kreis, fünf Kreise einen Bezirk, zehn Bezirke eine Provinz, die ein Gouverneur verwaltete. Der Fürst forderte nur in kleinen Raten den jährlichen Tribut ein; er hob den fünfzigsten Theil vom Vieh, Gold und Silber; den achten, sechsten oder zwölften Theil vom Getraide, je nach der Beschaffenheit des Landes; den sechsten Theil von dem jährlichen Gewinn an Bäumen, Fleisch, Honig, Butter, Parfums, Medizinalpflanzen, Pflanzensäften, Blumen, Wurzeln, Früchten, Blättern, Gemüse, Fellen, Gefässen von Erde, Stein und Rohr; den zwanzigsten Theil des Gewinnes an Kaufmannsgütern, deren Verkaufspreis nach dem Einkauf mit Berücksichtigung der auf die Waaren gegangenen Kosten durch Sachkundige bestimmt wurde. Die Brahmanen nebst ihren Dienern, die Blinden, Schwachsinnigen, Verstümmelten, Greise von 70 Jahren, waren frei von Abgaben; die Taglöhner, Handwerker und Sudras, welche ihren Lebensunterhalt sauer verdienten, mussten monatlich einen Tag für den Fürsten arbeiten. Alle 5 oder 15 Tage, jenachdem er mehr oder weniger veränderlich war, liess der König den Preis der Waaren durch Sachkundige festsetzen. Wer den Zoll umging, eine falsche Schätzung von seinen Waaren machte, zu einer ungesetzlichen Stunde verkaufte oder kaufte, musste acht Mal den Werth der Gegenstände als Strafe erlegen; wer Waaren ausführte, deren Handel dem König vorbehalten, oder deren Ausfuhr verboten war, dem wurde das ganze Gut confiscirt. Es durfte keine gemischte Waare für eine ungemischte, keine schlechte für eine

1) Manu 7, 116—124. 2) Baber l. c. S. 497.

gute, keine unter dem übereingekommenen Mass, keine mit verborgenem Fehler verkauft werden; wer gute Waaren mit schlechten vermischte, wurde zu 250 Panas, und nicht mit dem Tode, wie Megasthenes anführt, bestraft; wer für denselben Preis gute und schlechte Waaren, oder dieselben Waaren zu verschiedenen Preisen verkaufte, musste, je nach Umständen, 250 oder 500 Panas Geldbusse erlegen. Wer auf vollem Markte in Gegenwart mehrerer Personen eine Sache kaufte, erhielt darüber, wenn er den Preis bezahlt hatte, das volle Eigenthumsrecht; wenn aber der Verkäufer nicht Eigenthümer der Sache war und jener nicht ermittelt werden konnte, so musste der Ankäufer, wenn der Markt geschlossen worden war, dem alten Eigenthümer die Sache gegen die Hälfte des Werthes wieder abstehen. Eine Waare, die einen festen Preis hatte und nicht dem Verderben unterworfen war, konnte innerhalb 10 Tagen der Käufer sowohl wieder zurückgeben, als der Verkäufer wieder zurückfordern. Mass und Gewicht wurden alle sechs Monate untersucht[1]). Jede zur Ueberbringung von See- und Landgütern abgeschlossene Vertragssumme hatte gesetzliche Kraft; wenn aber Jemand den Transport von Kaufmannsgütern für eine bestimmte Summe übernahm, um sie zur festgesetzten Zeit an den angegebenen Ort zu bringen, und vollführte dieses nicht dem Contracte gemäss, so erhielt er nur die Fracht, welche ihm die Experts zuerkannten[2]). Auch das Fährgeld zur Ueberfahrt über einen Fluss war bestimmt: 1 Pana für einen leeren Wagen, $^1/_2$ Pana für einen Menschen mit einer Bürde, $^1/_4$ Pana für ein Thier oder eine Frau, $^1/_8$ Pana für einen unbelasteten Mann, aber schwangere Frauen, bettelnde Asceten, Anachoreten und Brahmanen, die ihre Insignien trugen, waren frei; die Wagen, welche mit Kaufmannsgütern beladen waren, zahlten nach Verhältniss des Waarenwerthes Fährgeld; für eine lange Flussfahrt ward der Preis nach Verhältniss des Ortes und der Zeit bestimmt, aber für die Fahrt über das Meer war kein bestimmtes Fährgeld festgesetzt. Wenn etwas in einem Schiffe verloren ging durch die Schuld der Schiffer, so mussten sie es ersetzen, geschah diess aber durch ein unvermeidliches Ereigniss, so waren sie von dem Ersatz befreit[3]). Das Kriegswesen beschreibt das Gesetzbuch als höchst geordnet. Die Streitkräfte bestanden in Infanterie, Cavallerie, Pionnieren, Elephanten, Streitwagen, Kriegsmaschinen, bewaffneten Schiffen, Lastthieren und Trossbuben, und ausser den gewöhnlichen Waffen, wie Bogen, Pfeil, Schwert, Wurfspiess, Schild, werden noch gezähnte und vergiftete Pfeile und Feuergeschosse angeführt. Das Heer war in Compagnien abgetheilt, hatte seine Offiziere, Obersten (Senâpatis) und Generale (Balâdhjakschas) und wurde häufig geübt; die besten Soldaten, welche die ersten Glieder bildeten, waren aus den Provinzen Kurukschetra (Gegend bei Delhi), Matsja, Pantschala (Gegend von Kanudsch) und Surasena (Gegend von Mathura in der heutigen Provinz Agra), woraus das Land Brahmarschi bestand. Der König betrachtete jeden Fürsten, der unmittelbar sein Nachbar war, als seinen Feind, für seinen Freund aber hielt er den Feind seines Nachbarn. Die Feindseligkeiten wurden durch Unterhandlungen, durch Geld, durch Ausstreuung von Uneinigkeit, oder durch die Waffen geschlichtet; im letztern

1) Manu 7, 127—138. 8, 201—203. 394—403. 9, 286—287.
2) Manu 8, 156—157. 2) Manu 8, 404—409.

Falle suchte man vor Allem zuerst die Hauptstadt des Feindes einzunehmen, wurde auf dem Marsche und beim Angriffe jedes Terrain berücksichtigt, wobei die Armee, jenachdem der Feind operirte, sich in allerlei künstliche Gestaltungen, wie sie nur die europäische Taktik lehrt, veränderte, und wenn der Feind in einer Festung eingeschlossen war, wurde die ganze Gegend umher verheert, um ihn aller Zufuhr zu berauben. War das Land erobert, so gab man es einem Prinzen aus königlichem Geschlechte zur Verwaltung, aber die im Lande vorgefundenen Gesetze und Religionen blieben unangetastet, und das Volk suchte man durch Proclamationen zu gewinnen; zuweilen behielt auch der besiegte Fürst sein Land, und alsdann zahlte er eine Contribution und wurde ein Verbündeter des Siegers [1]). Nach andern Sanskritschriften war das Kriegsheer in Pattis, Senamûkhâ, Gûlma, Gana, Wahinî, Pritana, Schamû und Anîkinî abgetheilt; eine Pattis bestand aus fünf Infanteristen, drei Cavalleristen, einem Elephanten und einem Wagen, und jede folgende Abtheilung war aus der dreifachen Zahl der zunächst vorhergehenden zusammengesetzt, so dass die Anikini 10,935 Infanteristen, 6561 Cavalleristen, 2187 Elephanten und 2187 Wagen zählte, und letztere Abtheilung verzehnfacht bildete ein vollständiges Heer (Akschauhinî, Wagenburg), dessen Aufstellung der der Figuren auf dem Schachbrete gleichkam: nur haben wir den Kriegsminister in eine Königin, die Wagen in Läufer, die Cavallerie in Springer, die Elephanten in Thürme, die Infanterie in Bauern verwandelt. Dass aber Heere von einer so unverhältnissmässigen Anordnung der verschiedenen Waffengattungen ins Feld rückten, ist höchst unwahrscheinlich, wenigstens treffen wir solche nicht in den Kämpfen gegen die Macedonier, und selbst das Ramajana, das dem Könige Bharata eine Streitmacht von 1,000,000 Mann Infanterie, 100,000 Mann Cavallerie, 60,000 Streitwagen und 9000 Elephanten beilegt, beobachtet doch, wenn auch die Zahl übertrieben sein mag, ein richtiges Verhältniss zwischen den verschiedenartigen Streitkräften. Es gab auch Truppen, die mit Streitkolben, Keulen, Schlingen und Harnisch bewaffnet waren; jede Reiterschaar von 1000 Mann hatte, Suidas zufolge, eine Fahne mit einem Drachen [2]); der Kriegswagen eines Feldherrn wurde von muthigen Rossen gezogen, deren Kopf der langhaarige Schweif des tübetanischen Büffels zierte, und auf seinem Wagen wehte eine Fahne; dem Heere voran ging der Fähnrich mit der Hauptfahne und die von einer Riesentrommel begleitete Kriegsmusik, und das Zeichen zum Angriff wurde durch die Trompete gegeben. Der Kschatrija durfte nie gegen den Feind gezähnte oder vergiftete Pfeile und Feuergeschosse brauchen, musste des um Pardon Flehenden, des Gefangenen, des Verwundeten, Entwaffneten, Eingeschlafenen, Fliehenden schonen, und ihm gehörte, was er im Krieg erbeutete, wie Wagen, Pferde, Elephanten, Sonnenschirme, Kleidung, Frauen, Getraide, Metalle: nur Gold, Silber und sonstige Kostbarkeiten trat er dem Könige ab; was aber das Heer gemeinschaftlich erbeutet hatte, wurde vom Könige unter dasselbe getheilt [3]). Obgleich die Hindus den Krieg verabscheuen, so erfuhr doch Alexander der Grosse, wie Arrian und Plutarch melden, dass sie die tapfersten aller asiatischen Völker waren, und wirklich machen sich dieses Ruhmes noch die Radschputen, Mahratten, Rohillas, Palakaren

1) Manu lib. 7. 2) Suidas s. v. Ἰνδοί. 3) Manu 7, 90—97.

und einige andere Völkerschaften würdig; selbst die Engländer ergriffen in neuerer Zeit mehrmals die Flucht, wo die Sipahis Stand hielten. Megasthenes legt den Ksehatrijas eine Neigung zum Trunke bei, welche Curtius und Chares von Mitylene den Indiern überhaupt zuschreiben. Letzterer erzählt bei Athenäus und Aelian, dass Alexander der Grosse, weil die Indier leidenschaftliche Weintrinker seien, zu Ehren der Selbstverbrennung des Brahmanen Kalanus, auch einen Wettkampf im Trinken veranstaltete, in welchem der erste Preis 1 Talent, der zweite 30 Minen und der dritte 10 Minen betrug, wobei 35 Personen durch den Wein ihren plötzlichen Tod fanden[1]). Das Gesetzbuch erkennt nun auch den Genuss der geistigen Getränke, obgleich es die Enthaltung derselben für sehr verdienstlich erklärt, nicht für sündhaft, untersagt aber den Brahmanen den Arrak (Rakschasurâ, woraus Kosmas ῥογχόσουρα bildete, d. i. Riesenwein), den Rum (Roma, eigentlich Wasser), den aus Madhuka-Blumen (Bassia latifolia) gezogenen Liqueur und alle gegohrenen berauschenden Getränke, so wie den Kschatrijas und Waisjas den Arrak[2]), woraus hervorgeht, dass nicht jedes geistige Getränk allen Hindus verboten war, wie denn auch die Brahmanen bei einem Srâddha (Todtenopfer) sich an duftenden Liqueuren labten[3]). Die Kschatrijas liebten in der That geistige Getränke, denn im Ramajana folgen dem Heere Destillirer, trinken die Helden süssen Wein, und wird die ganze Armee bei einem Mahle so betrunken, dass sie Elephanten und Lastthiere nicht mehr unterscheiden kann; nur durfte nach Ktesias der König nie trunken sein[4]). Hier verdient eine merkwürdige Thatsache der neuern Zeit angeführt zu werden. Als im Jahre 1741 ein grosses Heer Mahratten unter Ragogy Busula Städte in der Nähe von Pondichery plünderte und zerstörte, stand auch letzterer Stadt ein ähnliches Geschick bevor. Der Prinz der Mahratten, der an den französischen Gouverneur Dumas Anforderungen machte, auf die er sich nicht einlassen wollte, schickte einen seiner Offiziere ab, um Dumas im Falle der Weigerung die daraus entstehenden traurigen Folgen ans Herz zu legen. Der Gouverneur empfing den Offizier freundlich und schenkte ihm, als er unverrichteter Sache sich wieder entfernte, einige Flaschen Liqueur, worauf der Offizier seinem General den ganzen Vorgang erzählte und ihm eine Probe von diesem Getränke gab, das ihm sehr wohl schmeckte, aber seiner Geliebten noch mehr mundete, die daher, von jenem Nektar bezaubert, ihm keine Ruhe liess, ihr noch mehr davon zu verschaffen. Ragogy Busula wandte sich desshalb an Dumas, der ihm 30 Flaschen schickte und dadurch Pondichery rettete[5]). Wenn nun Megasthenes an einer andern Stelle sagt, dass die Indier nur Wein, den sie aus Reis bereiten, beim Opfer geniessen, so bezieht sich diess auf das Opfer der Göttin Kali, welcher noch heutiges Tages in Bengalen geistige Getränke geopfert werden, und thut zugleich dar, dass die Indier übrigens nicht sehr auf den Wein erpicht waren, wie auch Nearch die Enthaltung desselben an ihnen rühmt, die noch später Marco Polo an den Bewohnern der Küste Malabar wahrnahm, hinzufügend: und sollte sich Jemand zum Genusse des Weins gelüsten lassen, so würde er ehrlos und unfähig sein, vor Gerichten als Zeuge aufzutreten[6]). Die Angabe

1) Chares Mityl. ap. Athen. 10. c. 12. Aelian. hist. var. 2, 41. Curt. 8, 9.
2) Manu 5, 56. 11, 93—95. 3) Manu 3, 227.
4) Ctesias ap. Athen. 10. c. 11. 5) Guyon, l. c. Th. 3. Abschn. 2.
6) Marco Polo 4, 25.

des Chares und Curtius, dass alle Indier auf den Wein sehr versessen seien, ist daher falsch; die Brahmanen und Waisjas enthalten sich meistens aller betäubenden Getränke, und selbst die übrigen Kasten beobachten darin im Ganzen eine grosse Mässigkeit, ausgenommen das gemeine Volk, das selbst der reisende Wunderthäter Apollonius von Tyana in Palmwein berauscht angetroffen haben will[1]). Der Wein heisst im Skr. Surâ, Göttertrank, Dewasrischta, von Göttern geschaffen, Warâsawam, das beste Getränk; überdiess kannten die Indier auch Cyder (Mairėja), Bier (Jawasurâ, Gerstenwein), Meth (Madhu, Honig), Palmwein und mehrere andere trinkbare Baumsäfte; ja v. Bohlen leitet den Namen Punsch vom Skr. Pantscha (Fünf) ab, weil der Indier den Rum durch Wasser, Thee, Zucker und Citronen zu mildern gewohnt war, und diese fünf Elemente Pantscha benannte, wohingegen Andere den Namen in dem persischen Pendsch (Fünf) finden und die Perser für die Erfinder des Punsches halten[2]).

Es wurde bereits oben erwähnt, dass im Manu schon die Rede von Gesetzbüchern sei, und wir schlossen aus diesen und andern Gründen, dass jenes Werk nach den Zeiten des Megasthenes zusammengetragen worden sein müsse. Genanntem Werke gemäss umfassten die Gesetzbücher 18 Titel. Der erste handelte von den Schulden, der zweite von den Depositen, der dritte von dem Verkauf eines Gegenstandes ohne Eigenthumsrecht, der vierte von den Handelsunternehmungen durch Gesellschaften, der fünfte von der Rücknahme einer geschenkten Sache, der sechste von der Nichtzahlung des Dienstlohnes, der siebente von der Weigerung der Vertragserfüllung, der achte von der Aufhebung eines Kaufes oder Verkaufes, der neunte von den Verhältnissen zwischen dem Herrn und dem Viehhirten, der zehnte von den Grenzstreitigkeiten, der elfte von dem schlechten Betragen gegen Andere, der zwölfte von den Injurien, der dreizehnte von dem Diebstahle, der vierzehnte von dem Strassenraube und den Gewaltthätigkeiten, der fünfzehnte von dem Ehebruche, der sechszehnte von den Pflichten der Ehefrau und des Ehemannes, der siebenzehnte von der Theilung der Erbschaften, der achtzehnte von dem Spiele und den Thierkämpfen. Mehrere der hier angedeuteten Gesetze des Manu sind schon mitgetheilt worden, wir werden daher nur noch die merkwürdigsten aus den übrigen Titeln ausheben. Der König begab sich jeden Tag in Begleitung von erfahrenen Brahmanen und Räthen in den Gerichtshof, um dort nach den Gesetzen, den eigenthümlichen Rechten der Provinzen, Kasten und Familien die Streitsachen zu entscheiden, und wenn er sie nicht selbst untersuchte, trug er sie einem sehr gelehrten Brahmanen auf, der sich noch drei andere in den drei Wedas unterrichtete Brahmanen zu Assessoren wählte, und dann das Resultat der Untersuchung dem Könige zur Entscheidung gab. Richter konnte auch ein Kschatrija oder Waisja sein, aber nie ein Sudra, und jeder Provinzial-Gerichtshof musste wenigstens aus 10 Richtern bestehen: aus drei Brahmanen, von denen der eine des Rig-, der andere des Jadschur-, der dritte des Sama-Weda kundig war, aus einem Brahmanen, der das philosophische System Njaja, einem andern, der die Mimansa kannte, einem in dem Nirukta Unterrichteten, einem Rechtsgelehrten und einem Gliede aus jeder der drei ersten Kasten. Die Gemeindegerichte waren bloss aus drei bis sieben Personen zusam-

1) Philostrat. vit. Apoll. 2, 7. 2) v. Bohlen Th. 2. S. 164.

mengesetzt[1]). Der Gläubiger konnte seinen Schuldner auf fünf verschiedene Weisen zur Zahlung nöthigen: 1) durch Vermittlung der Freunde und Verwandten und durch gütige Mahnungen, 2) durch einen Process, 3) durch listiges Ableihen einer Sache, die er ihm nicht eher wiedererstattete, bis die Schulden bezahlt waren, 4) durch Einsperrung seines Sohnes, seiner Frau oder seines Viehs, 5) durch Abführung des Schuldners in sein Haus, wo er Prügel oder andere ähnliche Mittel anwandte, bis die Zahlung erfolgt war. Verklagte der Gläubige seinen Schuldner und dieser erkannte vor dem Tribunal die Schuld an, so musste er fünf Procent Geldbusse erlegen; läugnete er sie aber, so musste jener sie wenigstens durch drei Zeugen vor den Brahmanen beweisen, und setzte der Kläger seine Klaggründe nicht auseinander, so wurde er, nach Umständen, durch körperliche Züchtigung oder um eine Geldbusse bestraft; der Angeklagte aber verlor den Process, wenn er in sechs Wochen nicht antwortete, und der verlierende Theil musste den doppelten Betrag der streitigen Summe als Strafe erlegen. Zu Zeugen waren nur Personen von anerkannt gutem Lebenswandel zulässig, ausgenommen: der Fürst, der gelehrte Theolog, der Ascet, der Student, der Greis, der Verwandte, der abhängige Diener, das Kind und andere Frauen konnten nur Zeugniss für Frauen, Dwidschas nur für Dwidschas gleichen Rangs, Sudras nur für Sudras, und Menschen aus den Mischklassen nur für Ihresgleichen ablegen; aber bei einer Sache, die sich im Innern des Hauses oder im Walde zutrug, und bei einem Morde, musste Jeder, der die That sah, Zeugniss ablegen, und in solchen Fällen konnte man auch aus Mangel an geeigneten Zeugen auf die Aussage einer Frau, eines Kindes, eines Zöglings, eines Verwandten, eines Sklaven oder eines Hausknechtes Rücksicht nehmen. Der Richter entschied nach der Stimmenmehrheit, bei der Stimmengleichheit aber nach der Aussage der angesehensten Personen, und in gewissen Fällen war das Zeugniss eines einzigen rechtschaffenen Mannes hinreichend. Waren die Zeugen in dem Audienzsaale vereinigt, dann erklärte ihnen der Richter in Gegenwart des Klägers und des Angeklagten, dass sie durch die Aussage der Wahrheit der himmlischen Freuden theilhaft, im Gegentheil aber während 100 Wanderungen in die Schlangenfesseln des Waruna fallen würden; jedoch war es in allen Fällen, wo die Aussage der Wahrheit den Tod eines Sudra, Waisja, Kschatrija oder Brahmanen herbeiführen konnte, erlaubt, ja Pflicht, wenn das Verbrechen in einer Art Geistesabwesenheit begangen worden war, die Unwahrheit zu sagen, von welchem falschen Zeugnisse man sich nachher reinigte, indem man der Saraswati, der Göttin der Beredsamkeit, Kuchen aus Reis und Milch zum Opfer brachte, oder andere Andachten verrichtete. Wer nicht nach der Vorladung im Laufe von sechs Wochen, ohne krank zu sein, erschien, um in einem Schuldenprocesse Zeugniss abzulegen, wurde zur Zahlung der ganzen Schuld und noch zu einer Geldbusse des zehnten Theils verurtheilt, und wenn einem Zeugen in dem Zeitraume von sechs Tagen nach der Zeugnissablegung eine Kranheit, eine Feuersbrunst oder der Tod eines Verwandten überkam, so musste er die Schuld und eine Geldbusse bezahlen. In den Angelegenheiten, für welche es keine Zeugen gab, trug der Richter auf einen Eid an, den der Brahmane auf seine Wahrheitsliebe, der Kschatrija auf seine

1) Manu 8, 1—20. 12, 111—112.

Pferde, Elephanten oder Waffen, der Waisja auf seine Kühe, sein Getraide oder sein Gold, der Sudra auf alle zu erleidenden Strafen schwor, wozu auch noch zuweilen die Feuer- oder Wasserprobe angestellt wurde, und wer eines falschen Zeugnisses überführt ward, musste, je nach Umständen, 100 bis 2500 Panas Geldbusse entrichten und das Land räumen. Der Capitalist konnte, wenn er ein Pfand zur Sicherheit hatte, monatlich $1^1/_4$, wenn er kein Pfand hatte, 2 von einem Brahmanen, 3 von einem Kschatrija, 4 von einem Waisja und 5 Procent von einem Sudra Zinsen nehmen; hatte er aber ein Pfand zu seinem eigenen Gebrauche, wie ein Stück Land oder eine Kuh, so durfte er keine Zinsen fordern, und wandte er das bei ihm hinterlegte Pfand, ohne Einwilligung des Eigenthümers, zu seinem Gebrauche an, so verlor er die Zinsen und musste den Schaden des Pfandes ersetzen. Der Eigenthümer verlor sein Recht an einem Gute, wenn er ohne Einsprache zuliess, dass Andere sich dessen zehn Jahre lang bedienten, und das hinterlegte Gut musste in demselben Zustande wieder überliefert werden, wie es in Empfang genommen wurde; war es aber gestohlen, durch Wasser fortgeschwemmt oder durch Feuer verzehrt worden, so war man nicht verpflichtet, es wieder zu ersetzen, jedoch suchte der Richter die Wahrheit durch Ordalien oder andere Mittel zu entdecken [1]). Die Strafen wegen Injurien richteten sich nach dem Verhältnisse der Kasten. Ein Kschatrija büsste eine Injurie gegen einen Brahmanen mit 100, ein Waisja mit 150 oder 200 Panas, ein Sudra mit Körperstrafe; dahingegen zahlte ein Brahmane für eine Injurie gegen einen Kschatrija nur 50, gegen einen Waisja 25 und gegen einen Sudra bloss 12 Panas. Wer Jemanden aus seiner Kaste injurirte, erlegte eine Geldbusse von 12 Panas, wer ihn aber durch Worte entehrte, gewöhnlich das Doppelte. Stiess ein Sudra gegen Dwidschas Schmähworte aus, so ward ihm die Zunge abgeschnitten oder ein zehn Zoll langer glühender Griffel aus Eisen in den Mund geschlagen; machte er einem Brahmanen Vorwürfe, so wurde ihm siedendes Oel in den Mund und in die Ohren gegossen. Wer einem Andern sein körperliches Gebrechen, das er wirklich besass, vorrückte, zahlte einen Pana Strafe, und bei wechselseitigen Injurien zwischen Personen aus verschiedenen Kasten entrichtete immer die Person der höhern Kaste eine geringere Geldbusse, als die Person der niedern, und in diesem Falle erlitt der Sudra auch keine Körperverstümmlung, sondern kam mit einer Geldbusse davon. Die Vergehen der Geringeren gegen Höhere wurden streng geahndet. Das Glied, dessen sich ein Mensch von niederer Geburt bediente, um sich an einem Höheren zu rächen, wurde ihm abgehauen; schlug er ihn mit der Hand oder mit einem Stock, so verlor er die Hand, trat er ihn, so büsste er sein Bein ein, bespeite oder bewässerte er einen Brahmanen, so beraubte man ihn dieser besondern Körperglieder, und setzte er sich neben ihn, so wurde er an den Schenkeln gebrandmarkt und verbannt. Wer ein Mitglied seiner Kaste leicht verwundete, zahlte die Heilkosten und eine Geldbusse, aber auf einen Knochenbruch stand Verbannung; wenn die Frauen, Kinder, Schüler, Hausdiener einen Fehler begingen, so wurden sie mit einem Stricke oder Bambusstocke gezüchtigt [2]). Auf Diebstahl von geringem Werthe stand als Strafe das Doppelte des Werthes der gestohlenen

1) Manu 8, 48—190. 2) Manu 8, 266—300.

Sache, von Kostbarkeiten aber der elffache Werth oder der Verlust der Hand. Der Beutelschneider verlor beim ersten Diebstahle zwei Finger, beim zweiten eine Hand und einen Fuss, beim dritten das Leben; wer Menschen aus guter Familie, besonders Frauen oder Kleinode von grossem Werthe raubte, hatte das Leben verwirkt, und wer bei Nacht einbrach, wurde, nachdem ihm die Hände abgehauen waren, gepfählt. Bei der Plünderung eines Dorfes durch Räuber und bei einem Raub auf auf öffentlicher Landstrasse musste jeder zu Hülfe eilen, wenn er nicht verbannt sein wollte; denn alle Dwidschas durften zu ihrer Sicherheit, in einem Kriege, zum Schutze einer Frau oder eines Brahmanen die Waffen ergreifen und Jeden tödten, selbst einen Brahmanen, der sie mörderisch anfiel [1]). Nach dem Tode der Eltern konnte der älteste Sohn, wenn er tugendhaft war, denn der einem Laster Ergebene verlor sein Erbrecht, das ganze elterliche Gut in Besitz nehmen, und seine Brüder mussten dann unter seinem, wie unter ihres Vaters Schutze leben, weil durch seine Geburt das Opfer Sraddha, ohne welches die Voreltern von der himmlischen Freude ausgeschlossen wurden, für dieselben nicht unterblieb; verzichtete er jedoch auf dieses Vorrecht, so erhielt er den 20. Theil der Hinterlassenschaft nebst dem besten Stück von allen Mobilien, der jüngste Sohn den 80. und jeder der übrigen Söhne den 40. Theil des Vermögens vorab, und das Uebrige wurde zu gleichen Theilen vertheilt; fand aber keine Vorabnahme statt, so bekam der ältere Sohn 2 Theile, der zweite $1^1/_2$ und jeder der übrigen Söhne 1 Theil von der ganzen Hinterlassenschaft, und jeder Bruder trat den vierten Theil seiner Erbschaft an seine Schwester von derselben Mutter ab, damit sie sich verehelichen konnte. Wenn ein jüngerer Bruder bevollmächtigt worden war, mit der Wittwe seines ältern Bruders einen Sohn zu erzeugen, so erhielt dieser Sohn nach dem Tode seiner Grosseltern von deren Vermögen nichts mehr, als sein natürlicher Vater und Oheim. Hatte ein Vater keinen Sohn, so verheirathete er seine Tochter an einen Mann aus seiner Kaste unter der Bedingung, dass der aus dieser Ehe entsprossene Sohn für ihn das Opfer Sraddha verrichtete, welcher alsdann seinen Vater nicht beerben konnte, sondern Universal-Erbe seines Grossvaters mütterlicher Seite wurde, wenn dieser nicht noch nachher mit seiner Frau einen Sohn erzeugt hatte, in welchem letztern Falle das Vermögen seines Grossvaters zur Hälfte an Jenen kam, und starb die Tochter, ohne für ihren Vater einen Sohn zu hinterlassen, dann ging das ganze Vermögen auf deren Gemahl über. Wer das Gut und die sohnlose Wittwe seines Bruders aufnahm, musste, wenn er mit seiner Schwägerin für seinen verstorbenen Bruder einen Sohn erzeugt hatte, diesem in seinem 16. Jahre das ihm zukommende Gut abtreten. Bei den Brahmanen erbte der Sohn von einer Brâhmanî vier, der von einer Kschatrijâ drei, der von einer Waisjâ zwei Theile, der von einer Sûdrâ nur einen Theil, und mehr als den zehnten Theil erhielt auch der Sohn der Letztern nicht, wenn auch der Brahmane mit den drei ersten Frauen keinen Sohn hatte. Die Söhne eines Sudra beerbten ihren Vater zu gleichen Theilen. Wenn Jemand wegen Kränklichkeit seine Frau einem seine Verwandten überliess, um

1) Manu 8, 319—351. 9, 274—280.

mit ihr einen Sohn zu erzeugen, und er selbst später noch mit ihr einen Sohn erzeugte, so war Letzterer der einzige Erbe seines väterlichen Vermögens, jedoch schenkte dieser seinem Stiefbruder den sechsten oder fünften Theil desselben. Die nächsten Erben waren die legitimen Kinder, und in Ermangelung derselben die übrigen Kinder, dann der Reihe nach die Eltern, die Brüder, die Anverwandten und zuletzt der König, der aber das Gut eines Brahmanen nie in Besitz nehmen konnte. Bei dem Tode der Mutter theilten sich ihre leiblichen Kinder, wenngleich ihr Vater noch lebte, in das Gut mütterlicher Seite, und starb eine Frau ohne Kinder, so fiel ihr Vermögen auf ihren Mann, ausgenommen wenn sie mit ihm in einer der drei oben beschriebenen Ehen: Asuras, Rakschasas, Pisatschas gelebt hatte, alsdann fiel es wieder auf ihre Eltern zurück. Eunuchen, Degradirte, Blinde, Taube, Stumme, Verstümmelte und Schwachsinnige waren nicht erbfähig, erhielten aber von den Erben Lebensunterhalt, und wenn sie heiratheten, die Frau eines Eunuchen von einem andern Manne gebar, so waren ihre Kinder erbberechtigt[1]). Das Erbtheil eines schutzlosen Kindes stand bis zu dessen Mündigleit oder dem 16. Jahre unter dem Schutze des Königs, und ebenso verhielt es sich mit den Gütern der Wittwen und der Frauen, die unfruchtbar waren, keinen Sohn oder keine Eltern hatten, oder deren Männer abwesend waren. Das gefundene Gut wurde durch Trommelschlag bekannt gemacht, und fand sich in drei Jahren der Eigenthümer nicht ein, so war es ein Eigenthum des Königs, in andern Fällen aber nahm er, je nach der Verwahrzeit und dem Eigenthümer, den sechsten, zehnten oder zwölften Theil als Fundlohn. Von den alten in der Erde gefundenen Schätzen bezog der König als Landesherr die Hälfte, wenn aber ein Brahmane einen lange vergrabenen Schatz entdeckte, so konnte er als Herr aller Dinge ihn ganz für sich behalten[2]). In Betreff des Spieles bemerkt das Gesetzbuch, dass dieses in einer vorigen Schöpfung als etwas Verhassenswürdiges betrachtet wurde, desshalb müsse sich der vernünftige Mensch dessen selbst zum Zeitvertreib enthalten. Es befiehlt dem Könige, das Spiel und die Thierkämpfe in seinem Reiche zu verbieten und die Freunde derselben körperlich zu züchtigen[3]); indess lehren nicht nur indische, sondern auch griechische Schriften, dass sowohl die Könige als das Volk sehr dem Würfelspiel und den Thierkämpfen ergeben waren, und die beiden arabischen Reisenden im neunten Jahrhundert unserer Zeitrechnung berichten, dass die Bewohner von Seilan gern Damen (vermuthlich Schach) um beträchtliche Geldsummen und sogar um die Vordergelenke ihrer Finger spielen, und sich sehr an Hahnenkämpfen ergötzen, wobei sie um bedeutende Summen wetten. Ausser den Strafen von der Staatsbehörde wurden den Verbrechern auch noch grosse Bussen von der Religion aufgelegt; aber doch führen die Hindus einen solchen Lebenswandel, dass Verbrechen äusserst selten vorkommen. Perrin sagt: „Nichts bezeugt nach meiner Einsicht mehr, dass die Indier das gesellschaftlichste Volk sind, als das geringe Bedürfniss, das sie nach Gesetzen haben, und die Leichtigkeit, mit der sie ohne grosse Vorsorge die Harmonie der Gesellschaft erhalten. Um die Streitigkeiten zu richten, die aus der Uebertretung der Gebräuche entstehen, ernennt der Fürst, wenn der Fall die öffentliche Ordnung betrifft, Commissarien; aber Familienstreitigkeiten werden

1) Manu 9, 104—220. 2) Manu 8, 27—39. 3) Manu 9, 221—228.

durch die Aeltesten der Kasten abgethan. Der Process ist weder lang, noch tumultuarisch. Jedes Mitglied des Tribunals kennt die Gebräuche und Sitten seines Landes, nach dieser Kenntniss gibt es seine Meinung, und wenn diess Alle gethan haben, ist die Sache aus. Die Strafen, welche die Uebertreter der Gebräuche zu erwarten haben, sind angelobte Besserung, Ersatz, Entziehung der bürgerlichen Rechte oder derer der Kaste, und manchmal Verstossung aus der Familie. Todesstrafe bewirkt Attentat gegen das Leben des Fürsten, absichtlicher Mord u. dgl., und in gewissen Kasten fleischlicher Umgang, selbst mit einer freien Person. Doch sind über diesen Punkt die Gebräuche sehr verschieden: an einigen Orten werden die beiden Strafbaren lebendig verbrannt, an andern ist nur der Mann des Todes schuldig, wenn er das Mädchen, das er verführt hat, nicht heirathet. Die Todesstrafen sind selten, und vielleicht werden in ganz Indien in einem Jahre nicht zehn Personen zum Tode verurtheilt[1]).

## Die Waisjas.

„Die zweite Volksklasse, bemerkt Megasthenes ferner, besteht aus Ackerleuten und die dritte aus Hirten. Die Ackerleute, die grössten an Zahl und die sanfmüthigsten, leisten weder Kriegs-, noch Frohndienste, sondern entrichten dem Könige, weil das ganze Land dessen Eigenthum ist und kein Bürger ein Grundstück besitzen darf, den vierten Theil ihrer Früchte als Pacht, und pflügen das Land oder ärnten in Ruhe, wenn auch rund um sie her der Krieg wüthet; denn kein Soldat darf weder den Landmann in seiner Arbeit beunruhigen, noch das Land verwüsten. Die Hirten jeder Art wandern mit ihren Heerden im Lande umher, wohnen in Zelten, entrichten von ihrem Vieh Abgaben und sind zugleich die Jäger, die das Land von saatverderbenden Vögeln und wilden Thieren reinigen, wofür sie ein bestimmtes Mass Getraide erhalten[2])".

Nach Diodor erhob der König ausser dem vierten Theile der Aernte noch ein Pachtgeld von dem Bauer; allein Letzteres ist offenbar irrig, und selbst den vierten Theil der Aernte nahm er nur im äussersten Nothfalle, sonst gewöhnlich bloss den achten, sechsten oder zwölften[3]). Zu den Waisjas gehören nicht allein die Ackerleute und Heerdebesitzer, sondern auch die Kaufleute, und in Betreff der Ackerleute behält der kleine Theil Vorderindiens, der jetzt noch von Radschas beherrscht wird, jene alte Einrichtung noch bei und ist, weil diese Fürsten von ihren in Erbpacht ausgegebenen Ländereien mässige Abgaben nehmen, die je nach der Fruchtbarkeit und dem Boden von dem zwanzigsten Theile bis höchstens zur Hälfte steigen, heute noch reich und sehr angebaut; die englische Compagnie aber, die gegenwärtig den grössten Theil Vorderindiens besitzt, verpachtet den Boden auf ein Jahr oder höchstens auf einige Jahre und erhebt eine Steuer von 50 Procent des Ertrags, die in Geld abgetragen werden muss, wodurch sie oft auf 70, 80 und sogar 90 Procent der Aernte steigt. Zu diesem Drucke, der

1) Perrin l. c. Th. 1. Abschn. 5.
2) Megasth. ap. Strab. 15. c. 1. §. 40—41. Diod. Sic. 2, 40. Arrian. Ind. c. 11.
3) Manu 7, 130. 10, 118—120.

auf dem Landmanne haftet, kommt noch, dass er zuweilen den Acker zur Vergiftung der Sinesen mit Mohn anbauen muss, wofür er einen geringen Preis von der Compagnie erhält, die aber selbst an dieser Cultur jährlich mehr als 2,000,000 Pfd. Sterl. gewinnt, denn im Jahre 1837 bis 1838 gingen 34,000 Kisten, je 80 engl. Pfund, zu einem Werthe von ungefähr 20,000,000 span. Piast. nach Sina. Es ist daher kein Wunder, warum in Indien der Ackerbau immer mehr abnimmt und dessen Erzeugnisse, wie Baumwolle, Indigo und andere, sich verschlechtern und die Compagnie so leicht Sipahis anwerben kann. Nie war der mohammedanische Despotismus der Mongolen so drückend für die Hindus, als der christliche Liberalismus der Engländer; damals lebten sie glücklich und bereicherten sich durch Handel, jetzt darben sie auf der fruchtbaren Scholle und verarmen. Das Gesetzbuch legt dem Waisja als Pflicht auf, das Land zu bauen, das Vieh zu pflegen, Handel zu treiben, Geld auf Zinsen auszuthun, Almosen zu geben, zu opfern und in den heiligen Büchern zu lesen [1]). Nachdem der Waisja die Investitur der heiligen Schnur erlangt und eine Frau aus seiner Kaste geheirathet hatte, besorgte er mit Emsigkeit seine Geschäfte. Er besäete das Land nach der Güte des Bodens, strebte seinen Viehstand zu vergrössern, erkundigte sich sorgfältig nach dem Preise der Waaren, um sie mit Vortheil in andern Gegenden abzusetzen, und war auf Alles bedacht, wodurch er sein Vermögen auf eine gesetzliche Weise vermehren konnte [2]). Zu seiner ersten Frau durfte er noch eine Sudra heirathen, erzeugte er aber mit einer Brahmani einen Sohn, so wurde dieser Waideha genannt, dessen Obliegenheit war, die Frauen zu bewachen; der mit einer Kschatrija erzeugte hiess Magadha, dessen Beschäftigung in Handelsreisen bestand, und aus einem Waideha und einer Ambaschthi entspross der Wena, welcher sich mit Musik beschäftigte. Ernährte einen Waisja sein Gewerbe nicht, so war es ihm gestattet, zu den Verrichtungen eines Sudra überzugehen; er musste aber, sobald er wieder Mittel erlangt hatte, jene verlassen [3]). Die Ländereien eines jeden Pächters waren durchgängig mit Hecken eingeschlossen; besäete er sie nicht zur rechten Zeit, oder wurde die Saat durch seine Schuld durch das Vieh verwüstet, so musste er den zehnfachen Werth des Aerntebetrags, den er dem Fürsten verschuldete, als Strafe erlegen, fiel aber die Schuld auf sein Gesinde, nur den fünffachen Werth. Jedes Dorf war gewöhnlich mit einem unbebauten Raume von 600 Fuss Breite umgeben, der zum Weideplatze diente, und jede Stadt mit einem dreimal so grossen Raume. Das Gebiet eines Dorfes oder einer Gemeinde war durch Bäume, Kapellen, Bäche oder sonstige Zeichen begrenzt; entstanden in Ermangelung derselben zwischen zwei Gemeinden Grenzstreitigkeiten, so wurden Zeugen vernommen, die in rothen Kleidern, den Kopf mit Erde bedeckt und mit rothen Blumen bekränzt, die Grenze beschworen. Indess scheint Megasthenes Angabe, dass die Soldaten im Kriege die Aecker nicht verwüsten durften, nicht ganz richtig zu sein; wenigstens erlaubt das Gesetzbuch dem Fürsten, das Gebiet des eingeschlossenen Feindes zu verheeren, um ihm alle Zufuhr zu entziehen [4]). Die Herdenbesitzer liessen ihr Vieh durch Hirten weiden, welche für die Obhut über dasselbe verantwortlich waren, wo-

1) Manu 1, 90. 8, 410. 2) Manu 9, 326—333. 3) Manu 10, 98.
4) Manu 7, 195.

für sie entweder die beste von 10 Kühen für sich melkten oder einen sonstigen Lohn erhielten, und der Landesfürst nahm für sich das fünfzigste Stück [1]). Die Hirten als Knechte mögen auch zugleich schädliche Vögel und wilde Thiere getödtet haben, aber eigentliche Jäger und Vogelfänger gab es ohne sie; der Waisja durfte nicht nur kein Thier tödten, sondern musste sogar allen Thieren Nahrung reichen [2]).

## Die Sudras.

„Die vierte Volksklasse, sagt Megasthenes, bilden die Handwerker, Kaufleute und Lohndiener, welche dem Könige Abgaben entrichten und Frohndienste leisten müssen; aber die Waffenschmiede und Schiffbauer erhalten von dem Könige Lohn und Lebensmittel, da sie für ihn allein Waffen und Schiffe verfertigen, welche letztere er an Schiffer und Kaufleute vermiethet. Keinem ist es erlaubt, aus einer andern Klasse als der seinigen ein Mädchen zu heirathen: so darf z. B. der Bauer nicht die Tochter eines Handwerkers, und der Handwerker nicht die Tochter eines Bauers zur Frau nehmen. Auch ist es Keinem gestattet, zwei Gewerbe zu treiben, oder zu dem Wirkungskreise eines Andern überzugehen, so dass ein Krieger das Feld bauen, oder ein Handwerker das Geschäft eines Philosophen ausüben dürfte, ausser dem Philosophen wegen seiner Tugend. Sklaven sind in Indien unbekannt [3])."

Strabo und Diodor führen an, dass die Philosophen zu jedem andern Geschäft übergehen können; statt dessen schreibt aber Arrian, dass es Jedem frei stehe, Sophist zu werden, weil die Sophisten keine weichliche, sondern die allsrstrengste Lebensart führen, was jedoch in Vergleich mit den beiden ersten Schriftstellern wohl nicht die Worte des Megasthenes sein können, es sei denn, dass er hier unter Sophisten bloss die Samanen, oder die Jogis verstand, zu welchen Ständen Jeder zugelassen werden kann. „Die Sannjasis, sagt Dow, sind eine Sekte bettelnder Philosophen, die gemeiniglich unter dem Namen Fakire, welches dem Worte nach arme Leute bedeutet, bekannt sind. Die müssigen und vorgeblichen Andächtigen versammeln sich bisweilen in Haufen von 10—12,000 Mann und setzen, unter dem Vorwande der Wallfahrten zu gewissen Tempeln, ganze Länder in Contribution. Diese Heiligen tragen keine Kleider, sie sind meistentheils sehr stark, und bekehren die Weiber des weniger heiligen Theils der Menschen bei ihren frommen Zügen zu ihrem eigenen Gebrauche. Sie nehmen einen jeden Menschen von grossen Fähigkeiten unter ihre Anzahl auf und bemühen sich sehr, ihre Schüler in aller Art von Kenntniss zu unterrichten, um den Orden bei dem gemeinen Volke um so viel ehrwürdiger zu machen. Wenn diese unbekleideten Armeen der starken Heiligen ihren Marsch gegen einen Tempel nehmen, so fliehen die Leute in den Provinzen, durch welche ihr Zug geht, des heiligen Charakters der Fakire ungeachtet, gar oft vor ihnen; allein die Weiber sind mehrentheils desto herzhafter und bleiben nicht allein in ihren Wohnungen, sondern verlangen oft das Gebet dieser heiligen Personen, welches in Fällen der Unfruchtbarkeit das wirksamste

---

1) Manu 8, 229—265. 2) Manu 9, 333.
3) Megasth. ap. Strab. 15. c. 1. §. 46. 49. 54. Diod. Sic. 2, 41. Arrian. Ind. c. 12.

Mittel sein soll. Wenn ein Fakir mit der Frau des Hauses im Gebete begriffen ist, so legt er entweder seinen Pantoffel oder Stab an die Thür, und sobald der Mann diese Zeichen erblickt, so hütet er sich sehr, sie in ihrer Andacht zu stören; sollte er aber so unglücklich sein und auf diese Zeichen nicht achten, so ist eine derbe Prügelsuppe die unvermeidliche Folge seiner Zudringlichkeit. Obgleich die Fakire mit ihren Armen diejenige Ehrfurcht eindrücken, welche das Volk von Hindustan von Natur gegen ihren Orden hat, so legen sie sich doch selbst noch freiwillige Büssungen von ausserordentlicher Art auf, um dadurch noch mehr Achtung zu erlangen. Diese Leute halten bisweilen einen Arm in einer beständigen Richtung so lange in die Höhe, bis er ganz steif wird und in der Stellung ihr übriges Leben hindurch bleibt; Einige drücken ihre Fäuste sehr fest zusammen und behalten sie so, bis ihre Nägel in ihre flachen Hände wachsen und auf der obern Hand wieder herauskommen; Andere drehen ihr Gesicht über eine Schulter und behalten es in dieser Stellung, bis ihr Kopf mit dem Gesichte rückwärts feststehen bleibt; Viele drehen ihre Augen auf die Spitze ihrer Nase, bis sie das Vermögen in einer andern Richtung zu sehen verloren haben, welche Letztern bisweilen vorgeben, dass sie dasjenige sehen, was sie das heilige Feuer nennen, welche Erscheinung ohne Zweifel von einer Unordnung herrührt, die aus einer Verdrehung der Sehnerven entsteht [1]." Ueber die eigentlichen Büsser Tapaswinas, welche meistens aus Hindus bestehen, fügt Papi noch Folgendes hinzu: „Einige dieser Fanatiker bringen ihre ganze Lebenszeit in einem eisernen Käfige zu; Andere behängen sich mit schweren Ketten; Andere heben beide Arme in die Höhe, fassen einen Baumzweig und lassen sie so lange in dieser Stellung, bis sie unbeweglich stehen bleiben und so steif werden, wie ein Paar verdorrte Aeste; Andere befestigen eine lange und schwere Kette an den Schaamtheilen und schleppen sie auf der Strasse hinter sich her; Andere stehen die ganze Zeit auf dem einen Beine und lehnen sich nur des Nachts an ein ausgespanntes Seil. Einer von diesen Schwärmern mass den Weg von Benares bis Dschagannatha mit der Länge seines Körpers; ein Anderer wälzte sich Tag für Tag um den Felsen herum, auf welchem die Festung Tritschinapali liegt und der beinahe eine Meile im Umfange hat." Megasthenes zählt zwar auch die Kaufleute zu der vierten Volksklasse, aber diese gehören zu den Waisjas, und die übrigen zu den Sudras und den Mischkasten. Der Sudra ist der Diener der Dwidschas oder der drei obern Volksklassen und kann nie, wenn ihm auch sein Herr die Freiheit schenkt, von dem Zustande der Knechtschaft befreit werden. Das Gesetzbuch zählt sieben Arten Diener auf: der im Kriege gefangene, der zu seinem Lebensunterhalt einer Person aufwartende, der von einem Sklaven im Hause seines Herrn geborne, der gekaufte, der geschenkte, der vom Vater auf den Sohn vererbte und der durch Strafe zum Sklaven herabgewürdigte. Der Herr konnte sich das Gut eines Sudra, seines Sklaven, zueignen, welcher sich damit trösten musste, dass er, wenn er seine Dienste pünktlich verrichtete, in einem höhern Range wiedergeboren werde [2]. Der Sudra durfte nur eine Frau aus seiner Kaste heirathen, wenn er aber unerlaubte Verbindungen ein-

1) Dow, Abhandlung über die Gebräuche etc. der Indier S. 17 ff.
2) Manu 8, 413—417. 9, 335.

ging, so erzeugte er mit einer Waisja den Ajogawa, mit einer Kschatrija den Kschattri und mit einer Brahmani den Tschandâla, von welchen der erste das Gewerb eines Zimmermanns trieb, der zweite sich mit der Jagd beschäftigte, und der dritte der verächtlichste der Menschen war. Man glaubt, dass die Tschandalas des Manu die heutigen Parias seien, d. i. eigentlich Gebirgsbewohner, welche die Brahma-Religion nicht angenommen haben, keinen Kastenunterschied kennen, Fleisch und geistige Getränke geniessen, und daher als die Urbewohner von Indien betrachtet werden. Die Parias, Pulias oder wie sie sonst heissen, leben in besondern Dörfern, Bergklüften, Wäldern, einzelnen niedrigen Hütten, und müssen, wenn sie einem Kastenangehörigen begegnen, bei Seite treten und die Hand auf den Mund legen, damit ihr Athem ihn nicht verunreinige; dürfen keine Pagode, keine Märkte berühren, sondern müssen das, was sie kaufen wollen, von weitem fordern, den Betrag dafür hinlegen und nach Empfang der für sie niedergelegten Waare sich eiligst entfernen. Man gebraucht sie nur zu den niedrigsten Verrichtungen: sie bebauen die Felder, ziehen den gefallenen Thieren das Fell ab, reinigen die Kloaken, vollziehen das Todesurtheil. Wir bedauern zwar mit Recht diese unglücklichen Menschen, aber wie lange ist es doch her, dass unsere Abdecker und Scharfrichter nicht mehr von der bürgerlichen Gesellschaft ausgeschlossen werden? Die niedere Geburt konnte sich jedoch mit der Zeit zu der höchsten veredeln, wie wenn die Tochter einer Sudra und eines Brahmanen einen Brahmanen heirathete und eine Tochter gebar, die sich wieder mit einem Brahmanen verehlichte und so fort bis zur siebenten Generation; auf ähnliche Weise konnte sie auch zu der Kaste der Kschatrijas und Waisjas emporsteigen, dahingegen stürzte sich der Brahmane durch Verkauf von Milch zum Sudra herab [1]. Die Sudras entrichteten, wie auch die Handwerker und Künstler, dem Fürsten keine Abgaben, sondern mussten monatlich einen Tag für ihn arbeiten [2]; sie erhielten für ihren Dienst, der bei einem Brahmanen für den ehrenvollsten galt, den Rest des zubereiteten Reises, den Ueberschuss vom Getraide, abgetragene Kleidungsstücke, altes Hausgeräthe und durften auch Zwiebel, Lauch und andere den Dwidschas verbotene Nahrungsmittel geniessen. Sie werden nicht mit der heiligen Schnur bekleidet, denn sie sind keine Wiedergebornen; ihnen sind keine frommen Pflichten vorgeschrieben, wie den Dwidschas, jedoch können sie Reis opfern, aber das Lesen der Wedas ist ihnen untersagt, die Bücher, welche sie besitzen, sind Auszüge aus den heiligen Schriften [3]. Fanden die Sudras keinen Dienst bei den Dwidschas und ihre Familie war in Noth, so war es ihnen gestattet, Handwerke und Künste zu üben, wie das Geschäft eines Zimmermannes oder die Malerei [4]; indess erwähnen das Gesetzbuch und das Ramajana, dass zuweilen auch Sudras und sogar Tschandalas sich zur Königswürde emporschwangen, die aber von den strengen Anhängern der Brahmalehre verachtet waren. Auffallend ist es, dass Megasthenes und die übrigen Griechen behaupten, es gebe in Indien keine Sklaven, da doch das Gesetzbuch die Sudras Sklaven der Dwidschas nennt und ausser den Sudras noch andere Sklaven anführt [5]; es muss daher der Zustand der griechischen Sklaven weit härter

1) Manu 10, 64. 65. 92. 2) Manu 7, 138.
3) Manu 10, 120—129. 11, 42. 4) Manu 10, 99—100. 5) Manu 9, 179.

gewesen sein, als der der indischen, sonst hätten die Griechen nicht auf jenen Ausspruch verfallen können. Heutzutage darf der Handwerker nur die Tochter eines Vaters seiner Innung heirathen, wie der Schmied die Tochter eines Schmiedes, und zwei Gewerbe zugleich zu treiben wird auch heute noch nicht zugelassen; so darf der Fruchthändler kein Oel, und der Salzhändler keinen Essig verkaufen [1]). Nach Perrin sind die Goldschmiede, Schmiede, Weber, Tischler und Maurer die geachtetsten Handwerker. „Man muss, sagt er, bewundern, wie die Indier die schönsten Arbeiten mit den dürftigsten Werkzeugen machen; die Feinheit ihrer Gewebe ist ausserordentlich; unsere Weber können trotz ihrer künstlichen Maschinen so etwas nicht hervorbringen. Die Frau spinnt über jedes Stück Holz den feinsten Faden; der Weber baut sich seinen Webstuhl aus Allem, was ihm in die Hände fällt, hat einen grob gearbeiteten Cylinder, und jeder Ort ist ihm zu seiner Arbeit recht, eine Allee, ein Hof oder Garten. Wer etwas von einem Schmiede gemacht haben will, muss sich mit Eisenerz, das man auf dem Markte kaufen kann, und mit Ambos versehen; der Ambos ist ein grosser Stein, und wenn er so schwer ist, dass man ihn nicht fortbringen kann, so legt man die Schmiede neben ihm an. Ist nun Alles bereitet, so kommt der Schmied, trägt auf seinen Schultern einen Blasebalg und zwei Zangen, und hat in den Händen einen oder zwei Hämmer; er fängt an das Eisen zu reinigen, um es schmiedbar zu machen, und hat am Ende ein eben so schönes Stück Schlosserarbeit fertig, als ob er in Paris gelernt hätte. Diese Kunst, diese Fertigkeit wird das Erbtheil ihrer Kinder, die immer das Handwerk ihrer Väter treiben müssen; sie arbeiten nur nach den auf sie vererbten Modellen, obschon viel vollkommner." Fast alle Handwerker arbeiten vor ihren dunkeln und niedrigen Hütten. Förster rühmt besonders die Fabriken zu Patna, die in Silber, Eisen und Holz sehr feine Arbeiten liefern, so wie die lackirten und Eisen-Waaren nebst dem Papier aus Kasmir. Haafner sah Betelkästchen, sowie überhaupt alle Arten von kleinen und grössern, mit Elfenbein eingelegten Kunstarbeiten, auf der ganzen Küste von Orissa nirgends so schön und künstlich verfertigt, wie zu Wizagapatnam; denn dort versteht man nicht nur die Kunst, mit Elfenbein auf Büchsen, Kästchen, ja in Tafeln, Stühle, Kanapees, Palankins und andere grosse Möbel sehr schön einzulegen und dieselben so damit zu bedecken, dass die Zusammenfügungen daran nicht zu sehen sind, sondern man bringt auch Blumen, Früchte, Landschaften und andere Figuren mit dauerhaften Farben darauf an [2]). Vor Allem rühmt Bernier die Arbeiten der Goldschmiede, die in mancher Hinsicht die europäischen überträfen. Nach dem Manu wurde der Goldschmied, wenn er einen Betrug beging, mit einem Scheermesser in Stücke zerschnitten, und ein Weber, welchem man 10 Palas baumwollenes Garn gab, musste wegen des benutzten Reiswassers ein Gewebe von 11 Palas liefern, wenn er nicht eine Strafe von 12 Panas erlegen wollte [3]). Der Indier ist sehr arbeitsam, scheut nur die mit Gefahr verbundenen Unternehmungen, wie den tiefen Bergbau, vollführt Alles, was nur eben thunlich, mit der Fertigkeit seiner Hände und verachtet alle Maschinen, weil sie die Menschen in Unthätigkeit versetzen, sie ins Elend stürzen und

---

1) Papi bei Ehrmann S. 46.
2) Haafner l. c. Th. 1. S. 37.
3) Manu 8, 397. 9, 292.

das allgemeine Wohl des Landes vernichten, eine Ansicht, die ebenfalls der tiefdenkende Montesquieu hegte; daher kann denn auch kein Europäer den Indier bereden, solche verderbliche Instrumente einzuführen. Der Verdienst des Handwerkers ist sehr gering; Legentil bestimmt ihn auf 5 Sous täglich, nach Guyon verdienen aber die bessten Arbeiter zu Pondichery den Tag nur 2 Sous, womit sie ihre ganze Familie unterhalten, die bloss von Reis und Brod lebt und auf einer schlechten Matte schläft [1]). Die Lebensmittel sind aber auch äusserst wohlfeil. Perrin zufolge kostete im Jahre 1780 in Ponganur $1^1/_2$ Pfund vom bessten Reis 6 Deniers, 6 Eier 1 Sou, ein Schwein von mittler Grösse 50 Sous, ein Pfau 5 Sous; ein Schaf kann man für 11 Sous und einen Ochsen für 12 Frcs. kaufen. In Siam ist es so wohlfeil, dass der Graf Forbin de Janson 35 Personen, welche der König von Siam ihm zur Dienerschaft beigegeben hatte, für 5 Sous täglich mit Lebensmitteln unterhalten konnte. Zu Crawfurd's Zeit kostete in Siam der Centner Reis 2 Schilling, und sehr oft nur die Hälfte; Salz, Palmenzucker, Gewürze, Gemüse, Fische und Fleisch waren verhältnissmässig wohlfeil: 1 Pfund gutes Schweinefleisch kostete $2^1/_2$ Deniers, eine Ente 7, und ein Huhn 3 [2]).

„Die Indier, berichtet Megasthenes schliesslich, legen grosse Sorgfalt auf einen schönen Anzug, schmücken sich mit Gold, Edelsteinen und bunten Kleidern, lassen sich Sonnenschirme vortragen und schminken das Gesicht, aber sie beobachten grosse Mässigkeit im Essen und Trinken. Ihre Mahle, die sie zweimal des Tages, Morgens und Abends, zur unbestimmten Zeit nach Belieben einnehmen, bestehen grösstentheils in Reis, welchen Vornehme in einer goldenen Schüssel auftragen lassen, wobei jedem Gaste ein besonderer Tisch vorgestellt wird; Wein, der aus Reis gemacht wird, trinken sie nur beim Opfer. Sie opfern nicht bekränzt, bringen weder ein Rauchopfer noch ein Trankopfer dar, und dem Opferthiere schneiden sie nicht die Kehle ab, sondern ersticken es, damit Gott nicht etwas Verstümmeltes erhalte. Wahrheit und Tugend achten sie hoch, und Diebstahl kommt höchst selten vor, so dass selbst in dem 400,000 Mann starken Heere des Sandrakottas an einem Tage nie über 200 Drachmen (etwa 45 Thaler) entwendet wurde, wesshalb die Häuser auch meist unbewacht offen stehen. Sie nehmen viele Weiber, die sie von den Eltern gegen ein Joch Ochsen kaufen, und haben auch Umgang mit Hetären. Ihren Verstorbenen werden keine Grabmale gesetzt, sondern sie halten die Verdienste tapferer Männer durch Lieder im Andenken [3]).“

Von der Kleidung und den verschiedenartigen Ehen wurde bereits oben gehandelt, wir bemerken nur noch, dass die heutigen Indier sich meist mit einer Frau begnügen, und dass die Dewadasis, Tänzerinnen vor den Götzenbildern, auch Dienerinnen der Venus sind, welchen selbst die Brahmanen opfern. Die Hindus sind im Essen und Trinken wirklich sehr mässig und verabscheuen kostbare Mahle. Das tägliche Nahrungsmittel ist Reis, der mit Milch, Butter, oder andern Ingredienzen, je nachdem es Vermögensumstände und Kastengesetze erlauben, zubereitet wird, und dünne Kuchen aus Mehl bilden das Brod. Der Stühle bedienen sie

1) Guyon l. l. Th. 3. Abschn. 2. 2) Crawfurd, Tagebuch etc. Cap. 15.
3) Megasth. ap. Strab. 15. c. 1. §. 53—54. Athenaeus 4. c. 16. Arrian. Ind. c. 10.

sich jetzt nicht mehr beim Mahle, dass sie täglich zweimal, Morgens um 8 oder 9 und Nachmittags um 4 oder 5 Uhr, einnehmen, sondern setzen sich mit untergeschlagenen Beinen auf Teppiche, Kissen oder Matten und verzehren die Speisen meist von Blättern des Banjanenbaumes oder der Wasserlilie, die nach dem Mahle fortgeworfen werden, mit den Fingern der rechten Hand, die stets reinlich gehalten wird; denn Messer und Gabel sind ihnen fremd bei der Mahlzeit, an der in den höhern Ständen auch nicht die Frauenzimmer zugleich mit den Männern Theil nehmen dürfen. Statt des Weins berauschen sich die Hindus und Mongolen mit Bhanga-Pillen, die aus dem Samen des indischen Hanfs oder Bhanga, aus Arekanüssen und Zucker bereitet werden. Noch heute opfert man der Göttin Kali geistige Getränke, und von den Thieropfern führt Philostratus namentlich Stiere und schwarze Pferde an[1]), wie ebenfalls in dem Jadschur-Weda über das Pferdeopfer (Aswamedha) gehandelt wird, welches Colebrooke für kein wirkliches, sondern für ein emblematisches hält, indem 609 zahme und wilde vierfüssige Thiere verschiedener Gattung, Vögel, Fische, Reptilien an 21 Pfähle gebunden worden seien, die alle nach Verrichtung gewisser Gebete unverletzt ihre Freiheit wieder erlangt hätten. Allein das Gesetzbuch legt dem reichen Brahmanen auf, dem Prâdschâpati (Herrn der Geschöpfe) ein Pferd zu opfern, welches Opfer als das allerwichtigste alle Sünden tilge, wie denn auch im Ramajana der König Dasaratha den Göttern ein Pferd darbringt, um mit einem Sohne gesegnet zu werden[2]). Des Thieropfers wird mehrmals im Manu gedacht. Der Brahmane musste an den Solstitien ein Thier opfern, vermuthlich einen Bock, wie im Hitopadesa erwähnt wird; hatte ein Schüler sein Keuschheitsgelübde gebrochen, so musste er bei Nacht auf einem Kreuzweg einen schwarzen Esel der Gottheit des Südwestens (Nirriti) opfern und, in dessen Haut gehüllt, ein Jahr lang in sieben Häusern mit Bekennung seiner Sünde einmal des Tages seine Nahrung erbitten und sich täglich dreimal baden[3]). Bei dem Todtenmahle, das an jedem Neumonde nach dem Opfer der drei Reiskuchen für die Manen (Srâddha-Pindânwâhârja) stattfand und woran ausser den Familiengliedern und andern ermächtigten Personen auch drei gelehrte Brahmanen, die Räucherwerk und wohlriechende Kränze erhielten, Theil nahmen, genoss man duftende Liqueure, gewisse Fische, wilde Thiere und Vögel, Schafe, Ziegenböcke, Damhirsche, Büffel, Eber, Hasen, Schildkröten, Meerkrebse und Rhinocerosse[4]), womit das Kalika-Purana übereinstimmt, das zum Opfer der Kali Menschen, Löwen, Tiger, Rhinocerosse, Antilopen, Hirsche, Eber, Büffel, Ochsen, Ziegen, Krokodile, Schildkröten, Fische, Vögel, welche Thiere alle männlichen Geschlechts sein müssen, vorschreibt und heutigen Tages fallen noch in den Tempeln und Hauskapellen der Reichen vor dem Bilde der Kali, die am meisten vor allen Göttern in Bengalen und den angrenzenden Provinzen verehrt wird, Tausende von jungen Ziegen und jungen Büffeln[5]). Megasthenes spricht zwar vom Ersticken der Opferthiere, aber Weitbrecht sah, dass der Kopf des Opferthieres zwischen zwei horizontale Pfosten gesteckt wurde, ein

---

1) Philostr. vit. Apoll. 2, 19. 2) Manu 11, 38. 260.
3) Manu 4, 26. 11, 118—123. Hitopad. 4, 53. 4) Manu. 3, 268—272.
5) Asiat. Resear. Vol. 5. p. 371, wo Blaquiere das Blutcapitel aus dem Kâlikâ-Purâna übersetzt hat.

Diener zog an den Hörnern, ein anderer an den Hinterfüssen oder dem Schwanze, während der Brahmane das Haar am Halse von einander schied, Gangeswasser darauf goss und mit einem Streich den Kopf abschnitt, der mit dem Blute in einer Schale vor dem Götzen niedergelegt wurde [1]). „Das Jadschna wird jetzt, sagt Windischmann, noch hie und da als ein Brandopfer mit einem auserlesenen weissen Widder gefeiert, der durch Dolchstiche der Brahmanen, zuletzt durch einen Hauptschlag des Oberpriesters in den Nacken des Schlachtopfers getödtet und in geweihtem Feuer verbrannt wird. Ein Theil des Fleisches und insbesondere auch die Leber wird, in kleine Stückchen geschnitten, bis zu dem Augenblick aufbewahrt, wo die anwesenden Brahmanen mit dem Oberpriester zugleich dieselben unter feierlichen, mystischen Gebeten und Anrufungen des ewigen Sonnenlichts (Brahma) verschlucken. Es ist diess das einzige Brandopfer eines Thiers, was jetzt noch hie und da vorkommt [2]).“ Wenngleich nun einige Sekten der Hindus sich gegenwärtig der blutigen Opfer enthalten, und die Panditas mit Hinweisung auf das Aditja-Purana, die Smriti und den Gesetzgeber Kratu behaupten, dass seit dem Beginn des Kali-Juga das Opfer von Menschen, Pferden, Stieren und geistigen Getränken aufgehoben worden sei, so geht doch hieraus deutlich hervor, dass die blutigen Opfer in dem Brahmaismus begründet sind, der sogar in der dem Jadschnja beigelegten Hymne des Rig-Weda den Gott Brahma selbst opfert, wie denn auch von den ältesten Zeiten an bis zur heutigen Stunde blutige Opfer von mehreren Hindus dargebracht werden, und das Gesetzbuch selbst dem Dwidscha bei jedem Neujahr das Opfer Waiswanârî zur Tilgung der Sünden auflegt, welche er sich durch unfreiwillige Unterlassung der Thieropfer zugezogen hat [3]). Megasthenes preist die Gastfreiheit, Redlichkeit, Sitteneinfalt, Wahrheitsliebe und Treue der Indier. Die Gastfreiheit ist bei den Indiern Religionspflicht; kein Hausvater darf einem Fremden, der beim Untergange der Sonne sein Haus betritt, die Herberge verweigern; er muss ihm einen Sitz, Wasser zum Waschen der Füsse und Speisen anbieten, und darf kein Gericht essen, ohne zuvor seinem Gaste davon zur Genüge verabreicht zu haben; sogar dem Brahmanen liegt es ob, auch Personen der drei unter ihm stehenden Kasten nach ihrem Range aufzunehmen, von welchen der Waisja und der Sudra mit seinem Gesinde essen [4]). Die grosse Gastfreiheit und den Wohlthätigkeitssinn der Indier rühmen ebenfalls Apollonius von Tyana bei Philostrat und der sinesische Pilger Fahian, der in der Stadt Pataliputra Häuser traf, worin Arme, Waisen, Krüppel, Kranke unentgeldlich behandelt und verpflegt wurden, und dieser Ruhm wird fast von allen neuern Reisenden bestätigt. Alexander Dow, der Oberstlieutenant im Dienste der englisch-ostindischen Compagnie war und das Land der als Barbaren geschilderten Mahratten bereiste, versichert, dass dort der Fremde keine Beraubung, keine Betrügereien zu befürchten habe und weiter keinen Schutz als den Schatten brauche; Lebensmittel reiche ihm die Gastfreiheit, und spreche man einen Landmann um Wasser an, so hole er

---

1) J. J. Weitbrecht. Die protestant. Missionen in Indien. Heidelberg 1844. S. 94.
2) Windischmann. Die Philosophie im Fortg. etc. Th. 1. S. 665.
3) Manu 11, 27. 4) Manu 3, 99—116.

schnell Milch herbei [1]). Es gibt in Indien beinahe kein Dorf, sagt Haafner, wo nicht Schultris oder Tschotoris (Skr. Tschatwârî, eigentlich Viereck), öffentliche Gebäude zum Obdach für Fremde, sind, und liegen die Dörfer etwas weit aus einander, so trifft man auch solche Herbergen einzeln an der Landstrasse oder in Wäldern, bei denen in der Entfernung von einigen Schritten ein Häuschen steht, in welchem ein frommer Wärter wohnt, der die Herberge rein hält, die Reisenden und Pilger bedient, ihre Lastthiere tränkt, und an einigen Orten auch, wenn der Reisende arm ist, ihm Milch reicht und etwas Reis auf den Weg gibt. Der Leser mag nun selbst sein Urtheil über nachstehende Worte Hegels fällen: „Die Menschheit des Inders charakterisirend ist es, dass er kein Thier tödtet, reiche Hospitäler für Thiere, besonders für alte Kühe und Affen stiftet und unterhält, dass aber im ganzen Lande keine einzige Anstalt für kranke und altersschwache Menschen zu finden ist. Auf Ameisen treten die Inder nicht, aber arme Wanderer lassen sie gleichgültig verschmachten [2]).“ In Betreff der Treue der Hindus der vierten Kaste, welche Dienstboten sind, bemerkt Terry, dass sie ihre Herren unterwegs nicht nur nicht um einen Pfennig betrügen, obgleich ihr Lohn monatlich nur fünf Schillinge beträgt, sondern auch ihr Leben in Vertheidigung derselben und ihrer Güter lassen würden, wenn sie von Räubern angegriffen werden sollten; dahingegen würde ein indischer Kaufmann, wenn er in England mit einer Wache von Soldaten reiste, grosse Gefahr laufen, von ihnen ermordet zu werden, um sich seiner Güter zu bemächtigen. Auch Perrin lernte die Indier als redliche, aufrichtige und treue Menschen kennen, die ihre Häuser, was man in Frankreich nicht wagen dürfte, Tag und Nacht offen liessen, gleichviel, ob Jemand darin war oder nicht, und doch wurde höchst selten etwas entwendet; ja Haafner erklärt geradezu die Europäer in Indien für die eigentlichen Diebe von Profession. Bei den Hindus sah Perrin eine Person von 15 sowohl als von 100 Jahren, den Reichen sowohl als den Armen, gern sterben. Sobald Jemand gestorben ist, versammeln sich dessen Verwandte, um zur Bestattung zu schreiten, die nicht lange nach dem Tode erfolgt, weil die Familienglieder nicht eher Nahrung zu sich nehmen, bis der Leichnam bestattet ist. Die Verwandten dingen Klageweiber, die um den Leichnam von Zeit zu Zeit ein Geschrei von sich hören lassen, errichten den Scheiterhaufen und tragen während der Trauerzeit keinen Schmuck, sondern erscheinen ohne alle Körperpflege in einem weissen Gewande, denn weiss ist die Trauerfarbe. An der Spitze des Leichenzuges gehen acht bis zehn Trompeter, dann folgt der mit reichem Schmuck bedeckte Leichnam in einem mehr oder wenig reichen Palankin, an welchen sich die Verwandten und Freunde des Verstorbenen anschliessen. Ist man auf der Brandstätte angekommen, so nimmt man den Schmuck von dem entseelten Körper und legt diesen auf den Scheiterhaufen, der von dem nächsten Verwandten mit abgewandtem Gesichte angezündet wird. Reiche belegen den ganzen Weg vom Sterbehause bis zum Scheiterhaufen mit Teppich, und alles Seltene, was der Verstorbene besass, muss den Zug verherrlichen: Pferde, Wagen, Palankins gehen voranf, und Diener und Vasallen bilden das Gefolge, und nach der Verbrennung

1) Alex. Dow, Abhandlungen der Gesch. etc. S. 92.
2) Hegel, Vorlesungen über die Philosophie der Geschichte. S. 167.

des Körpers werden oft die Gebeine, welche das Feuer nicht verzehrt hat, gesammelt und in den Ganges getragen. Man erhlickt hierin eine grosse Aehnlichkeit mit den Leichenbestattungen der Griechen und Römer, selbst bis auf die Trauerfarbe, welche ebenfalls in Argos weiss war [1]. Heutzutage lassen sich nicht mehr so viele Frauen mit ihren verstorbenen Männern verbrennen, jedoch trifft man zuweilen auch Frauen der Handwerker, die sich mit ihren verstorbenen Männern zugleich lebendig begraben lassen, welchen Dienst ihnen ihre eigenen Kinder oder ihre nächsten Verwandten erweisen. Andere setzen ihre Todten den Geiern zum Frasse hin, wie schon Aristobulus sah [2]. Die Erwähnung der Griechen, dass bei den Indiern die Verdienste tapferer Männer nach ihrem Tode durch Lieder im Andenken erhalten wurden, lässt schliessen, dass damals schon indische Heldengedichte existirten. Aelian, der im Anfange des dritten Jahrhunderts nach Chr. schrieb, hat uns eine wichtige, aber leider der Quellenangabe entbehrende Stelle aufbewahrt, worin es heisst, dass die Indier die Gedichte des Homer in ihre Sprache übersetzt hätten und absängen [3]. Zwar ist es irrig, dass die Indier den Homer übersetzten, aber dennoch bekundet dieser Irrthum die Existenz von indischen Epopöen, welche homerische Züge enthielten, und diese finden wir besonders im Ramajana wieder: so erinnert uns unter andern der grosse Bogen des Königs von Mithila, Dschanaka, auf dessen Spannung er seine schöne Tochter Sita gesetzt hatte, an den Bogen des Odysseus, auf dessen Spannung ebenfalls Penelope als Preis stand; so weinen im Ramajana, wie im Homer, die Rosse über die Bedrängnisse ihrer Herren; so halten, wie in der Ilias, die Helden im Ramajana vor ihrem Zweikampfe, wobei ihnen ebenfalls ein Gott oft zur Seite steht, ironische Zweigespräche. Auch v. Bohlen erklärt die indischen epischen Gedichte für edel und einfach, mit allen Eigenthümlichkeiten der homerischen Dichtung, nämlich mit einer kindlichen Naivetät, mit vielen expletiven Partikeln, mit beständigen, feststehenden Beiwörtern, mit Tautologie in den Phrasen und dem nachlässigen Versbaue eines einfachen Kindesalters. Das Ramajana, das die Thaten des Rama besingt, die bereits oben unter Wischnu's siebenter Incarnation kurz angeführt wurden, besteht aus 24,000 Slokas oder 48,000 sechzehnsilbigen Versen, die in 4 viersilbige Füsse mit einem Einschnitt in der Mitte zerfallen, von denen der erste und dritte Fuss eine willkürliche Quandität zulässt, den zweiten aber bildet der Epitrit oder der Antispast, den vierten der Dijambus oder der zweite Päon, und in diesem Versmasse sind nicht allein die Epopöen Mahabharata und Raghuwansa, sondern auch sogar die Gesetze des Manu geschrieben. Als Verfasser jenes Heldengedichtes, des ältesten der indischen Literatur, bezeichnet der Context den Einsiedler Wâlmîki, einen Zeitgenossen des Rama, mithin fällt nach den Panditas dessen Lebenszeit in das Zeitalter des Treta-Juga, also noch mehr als 3000 Jahre v. Chr. Geburt, welchen Zeitpunkt aber die gelehrten Briten für allzu hoch halten und ihn daher auf 1200—1000 v. Chr. herabrücken. Dass jedoch diese Angabe noch viel zu hoch ist, bezeugt schon der Umstand allein, dass im Gedichte selbst Buddha als Gottesläugner namentlich angeführt wird, welche Stelle A. W. v. Schlegel zwar für untergeschoben ansieht, v. Bohlen

1) Plutarch. Quaest. Rom. 26. 2) Aristobul. ap. Strab. 15. c. 1. §. 62.
3) Aelian. Hist. var. 12, 48.

aber mit Recht als ursprünglich betrachtet. Dessenungeachtet fällt die Entstehung des Gedichts noch weit nach Buddha's Tode, wie die Erzählung von der Wunderkuh des Brahmanen Wasischtha lehrt, die ihm, als der König Wiswamitra sich derselben mit Gewalt bemächtigen wollte, Legionen von Barbaren, wie Pahlawas, Sakas, Jawanas, Kambodschas und Warwaras zu Hülfstruppen schuf. Die Wohnsitze der vier erstern Völker sind bereits näher angegeben worden, und auf die Warwaras oder Barbaras führt das von dem Verfasser des Periplus und von Ptolemäus erwähnte Emporium Barbari im Indus-Delta. Da nun von jenen Völkern die Perser, Griechen und Skythen wirklich in Indien einfielen, so spielt der Dichter augenscheinlich auf jene Völker an, und demnach kann seine Lebenszeit nicht über die Zeiten des Megasthenes hinausgehen. Nun ist wohl aus der Bemerkung des Aelian zu vermuthen, dass das Ramajana, das aus alten Dichtungen in die heutige Form zusammengeschmiedet ward, wie die Verschiedenheit der beiden Stammregister, welche es von den Königen der Sonnen-Dynastie aufstellt, deutlich zeigt, doch wenigstens schon um 200 n. Chr. vorhanden war; da es aber die Insel Seilan Lankâ nennt, wie sie auch noch heute ebenso von den Inselbewohnern selbst genannt wird, welcher Name weder bei den Griechen, noch bei den Römern vorkommt und erst bei Hiüan Thsang unter der Transcription Lingkia als ein Berg auf jener Insel bezeichnet wird, so darf man wohl die Folgerung wagen, dass jenes Epos noch nicht vor dem sechsten Jahrhundert n. Chr. geschrieben war und vermuthlich unter dem Kampfe des Rama gegen die Rakschasas die Vertreibung der Buddhaisten durch die Brahma-Verehrer darstellt, welche That für Vorderindien gewiss wichtig genug war, um sie durch ein Epos zu verewigen. Die Compilation des aus 250,000 Versen bestehenden Mahabharata ist noch jünger als die des Ramajana, wie dessen Inhalt darthut; beide scheinen aher doch schon im sechsten Jahrhundert unserer Zeitrechnung existirt zu haben, weil im Hitopadesa, welches Werk der persische König Khusru Nuschirwan übersetzen liess, einige Stellen aus denselben angeführt werden, wenn diese anders nicht als schon lang bekannte Sentenzen sich fortpflanzten; genug, es mögen die Indier schon zu Megasthenes Zeiten Epopöen besessen haben, aber spätern Ursprungs sind die genannten, die nur ältern Stoff durch Zusatz umschmolzen.

§. 7. Auf Sandrakottas folgte dessen Sohn Allitrochades oder richtiger Amitrochates (Skr. Amitraghâtas, Bekämpfer der Feinde) in der Regierung, an dessen Hofe Deimachus als Gesandter des syrischen Königs Seleukus Nikator lebte. Deimachus schrieb ein Werk über Indien, das nach Strabo viel Unwahres enthalten haben soll, als welches besonders von Eratosthenes angeführt wird, dass er behauptete, Indien liege zwischen dem Aequator und dem Wendekreise des Krebses, und daher ginge daselbst das Siebengestirn nirgendwo unter, welchen Untergang jedoch Nearch und Megasthenes bezeugten [1]). Allein Deimachus hat vollkommen Recht, und demnach zu urtheilen, scheint er dasselbe Loos, wie Pytheas, gehabt zu haben; weil seine Beobachtungen nicht in das System der Stubengelehrten passten, wurden sie für lügenhaft verschrieen. Jener Amitrochates ersuchte den syrischen König Antiochus (Antiochus I. Soter, der von 281—262 v. Chr. regierte) um Wein,

1) Strab. 2. c. 1. §. 9—22.

Feigen und einen Philosophen, worauf ihm Antiochus antwortete: „Feigen und Wein will ich Dir wohl zusenden, aber einen Philosophen zu verkaufen, ist bei den Griechen gesetzwidrig[1].“ Im Jahre 255 n. Chr. riss sich Theodotus, Statthalter von Baktrien, von dem syrischen Reiche los und warf sich zum unabhängigen König auf, von dessen Nachfolgern Einige ihre Herrschaft über einen Theil Indiens erweiterten[2]. Antiochus der Grosse, König von Syrien, besiegte zwar den Euthydemus, König von Baktrien, liess ihm aber das Reich und drang 205 nach Indien vor, wo er mit dem Sophagasenus (Skr. Subhagâsenas, der ein glückliches Heer Besitzende) ein Bündiss schloss, Elephanten erhielt und den Androsthenes aus Kyzikus zurückliess, um die von Sophagasenus versprochene Geldsumme in Empfang zu nehmen[3]. Während aber Antiochus der Grosse Kleinasien fortnahm und mit den Römern in einen unglücklichen Krieg gerieth, eroberte Euthydemus durch seinen Sohn Demetrius und durch Menander das Pendschab, Sindhi und einen grossen Theil der Küste Malabar, über welche Eroberungen Demetrius König ward[4]. Als nun Eukratides auf Menander 181 den Thron von Baktrien bestieg, wurde er von Demetrius mit Krieg überzogen und hart bedrängt, bis sich endlich das Waffenglück wandte, Demetrius geschlagen wurde und sein indisches Reich verlor. Eukratides war jetzt Herr über ein sehr grosses Land, das mehr als 1000 Städte umfasste, und erhob seinen Sohn Eukratides II. zum Mitregenten, der aber nach der Alleinherrschaft strebte und seinen Vater 146 ermordete. Doch die Nemesis ereilte bald den Vatermörder in seinem vermeintlichen Glück, er wurde ermordet, und Mithridates I., König der Parther, bemächtigte sich seines grossen Reiches um 140 v. Chr.[5].

§. 8. Eratosthenes, der unter Ptolemäus III. Euergetes Bibliothekar zu Alexandria in Aegypten war und von 272 bis 192 v. Chr. lebte, benutzte zu der Entwerfung seiner systematischen Geographie nebst den bereits bekannten Schriftstellern hauptsächlich über Indien den Patrokles, der Admiral unter Seleukus Nikator und Antiochus war und von dem Schatzmeister Xenokles die von Alexander dem Grossen veranstaltete Beschreibung seiner Feldzüge erhalten hatte. Die aus seinem Werke auf uns gekommenen Bruchstücke bieten nicht viel Neues über Indien dar, sie führen bloss das Vorgebirge Koniakum (Khola, Ramana-Khora) an und geben der Insel Seilan eine Länge von 8000 und eine Breite von 5000 Stadien mit 700 Flecken und Dörfern. Eratosthenes rechnet die Breite Indiens von dem Berge Taurus bis zu den Mündungen des Indus, der die Westgrenze von Indien bildete, zu 13,000, die Breite von demselben Berge bis zum Vorgebirge Koniakum aber zu 16,000 und die Länge von Westen nach Osten bis zur Stadt Palibothra, weil man von dem, was weiterhin lag, keine zuverlässige Nachricht hatte, zu 10,000 Stadien[6]. Huet, der den ägyptischen Osiris für den Dionysus der Griechen hält, will in Diodors Worten, dass der König Osiris auf seinen Eroberungszügen bis zu den entlegensten Orten Indiens vorgedrungen sei,

1) Athen. 14. c. 23 oder §. 67. 2) Justin. 41, 4.
3) Polyb. 11. c. 8. 32. 4) Strab. 11. c. 11.
5) Justin 41, 6. Strab. 15. c. 1. §. 3.
6) Eratosthen. ap. Strab. 15. c. 1. §. 10—14. Arrian. Ind. c. 3. Plin. 6, 24. (22).

die erste Handelsverbindung zwischen Aegypten und Indien erkennen und bemerkt, dass Ptolemäus II. Philadelphus durch die Absendung des gelehrten Mathematikers Dionysius nach Indien nur den Seeweg dorthin erneuert habe [1]). Allein Ptolemäus Philadelphus fertigte weder einen Dionysius als Gesandten nach Indien ab, noch liess er eine Handelsflotte aus dem arabischen Meerbusen dorthin auslaufen; des Dionysius wird sonst nirgendwo als nur einmal bei Plinius erwähnt, und diese Stelle ist offenbar fremdes Einschiebsel [2]). Vincent ist der Meinung, dass noch unter der Regierung des Ptolemäus VI. Philometor im Jahre 177 vor Chr. die griechischen Könige in Aegypten nicht direct in Handelsverbindungen mit Indien standen, sondern dass die Sabäer und Gerrhäer den Griechen in Aegypten über Arsinoe und Myoshormos, den Phöniziern über Petra und den elanitischen Golf die indischen Waaren zuführten [3]). Agatharchides, der um 120 v. Chr. schrieb, bezeichnet auch die Sabäer und Gerrhäer als durch den Transport von asiatischen und europäischen Waaren bemittelte Völker, die das ptolemäische Syrien reich gemacht und den betriebsamen Phöniziern tausenderlei Handelsgegenstände zugeführt haben [4]). Die Ptolemäer besassen nun wirklich Phönizien, Cölesyrien und Palästina mit einiger Unterbrechung bis zum Jahre 198 vor Chr., wo Antiochus der Grosse jene Länder den Ptolemäern entriss, und seitdem blieben sie, obgleich er sie seiner Tochter Kleopatra, die er mit Ptolemäus V. Epiphanes vermählte, als Heirathsgut schenkte, doch im Besitze der Seleukiden, denn Seleukus IV. Philopator, Sohn Antiochus des Grossen, herrschte noch über dieselben, und Antiochus verlieh, als er, wie Suidas nach Polybius berichtet, von Seleucia nach der Insel Tylos segelte, den Gerrhäern von Neuem die Freiheit, für welche Gnade sie ihm 500 Talente Silber, 1000 Talente Weihrauch und 200 Talente Stakte schenkten [5]). Der directe Seeverkehr zwischen Aegypten und Indien soll, wie Posidonius bei Strabo erzählt, erst zur Zeit des Ptolemäus VII. Euergetes, der von 145—117 vor Chr. regierte, eingetreten sein. Damals fand man nämlich in einem Schiffe, das in den arabischen Meerbusen verschlagen worden war, einen Indier, der dem Hungertode, dem alle seine übrigen Gefährten bereits erlagen, nahe war. Der Indier wurde zum Könige gebracht, der ihn einige Zeit später als Lothsen mit einiger Mannschaft, an deren Spitze Eudoxus aus Kyzikus stand, wieder in sein Vaterland gehen liess, aus welchem Eudoxus Edelsteine und Gewürze zurückbrachte, welche Ladung er dem Könige Euergetes abtreten musste [5]). Zwar erklärt Strabo jene Erzählung für ein Mährchen, aber doch bezog Alexandria noch bis zum Jahre 198 v. Chr. die indischen Waaren meist über Tyrus und nur zum Theil aus arabischen Häfen; es scheint sie erst, als Phönizien nicht mehr zu

---

1) Huet. Histoire du commerce etc. chap. 52. und 54.

2) Plin. 6, 21 (17): Patefacta non modo est Alexandri armis — verum et aliis auctoribus Graecis, qui cum regibus Indicis morati (sicut Megasthenes, et Dionysius a Philadelpho missus ex ea causa) vires quoque gentium prodidere. Eichhorn hat nun aus dieser Stelle noch ganz falsch geschlossen, dass Ptolemäus Philadelphus nebst dem Dionysius auch den Megasthenes nach Indien gesandt habe. Siehe Eichhorns Geschichte des ostindischen Handels vor Mahämed, S. 26.

3) Vincent l. c. Tom. II. p. 35.

4) Agatharchides ap. Huds. p. 64.

5) Posidonius ap. Strab. 2. c. 3.

Aegypten gehörte, direct über den arabischen Meerbusen aus Indien geholt zu haben. Jedoch war jener Verkehr, so lange Aegypten noch keine römische Provinz war, nicht sehr beträchtlich: denn Strabo erfuhr in Aegypten, dass zur Zeit der Ptolemäer nicht einmal 20 Schiffe wagten aus dem arabischen Meerbusen über die Meerenge Babelmandeb hinauszugehen, um indische Waaren herbeizuholen, dass zu seiner Zeit aber 120 Schiffe von Myoshormos nach Indien segelten[1]. Jene Ausdehnung des ägyptischen Handels gründete sich darauf, dass die Römer bis 30 vor Chr. noch die indischen und übrigen asiatischen Waaren über Syrien bezogen, das früher als Aegypten ihrem Reiche einverleibt wurde, weshalb Horaz auch noch das indische Malabathrum, Malabathrum Syrium, und die asiatischen Waaren überhaupt Merx Syra nennt[2].

§. 9. Schihoangti, der gewaltige Reformator der Sinesen, der von 246—210 v. Chr. über Sina tyrannisirte, brachte nicht allein das damals in sieben unabhängige Königreiche zerfallene sinesische Reich unter seine Botmässigkeit, sondern vergrösserte es auch noch durch die Länder im Süden des Flusses Kiang bis zum Meere, und eroberte Tonkin und Kotschin-Sina in Hinterindien. Unter seiner Regierung soll auch zuerst der Buddhaismus aus Indien in Sina Eingang gefunden haben und eine Zeitlang heimlich unterhalten worden sein; allein man erzählt die Einführung desselben höchst fabelhaft. Im Jahre 217 kam der Buddha-Priester Schelifang mit zehn andern Mönchen aus den westlichen Ländern nach Hianjang, einem kleinen Marktflecken bei Sianfu in Schensi und überbrachte heilige Bücher in indischer Sprache dem Kaiser, der sie, weil er ihr Benehmen seltsam und anstössig fand, ins Gefängniss abführen liess, worin die Gefangenen ihr Mahapradschnâpâramita hersagten, worauf sich plötzlich ein helles Licht im Kerker verbreitete und ein 16 Fuss grosser Genius von Goldfarbe erschien, der mit einer Keule die Thür einschlug und die Gefangenen befreite. Durch dieses Wunderereigniss erschreckt bereute der Kaiser die That und entliess die Mönche mit grosser Ehrerbietung[3]. Die Hiungnu (Hunnen), ein grosses berittenes Nomadenvolk, das nördlich von Sina in der Tartarei umherschweifte und seit dem Jahre 244 v. Chr. Einfälle in Sina machte, schlug Schihoangti und liess gegen sie, damit sie keine Raubzüge mehr in sein Reich unternehmen konnten, die grosse Mauer aufführen, durch welche Massregel sie sich um 200 v. Chr. auf die Juetschi oder Jueschi, d. i. das Volk des Mondgeschlechts, die im Lande Kantscheu und Kuatscheu, westlich von der Provinz Schensi wohnten, warfen. Mete, König der Hiungnu, bezwang die Juetschi, die sich später gegen die Hiungnu empört zu haben scheinen, denn Laoschang, der Nachfolger des Mete, bekriegte sie, tödtete ihren König und nöthigte sie im Jahre 165 zur Auswanderung. Sie theilten sich in zwei Abtheilungen, von denen die kleine sich durch Tufan oder Tübet nach Hinterindien und die grössere in die Ebenen westlich vom Flusse Ili wandte, aus welchen sie die Su, ein Nomadenvolk, das unter mehreren Häuptlingen stand, nach Westen verdrängten, und durch welche Trennung die Sinesen die kleinere Abtheilung die kleinen, die grössere die grossen Jueschi nannten. Um das Jahr 126 sandte der sinesische Kaiser Wuti seinen Ge-

---

1) Strabo lib. 2. c. 5. §. 12. lib. 17. c. 1. §. 13.
2) Horat. Carm. 1, 31. 2, 7. 3) Foekoueki p. 41.

neral Tschangkhian in Begleitung von 100 Mann in das neue Land der grossen Jueschi, um mit ihnen ein Bündniss gegen die Hiungnu, die in ihren neuen Wohnsitzen die Streifzüge in das hier weniger geschützte sinesische Reich fortsetzten, zu schliessen. Als der General durch das Land der Hiungnu reiste, wurde er mit seinem Gefolge festgenommen und entkam erst nach zwei Jahren zu den Jueschi, die im Kampfe mit den Parthern begriffen waren, im Jahre 124 v. Chr. deren König Artabanus II. in einer Schlacht tödteten und ihnen die indischen Besitzungen nebst Baktrien und Kabul entrissen. Tschangkhian sah bei den Tahia (Daoi des Herodot, Dahä des Plinius, deren Namen noch in Dahistan fortlebt), wie Semathsian in seinen aus 300 Büchern bestehenden geschichtlichen Denkwürdigkeiten (Sseki), die er 104 v. Chr. verfasste, erwähnt, baumwollene Zeuge aus Schu (Setschuan) und Bambusrohre vom Berge Kiung in derselben Provinz. Auf die Frage, woher sie diese Gegenstände bezögen, antworteten sie ihm: aus dem Reiche Schinthu (Indien) im Südosten, von wo man in das Land Schu gelangen könnte, das nach der Aussage der Kaufleute 2000 Li von dem Reiche Schinthu entfernt sei. Ueber diese Nachricht erfreut, beredete Tschangkhian die Tahia, die im Südwesten von Sina wohnten, dass sie immer das Reich der Mitte ehren und die Hiungnu verachten, die Kaufleute ihres Landes ihre alte Handelsstrasse durch das Land der Hiungnu verlassen und den Weg durch das Reich Schinthu, der weit sicherer wäre, nehmen möchten. Nach Tschangkhian's Rückkehr liess Wuti aus Schu eine Expedition von ungefähr 1000 Wagen mit bewaffneten Männern durch das Land der Barbaren im Südwesten von Sina aufbrechen, um das Reich Schinthu aufzusuchen, die aber den Weg durch feindliche Hirtenstämme versperrt fand und daher jenes Land nicht erreichen konnte; darauf befahl er im Jahre 121 seinem General Hokhiüping, die Hiungnu von der nordwestlichen Grenze seines Reiches zu vertreiben. Der General vollführte den Befehl, überschickte dem Kaiser eine goldene Buddha-Statue, vor welcher der König des Landes Hieuthu jenseit der Berge von Jarkand opferte. Wuti stellte jene Statue in dem Palaste der süssen Quellen auf und brannte ihr Räucherwerke. In dem eroberten Lande liess er Kolonien und Städte anlegen, worüber er Generale setzte, die den Titel Wang (König) führten, und erweiterte auch noch seine Herrschaft auf der andern Seite bis an die Grenzen von Kambodscha, Siam, Pegu und Bengalen [1]). Jene Jueschi, Juetschi, Jüeti, Skythen oder, wie die Inder und Perser sie nannten, Sakas, sollen im Jahre 56 v. Chr. von dem berühmten Wikramaditja, König von Udschain, aus Indien vertrieben worden sein, welche glorreiche That ihm jenen Namen, d. i. göttlicher Sieger, verliehen und bei den Indiern die Aera Sakabhupakala hervorgerufen habe, welche Begebenheit uns aber in Betracht des Nachfolgenden zu früh angesetzt zu sein scheint. Unter dem Kaiser Aiti im Jahre 2 v. Chr. erhielt Kinglu, Schüler eines gelehrten Weisen, von dem Könige der grossen Jueschi einen Gesandten Namens Itsünkeu nebst einem buddhaistischen Buche, das aussagte: „Derjenige, der als neuer Patriarch

1) Witsen l. c. I. p. 265. Pauthier, China S. 246. Le Thiantchu p. 4. Deguignes, Sur les liaisons et le commerce des Romains avec les Tartares et les Chinois. Mém. de l'Acad. des Inscript. Tome 32. Gatterer, Geschichte der Chineser.

eingesetzt werden soll, ist dieser Mann;" woraus hervorgeht, dass der König der Jueschi sich als Verbreiter des Buddhaismus aufwarf und dass wahrscheinlich sein Volk sich auch zu dieser Lehre bekannte. Es wird noch hinzugefügt, dass der Inhalt der Bücher Futhu (Buddha) vollkommen mit dem Buche des Laotse aus dem Reiche der Mitte übereinstimme, da man auch glaube, Laotse sei durch das Grenzthor Kuan aus Sina nach dem Occident gewandert, um die Barbaren in Thiantschü (Indien) zu unterrichten. Allerdings stimmen Laotse's und Buddha's Lehren in mehreren Punkten mit einander überein; aber Buddha war kein Schüler des Laotse, sondern beide schöpften ihre Religionsgrundsätze aus dem Brahmaismus oder zunächst von einem ältern Buddha, welcher nicht so sehr von der Brahmalehre abwich. Der sinesische Geschichtsschreiber Matuanlin bemerkt, dass ungefähr 100 Jahre nachher, als der General Tschangkhian von dem Kaiser Wuti als Gesandter zu den Jueschi abgeschickt worden war, ein Fürst der Jueschi, der eine von den durch sie eroberten fünf Statthalterschaften des Landes der Tahia besass, sich die Jetha (Geten, Gothen), Kipin (Kabul) und Thiantschü (Indien) unterwarf. Demzufolge wäre Indien um 26 n. Chr. von den Jueschi von Neuem erobert worden, und nach dem sinesischen Bericht über die westlichen Gegenden (Sijü) besassen sie noch unter den letztern Han, die von 25 bis 221 n. Chr. regierten, das Reich Kaofu (Kabul) und Schinthu (Indien) bis zum Königreiche Panki (im Mahabharata Banga, jetzt Bengalen). Aus diesem Grunde nennt auch der anonyme Verfasser der Küstenbeschreibung des rothen Meeres das Land am Sindh, dessen Hauptstadt Minnagar hiess, Skythia, welches Ptolemäus in Indoskythia verwandelt; ja die Dschats am Indus, deren 4000 Boote starke Flotte Mahmud von Ghazni im Jahre 1027 n. Chr. mit einer Flotte von 500 Schiffen in den Grund bohrte oder durch Feuerkugeln in Brand setzte, und die heute noch in der dortigen Gegend wohnen und eine eigene Sprache reden, scheinen sogar Abkömmlinge jener Jueschi oder Skythen zu sein [1]).

§. 10. Diodor Siculus, der kurz v. Chr. Geburt seine historische Bibliothek schrieb, nahm in dieselbe aus ältern Schriftstellern, vorzüglich aus Megasthenes, einige Nachrichten über den ältesten Zustand Indiens auf, die bereits von uns mitgetheilt wurden; wir lassen daher hier seine geographischen Berichte folgen. Indien hat die Gestalt eines Vierecks, das im Osten und Süden durch das Meer, im Westen durch den Fluss Indus begrenzt, und im Norden durch das Gebirge Hemodus (Himalaja) von Skythien, welches die Sacier (Skr. Sakâs) bewohnen, getrennt wird. Das ganze Land misst von Osten nach Westen 28,000, von Norden nach Süden 32,000 Stadien, und da ein grosser Theil desselben unter dem Wendekreise des Krebses liegt, so sieht man in vielen Gegenden die Sternbilder der Bären nicht mehr, ja an der äussersten Grenze soll sogar der Arktur nicht mehr aufgehen, wo denn auch die Schatten südwärts fallen. Indien umfasst viele hohe Berge mit nutzbaren Bäumen aller Art, grosse fruchtbare Ebenen, die von zahlreichen Flüssen bespült werden und deren bewässerte Felder jährlich zweimal Frucht tragen. Es erzeugt viele verschiedenartige grosse und starke Thiere, vierfüssige sowohl als Vögel, besonders die grössten Elephanten, die weit stärker als die libyschen

1) Dow, Geschichte von Hindostan. Th. 1. S. 108.

sind, wesshalb die Indier, die deren eine grosse Zahl in die Schlachten führen, auch dadurch keine unbedeutende Ueberlegenheit im Kriege erlangen. Die Einwohner sind sehr gross von Körper, wohlgenährt und besitzen Kunstfertigkeiten; die Erde birgt Silber und Gold in Menge, ziemlich viel Kupfer und Eisen, auch Zinn und andere werthvolle Gegenstände; sie bringt ausser den Brodfrüchten viel Hirse, verschiedene Arten von Hülsenfrüchten, Reis, Bosporum und mehrere andere essbare Pflanzen und Früchte hervor, wesshalb daselbst nie eine Hungersnoth eingetreten sein soll. Es gibt dort eine doppelte Regenzeit, die eine im Herbste, wo man das Getraide, die andere um das Sommersolstitium, wo man den Reis, das Bosporum, den Sesam und die Hirse säet, und meistens fällt eine immer gut aus. Viele grosse schiffbare Flüsse entspringen in den Gebirgen gegen Norden, von denen mehrere miteinander vereint in den Ganges ausströmen, einen Strom, der 30 Stadien breit ist, von Norden nach Süden fliesst und sich in den Ocean begräbt. Auf dem östlichen Ufer des Ganges liegt das Land der Gandariden (Gangariden), das wegen seiner vielen und grossen Elephanten noch nie von einem auswärtigen Könige erobert wurde, selbst Alexander von Macedonien, der ganz Asien bezwang, griff die Gandariden nicht an, als er hörte, dass sie 4000 Elephanten zum Kampfe ausgerüstet hätten. Der Indus, der ebenfalls im Norden entspringt, schlängelt sich durch eine weite Ebene, nimmt viele Flüsse auf, worunter der Hypanis (Hypasis), Hydaspes und Akesines die bedeutendsten sind, und ergiesst sich dann in das Meer. Ausser diesen gibt es noch viele andere Flüsse, die das Land reichlich mit Wasser versehen, und eine ganz besondere Eigenschaft besitzt der Silas, der einzige Fluss, auf welchem nichts schwimmt, sondern Alles in die Tiefe hinabgezogen wird. Indien wird von vielen verschiedenen Völkerschaften bewohnt, die alle Ureingeborne sind, denn es hat nie eine fremde Kolonie aufgenommen, auch nie eine Kolonie in andere Länder geschickt. Diodor gedenkt auch eines Kaufmannes Namens Jambulus, der auf seiner Reise in Arabien mit seinen Gefährten von äthiopischen Räubern gefangen und nach Aethiopien gebracht wurde, wo man sie zwang, ein Schiff zu besteigen, um als Sühnopfer nach einer sehr entfernten Insel zu segeln. Sie erreichten nach einer Fahrt von vier Monaten jene Insel, welche man für Seilan hält, deren Beschreibung aber so fabelhaft ist, dass wir den Leser ermüden würden, wenn wir sie auch nur im Auszuge mittheilten. Jambulus hatte auch über Indien manche Nachrichten niedergeschrieben, die sich nicht bei Andern vorfanden und wahrscheinlich ebenso lügenhaft waren, wie die über jene Insel, wesshalb auch andere Schriftsteller auf ihn keine Rücksicht nahmen[1]).

---

1) Diod. Sic. 2, 35—38 u. 55—60.

# Vierter Abschnitt.

Von dem römischen Kaiser Augustus bis auf den sinesischen Kaiser Wuti Kaotsu (30 v. Chr. bis 420 n. Chr.).

## Der Morgen.

§. 1. Unter den Römern schlossen sich die Küsten Malabar und Koromandel, so wie die Insel Seilan durch den Seehandel der alexandrinischen Kaufleute auf; Hinterindien und der indische Archipelagus entnebelten sich durch den um 56 n. Chr. angeknüpften Seeverkehr zwischen Indien und Sina; mehrere Völkerschaften, Städte, Flüsse und Berge wurden bekannt, aber über das politische, wissenschaftliche und bürgerliche Leben der Hindus verbreiteten die Römer kein neues Licht. Als der römische Kaiser Augustus im Jahre 30 v. Chr. Herr von Aegypten geworden war, zog sich bald der Handel aus den syrischen Städten nach Alexandria, wodurch sich diese Stadt zum Hauptmarkte für alle asiatischen und afrikanischen Handelsartikel erhob. Augustus empfing nach Orosius und Eusebius im Jahre 25 v. Chr. zu Tarraco (Tarragona) in Hispanien eine indische Gesandtschaft, in deren Folge vermuthlich die Alexandriner eine grosse Handelsflotte nach Indien ausrüsteten; denn Strabo, der sich 24 v. Chr. in Aegypten befand, erfuhr daselbst, dass eine Handelsflotte von 120 Schiffen aus Myoshormos nach Indien absegelte [1]). Jene erste Freundschaft, welche die Indier dem Augustus nur hatten antragen lassen, sagt Dio Cassius, befestigten sie durch einen förmlichen Bund, als der Kaiser im Jahre 20 v. Chr. den Winter auf Samos zubrachte. Dort erschien eine Gesandtschaft des indischen Königs Porus, der sich laut der Urkunde auf Pergament Herrscher über 600 Fürsten nannte, aber dennoch nach der Freundschaft des Kaisers Augustus strebte und ihm in Allem Willfährigkeit versprach. Sie überbrachte dem Kaiser einen jungen Menschen ohne Arme, der mit den Füssen einen Bogen spannen, einen Pfeil abschiessen und eine Trompete an den Mund bringen konnte, Tiger, eine Schlange von 10 Ellen Länge, eine 3 Ellen grosse Flussschildkröte und andere Gegenstände zum Geschenke, und ihr Gymnosophist Zarmaros oder Zarmanochegas (Skr. etwa Sramânâtscharjas, der Heilige) aus Bargosa (Baygaza, jetzt Barotsch) bestieg zu Athen, nachdem er sich zuvor in die eleusinischen Mysterien hatte einweihen lassen, nach vaterländischer Sitte freiwillig den Scheiterhaufen und opferte sich den Flammen [2]).

§. 2. Strabo, der um 25 n. Chr. starb, erweitert seine Geographie noch nicht mit neuen Berichten über Indien, obgleich er sich also ausdrückt: da die Römer jüngst mit einem Heere unter der Anführung meines Freundes und Gefährten Aelius Gallus einen Feldzug in das glückliche Arabien unternahmen, und nun auch von alexandrinischen Kaufleuten eine Flotte auf dem Nil und dem arabischen Meerbusen nach Indien geht, so sind auch diese Gegenden jetzt viel mehr bekannt, als vormals. Allein die Kaufleute, welche zu seiner Zeit von Aegypten nach Indien schifften, erreichten selten den Ganges und waren aus Mangel

1) Sueton. Octav. c. 21 et ibidem Casaubon. Strabo 2. c. 5. §. 12.
2) Strabo 15. c. 1. §. 4 u. 73. Dio Cass. 54, 9.

an Bildung zur Erforschung der Landesangelegenheiten wenig fähig, hatten auch das Gesehene nur im Fluge wahrgenommen, und erzählten das Meiste bloss der Sage nach [1]). Dass damals schon einige ägyptische Kaufleute bis zum Ganges segelten, mag sein; aber nicht auf ihren eigenen Schiffen, weil diese sich nicht durch die seichte Strasse von Manar durchzuwinden vermochten und man an die Umschiffung von Seilan noch nicht dachte, wie wir weiterhin sehen werden. Strabo konnte sein Werk mit einer Topographie der indischen Küsten, wenn nicht von Koromandel, doch wenigstens von Malabar, bereichern; aber er berücksichtigt in seiner Darstellung von Indien das Topographische sehr wenig und schenkt den Berichten seiner Zeit noch weit weniger Glauben, als den ältern, wesshalb er sich auch nur mit diesen befasst, von denen die meisten bereits von uns besprochen wurden: er führt bloss noch nach Artemidor an, dass der Ganges, der auf den Bergen Emodos (Himalaja) entspringe, bis zur Stadt Ganges nach Süden, aber von hier bis zur Stadt Palibothra und weiter bis zum Erguss ins Meer nach Osten fliesse, und dass von den in den Ganges sich ergiessenden Flüssen der Oidanes (vermuthlich der Brahmaputra) auch Krokodile und Delphine nähre, wohingegen Ptolemäus das Emporium Ganges in eine Mündung des gleichnamigen Flusses setzt. Jener Artemidor ist wahrscheinlich derselbe, nach welchem Plinius die Entfernung von der Mündung des Ganges bis zum Euphrat auf 5169 Millien angibt, und der, zu Ephesus geboren, um 110 v. Chr. einen Periplus des innern Meeres in elf Büchern schrieb [2]).

§. 3. Der Geograph Pomponius Mela, der zur Zeit des römischen Kaisers Tiberius Claudius eine kleine Erdbeschreibung verfasste, schöpfte seine Nachrichten über Indien noch aus ältern Quellen, die wir wegen ihrer merkwürdigen Benutzung hier nachfolgen lassen. „Von den skythischen Inseln gelangt man in das Ostmeer und zu der östlichen Küste der Erde, die sich vom skythischen Vorgebirge bis zum Vorgebirge Colis erstreckt und anfänglich ganz unwegsam, dann wegen der Wildheit der Bewohner unbebaut ist. Die Skythen sind Androphagen und werden durch eine unbewohnte und von wilden Thieren angefüllte Gegend von den Sacä getrennt; dann dehnen sich abermals wüste Striche, welche wilde Thiere unsicher machen, bis zu dem am Meere liegenden Berge Tabis aus, von dem sich in weiter Ferne der Berg Taurus erhebt, zwischen welchen beiden die Serer wohnen, Menschen voll Gerechtigkeit, die wegen des Handels, den sie mit Zurücklassung ihrer Waaren in der Einsamkeit abwesend treiben, sehr bekannt ist. Indien grenzt nicht nur an das östliche Meer, sondern auch an das südliche oder sogenannte indische, und da es im Norden von den Höhen des Taurus und im Westen von dem Indus eingeschlossen wird, so umfasst dessen Küste einen so grossen Raum, dass man 40 Tage und Nächte zu seiner Umseglung gebrauchen muss; es ist von unsern Gegenden so weit entfernt, dass in einem gewissen Theile keiner von den beiden Nordgestirnen gesehen werden kann, und die Schatten der Gegenstände, anders als auf andern Küsten, nach Mittag fallen; übrigens ist es fruchtbar und reich an verschiedenartigen Menschen und Thieren. Es erzeugt Ameisen, von denen die grössten nicht kleiner als unsere Hunde sind, und die, wie

1) Strabo 2. c. 5. §. 12. lib. 15. c. 1. §. 2 u. 4. lib. 17. c. 1. §. 13.
2) Artemid. ap. Strab. 15. c. 1. §. 72. Plin. 2, 112 (108).

die Greife, das aus der Erde herausgescharrte Gold so bewachen sollen, dass es nur mit der grössten Lebesgefahr angerührt werden kann; auch bringt es Schlangen von solcher Grösse hervor, dass sie die Elephanten durch Umschlingung und Biss tödten. An einigen Orten ist der Boden so fett und so fruchtbar, dass der Honig von den Zweigen der Bäume trieft, Wolle in den Wäldern wächst und das Rohr von solchem Umfange gedeiht, dass in einem ausgehöhlten Zwischengeschosse desselben zwei, auch wohl drei Menschen wie in einem Schiffe fahren. Tracht und Sitten der Einwohner sind unterschiedlich; einige tragen Kleider aus Leinen oder der ebengenannten Wolle, andere aus Vogel- und Thierhäuten; ein Theil geht nackt einher, ein anderer bedeckt nur die Schamglieder; einige sind klein, andere so gross von Körperbau, das sie sich der grössten Elephanten, wie wir der Pferde, leicht und geschickt bedienen. Einige erachten es für sehr gut, kein Thier zu tödten und kein Fleisch zu essen; andere nähren sich nur von Fischen, und wieder andere schlachten ihre nächsten Verwandten, bevor sie ein Raub der Jahre oder einer Krankheit werden, wie Opferthiere und betrachten es als Pietät, die Eingeweide der Geschlachteten zu schmausen. Sobald das Alter oder eine Krankheit sie befällt, entfernen sie sich von den Uebrigen und erwarten in der Einsamkeit angstvoll den Tod; die Unterrichteten und die in der Philosophie Bewanderten aber erwarten denselben nicht, sondern springen frohen Muthes freiwillig ins Feuer, was sie für rühmlich achten. Unter den vielen Städten, die sie bewohnen, ist Nysa die berühmteste und grösste, unter den Bergen der dem Jupiter geheiligte Meros, welche beide ihren Ruhm daher haben, weil Bacchus in jener Stadt geboren und in der Höhle jenes Bergs erzogen worden sein soll, woher denn die griechischen Schriftsteller ihren Stoff zu der Fabel nahmen, dass er in der Hüfte des Jupiter eingeschlossen gewesen sei. Die Küsten vom Indus bis zum Ganges haben die Palibothri, vom Ganges bis zum Vorgebirge Colis, ausser wo man vor Hitze nicht wohnen kann, schwarze Völker wie Aethiopier inne. Von Colis bis Cudus, wo die Küsten gerade fortlaufen, sind die Völker furchtsam und durch Seehandel sehr reich. Der Tamus ist ein Vorgebirge des Taurus, der auf seinem äussersten Ende im Süden den Colis zum Cap hat. Der Ganges und Indus sind Flüsse jenes Landes. Jener, der unter allen der grösste ist, und aus vielen Quellen auf dem Berge Hemodes hervorströmt, ist an einigen Orten über 10 Millien breit und ergiesst sich in sieben Mündungen; der Indus entspringt auf dem Berge Paropamisus, wächst durch die Aufnahme mehrerer Flüsse, von denen der Cophes, Akesines und Hydaspes die bedeutendsten sind, zu einem sehr breiten Strome, der dem Ganges fast an Grösse gleichkommt, fliesst dann in einigen grossen Krümmungen fort, bis er zur Linken und Rechten sich vertheilend in zwei weit von einander entfernten Mündungen seinen Ausfluss findet. Bei dem Vorgebirge Tamus liegt die Insel Chryse, bei dem Ganges Argyre, von denen nach den Berichten der Alten die eine einen goldenen, die andere einen silbernen Boden hat; aber es entstanden wahrscheinlich jene Namen entweder aus dem dortigen Reichthum an jenen Metallen, oder die Namen selbst legten den Grund zu jener Fabel. Taprobane ist entweder eine sehr grosse Insel oder, wie Hipparchus behauptet, der erste Theil einer andern Welt, was, da jenes Land bewohnt wird und noch von Niemanden umschifft worden sein soll, fast wahrscheinlich ist. Zwischen den Indus-

Mündungen liegt die Insel Patalene und ihnen gegenüber befinden sich die Sonneninseln, die so unbewohnbar sind, dass die Hinkommenden von der Gewalt der sie berührenden Luft plötzlich entseelt niedersinken[1]." Die skythischen Inseln setzt Mela in das kaspische Meer, das er für einen Meerbusen des Ostmeeres wähnt, an welches er Indien, das er sich im Süden und Osten von dem Meere bespült denkt, grenzen lässt, wesshalb er auch anführt, dass Indier durch Sturm aus den indischen Meeren nach Germanien verschlagen worden seien[2]. Durch diese Karrikatur, die er von der Gestalt Indiens entwirft, wurde v. Bohlen nach Heerens Vorgange zu der Annahme verleitet, als habe Mela schon die Ostküste von Sina und die Halbinsel Korea gekannt[3]. Der Tabis ist irgend ein Berg im Norden Sina's, etwa der Tainschan; unter dem Taurus und dem Hemodes kann nur der Himalaja der Indier begriffen sein, und die Serer sind die Sinesen, die vermuthlich vor der grossen Mauer mit fremden Völkern, welche Sina nicht betreten durften, Handel trieben. Colis stammt aus Skr. Tschola und bezeichnet eigentlich das Vorgebirge Kalimere, hier aber wahrscheinlich das Cap Komorin, und demgemäss wäre Cudus, das an das Sanskritwort Kotta (Festung) und an das Kottiara des Ptolemäus erinnert, das heutige Kotschin. Was an den übrigen Worten Mela's Wahres oder Falsches ist, weiss bereits der aufmerksame Leser; wir bemerken nur noch, dass auch Ptolemäus von einem Gold- und Silberland östlich von den Gangesmündungen, so wie von einer ferner gelegenen Insel Chryse (Malakka) und von Argyre als der Hauptstadt der Insel Jabadiu (Jawa) spricht, welche beiden letztern höchstwahrscheinlich die von Mela angeführten gleichnamigen Inseln sind, woraus denn hervorgeht, dass der Verkehr zwischen Vorder- und Hinterindien weit älter ist, als man bisher annahm; ja es liefen sogar nach dem topographischen Versuche von Kanton, welchen im Jahre 1819 der Vicekönig jener Provinz herausgab, zur Zeit des Kaisers Kuang Wuti, der von 25—57 n. Chr. über Sina herrschte und Kotschin-Sina, dass sich unter der Anführung einer heldenmüthigen Frau empört hatte, wieder seinem Reiche unterwarf, die ersten indischen Schiffe in Kanton ein. Sina stand zu jener Zeit mit Indien in regem Verkehr, wie aus nachstehendem Berichte der sinesischen Geschichte erhellt. Der Kaiser Mingti sah einmal in einem Traum einen sehr grossen Mann von Gold, dessen Scheitel einen starken Glanz von sich gab. Als er hierüber seine Minister befragte, erwiederte einer, dass es in den westlichen Ländern ein göttliches Wesen Namens Fo (Buddha) gegeben habe, dessen Statue 6 Fuss hoch und von gelbem Golde gewesen sei. Der Kaiser schickte darauf Gesandte nach Thiantschü (Indien), um sich in den Gesetzen und Lehren des Fo zu unterrichten und um sein gemaltes Bild und seine Statue in das Reich der Mitte hinüberzubringen. Auf diese Weise wurde im Jahre 65 n. Chr. die Buddha-Religion von Staatswegen in Sina eingeführt, und der König von Tschu, Namens Jing, ein kleiner Lehnsfürst des sinesischen Reichs, nahm zuerst jene Religion an. Diesen Bericht erweitert das Foekoueki wie folgt: Mingti sah im Traume einen Menschen von Goldfarbe, hohem Wuchse und mit einer weissglänzenden Glorie um sein Haupt in der Luft über seinem Palaste fliegen. Er befragte einige seiner Hofleute über diesen Traum, die ihm anworteten, dass es in den westlichen Ländern

---

1) Pompon. Mela 3, 7. 2) Mela 3, 5. 3) v. Bohlen Th. 1. S. 71.

einen Geist Namens Fo gegeben habe, worauf der Kaiser seinem Offizier Thsaiyn und dem gelehrten Thsinking mit mehreren Andern befahl, nach Indien zu gehen, um dort Erkundigungen über die Lehre des Fo einzuziehen und dessen Religionsvorschriften hinüberzubringen. Thsaiyn wandte sich in Indien an die Schamen und kommt mit zwei von ihnen, Mateng und Tschufalan nach Lojang zurück. Minti liess Fo malen und die Bilder in dem Thurme der Reinheit aufhängen und das heilige Buch in einem steinernen Gebäude niederlegen, wobei ein Kloster gebaut wurde, das Tempel des weissen Pferdes genannt ward, worin Mateng und Tschufalan ihr Leben zubrachten. Ing, Fürst von Tschu, nahm die neue Religion zuerst an und hatte sich das Buch des Fo in 42 Capiteln verschafft und Bilder von ihm[1]).

§. 4. Unter dem Kaiser Tiberius Claudius. der von 41 bis 54 nach Chr. regierte, würde den Römern zuerst die Insel Seilan auf eine merkwürdige Weise näher bekannt. „Ein Zolldiener des Annius Plocamus, der von dem Fiscus den Zoll des rothen Meeres gepachtet hatte, wurde, als er an der Küste von Arabien segelte, von dem Nordwinde über Carmania hinaus verschlagen und lief am 15. Tage in den Hafen Hippuri auf Taprobane ein. Von dem dortigen Könige freundlich aufgenommen, verweilte er daselbst sechs Monate und lernte während dieser Zeit die dortige Sprache soviel, dass er sich dem Könige verständlich machen konnte. Der König erkundigte sich nun nach den Römern und ihrem Kaiser, und schloss aus dem Gleichgewichte der Denarien, die doch von verschiedenen Fürsten geprägt worden waren, die Gerechtigkeitsliebe der Römer, wesshalb er eine Gesandtschaft von vier Personen, an deren Spitze Rachias (vermuthlich ein Radscha) stand, an den Kaiser Claudius abfertigte und ihn um einen Freundschaftsbund ersuchen liess. Nach der Aussage jener Gesandten enthielt die Insel 500 Städte, unter welchen Paläsimundum, die Residenz des Königs, die bei einem gegen Süden befindlichen Hafen lag, die grösste war und 200,000 Einwohner zählte. Mitten im Lande befand sich der 375 Millien im Umfange messende See Megisba, der zweien Flüssen ihre Entstehung gab, dem Paläsimundus, der bei der gleichnamigen Stadt in drei Mündungen sich in den Hafen ergoss, und der Cydara, die gegen Norden und Indien floss. Das nächste Vorgebirge Indiens hiess Coliacum (Khola, Khora, Ramana-Khor) und war eine viertägige Fahrt, in deren Mitte die Sonneninsel (Ramisseram) lag, von Taprobane entfernt. Zum Könige wählte das Volk unter sich eine kinderlose sanftmüthige Person von reifem Alter, der aber, wenn er nachher Kinder erzeugte, die Regierung, damit sie nicht erblich wurde, niederlegen musste. Es wurden ihm 30 erfahrene Männer zum Staatsrath beigegeben, der alle Processe, die übrigens sehr selten waren, nach Stimmenmehrheit entschied, wogegen aber der Verurtheilte an das ganze Volk appelliren konnte, in welchem Falle man 70 Richter ernannte, die den Process nochmals untersuchten, und sobald mehr als 30 von ihnen das erste Urtheil für ungerecht befanden, wurde der Staatsrath mit Schimpf entlassen. Auch der König konnte zur Verantwortung gezogen werden, und wenn er eines schweren Verbrechens überführt worden war, verurtheilte man ihn zum Tode, ohne jedoch die Strafe an ihm zu vollziehen; er wurde bloss von Allen verlassen und

1) Foekoueki p. 44.

verabscheut. Der König verehrte den Dionysus, das Volk den Herakles; die Festtage brachte man mit Jagden auf Tiger und Elephanten zu, oder mit dem Fange von Schildkröten, deren Schilde zur Bedeckung der niedrigen Häuser dienten; an den übrigen Tagen beschäftigte sich das Volk, das keine Sklaven kannte, vom Aufgange der Sonne bis zum Niedergange emsig mit dem Ackerbau, erzielte mannigfaltige Früchte, deren Preis nie stieg, verschiedenes Obst, aber keine Weintrauben, und erreichte durch seine Mässigkeit gewöhnlich ein Alter von 100 Jahren. Taprobane stand auch mit den Serern (Sinesen) in Handelsverbindung, denn der Vater des Rachias reiste über den Emodus (Himalaja) zu ihnen, die an dem jenseitigen Ufer eines Flusses ihre Waaren zum Tausch gegen andere aussetzten und diese, wenn sie ihnen gefielen, für die ihrigen wegnahmen, ohne dabei ein Wort zu sprechen[1])". Der Fluss Paläsimundus ist höchst wahrscheinlich die Muliwaddi oder Kalani Ganag, die aus einem See des Adamsbergs herabströmt und bei der Stadt Kolombo ein Delta bildet; aber jener See, der noch zwei andern Flüssen ihre Entstehung gibt, ist bei weitem nicht so gross als Plinius ihn bezeichnet, und demnach wäre Kolombo die Stadt Paläsimundum. Der Fluss Cydara, d. i. Pferdefluss, entspricht dem Namen des Hafens Hippuri, und Paläsimundum erklärt Lassen durch Pâli-Simanta, das sei Haupt des Gesetzes, und bemerkt, dass es heute keine Tiger auf jener Insel mehr gebe; allein Reisende der neuern Zeit trafen dort noch Tiger in Menge, wesshalb Lassen wohl diese mit den Löwen verwechselte.

§. 5. Um das Jahr 60 nach Chr. erschien eine kleine, für den Handel sehr wichtige Schrift, die den Titel Periplus maris Erythraei führt und früher irrthümlich dem Arrian beigelegt wurde, deren Verfasser aber wahrscheinlich ein Kaufmann aus Alexandria war, der selbst in die von ihm beschriebenen Häfen des rothen Meeres handelte. Sie enthält über Indien Nachstehendes. „Der Fluss Sinthos (Skr. Sindhu) ist der grösste von allen Flüssen am rothen Meere, der sich in sieben Mündungen in das Meer ergiesst. Von jenen sieben Mündungen ist aber nur die mittlere schiffbar, an der sich auch das Emporium Barbaricum befindet, vor welchem eine kleine Insel und in dessen Rücken landeinwärts Minnagar, die Hauptstadt von Skythia liegt, worüber die Parther herrschen, die sich beständig um den Besitz dieses Landes befehden. Die Waaren der Schiffe, die in Barbaricum einlaufen, werden auf dem Flusse nach der Residenz des Königs gebracht und bestehen in einer ziemlichen Menge rother, und in einer kleinen Quantität anderfarbiger Tuche, in bunten Gürteln, Chrysolith, Korallen, Storax, Weihrauch, Glas- und Silbergeschirren, Geld und einer kleinen Ladung Wein. Aus diesem Hafen wird ausgeführt: Kostus, Bdellium, Lycium, Spiknarde, Türkis, Saphir, Indigo, so wie Pelzwerk, Seidenstoffe und rohe Seide aus Sina. Die Schiffe laufen von Aegypten um den Monat Juli aus, der dort Epiphi genannt wird, in welchem zwar die Reise beschwerlich, aber auch durch den sehr günstigen Wind weit kürzer ist, als in den übrigen Monaten. Auf den Fluss Sinthos folgt nordwärts der kaum bemerkbare sumpfige Meerbusen Irinos (Skr. Irina, salziges Sumpfland, jetzt

1) Plin. 6, 24 (22).

das Morastmeer Ran, Rin), der in den grossen und kleinen zerfällt, und wo weit vom Lande ununterbrochene Strudel sind, so dass oft die Schiffe entweder von den Strudeln verschlungen werden oder stranden. Weiterhin erhebt sich ein Vorgebirge, das einen Meerbusen einschliesst, der Barake (jetzt Golf von Kutsch, Skr. Katschha, d. i. Morastland) heisst und in seinem Schoosse sieben Inseln umfasst. Die Schiffe, welche in dem Kessel von Barake eingeschlossen werden, sind verloren, denn grosse Brandungen, Wirbel und Klippen vernichten sie; den Seeleuten aber, die von der hohen See kommen, dienen an diesen Orten grosse schwarze Schlangen, wie um Barygaza kleine von grüner und goldgelber Farbe, die aus dem Meere emporsteigen, zum Merkmale, dass sie sich jenen Orten nähern. Dem Meerbusen Barake zunächst liegt der Golf von Barygaza (Barotsch) und das Reich des Mambarus, das südöstlich an die Landschaft Ariake, südlich an Arabike und nördlich an Skythia grenzt, und dessen am Meere gelegener Theil Syrastrene (Skr. Surâschtra, schönes Königreich) genannt wird. Jenes Land ist reich an Weizen, Reis, Sesamöl, Butter, feinen und groben Baumwollenzeugen; Herden von Rindvieh weiden dort in Menge, und die Menschen sind sehr gross und schwärzlich von Farbe. Die Hauptstadt des Landes heisst Minnagara, von welcher gewebte Stoffe in Ueberfluss nach Barygaza gebracht werden. In dieser Gegend haben sich noch Denkmale von Alexanders Heer erhalten: alte Tempel, Fundamente von Lagerstätten und sehr grosse Brunnen. Die Fahrt von dem Emporium Barbaricum bis zu dem Barygaza gegenüber liegenden Vorgebirge Astakampron oder Papike beträgt 3000 Stadien. Auf jenes Vorgebirge folgt ein anderer sich nordwärts neigender Landesvorsprung, woran die Insel Bäones (vermuthlich Diu) liegt, und dann weiterhin der grosse Fluss Mais (bei Ptolemäus Mophis, Skr. Mahî). Die von der hohen See nach Barygaza segeln, lassen die genannte Insel links liegen und fahren ostwärts in die Mündung des Flusses Lamnäus (besser bei Ptolemäus Namadus, Skr. Narmadâ, die Freudengeberin), von welcher Mündung Barygaza (Barotsch an der Nerbudda) noch ungefähr 300 Stadien entfernt ist. Der Golf ist bei Barygaza schmal und für die aus der See Einlaufenden schwer zu beschiffen; denn zur Rechten erstreckt sich gleich beim Eingang in den Meerbusen eine Sandbank, und bei dem Flecken Kommoni (bei Ptolemäus Kamanes) erhebt sich der Fels Erone, und diesem gegenüber zur Linken das Vorgebirge Astakampron oder Papike, wo wegen der Wogen und der im Meere verborgenen Klippen die Schiffe nicht vor Anker gehen können; sogar die Mündung des Flusses ist schwer aufzufinden und der Fluss selbst wegen seiner vielen seichten Stellen schwierig zu beschiffen, wesshalb königliche Lothsen mit langen Schiffen, die Trappaga und Kotymba heissen, den ankommenden fremden Schiffen bis Syrastrene entgegen gehen und sie am Schlepptau nach Barygaza ziehen. In Barygaza cursiren noch die alten Drachmen, welche griechische Schrift mit den Insignien des Apollodotus und Menander tragen, die nach Alexander über die dortige Gegend herrschten. Oestlich von jener Stadt liegt Ozene (Udschain), früher eine königliche Residenz, aus welcher alle seltenen Landesprodukte nach Barygaza gebracht werden, wie Onyx, Porzellan, indische Sindones, Molochinen und eine Menge geringer Baumwollenzeuge. Aus den Obergegenden wird über Proklais die kattyburinische, patropapigische und kabalitische Narde,

aus dem benachbarten Skythien Kostus und Bdellium nach Ozene und von da nach Barygaza verführt. Aus Aegypten bringt man in letzteres Emporium vorzüglich italischen, laodicenischen und arabischen Wein, Kupfer, Zinn, Blei, Korallen, Chrysolith, rothe und anderfarbige Tuche, bunte kunstvollgewebte Gürtel, Styrax, Melilotum, Glas, Sandarach, Spiessglas, goldene und silberne Denare, die gegen indisches Geld mit Gewinn umgesetzt werden, und etwas wohlfeile Salbe; dem Könige schenkt man für die Erlaubniss zum Handel kostbare silberne Gefässe, Musikinstrumente, schöne Mädchen für das Harem, vortrefflichen Wein, rothes Tuch von hohem Preise und theure Salbe. Die ägyptische Flotte nimmt in diesem Hafen ein: Narde, Kostus, Bdellium, Elfenbein, Onyx, Myrrhe, Lycium, verschiedene Baumwollenzeuge, Seidenstoffe und rohe Seide aus Sina, Molochinen, langen Pfeffer und andere Artikel. Gleich hinter Barygaza zieht sich dns Festland von Norden nach Süden, wesshalb diese Gegend Dachinabades genannt wird, denn Dachanos (Skr. Dakschina, südlich) heisst in der indischen Sprache Süden. Dieses Land umfasst im Innern nach Osten hin viele Provinzen, Wüsten, hohe Berge, verschiedenartige Thiere, wie Panther, Tiger, Elephanten, sehr grosse Schlangen, Schakale, Affen und sehr viele grosse Völkerschaften. In Dachinabades (Dekhan) befinden sich zwei sehr berühmte Handelsstädte, Tagara und Plithana, von denen erstere 10 Tagereisen östlich von Plithana, und diese 20 Tagereisen von Barygaza liegt. Von jenen Städten werden die Kaufmannsgüter auf Wagen über sehr beschwerliche Wege nach Barygaza gebracht, wie von Plithana eine Menge Onyx, von Tagara viele geringe Baumwollenzeuge, allerlei Sindones, Molochinen und andere Artikel, die von den am Meere gelegenen Orten nach dieser Stadt kommen. Handelsorte dieses Küstenstrichs der Reihe nach sind: Akabarus, Uppara (besser bei Ptolemäus Suppara, Skr. Supâra, Schönufer, eine Stadt, die in der Nähe von Surate lag) Kalliena (Skr. Kaljamî, die Glückliche, eine Stadt bei Bombay), in welcher Stadt zu Saraganes des ältern Zeiten der Handel erlaubt, aber unter Sandanes auf lange Zeit verboten wurde; wenn daher durch Zufall griechische Schiffe in diesen Ort einliefen, so wurden sie unter Wache nach Barygaza gebracht. Auf Kalliena folgen Semylla, Mandagora, Palaipatmai (bei Ptolemäus Balipatna), Melizigara (bei Ptolemäus ist Melizigeris eine Insel) Byzantium, Toparon, Tyrannoboas, die Insel Sesekrienä, die Insel der Aegidier und der Kainiter bei einem Chersones (Gheriah), an welchen Orten sich Piraten aufhalten, und dann die Insel Leuke (Malwa). Die Handelsorte in Limyrike heissen der Reihe nach Nauria, Tyndis, Muziris und Nelkynda. Tyndis ist ein am Meere gelegener ansehnlicher Flecken; Muziris, das wie Tyndis unter der Herrschaft des Keprobotes (bei Plinius Celebothras, bei Ptolemäus Kerobothres, auf Inschriften Keralaputra) steht, wird von vielen aus Ariake kommenden griechischen Schiffen besucht und liegt an einem Flusse, von Tyndis 500, von dem gegenüberliegenden Emporium aber nur 20 Stadien entfernt. Nelkynda ist ebenfalls von Muziris gegen 500 und von dem Meere etwa 120 Stadien entfernt; es gehört zu dem Reiche des Pandion und liegt an einem Flusse, an dessen Mündung sich der Flecken Barake befindet, zu welchem die Schiffe von Nelkynda hinabfahren, um daselbst ihre Ladung einzunehmen, denn die Beschiffung des Flusses bietet keine Schwierigkeit dar. Auch hier dienen den von der hohen See Ankommenden kleine schwarze Schlangen mit

blutrothen Augen zum Merkzeichen. In dieses Emporium laufen wegen der Vortrefflichkeit und der Menge des Pfeffers und des Malabathrums (Betels) viele griechische Schiffe aus Aegypten ein, die hauptsächlich sehr viel Geld, Chrysolith, eine kleine Ladung rother Tuche, kunstreich gewebte Gürtel, Spiessglas, Korallen, Glas, Kupfer, Zinn, Blei, etwas Wein, Sandarach, Arsenik (Auripigment) und Weizen für die Schiffsmannschaft, weil die dortigen Kaufleute mit dem Verkauf desselben sich nicht befassen, einführen und dagegen kottonarischen Pfeffer, der allein hier in Menge angetroffen wird, viele auserlesene Perlen, Elfenbein, Seidenstoffe, Spiknarde vom Ganges, Betel aus den innern Orten, verschiedenartige Edelsteine, Diamant, Hyacinth, Schildkrötenschalen von der Insel Chryse (Malakka) und den an Limyrike befindlichen Inseln einnehmen. Zu jenem Emporium segelt man im Monate Juli aus Aegypten ab, welche Fahrt man früher von Kana und Arabia Felix aus auf kleinen Schiffen längs den Küsten machte, bis der Steuermann Hippalus, der die Lage der Emporien und die Gestalt des Meeres kennen lernte, zuerst die Fahrt über die hohe See wagte, und seitdem fahren mit dem Südwest-Passatwinde (Moussons), der auf dem indischen Ocean wegen des Erfinders dieser Fahrt Hippalus genannt wird, einige von Kana in Arabien, andere von dem Emporium Aromatum (Cap Guardafui) in Afrika aus gerade über das Meer nach Indien, wo jene, welche nach Skythia und Barygaza wollen, nur drei Tage, die aber nach Limyrike segeln, etwas länger verweilen und dann die Rückkehr antreten. Bei Elabakare (Ramad' Illi) befindet sich der Berg Pyrrhus (Illa oder Eli), und gegen Süden liegt die Landschaft Paralia, in welcher der erste Ort Balita (vermuthlich Pulitopu, 10 Meilen westlich von Komorin) heisst, der einen guten Ankerplatz hat und ein am Meere gelegener Flecken ist; dann folgt Komar (Cap Komorin), das mit einem Castell und einem Hafen versehen ist, wo sich Männer und Frauen, die in der Zukunft ein heiliges und einsames Leben führen wollen, baden, weil sich daselbst eine Göttin eine Zeitlang jeden Monat gebadet haben soll. Von Komar bis zur Stadt Kolchi (Kilkare) erstreckt sich unter dem Könige Pandion die Perlenfischerei, welche zum Tode Verurtheilte betreiben, und zunächst von Kolchi gelangt man in den Meerbusen Argalu (bei Ptolemäus besser Argariku), wo die Insel Epiodoros (Ramisseram, eig. Skr. Bâmeswara) ist, auf welcher die Perlen durchbohrt und mit Perlen besetzte Sindones zur Ausfuhr verfertigt werden. Die berühmtesten Handelsorte jener Gegend sind Kamara (Komorin), Poduka (Pondichery, Skr. Pudukeri, Neustadt) und Sopatma (Skr. Supatana, schöne Stadt, vermuthlich Saderaspatana), wo man zu der Fahrt nach Limyrike ganz aus Holz gebaute Schiffe braucht, die Sangara (Skr. Sangara, Transportschiffe) heissen; denn nicht nur die Produkte von Limyrike, sondern auch Alles, was aus Aegypten dorthin geht, führt man auf jenen inländischen Schiffen in die drei genannten Hafenorte ein, die sich aber zu der Reise nach dem Ganges und der Insel Chryse (Malakka) weit grösserer Fahrzeuge bedienen, die Kolandiophonta (Skr. Kaladawanta, Schnellsegler) genannt werden. Jener Gegend gegenüber liegt die Insel Palaisimundu (Seilan), welche, von den Alten Taprobane genannt, Perlen, Edelsteine, Sindones und Schildpatt liefert, und von deren nördlichem Theile, der am cultivirtesten ist, man mit Segelschiffen bis zur Küste Azania (Ajan) in Afrika fährt. An vorbenannte Orte des Festlandes grenzt die sich weit ins Binnenland er-

streckende Provinz Masalia (Golkonda), die sehr viele Sindones liefert, und auf dieselbe folgt ostwärts, wenn man den zwischenliegenden Meerbusen hinter sich hat, die Provinz Desarene (Orissa), die den Bosare genannten Elephanten erzeugt. Fährt man alsdann gegen Norden, so stösst man auf viele barbarische Völkerschaften, wie die wilden Kirrhadä mit eingedrückter Nase, die Bargysi, die Hippioprosopi (Pferdeköpfigen), die Makroprosopi (Langköpfigen), welche Anthropophagen sind, und weiterhin ostwärts gelangt man zum Flusse Ganges, bei welchem das Festland Chryse liegt. Der Ganges ist der grösste Fluss Indiens, der wie der Nil wächst und fällt, und an welchem sich das Emporium Ganges befindet, von wo Betel, gangetische Narde, Perlen, die schönsten Sindones, die man gangetische nennt, ausgeführt werden. Dort sollen auch Goldgruben sein und Goldmünzen, die Kaltes heissen, und weiter von dem Flusse erhebt sich im Ocean eine Insel, die äusserste gegen Osten der bewohnten Erde, die den Namen Chryse (Malakka) führt und das vorzüglichste Schildpatt des ganzen erythräischen Meeres liefert. Nördlich von dem sinesischen Meere liegt mitten im Lande die sehr grosse Stadt Thina, von welcher rohe und gewebte Seide zu Land über Baktra nach Barygaza, und zu Fluss über den Ganges nach Limyrike gebracht wird; aber man gelangt nicht leicht zu jener Stadt, selten kommen auch einige wenige aus derselben, die gerade unter dem kleinen Bären liegt und an den jenseitigen Theil des schwarzen und kaspischen Meeres, durch welches sich der mäotische See in den Ocean ergiesst, stossen soll. Jedes Jahr kommt ein unkultivirtes Volk, das einen kurzstämmigen Körper, ein breites Gesicht, eine eingedrückte Nase hat und sich Sesaten nennt, mit Weibern und Kindern an die Grenze von Thina (Sina) und führt grosse Lasten von Blättern mit sich, die dem frischen Weinlaube gleichen. Nachdem sie an ihrer und der Thiner Grenze einige Tage verweilt und mit Festen, wobei die Blätter zum Lager dienen, zugebracht haben, kehren sie wieder nach Hause zurück. Jene, die diess wissen, eilen alsdann nach deren Abzuge zu den verlassenen Orten, sammeln die Blätter, welche man Petros (Skr. Patra, d. i. Blatt, daher Betel) nennt, ziehen von denselben die Nerven ab, rollen sie kugelförmig zusammen und schnüren sie an die Nerven an. Die zusammengerollten Blätter werden dann in drei Sorten getheilt: die aus einem grossen Blatte bestehende heisst Malabathrum hadrosphaerum, die aus einem mittlern Malab. mesosphaerum, die aus einem kleinen Malab. microsphaerum, und man bringt sie so nach Indien. Die Gegenden weiterhin sind entweder durch übermässige Kälte und sehr grossen Frost unzugänglilch, oder durch den Willen der Götter noch unerforscht geblieben."

Die Gegend an den Mündungen des Indus bildet die heutige Landschaft Sindhi, die im Ramajana unter dem Namen Sindhu als Gebiet eines unabhängigen Radscha vorkommt, und vermuthlich stritten zur Zeit des anonymen Küstenbeschreibers des rothen Meeres die Parther mit den Skythen um den Besitz derselben. Sindhi besitzt Mac Murdo zufolge zwei Haupthäfen, Karatschi und Dharadscha. Karatschi, eine sehr alte Stadt, die in den Puranas mit dem auch jetzt noch üblichen Namen Rambagh bezeichnet wird, liegt am Eingang einer Bay, welche durch das Cap Monze gebildet wird, und treibt lebhaften Handel mit Bombay, der Küste Malabar und Arabien. Die Schiffe, deren man sich daselbst am häufigsten für den Handel bedient, heissen Dindschi und sind schwer-

fällige Fahrzeuge von 50 bis 200 Tonnen; Dharadscha ist der Hafen von Tatta und liegt ungefähr 20 englische Meilen über der grossen Indusmündung. Die Hauptprodukte Sindhi's sind Getraide, besonders Reis, Leder, Haifischflossen, Salpeter, Pottasche, Assa fötida, Seiden- und Baumwollenstoffe, Pferde und Indigo. Eingeführt werden Datteln, Kokosnüsse, Eisen, Zinn, Blei, Kupfer, und der Seehandel befindet sich fast ausschliesslich in den Händen der Batti und Lohani, die zwar alte Einwohner von Sindhi sind, aber doch sehr von der gewöhnlichen Lebensweise der Hindus abweichen [1]). Der letztere Hafenort scheint das Emporium Barbaricum des Periplus zu sein, das vermuthlich seinen Namen erhielt von dem in der dortigen Gegend wohnenden Volke Barbaras oder Warwaras, die im Ramajana als Mletschas bezeichnet werden, aber nach dem Rudra Jamala Tantra nebst den Sakas Brahmanen unter sich besassen. Von diesem Süd-Skythien oder Indoskythia erhielt auch das Bdellium den Beinamen Scythicum, und der Name Minnagar, der aus Min, einem Namen der Sakas, u. Nagara, Stadt, gebildet ist, daher Stadt der Sakas oder Skythen, hat sich noch bei den dortigen Radschputen erhalten, welche damit Tatta benennen; heute ist Heiderabad die Hauptstadt von Sindhi, wo am 20. Febr. 1843 der britische General Napier über 1,000,000 Pfd. St. an Juwelen und Gold erbeutete. Die von dem Küstenbeschreiber angeführten Handelsartikel werden im zweiten Theile besprochen werden. Ptolemäus nennt den Meerbusen Barake Kanthos und setzt in denselben Barake als Insel. Der Golf von Kutsch bietet nach Burnes zwar durch seine Wirbel und sein blasensprühendes Wasser den Fremden ein furchtbares Ansehen dar, wird aber von den Eingebornen zu jeder Jahreszeit beschifft, und Niebuhr erfuhr ebenfalls auf seiner Reise nach Bombay, dass die Seeleute, als sie 24 Grad östlich von Babelmandeb entfernt waren, sich nach den 12 bis 18 Zoll langen Schlangen umsahen, die sich um Bombay in Menge auf der Oberfläche des Meeres zeigen, und sobald sie diese zuerst erblickten, wussten sie, dass sie noch 2 Grad von der Küste entfernt waren. Der Meerbusen von Barygaza ist der heutige Golf von Kambay, das Reich des Mambarus die heutige Provinz Guzurate, und über Suraschtra herrschte nach dem Ramajana ein unabhängiger Fürst. Jene Gegend bringt jetzt noch Weizen, Reis, Sesamöl, Baumwolle, ordinäre Baumwollenzeuge, kleine schnelle Pferde, Hornvieh und Butter in Ueberfluss hervor. Die Butter, Ghai genannt, ist flüssig und wird ungesalzen in ledernen Schläuchen, je 320 Pfund in grosser Menge weithin ausgeführt, denn sie hält sich sehr lange. Ariake erinnert an Arjawarta, d. i. Wohnland der Arjas oder ehrwürdigen (gläubigen) Männer, wie das Gesetzbuch das Land zwischen dem Himalaja- und Windhja-Gebirge vom östlichen bis zum westlichen Meere nennt [2]). ‚Ebenso ist auch das von den Alten angeführte Aria in Persien zu deuten, wie denn die Perser heute noch Iran, im Gegensatze von Turan, durch Land der Gläubigen erklären; nur muss man hieraus nicht schliessen wollen, dass die Arii aus Persien in Indien eingewandert seien und jenem Landstriche den Namen verliehen; die Wurzel Ar bezeichnet in allen uns bekannten Sprachen in ihrer abstracten Bedeutung etwas Hohes, Ausgezeichnetes, Ehrenhaftes: so waren unter den Lygiern die Arii die tapfersten Völker [3]). Für Arabike schreibt Ptolemäus richtiger Larike, dessen alter Name nach Lassen Latika war, nach v. Bohlen aber ist neuerdings die alte Dynastie Lar aus Inschriften

1) Ausland 1838. S. 384. 2) Manu 2, 22. 3) Taciti Germ. c. 43.

und Münzen nachgewiesen worden. Minnagara muss nicht mit dem vorhin erwähnten Minnagar am Indus verwechselt werden, Ptolemäus setzt ersteres in Larike, wo wir die alte grosse Hauptstadt Ahmedabad finden, die feine Gewebe, sowie Stahl- und Elfenbeinwaaren verfertigt. Die alten Tempel, Fundamente, Brunnen hält der Verfasser des Periplus irrig für Ueberreste des macedonischen Heeres, denn Alexander kam nicht in jene Gegend: es sind alte Tempel der Indier, deren man dort noch viele trifft. Ozene, das heutige Udschain, im Prakrit Udschdscheni, im Skr. Udschdschajanî, d. i. die Siegreiche, war zur Zeit des Ptolemäus wieder eine Residenzstadt, Sitz des Fürsten Tiastanes, und bildet einen Umfang von sechs englischen Meilen. Diese Stadt treibt heute noch, wie Hunter wahrnahm, einen beträchtlichen Handel. Die vorzüglichsten Artikel der Ausfuhr sind Baumwolle, die in grossen Quantitäten nach Guzurate geht; grobe bunte Tücher, die Wurzel der Morinda citrifolia und Opium. Eingeführt werden von Tschanderi und Sehor weisse Tücher; von Burhanpur Turbane Saries und andere gefärbte Waare; von Surate verschiedene europäische und sinesische Erzeugnisse, von denen manche hier wohlfeiler sind, als in den englischen Niederlassungen; Perlen, die theils hier abgesetzt, theils mit Vortheil nach Hindustan ausgeführt werden; von Sindhi und den benachbarten Provinzen Assa fötida, das wieder nach Mirzapur und weiter östlich hin versendet wird; aus Bundelkhund Diamanten, die wieder nach Surate und weiterhin gehen. Für Proklais hat Plinius richtiger Peucela, jetzt Peschawer; von den drei Namen der Narde: Kattyburine, Patropapige und Kabalite können wir erstern nicht enträthseln, in den beiden andern aber liegt wahrscheinlich Paropamisus und Kabul, in welchen Gegenden eine Narde wächst, die Sprengel für Patrinia scabiosaefolia hält. Man sieht hieraus, dass jene Länder mit Indien verkehrten, und die Römer die dortigen Produkte über Indien bezogen. Die Hauptprodukte von Kabul bestehen, wie Moorcroft dort erfuhr, in Pflaumen, Quitten, Pfirsichen, Aprikosen, Feigen, Mandeln, Granatäpfeln, Nüssen, Pferden, Kamelen, Maulthieren, Schafen, Assa fötida und einer Art Kamelot, die aus Kamel- und Ziegenhaaren verfertigt wird, von welchen Produkten hauptsächlich Früchte und Pferde nach Indien gehen, wogegen man weisse Baumwollenzeuge, Zitze, Shawls, Musseline aus Dakka, Brokate, Indigo und Zucker ausführt. Der Handel zwischen jener Stadt und Multan ist in den Händen der Lohani, die sogar in Karawanen bis Derbend reisen. Kabul erhält aus Russland Tuch, Seidenzeuge, wie Sammt und Atlas, Nankah (gedruckte Leinwand), Silber- und Goldborten, Stahl- und Kupferdraht, bulgarisches Leder, Papier, Porzellan, Kupfer in Menge und Cochenille, welche Artikel auch zum Theil nach Indien ausgeführt werden. Die Stadt Peschawer am Kabul dehnt sich gegen drei Meilen von Osten nach Westen und mehr als zwei englische Meilen von Norden nach Süden aus, von welcher jedoch zwei Drittel der Häuser Ruinen sind. Die Wechsel- und Handelsgeschäfte werden meist von Hindus betrieben, und der bedeutendste Manufacturzweig besteht in Lungis oder blauen Tüchern mit breitem Rande, in welchem Goldfäden eingewirkt sind; auch verfertigt man daselbst Schnupftabaksdosen aus Horn und Holz und sehr guten Schnupftabak. Court, ein französischer Offizier in des kürzlich verstorbenen Randschit Singh Diensten, gibt die Einwohner dieser Stadt zu 80,000 Seelen an, die für ihren grossen Bazar aus Kabul rohe Seide, Wollengarn, Cochenille, Jalappa, Manna, Assa fö-

tida, Safran, Gummi, Droguerien, frische und getrocknete Früchte beziehen, welche Artikel sie meist nach Indien bringen, um dagegen Baumwollen- und Seidenzeuge, Indigo, Zucker und Gewürze einzuhandeln; die Ausfuhr nach Kasmir besteht in Gold- und Silberdrath und Borten als Transit von Bokhara, was gegen Shawls und Thee umgesetzt wird. Der Verfasser des Periplus erwähnt zuerst des indischen Geldes, das mit Vortheil gegen römisches eingetauscht ward, und nennt die Goldmünzen, welche in den Gangesgegenden im Umlauf waren, Kaltes. Nach Vincent hat man jetzt noch in Bengalen eine Goldmünze, die Kalteen oder Karteen heisst[1]), und gegen Ende des vorigen Jahrhunderts wurde bei Palaschy in der Provinz Koimbatore noch ein Topf voll römischer Münzen mit den Bildnissen der Kaiser Augustus und Tiberius aufgefunden. In dem von Anquetil Duperron und Tiefenthaler herausgegebenen Königsverzeichnisse wird angeführt, dass der König Sawein, der 35. aus dem Geschlechte der Pandus, welcher um 2000 v. Chr. regiert haben soll, Gold- und Silbermünzen mit dem Bilde der Sonne geprägt habe. Zwar ist auf jene Tabelle wenig zu bauen, aber doch entdeckte man bei der Grundlegung eines Kastells, welches die niederländisch-ostindische Compagnie in Negapatnam bauen liess, einen kupfernen Topf mit 2000 indischen Münzen, die wenigstens 2000 Jahre unter der Erde verborgen und alle von feinem Silber, von der Länge eines Zolls waren. Sie trugen alle als Gepräge, das nur wenig erhoben und meistens durch den Gebrauch abgeschliffen und unkenntlich war, auf der einen Seite das Bild der strahlenden Sonne, auf der andern hatte aber jede eine besondere Abbildung, wie Thiere, Blumen, Gewächse verschiedener Art, so dass von den 300, welche Witsen sah, keine der andern gleich war. Witsen will auch eine Goldmünze des Königs Porus aus den Zeiten Alexander des Grossen, von der Schwere eines Dukaten, doch kaum halb so gross besessen haben, die bei der Stadt Iskerdow am Rawi gefunden ward und auf der einen Seite eine Schüssel mit Früchten, auf der andern einen Hirsch mit zwei Pfeilen und drei runden Kügelchen ohne irgend einen Buchstaben darstellte[2]). Im Ramajana wird ebenfalls der Goldmünzen gedacht und im Manu das Gewicht der Gold-, Silber- und Kupfermünzen genau angegeben, sowie das Geld Rupja genannt[3]). Heeren meint, man könne nicht mit Sicherheit behaupten, dass irgend eine indische Münze über unsere Zeitrechnung hinaufgehe, weil sie alle ohne Inschriften oder Zeitbestimmungen seien. Allein die indoskythischen Münzen tragen Inschriften, und General Allard brachte noch in der neuesten Zeit Münzen von Eukratides, die auf der einen Seite die Figur eines Mannes und auf der andern einen Reiter zeigten, nach Frankreich; auch die beiden arabischen Reisenden bemerken, dass auf den Silbermünzen des Balhara, des mächtigsten Königs von Indien, seine Regierungsjahre bezeichnet waren, wohingegen Hiüan Thsang noch im siebenten Jahrhundert unserer Zeitrechnung weder Gold- noch Silbermünzen in Indien traf[4]). Das Wort Dachinabades stammt aus dem Prakrit Dakkhinâbadha, im Skr. heisst es Dakschinâpatha, d. i. Südpfad, und die Indier theilen nach Legoux die ganze Westküste in Dekhan, Konkan und Malabar ein. Dekhan fängt vom Flusse Tapti, woran Surate liegt, an

1) Vincent l. c. II. p. 524.
2) Witsen l. c. I. p. 235. II. p. 564.
3) Manu 8, 131—137.
4) Le Thian-tchu p. 141.

und geht bis an den Fluss Siwendrong; Konkan erstreckt sich von diesem Flusse bis zum Flusse Subremani, woran Mangalore liegt, und Malabar vom letztern Flusse bis zum Cap Komorin; aber die Europäer schliessen gewöhnlich Konkan in Dekhan ein und geben auch der ganzen Küste den Namen Malabar. Tagara hält Lassen nicht für Dewagiri, d. i. Götterberg, oder das heutige Dauletabad, sondern für das auf Inschriften vorkommende Tagarapura. Aber wo lag diese Stadt und ist sie denn wirklich von Dewagiri verschieden? So lange dieses nicht erörtert ist, müssen wir Tagara für Dewagiri halten. Diese Stadt liegt in der Nähe des durch seine Grottentempel berühmten Ellora und war von alten Zeiten her die Hauptstadt von Dekhan, worin viele Kaufleute und Brahmanen wohnten und die Könige seit einer langen Reihe von Jahren Schätze aufgehäuft hatten, welche Alla, ein General des Farose II., Königs von Delhi, im Jahre 1293 n. Chr. wegnahm. Jene Beute bestand in 600 Man (nach Dow je 37, nach Malcolm je 7 Pfund) Gold, 7 Man Perlen, 2 Man Diamanten, Rubinen, Smaragden und Sapphiren, 1000 Man Silber, 4000 Stück Seide und in andern Kostbarkeiten. König Mohammed III. zwang 1338 n. Chr. alle Einwohner von Delhi, sich nach Dewagiri überzusiedeln, das er zu seiner Residenz erhob, sehr verschönerte und Dauletabad, d. i. glückliche Stadt, nannte [1]). Sie trieb noch bis auf Aurengzeb starken Handel, den aber dieser König nach dem in der Nähe befindlichen Aurengabad verpflanzte. Plithana steht falsch für Bathana, das Ptolemäus die Residenz des Siropolemius nennt und wir in dem heutigen Paithana an der Godawari wiedererkennen. Ptolemäus rechnet jenen Küstenstrich von Suppara bis Nitria (Niuti) zu Ariake, und heute noch sind Sangusir, Radschapur, Gheriah, die Insel Malwa und Vingurla bei Goa Aufenthaltsorte der Seeräuber, obgleich im Jahre 1756 die Flotte des sehr grossen Korsaren von Angria von den Engländern vernichtet wurde. Statt Naura schreiben Plinius und Ptolemäus richtiger Nitria, welche Stadt jetzt Niuti heisst und 10 geographische Meilen nördlich von Goa liegt. Tyndis ist wahrscheinlich Goa; in Muziris ist das heutige Mirzaw am gleichnamigen Flusse nicht zu verkennen; Nelkynda entstand aus Skr. Nilakantha, d. i. Blauhals, wodurch Siwa bezeichnet wird, und führt jetzt auf Rennells Charte den Namen Nelisuram, der ebenfalls aus Skr. Nileswara verstümmelt ist und blauer Herr bedeutet, ein Beiname des Siwa: demnach kann Barake nur die Stadt Ram d'Illi oder das Emporium Elankorum des Ptolemäus bei dem Vorgebirge Illi oder Eli sein, deren Entfernung von Nelisuram etwa 120 Stadien beträgt. Allein der Küstenbeschreiber des rothen Meeres hat die Entfernung von Muziris bis Nelkynda wenigstens um 500 Stadien zu gering angegeben; nach seiner Massbestimmung wäre letztere Stadt in der Gegend von Barcelore oder höchstens von Barku, das noch 4 geographische Meilen südlicher liegt, zu suchen, und dorthin setzt auch Ptolemäus wirklich sein Bakare, das ihm der südlichste Küstenort von Limyrike ist, denn Nelkynda rückt er schon in das Gebiet der Aji, wie es auch jetzt noch von Norden her der erste Hafenort auf der eigentlichen Küste von Malabar ist. Indess nennt auch Plinius den Hafenort der Nelkynder Barake, obgleich man vor Harduin auch Bekare las, wonach das Barake des Periplus und Plinius für Ram d'Illi, und das

1) Dow, Geschichte von Hindostan. Th. 1. S. 291 u. 375.

Bakare des Ptolemäus für Barcelore zu halten ist, und beide nicht mit einander verwechselt werden dürfen. Die Provinz Kanara, die einige Meilen südlich von Goa anfängt, bringt sehr viel Reis, Betel, Sandelholz, Pfeffer und andere Handelsartikel hervor, und ihr Haupthafen ist Mangalore, aus welchem man den vortrefflichsten Reis der ganzen Küste nach Persien- und Arabien, Sandelholz nach Sina, sowie Kardamomen und Pfeffer ausführt. An Kanara grenzt zunächst die Provinz Malabar, die viel Kokus- und Arekanüsse, Kardamomen, Sandelholz, Kassia, Betel, Zucker und den vorzüglichsten Pfeffer erzeugt, von welchem der kottonarische, der auf ganz aus Holz bestehenden Kähnen von Kottonara (Skr. Kottanagara, feste Stadt) nach Barake gebracht wurde, wahrscheinlich aber aus der von Ptolemäus angeführten Hauptstadt Kottiara, dem heutigen Kotschin, kam. Das Elabakare des Küstenbeschreibers ist das von ihm vorgenannte Barake oder die heutige Stadt Ram d'Illi, und sollte daher Elabaraka heissen, d. i. das Barake am Vorgebirge Ela, Eli oder Illi; aber er schreibt die Namen häufig falsch oder verschieden, wie Komar, Komari, Kamara für Skr. Kumârî. Aus Mangel an Kenntniss des eigentlichen Namens legt er, wie Ptolemäus, dem Küstenstriche gegen Süden den griechischen Namen Paralia, Küstenland, bei, und die Göttin, die sich ihm zufolge zu Komari badete, hiess Kumârî, d. i. Jungfrau, ein Beiname der Parwati, der Gemahlin des Siwa. Nelkynda kann, obgleich es auch Plinius erwähnt, nicht mehr zum Reiche des Pandion gehört haben, denn dieses umfasste nur das Königreich Madhura oder die heutigen britischen Provinzen Dindigul und Tinevelly. Der argalische Meerbusen oder der jetzige Golf von Artingari erstreckt sich von dem Cap Khola bis zum Cap Calimere und war nicht für ägyptische Schiffe zugänglich; denn nach Plinius war dort das Meer nicht über 6 Schritte tief und hatte bloss einige Kanäle, auf denen nur eigens dafür gebaute Fahrzeuge fortkommen konnten [1]). In der That breitet sich von der Insel Ramisseram bis zur Insel Manar eine Reihe von Klippen und Sandbänken aus, die man die Adamsbrücke nennt, zwischen welcher so wenig Wasser ist, dass auch der kleinste Kahn nicht nach Manar gelangen kann, wo auch der Kanal nicht über 6 Fuss Tiefe hat, so dass selbst kleine Fahrzeuge ausgeladen und über die sogenannte Brücke gezogen werden müssen; sogar an der ganzen Küste Koromandel bilden nur die Mündungen des Kaweri-Koleram und des Krischna die einzigen Punkte, wo Schiffe von europäischer Bauart landen können, sonst überall bloss dortige Fahrzeuge, die auf der Küste Koromandel Sangaris oder Scheling, auf der Küste Malabar Tonni heissen und aus einem leichten, sehr biegsamen Holz ohne Nägel zusammengefügt sind, um den gewaltigen Stössen der Wellen, die beständig gegen das Gestade anstürmen, zu widerstehen. Diess ist die Ursache, warum die ägyptischen Kauffahrer nicht jene Küste bestrichen und unser Verfasser so dürftige und unsichere Kenntnisse von derselben besitzt; aber doch sind wir von ihm belehrt worden, dass die Indier weite Seereisen unternahmen, welche ihnen Neuere mit Unrecht absprechen wollen. Der Name Masalia hat sich noch in der berühmten Fabrik- und Handelsstadt Masulipatam erhalten, und jene Gegend liefert noch viele Baumwollenzeuge. Den Wohnsitz der Kirrhadä, der Kiratas der Sanskritschriften, ist falsch an-

1) Plin. 6, 24 (22).

geben, denn das Waju-Purana setzt sie unten an den Brahmaputra und Ganges, wo ebenfalls Ptolemäus ihnen mehrere Städte beilegt, und noch heute hat sich der Name Khirat in einem Bezirke von Nepal erhalten [1]). Unter dem Festlande Chryse ist die Regio aurea des Ptolemäus oder das heutige Assam zu verstehen, das, wie Tavernier und Mac Coshs berichten, viel Gold und Silber hervorbringt. Die Stadt Thina ist, wie schon bemerkt worden, höchstwahrscheinlich Taijuan am Fuenho, und die Sesaten oder Besatä, welche Ptolemäus über das Land Kirrhadia, wo das besste Malabathrum wuchs, setzt, pflegten wahrscheinlich jährlich nach einem heiligen Orte zu wallfahrten, wo sie, wie es heute noch in Indien Gebrauch ist, auch zugleich ihre Landesprodukte, wie Betel, zum Verkauf ausboten.

§. 6. Plinius der Aeltere, der auf gewagtem Wege der Forschung im Jahre 79 n. Chr. zugleich mit Herkulanum und Pompeji sein Grab fand, beschreibt die ganze Fahrt von Alexandria in Aegypten bis nach Indien. Man fuhr auf dem Nil in 12 Tagen mit den Etesien von Juliopolis, einer Stadt zwei Millien von Alexandria, bis Koptos, welche Wasserstrasse sich auf 303 Millien belief, und legte dann den 258 Millien langen Landweg von Koptos bis nach Berenike, einem Hafen am arabischen Meerbusen, mit Kamelen von einem Wasserplatze zum andern in 12 Nächten zurück; denn der grossen Hitze wegen ruhte man meistens bei Tage. Zu Berenike bestieg man die Seeschiffe, die zur Abwehr der Piraten mit einer bewaffneten Macht versehen waren, und segelte mitten im Sommer um den Aufgang des Hundssterns (um den 20. Juli) etwa in 30 Tagen nach Ocelis (Ghela) in Arabien, oder nach Kane in der Weihrauchgegend. Der Hafen Muza (Mokka) wurde auf der Fahrt nach Indien nur berührt, wenn man Weihrauch und arabische Spezereien einnehmen wollte; gewöhnlich ging man von Ocelis aus mit dem Winde Hippalus unter Segel und erreichte in 40 Tagen den indischen Hafen Muziris (Mirzaw), der im Reiche des Königs Celebothrus lag, aber wegen der in der Nähe sich aufhaltenden Seeräuber, die den Ort Nitriä (Niuti) besassen, und wegen des geringen Vorrathes an Waaren wenig besucht ward, und überdiess mussten auch die Schiffe weit vom Lande auf der Rhede liegen und durch Barken ausgeladen und befrachtet werden. Besser war der Hafen Barake (Ram d'Illi) bei den Nelkyndern, über welche weit vom Emporium im Binnenlande in der Stadt Modusa (l. Madura) der König Pandion herrschte, und in jenen Hafen wurde der Pfeffer auf einbäumigen Schiffen aus dem Lande Kottonara gebracht. Die ägyptischen Kaufleute verweilten nicht lange in Indien, sondern kehrten bald mit dem Nordostwinde nach ihrer Heimath zurück, wo sie im Monate December oder in den ersten Tagen des Januar wieder eintrafen. Früher fuhr man von dem Vorgebirge Syagrum (Ras-el-Had) in Arabien mit dem Südwestwinde, der dort Hippalus genannt wurde, nach Patale (Tatta) in Indien, welche Fahrt 1332 Millien betrug; dann entdeckte man einen kürzern und sichrern Weg und segelte von demselben Vorgebirge nach dem indischen Hafen Zigerum (Zyghur), bis endlich die ägyptischen Kaufleute den eben beschriebenen kürzesten Weg fanden,

1) Nobbe hat in seiner Ausgabe des Ptolemäus viele alte richtige Lesarten im Abschnitte von Indien durch falsche verdrängt: so schreibt er unter andern Αἰῤῥάδεων, Ῥάμναι, Σαναραβήτις statt Κιῤῥάδεων, Ῥάναι, Σανδραβάτις.

auf welchem sie jedes Jahr nach Indien fuhren und dort für mehr als 50 Millionen Sesterzien (etwa 5,000,000 Gulden) Waaren kauften, die sie wieder für das Hundertfache verkauften [1]).

§. 7. Im Jahre 106 unserer Zeitrechnung empfing der römische Kaiser Trajan eine Gesandtschaft aus Indien, und als er im Jahre 114 von dem Tigris ins Meer fuhr, wo er gerade einen Indienfahrer erblickte, soll er sich, nach Dio Cassius, geäussert haben, dass er, wenn er noch jünger wäre, wie Alexander gegen die Indier ins Feld ziehen würde; Eutrop zufolge liess er wirklich im rothen Meere eine Flotte ausrüsten, um die Küsten Indiens zu verheeren, was jedoch nicht in Erfüllung gegangen ist [2]). Auch an den Kaiser Antonius Pius, der von 138 bis 161 väterlich über die Römer herrschte, fertigten die Indier Gesandte ab [3]).

§. 8. Vor dem Regierungsantritte des Kaisers Hoti, der von 89 bis 106 n. Chr. herrschte, hatten sich die dem sinesischen Reiche tributpflichtigen westlichen Staaten bis zum kaspischen Meere hin von dem Reiche der Mitte entfesselt; aber Hoti brachte sie durch seinen grossen General Pantschao wieder unter seine Oberherrschaft, in welcher Folge er auch mehrere Gesandtschaften von Indien empfing, die ihm Tribute überbrachten, welche aber doch wohl nur Geschenke waren, denn Indien scheint nicht dem sinesischen Reiche tributär gewesen zu sein. Indess empörten sich unter dem schwachen Kaiser Hiuanti, der von 147—167 das Staatsruder nur zu Gunsten der Eunuchen und der Anhänger des Buddha und des Laotse führte, die westlichen Staaten von Neuem und rissen sich völlig vom sinesischen Reiche los, wodurch in den Jahren 159 und 161 über einen andern Weg, über Schinan (Tonkin), Fremde in das Reich der Mitte kamen und Geschenke überbrachten. Im Jahre 166 schickte auch Antün (Antonius), König von Tathsin (dem römischen Reiche), an den Kaiser Hiuanti eine Gesandtschaft mit Geschenken über die äusserste Grenze von Schinan (Tonkin), welche zur Zeit der Han die einzige Verbindung zwischen dem römischen und sinesischen Reiche war. Die Bewohner jenes Reiches kamen sehr oft des Handels wegen bis nach Funan (dem birmanischen Reiche), Kiaotschi (Kotschin-Sina) und Schinan (Tonkin); aber von diesen Grenzreichen im Süden Sinas gingen wenig Menschen nach Tathsin (dem römischen Reiche) [4]). Das Reich Schinthu (Indien) erstreckte sich von dem Reiche Kaofu (Kabul), dessen Bewohner wie die Indier gesittet waren und sich sehr mit dem Handel befassten, südwestlich bis zum Meere und östlich bis zum Reiche Panki (Bengalen) hin; es zählte viele Königreiche, die aber zur Zeit des Kaisers Hiuanti den Juetschi oder dem Volke vom Mondstamme gehörten, welche die Könige der Indier getödtet und Militärcommandanten eingesetzt hatten. Die Bewohner waren schwach, schüchtern und fürchteten den Krieg, in welchem sie sich auch der Elephanten bedienten; sie bekannten sich zu der Lehre des Futhu (Buddha), tödteten kein lebendes Wesen und bemühten sich ihre Sitten zu vervollkommnen. Der niedrige und durch grosse Flüsse getränkte Boden erzeugte Gold, Silber, Kupfer,

---

1) Plin. 6, 26 (23); wo wir die Stelle: Ex India renavigant mense Aegyptio Tybi incipiente, nostro Decembri etc. nach dem Periplus so verstehen, dass sie im December etc. wieder in Aegypten waren; denn die ägyptischen Kaufleute verweilten nur einige Tage in Indien, nicht drei Monate.

2) Dio Cass. 68, 15. 29. Eutrop. 8, 3.

3) Aurel. Vict. Epitome in Anton. Pio.

4) Le Thian-tchu. p. 24.

Stahl, Zinn, Blei, Edelsteine, wie Sapphir, Halbedelsteine, Perlen, Perlenmutter, Schildpatt, Ambra, Elephanten, Rhinocerosse, Pfeffer, Ingwer, Steinhonig (Zucker), medizinische Pflanzensäfte, alle Arten Räucherwerke, besonders die wohlriechende Pflanze Jokin (vermuthlich Safran), die nur in dem Reiche Kipin (Kasmir) wuchs und sehr dünne Blätter von gelber Farbe hatte; man verfertigte dort Stoffe aus sehr feiner Wolle mit Gold durchwirkt, baumwollene Zeuge, Gewebe aus sehr feiner Schafwolle, Gegenstände aus Leder mit Gold verziert, künstliche Filigranwerke, welche Produkte nach Westen abflossen, denn man trieb einen grossen Handel mit Tathsin und den Ansi (Asen oder Parthern), zumal holte Tathsin viele kostbare Produkte zur See. [1]). Auffallend ist es, das hier schon das Reiches Panki (Bengalen) gedacht wird, das die spätern Sinesen Fahian und Hiüan Thsang nicht einmal unter jenem Namen kennen. Jene Gesandtschaft des römischen Kaisers Marcus Aurelius Antoninus an den sinesischen Hof, welche die römische Geschichte nicht erwähnt und zuerst Deguignes aus der sinesischen Geschichte mittheilte, halten mehrere Europäer für eine Erdichtung; allein Abel Remusat gedenkt ihrer auch in seiner Denkschrift über die Ausdehnung des sinesischen Reichs nach Westen hin, und Pauthier bemerkt, das der sinesische Schriftsteller hinzufüge, dass die Bewohner von Tathsin später noch einmal Gesandte nach Sina schickten und es für sehr vortheilhaft fanden, Rohseide aus Sina zu kaufen, um sie nach ihrer Weise zu verarbeiten, weil sie besser und schöner gefärbte Stoffe verfertigten, als diess im Osten geschehe [2]). Er hält es für wahrscheinlich, das Antonin nach der durch die Parther erlittenen Niederlage seiner 16 Legionen eine Gesandtschaft an den sinesischen Kaiser abfertigte, welche unter demselben Datum in der Notiz über Tathsin im Pianitian lib. 60. f. 2 angeführt werde, die nur noch hinzusetze, dass der Tribut in Elephantenzähnen, Rhinoceroshörnern und Schildpatt bestand. Diess ist nicht die einzige Gesandtschaft der römischen Kaiser an die sinesischen Kaiser, sagt Pauthier ferner, es wird deren eine andere erwähnt vom Jahre 284, eine andere 643, nach welcher Tathsin nun Fulin heisst, eine andere 711, eine andere 719, eine andere 742, die aus Priestern der grossen Tugend bestand, eine andere 1081 unter der Dynastie Sung, nach welcher ihr König sich Kaisa (Caesar) Miliiling (Michael?) nannte, eine andere 1091, eine andere 1371 [3]). Die zweite Gesandtschaft vom Jahre 284 empfing nach Pauthier der sinesische Kaiser Wuti von Theodosius, einem Bruder des Kaisers Heraklius; aber zu jener Zeit lebte kein Kaiser Heraklius, dieser regierte erst von 610 bis 641 n. Chr.; jedoch ist es mit diesem Anachronismus noch nicht genug, er lässt beide noch einmal auftreten und den Kaiser Theodosius, einen Bruder des Heraklius, im Jahre 643 eine Gesandtschaft an den Kaiser Taitsung abfertigen, da doch die einjährige Regierung des oströmischen Kaisers Theodosius III. zwischen 716—717 fällt [4]). Die Gesandtschaft vom Jahre 284 ist wahrscheinlich von dem römischen Kaiser Diocletian und seinem Mitregenten Herkulius

1) Le Thian-tchu p. 6—18.

2) Deguignes, Sur les liaisons et le commerce des Romains avec les Tartares et les Chinois. Mém de l'Ac. des Insc. Tom. 32. Pauthier, China. Stuttgart 1838. S. 266.

3) Le Thian-tchu p. 24.

4) Pauthier, China. S. 278 u. 308.

die vom Jahre 643 vermuthlich von dem oströmischen Kaiser Heraklius ausgegangen, und Fulin scheint die Transcription von Polis zu sein, wozu man, da die Sinesen gern die grossen Eigennamen abkürzen, Konstantino ergänzen muss. Obgleich nun die Geschenke, welche die römische Gesandtschaft dem sinesischen Kaiser überreichte, indische Produkte waren, so lässt sich doch nicht läugnen, dass nicht einige römische Kaiser Gesandte nach Sina schickten, wenn wir auch davon gar keine Spur in der römischen Geschichte auffinden können, die nur Gesandte der Sinesen an römische Kaiser kennt, wie nach Florus an den Kaiser Augustus und nach Vopiscus im Jahre 274 an den Kaiser Aurelian[1]). So viel ist sicher, dass die Sinesen den Römern zur Zeit des Kaisers Augustus bekannt wurden, denn Horaz berührt sie mehrmals unter dem Namen Seres[2]), welche Bekanntschaft wohl darin allein ihren Grund haben mochte, weil die Sinesen ihre Herrschaft, wie ihre Geschichte erzählt, bereits bis zum kaspischen Meere erweitert hatten, wodurch sie also Nachbarn des römischen Reichs wurden und desshalb auch demselben gefährlich werden konnten, was selbst aus einer Stelle des römischen Dichters durchschimmert, wenigstens hatte der obgenannte General Pantschao im Jahre 102 n. Chr. vor, das römische Reich anzugreifen; allein der General Kanjing, dem er dazu den Befehl gab, liess sich durch die Perser von dieser Unternehmung abschrecken[3]). Man kommt allerdings auf den Gedanken, dass die Römer, wenn sie mit den Sinesen in so naher Berührung standen, wohl ihre höchst auffallenden Landessitten und Gewohnheiten in Erwähnung gebracht hätten; aber die Römer waren fahrlässig und nicht so tiefe Beobachter des Lebens, wie die Griechen; sie liefern uns überhaupt nur Skelette von dem Leben der fremden Völker, und selbst von den Völkern, die ihnen unterworfen waren; sie hätten, wenn ihre Bildung eine mehr allgemeine gewesen wäre, über manches Land und manches Volk Licht verbreiten können, worüber jetzt eine tiefe Dunkelheit schwebt. Jener Seeverkehr der Römer mit Hinterindien und Sina scheint durch ihre Kriege mit den Parthern veranlasst worden zu sein und hat, wie wir weiterhin sehen werden, wenigstens bis ins dritte Jahrhundert n. Chr. gedauert. Ueber die Lage Hinterindiens und die Entfernung einiger Orte desselben bis Kattigara (Kanton) schrieb im Occident zuerst ein gewisser Alexander, welchen Marinus Tyrius, der eine Geographie herausgab, die Ptolemäus verbesserte, benutzte[4]).

§. 9. Claudius Ptolemäus aus Pelusium in Aegypten, dessen Lebenszeit Ukert von 87—165 nach Chr. setzt, legte zu seiner Geographie das Werk des Marinus Tyrius zum Grunde und zur Berichtigung desselben in Betreff Indiens dienten ihm die Aussagen der ägyptischen Kaufleute, welche wegen Handelsgeschäfte nach Indien gereist waren und sich dort eine geraume Zeit aufgehalten hatten. Er lernte von ihnen nicht nur die Provinzen Vorderindiens, sondern auch das Land bis zum goldenen Chersones (Malakka) und zum Emporium Kattigara (Kanton) in Sina, der letzten bekannten Stadt im Osten, kennen, weil Kaufleute aus Vorderindien und, wie wir ebenfalls aus den sinesichen Berichten ersehen haben, aus dem römischen Reiche dorthin schifften[5]). Allein die ägyptische Handelsflotte kam damals noch nicht über die Küste Mala-

1) Flor. 4, 12. Vopisc. in Aurel. c. 33. 2) Horat. Carm. 1, 12. 3, 29. 4, 15.
3) Pauthier, China. S. 264 ff. 4) Ptolem. 1, 14. 5) Ptolem. 1, 17.

bar hinaus, nur einzelne Personen besuchten auf indischen Schiffen einige Häfen Hinterindiens, auch wohl mitunter den von Kattigara, wie der oberwähnte Alexander; was im Binnenlande lag, konnten sie bloss nach Angabe der Eingebornen wiedererzählen. Wie wenig genau aber die Nachrichten der Kaufleute über fremde Länder waren, rügte schon Strabo, und Ptolemäus zeigt es deutlich an seiner Charte von Indien, nach welcher er dessen Breite von Komaria (Cap Komorin) bis zur Quelle des Indus von 13° 30′ bis 37°, dessen Länge von der westlichen Mündung des Indus bis zum östlichen Ausflusse des Ganges von 110° 20′ bis 148° 30′ setzt; ja er gibt sogar der Küste Koromandel bei der Stadt Palura (die Gegend von Kalingapatana) einen noch um 2 Grad südlichern Vorsprung, als dem Cap Komorin, wodurch das grosse Dreieck, welches Dekhan bildet, verschwindet. Die Insel Seilan vergrössert er um das Dreifache und lässt irrig den Aequator durch dieselbe gehen; statt der Küste von Sina bis Kattigara einen nordöstlichen Lauf zu geben, zieht er sie südlich über den Aequator hinaus, so dass Kattigara unter den zweiten Grad südlicher Breite fällt; auch ist die Lage mehrerer Berge, Flüsse und Städte falsch bezeichnet; übrigens theilt er das Land in India intra und extra Gangem ein, was unserer Eintheilung in Vorder- und Hinterindien entspricht.

## Vorderindien.

„India intra Gangem grenzt im Westen an das Land der Paropanisaden, Arachosia und Gedrosia; im Norden an den Berg Imaus (Hindukusch und Himalaja), über welchem die Sogdiani und Sakä wohnen; im Osten an den Ganges und im Süden und Westen an den indischen Ocean. In den Indus, der bei den Daradrä (l. Daradä) entspringt, ergiesst sich auf der Westseite der Koas (Kama nebst Kabul), nachdem sich der Suastus (Skr. Subhawastu, Sewat) mit ihm vereinigt hat, auf der Ostseite der Zadadrus (Skr. Satadru, Setledsch), der zuerst den mit ihm zugleich in Kylindrine (Kulinda) entspringenden Bibasis (Skr. Wipâsâ, Bejah), dann den Bidaspes (Skr. Witastâ, Behat, Dschilum) aufnimmt, in welchen Letztern sich der Sandabala (l. Sandabaga, Skr. Tschandrabhâgâ, Tschenab) und der Adris (l. Rhuadis, Skr. Irâwati, Rawi) münden, und welche alle drei ihre Quellen in Kaspiria (Kasmir) haben. Nach der Vergrösserung durch jene Flüsse nimmt der Indus seinen Lauf zum Ocean hin, in den er sich durch sieben Mündungen stürzt, welche von Westen nach Osten Sagapa (Pitty), Sinthum (Darraway), Chrysun (Ritschel), Chariphus (Fetty), Sapara, Sabalassa und Lonibare heissen. Zwischen dem Koas (Kama), der bei den Lambatä (l. Lambagä, Skr. Lâmpaka, die heutige Landschaft Laghman) entspringt, und dem Suastus (Sewat) liegt das Land Goryäa mit den Städten Karnasa, Barborana (Bandobene bei Strabo), Gorya (Gorydales bei Strabo), Nagara oder Dionysopolis, Drastoka. Der Indus und Suastus schliessen das Land Suastene ein, in welchem die Gandarä die Städte Proklais (Peschawer) und Naulibi besitzen. Von der Mündung des Koas (Kabul) in den Indus erstreckt sich zu beiden Seiten des letzern Flusses bis zum Meere hin Indoskythia, von welchem Lande der zwischen den Ausflüssen liegende Theil Patalene (Skr. Pâtâla) und der oberhalb derselben sich befindende Abiria heisst. Die Städte von Indoskythia, welche sich am westlichen

Ufer des Indus von Norden nach Süden befinden, heissen Embolima (am Einflusse des Koas in den Indus), Pentagramma (Skr. Pantschagrâma, Fünfdorf), Asigramma, Tiauspa, Aristobathra, Azika, Paradabathra, Piska, Pasipeda, Susikana (vermuthlich Musikana), Bonis, Kolaka (Koreatis bei Arrian, jetzt Kuratschi) und die auf demselben Ufer vom Flusse in derselben Richtung entfernten: Artoarta, Andrapana, Sabana, Banagara und Kodrana; am östlichen Ufer trifft man von Norden nach Süden die Städte Panassa, Budäa, Naagramma (l. Mahagramma, Skr. Mahâgrâma, grosses Dorf), Kamigara, Binagara (l. Minagara), Parabali, Sydrus, Epitausa, Xoana, und vom Flusse entfernt: Xodrake, Sardana, Auxoamis, Asinda, Arbadari, Theophila Astakapra; in Patalene sind die Städte Patala (Tatta) und Barbari (Dharadscha). Zwischen dem Indus und dem Bidaspes liegt das Land Warsa (verm. Abhisara) mit den Städten Ithagurus und Taxila (Manikyala), und zwischen dem Bidaspes und Sandabaga das Reich der Panduer (bei Arrian das Reich des Porus) mit den Städten Labaka, Sagala oder Euthymedia (bei Arrian Sangala, Hauptstadt der Kathäer, jetzt vermuthlich Lahore), Bukephala und Jomusa. Weiter östlich wohnen bis zum Berge Windius (Skr. Windhja, d. i. der Scheidende, weil er Central-Indien von Dekhan scheidet) die Kaspiräi (Kasmirer) in den Städten Salagesa, Astrassus, Labokla, Batanagra Arispara, Amakatis, Sobalassara, Kaspira (Skr. Kâsmîra, Kasmir) Pasikana, Dädala, Ardone, Indabara (Skr. Indraprastha, Delhi), Liganira, Chonnamagara, Gagasmira (Adschmir), die Hauptstadt Rarassa, Modura: die Stadt der Götter (Mathura an der Jamuna unterhalb Delhi) und Kognabara. Bei der östlichen Mündung des Indus befindet sich der Sinus Kanthikus (Meerbusen von Kutsch), von wo bis zum Flusse Mophis (Mahi) sich Syrastrene (Skr. Surâschtra, schönes Reich, Guzurate) erstreckt, in welcher Landschaft man am Meere die Stadt Bardaxema, den Flecken Syrastra und das Emporium Monoglossum (Kambay) trifft. Zwischen den Flüssen Mophis (Mahi) und Goaris (Tapti) bis nördlich zum Sardonix-Gebirge (Radschapippali-Gebirge) liegt die Landschaft Larike (das heutige Kandisch, Tschittore und Malwa) mit dem Sinus Barygazenus (Golf von Kambay) und den Seestädten Pakidare, Kamanes, Musaripa und Pulipula, sowie mit den Landstädten Barygaza am Namudus, ein Emporium (Barotsch an der Nerbudda), Agrinagara, Seripala, Bammagura (Bramapur oder Burhanpur, Hauptstadt von Kantisch), Sazantium, Serogera (Serong in der Provinz Malwa, Bezirk Serangpura), Ozene: Residenz des Fürsten Tiastanes (Udschain, Hauptstadt der Provinz Malwa), Minnagara (Ahmedabad), Tiatura (Tschittore) und Nasika (Skr. Nâsikâ, Nase, Nasuk in Baglana). Nordwestlich von dem Sardonix-Gebirge bis zum Indus hin (in Radschputana und Multan) besitzen die rohen Pulindä (die im Mahabharata und Wischnu-Purana ebenfalls unter dem Namen Pulindas als Mletschhas bezeichnet werden) und die Chatriäi (Kschatrijas) die Städte Nigramma, Antachara, Sudasanna, Syrnis, Patistama und Sinapatinga. Von der Mündung des Goaris (Tapti) bis zum Seehafen Nitra (Niuti bei Goa) dehnt sich das Land Ariake Sadinôn (l. Sandinôn) aus, welches die Seestädte Supara (Skr. Supâra, Schönufer, in der Nähe von Surate), Dunga, das Emporium und Vorgebirge Simylla (Cap St. John oder Johannes), Balipatna und Hippokura, sowie die Landstädte Malippala, Serisabis, Tagara (Skr. Dewagiri, Götterberg, jetzt Dauletabad), Bathana, Residenz des Siropolemius (Paithana an der Godawari), Deopale (vermuthlich Dhuboe

in der Provinz Guzurate, eine alte Festung mit vielen Tempelruinen), Gamaliba, Omenogara an der Binda (Amedmagar an der Bhima) Nagarura (Festung Nagara an der Godawari), Tabaso, Inda, (Indore), Tiripangada, Hippokura, Residenz des Baleokurus (Bagnagar, Hauptstadt von Golkonda, die auch Heiderabad heisst), Subuttum, Syrimalga, Kalligeris, Modogulla (Mudgull), Petirgala (Bedur), Banawasi (Punah in der Provinz Bedschapur) umfasst, und das Gebiet der Piraten mit den Seestädten Mandagara (Dabul), Byzantium (Sangusir) Chersonesus (Gheriah), Armagara, dem Emporium Nitra (Niuti), der Landstadt Olochära und der Hauptstadt Musopale (Wisiapur) einschliesst. Die Gegend zwischen dem Sardonix-Gebirge (Radschapippali) und dem Berge Bittigus (West-Ghats) haben die Tabasi, ein grosses Volk, inne, und über ihnen bis zum Berge Windius (Windhja) wohnen auf der Ostseite des Flusses Namadus (Nerbudda) die Parapiotä, (l. Rasapiotä, Skr. Râdschaputrâs, Fürstensöhne) mit ihren Rhanä (Skr. Rana, Fürst) in den Städten Kognabanda, Ozoabis, Osta und Kosa, worin man Diamant trifft (Kota, Residenz des Rama von der Landschaft Kota, worin sich Diamant-Gruben befinden). Um die Nanaguna (Tapti) nach Nordost breiten sich die Phyllitä (Bhillas, Bhills) nebst den Kondali (Khondas, Gonds, den östlichen Nachbarn der Bhills) und die Bittigi nebst den Ambatä (Mahratten) mit den Städten Agara (Agra in der Provinz gleichen Namens, deren Trümmer ihre ehemalige Grösse und Pracht bezeugen) Adisathra, Soara (Sarowy, Sitz eines Radscha), Nygdosa und Anara aus. Von Tyndis (Goa) bis zum Flusse Baris südlich von Bakare (Barcelore) erstreckt sich die Landschaft Limyrike mit den Seestädten Tyndis (Goa), Bramagara (Cap Rama), Kaletaria (Karwar), dem Emporium Muziris (Mirzaw), Podoperura, Semne (Onore, wirklich eine heilige Stadt, die von einer grossen Menge Pilger besucht wird), Kereuru, Bakare (Barcelore) und mit den Landstädten Narulla, Kuba, Pallura, Pasage, Mastanur, Kurellur, Punnata, wo Beryll (Penukonda, wo am Pennar Diamant gefunden wird) Aloa, Karura, Residenz des Kerobothras (Karur in der Provinz Koimbettore im Reiche Maisore, eigentlich Maheswara), Arembur, Bideris, Pantipolis, Adarima, Koriur. An Limyrike grenzt das Gebiet der Aji, das sich längs der Küste von Melkynda (l. Nelkynda, jetzt Nelisuram) bis Komaria Komorin) hinzieht, worin die Seestädte Nelkynda, das Emporium Elankôn (Ram d'Illi), die Hauptsadt Kottiara (Kotschin), Bambala, Komaria und die Landstadt Motunda liegen. Von Komaria (Komorin) bis zum Vorgebirge Kory oder Kalligikum (Khora, Khola, Ramana-Khora) erstreckt sich der Sinus Kolchikus (Meerbusen von Manara, der auch Kolkhi heisst), woran die Karei (besser Korei, nach dem Vorgebirge Kory) wohnen, die sich mit der Perlenfischerei beschäftigen und an dem Busen die Stadt Sosikure (Tutikorin) und das Emporium Kolchi (welches nicht das westlich von Tutikorin liegende Kolicha oder Colesche ist, sondern das sich von jener Stadt östlich befindliche Kilkare), im Binnenlande aber die Städte Mendela, Selur, Tittua und Mantittur besitzen. An jenen Meerbusen stösst zunächst der Sinus Argarikus (Golf von Artingari, der vom Cap Khora bis zum Cap Kalimere geht), wo sich die Stadt Argari (Artingari), das Emporium Salur und die Insel Kory (Ramisseram, auch Ramana-Kora, Ramana-Khola genannt) befinden, welche nebst den Landstädten Tänur, Perinkari (Peringari), Korindiur, Tangala (Dindigul), Modura, Residenz des Pandion (Madhura) und Akur zum Reiche des Pandion (welches aus den heutigen britischen Provin-

sen Dindigul und Tinevelly bestand) gehören. Hierauf folgt das Gebiet der Bati mit den Seestädten Nigama (Negapatana), Hauptstadt des Landes, Telchir, Kurulà (Karikal) und den Landstädten Kalindoka, Bata und Talara; ferner das Gebiet der Soringi mit den Seestädten Chaberis (Kaweripatana, drei Meilen nördlich von Tranquebar, früher eine grosse, blühende, jetzt aber verödete Stadt) und dem Emporium Sabura (verm. Kudalur), und den im Binnenlande liegenden Städten Kaliur, Teninagora (Tandschore?), Ikur, Orthura, Residenz des Sornax (Wariore an der Kaweri in Tandschore), Bere, Abur, Karmara und Nagur. An die Soringi reihen sich die Arwarni, welche den Küstenstrich bis zur Mündung des Mäsolus (Krischna) inne haben und am Meere das Emporium Poduka (Skr. Pudukeri, jetzt Pondichery), das Emporium Melange (Maliapur oder Madras), die Stadt Kottis (Palikotta, Palliakate) und das Emporium Maliarpha (verm. Nellore am Pennar), im Binnenlande aber die Städte Kerauge, eine Festung, Karige, Poleur Pikendaka, Jatur, Skopolura, Ikarta, Malanga, Residenz des Bassaronax (verm. Bisnagar) und Kandipatna (verm. Kondawir) bewohnen. Von der Mündung des Mäsolus (Krischna) bis zum Hafen, von wo man nach Chryse (Malakka) ausläuft (Kalingapatana), breitet sich das Gebiet der Mäsoli aus, die am Meere das Emporium Kontakossyla (Masulipatana), Koddura, das Emporium Allosygne und den Auslaufhafen nach Chryse (Kalingapatana), sowie im Binnenlande die Städte Kalliga, Bardamana, Korunkala, Phagytra und die Hauptstadt Pitynda (verm. Narsingapatana) in Besitz haben. Bei dem Auslaufhafen nach Chryse fängt der Sinus Gangetikus (Meerbusen von Bengalen) an, der sich bis zu den Mündungen des Ganges erstreckt, und an welchem die Städte Palura, Panigäna, Katikardama, Kanagara, Kottobara, Sippara, Mapura, Minnagara, Kokala und Kosamba liegen. Zwischen dem Berge Bittigus (West-Ghats in Maisore) und dem Berge Adisathrus (Siddheswara, die West-Ghats in dem Berglande Kurg), in welchem der Chaberis (Kaweri) entspringt, schweifen die Sorä als Nomaden umher, welche Sora, die Residenz des Arkatus (Arkate, Arkot am Palar in Karnatika) zur Hauptstadt haben und noch die Stadt Sangamarta besitzen. Von der südlichen Spitze des Bittigus bis zu den Bati verbreiten sich die Brachmanä, welche Magier sind und in der Stadt Brachme (Kandschapura, Konscheworam) ihren Hauptsitz haben. Von dem Berge Adisathrus bis zu den Bergen Arwedi oder Arwäi (West-Ghats von Aurungabad nach Süden hin), wo die Flüsse Tyna (Palar), Mäsolus (Krischna) und Manda (Mahanada) entspringen, trifft man die Badiamäi mit der Stadt Tathilba, und östlich von den letztgenannten Bergen im Norden der Mäsoli die Salakeni mit den Städten Benagurum, Kastra und Magaris; dann weiter nordöstlich bis zum Berge Uxentus (Ost-Ghats über Orissa bis Radschamahal), worin die Flüsse Tyndis (Brahmani), Dasaron (Kulja) und Adamas (Suwarnarekha nach Lassen) ihre Quellen haben, die Drillophyllitä mit den Städten Sibrium, Opotura und Opoana. Der Ganges entspringt in Kylindrine (Kulinda in der Provinz Gorwal), nimmt auf der Westseite die ebendaselbst entspringende Diamuna (Jamuna) und den Saos (Son), auf der Ostseite den Sarabus (Skr. Sarajû, Dewa, Gogra) auf und ergiesst sich in fünf Mündungen ins Meer, die von Westen nach Osten Kambusum, Magnum, Kamberichum, Pseudostomum und Antibole heissen. Von Norden nach Süden wohnen am Ganges zuerst die Datychä, deren südwestliche Nachbarn die Gymnosophisten sind mit den Städten Kouta,

Margara, Batankäsara auf dem westlichen und Passala, Orza auf dem östlichen Ufer; dann die Nanichä mit den Städten Persakra, Sannaba auf dem rechten und der Stadt Toana auf dem linken Ufer. Unter diesen liegt Prasiake mit den Städten Sambalaka, Adisdara, Kanagora, Kindia, Sagala auf der westlichen und Aninacha und Koanka auf der östlichen Seite, woran sich das Land Satrabatis (Skr. Tschandrawatî, Mondland, das heutige Skanderabad) mit den Städten Empelathra, Nandubandagar, Tamasis und Kuraporina anschliesst. Hierauf folgen die Brolingä, die sich bis zum östlichen Theile des Berges Windius ausdehnen, mit den Städten Stagabaza und Bardaotis; dann die Porwari mit den Städten Bridama, Tholobana und Maleta, und die bis zum Berge Uxentus sich ausbreitenden Adisathri mit den Städten Maliba, Aspathis, Panassa (Pannah in Bundelkhund), der Hauptstadt Sagida (Schagepur) und Balantipyrgum. An diese reihen sich die Mandalä (Skr. Magadhalâs, d. i. Bewohner des Landes Magadha) mit den Städten Astagura, Sambalaka (die in den Puranas erwähnte Stadt Samba im Reiche Magadha), Sigala, der Residenz Palibothra (Skr. Pâtaliputra), Tamalites und Oreophanta; ferner die Kokkonagä mit den Städten Dosara (Doesa), Kartinaga und Kartasina, dann die Sabarä (Skr. Sabarâs), bei welchen sich Diamant in Menge findet, mit den Städten Tasopium und Karikardama, und zuletzt die Gangaridä, welche zwischen den Mündungen des Ganges wohnen und Gange zur Hauptstadt haben."

Das ist das Vorderindien des Ptolemäus, von dem er die Gangesgegenden am allerschlechtesten behandelt hat; ja unverzeihlich ist es, dass er so wenige in den Ganges sich ergiessende Flüsse anführt, da doch Megasthenes schon deren viele namhaft machte. An der Jamuna, deren Lauf er viel zu kurz angibt, und zwischen ihr und dem Ganges kennt er gar keine Stadt, und die Mündung des Son bezeichnet er 4 Grad nördlich von Pataliputra, indem schon Megasthenes diese Stadt an die Mündung jenes Flusses setzt, wo man auch deren Ruinen heute noch erblickt. Er zieht mit Recht die Landschaft Peschawer zu Vorderindien, denn es wohnen über fünf Millionen Hindus in den Städten diesseit des Indus, die eine entartete Mundart des Sanskrit reden. Obgleich unser Geograph die altindischen Namen besser wiedergibt als seine Vorgänger, wie die Benennung der Flüsse beweist, so können wir doch nur wenige Städte enthüllen, weil sie jetzt theils verschwunden sind, theils andere Namen erhalten haben und, abgesehen von der Verstümmelung der Wörter, worüber die neuere Zeit sich nicht beschweren darf, da sie es nicht viel besser macht, ihre Lage meist falsch angegeben ist. Die Bewohner von Abiria nennt das Mahabharata Abhiras und schildert sie als Barbaren, welche sich nicht zu dem Brahmaismus bekennen; Warsa, als Abhisara genommen, war zu Alexanders Zeiten kleiner, denn Taxila gehörte nicht dazu; auch hat das Land Kasmir einen allzugrossen Umfang, indem es noch einen Theil vom Pendschab und die Provinzen Delhi, Agra und Adschmir fast ganz einschliesst. Indraprastha oder das heutige Delhi war schon mehrere Jahrhunderte vor dem Einfalle der Tartaren eine sehr grosse Stadt, die zu Aurengzeb's Zeiten 2,000,000 zählte, jetzt aber nur noch in einem Ruinenfelde von zwei geograph. Quadratmeilen 400,000 umfasst. Die Nanaguna ist der sich in zwei Arme theilende Fluss Tapti oder Tapi, von welchem der nördliche Arm, den Ptolemäus Goaris nennt, bei Surate

mündet, der südliche sich bei Dewghur unweit Gheriah ins Meer ergiesst. Sich selbst widersprechend setzt Ptolemäus die Stadt Tabaso in das Gebiet von Ariake und macht dann die Tabasi zu einem besondern Volke, wie er auch ausser der Stadt Adisathra weiterhin die Adisathri als ein besonderes Volk anführt; Petirgala, d. i. wörtlich: Wasser des Vaters, erinnert an Patragali, die Tochter des Siwa, die aus der von ihrem Vater auf die Erde gefallenen Materie von selbst entstand und heute noch zu Kramganor ihren Hauptverehrungssitz hat, denn viele Städte und Flüsse Indiens führen Götternamen. Die Parapiotä können nur die Radschputen, die Phyllitä nur die Bhills, die Kondali nur die Gonds und die Ambatä nur die Mahratten sein, weil diese Völker gerade den von Ptolemäus bezeichneten Landstrich einnehmen. Die Radschputen wohnen in Malwa und Adschmir und zerfallen in mehrere Stämme, deren jedem ein Rana oder Fürst vorsteht, der wiederum mehrere Vasallen hat; sie gehen nur bewaffnet aus, beschäftigen sich bloss mit Krieg und Ackerbau, und überlassen den Handel ihren Priestern, die zugleich ihre Räthe sind und ihre Ahnen besingen, denn sie besitzen einen grossen Ahnenstolz. Bei der Vereheligung sehen sie vor Allem auf die Ebenbürtigkeit; sie verehren den Siwa und seine Gemahlin Parwati, tragen das Bild eines Pferdes oder der Sonne, die sie anbeten, am Halse, und führen, wenn sie keinen Krieg haben, ein träges, der Wollust und dem Opium ergebenes Leben. Die Bhills leben in den Gebirgen von Baglana, Balaghat, Khandisch und Malwa unter Häuptlingen, nähren sich von der Jagd und treiben nur wenig Viehzucht und Ackerbau; sie sind in viele Stämme getheilt, bekennen sich zum Siwaismus, bringen der Kali blutige Opfer und verehren das Pferd. Man beschreibt sie gewöhnlich als Diebe und Räuber, aber Anquetil Duperron gibt ihnen ein gutes Zeugniss. Eine Meile über Loner, sagt er, traf ich einen Posten von Bhills, die auf Bergen wohnen, den Winter unter Hütten und den Sommer in freier Luft zubringen und ein besonderes Volk unter den Mahratten ausmachen. Ich bin noch nie in einer solchen Verlegenheit gewesen, als beim Anblicke dieser Bhills, denn wir hatten den rechten Weg verloren, und indem wir uns nun berathschlagten, was wir thun wollten, kam einer dieser Bergbewohner, der uns Milch gab und uns in zwei Stunden wieder auf den rechten Weg brachte, ohne dass er eine Belohnung annehmen wollte, wo wir in solchen Umständen unter gesitteten Völkern hätten besorgen müssen, das Leben zu verlieren, oder wenigstens ausgeplündert zu werden [1]). An die Bhills grenzen im Osten die Gonds, die eine den Bhills ähnliche Lebensart führen, wesshalb man sie auch zu jenem Volke rechnet; sie bringen der Kali Menschenopfer und essen Menschenfleisch, sind aber gegen die allgemeine Sitte der Wilden, welche Menschenfleisch verschlingen, etwas eigener in ihrem Geschmack und nehmen nur Theil an einem Feste, wo Personen ihres eigenen Stammes geboten werden; auch nimmt das Schlachten des Opfers und die Zubereitung der entsetzlichen Nahrung etwas von religiösem Ritus an; denn sobald ein Familienglied von hoffnungsloser Krankheit ergriffen oder alt wird und dem Gemeinwesen von keinem fernern Nutzen ist, wird es, wie es scheint, sogleich getödtet und gegessen, und sein

1) Anquetil Duperron, Reise S. 371 ff.

Tod wird zu einer öffentlichen Wohlthat gemacht[1]). Die Mahratten dehnen sich von Baglana bis nach Agra aus, erscheinen als freie Leute stets bewaffnet und sind in Brahmanen und Sudras eingetheilt, die alle in Kriegszeiten ins Feld ziehen; sie beschäftigen sich mit Ackerbau und Viehzucht, haben wenig Bedürfnisse, leben einfach und bekennnn sich zum Wischnuismus. Man erklärt sie meist für falsche, lügenhafte und raubsüchtige Menschen; aber dem widersprechen Dow und Anquetil Duperron, welche beide ihr Land bereisten. Dow nennt sie ein grosses blühendes Volk, welches einer ordentlichen Regierung unterworfen ist, deren Grundsätze auf Tugend beruhen, bei welchem man weiter keinen Schutz als den Schatten braucht und die grösste Gastfreiheit trifft. Anquetil Dupperron fand den Charakter dieser Nation von den Bewohnern von Kanara ganz verschieden. Diese sind, sagt er, argwöhnisch, misstrauisch und verschliessen ihre Städte, das Land der Mahratten steht aber überall offen, das Volk ist lustig, tapfer und verlässt sich auf seinen Muth und seine Waffen; ihre Hauptstärke besteht in der Reiterei, und Gastfreiheit ist eine herrschende Tugend bei ihnen; ja dieses Land schien mir das Land der Natur zu sein, und wenn ich mit den Mahratten redete, so glaubte ich mit Leuten aus der ersten Welt umzugehen. Lassen glaubte den Volksnamen Aji in der heutigen Stadt Aykotta, das sei Feste der Aji, bei Kranganor wiederzufinden. Jenes Wort kann aber auch wohl aus Eli, dem Namen eines von Marco Polo angeführten Königreichs auf der Küste Malabar, das schon zu Ptolemäus Zeiten bestand, wie aus der Benennung des Emporium Elankôn hervorgeht, verfälscht sein. Marco Polo traf auf jener Küste die Reiche Guzurate, Malabar, Eli, Koilum und Komorin, in welchen drei erstern sich Seeräuber aufhielten, die den ganzen Sommer hindurch mit ihren Weibern und Kindern auf dem Meere zubrachten, wo sie mit 20 Schiffen die Pässe von 100 Meilen breit besetzten, da immer von 5 zu 5 Meilen ein Schiff aufgestellt war. Erblickten sie ein mit Kaufmannsgütern beladenes Schiff, so liessen sie Rauch emporsteigen, welches Zeichen ihre nächsten Schiffe weiter verbreiteten, so dass sich mit grosser Schnelligkeit alle ihre Schiffe um den Kauffahrer zusammenzogen. Sie bemächtigten sich alsdann der Güter, setzten die Mannschaft des genommenen Schiffes ans Land, gaben ihr einen Abführungstrank, um der etwa verschluckten Perlen und Kleinode habhaft zu werden, und schenkten ihr zuletzt die Freiheit, ohne ihr das geringste Leid zuzufügen, baten sie bloss, andere Waaren zu holen und denselben Weg noch einmal zu machen. Das Königreich Eli erzeugte eine grosse Menge Pfeffer und andere Gewürze; im Königreiche Koilum (Kulan, südlich von Kotschin) wuchs ebenfalls viel Pfeffer, es lieferte aber auch viele Kunstartikel, die von auswärtigen Kaufleuten gesucht und theuer bezahlt wurden; man bereitete Wein aus Zucker, und es gab daselbst unter den Heiden, die nach dem Tode ihres Vaters oder Bruders ihre Stiefmutter oder Schwägerin heiratheten, auch viele Christen und Juden[2]). Bei den Bati denkt Lassen an Pudukotta in Marawa, in welchem Stadtnamen er eine Spur der Bati finden will. Auch noch weiter nördlich kommt ein Batukotta vor, aber wahrscheinlicher ist es, dass unter Bati die Batagas

1) Ausland, 1837. S. 887. Jahrg. 1839. S. 968.
2) Marco Polo. 4. c. 31—35.

oder Batawas, wie noch die Einwohner von Karnatika genannt werden, zu verstehen sind. Lassen vermuthet ganz richtig, dass in dem Namen des Fürsten Sornax der Küstenname Tschola enthalten sei; denn jenes Wort wird fast wie Tskora ausgesprochen, wesshalb die Griechen und Römer das Vorgebirge an jener Küste bald Kory, bald Kolis nannten, und den heutigen Tamulen zufolge gab es bei ihnen einen König, der Tschola hiess, nach welchem also die Soringi oder Sorigi ihren Namen führten, wie auch heute noch nördlich von Arkot sich eine Stadt Solingur befindet, und es in den Bergen bei Kaweripura und Siwasamudra ein rohes Volk unter dem Namen Soliga gibt. Da nun Mandala Kreis, Gebiet heisst, so bedeutet Tscholamandala, was wir in Koromandel verunstalteten, das Reich des Königs Tschola, welcher der Sornax des Ptolemäus ist. Der Name Arwarni mag noch in der Stadt Arani am Flusse Karwa, 4 Meilen südlich von Arkot fortleben; Maliarpha hält man insgemein für Mahabalipura, d. i. Stadt des grossen Bali, wofür Andere aber auf den dortigen Inschriften Mahamalajapura, Stadt des grossen Berges, lesen, welche in den Berg gehauene und jetzt zum Theil vom Meere verschlungene Stadt bei Sadras liegt und die sieben Pagoden genannt wird; allein damit stimmt die Bezeichnung des Ptolemäus ganz und gar nicht, und daher ist Maliarpha vermuthlich die heutige Handelsstadt Nellore am Pennar, unweit des Meeres. Es ist zu beachten, dass jene Pagoden ein Werk der Waischnawas oder Anhänger des Wischnu sind und sich von den auf den Buddhaismus bezüglichen Bildwerken rein gehalten haben, was nicht der Fall bei den Grottentempeln auf Salsette, Elephante und zu Ellora ist, woraus hervorgeht, dass sie entweder erst nach der Vertreibung der Buddhaisten gegründet wurden, oder dass diese nie daselbst das Uebergewicht erhielten. Der Name des Flusses Mäsolus hat sich noch heute in Masulipatana, d. i. Stadt am Masula, erhalten, welche eine berühmte Fabrik- und Handelsstadt am nördlichen Ausflusse des Krischna ist, wonach dieser Fluss früher Masula hiess, wenigstens heisst der Fluss, der durch Heiderabad fliesst und sich bei Wariapilly in den Krischna ergiesst, noch jetzt Mosa. Den Fluss Godawari kennt Ptolemäus nicht. Das Wort Bittigos scheint aus Pajaghats, d. i. die niedern Pässe, wie die Eingebornen die West-Ghats in der Senkung nach der Küste nennen, verkrüppelt worden zu sein; denn dass Ptolemäus sie wirklich darunter begreift, erhellt aus dem Ganzen; er hat aber, als er bei der Erkundigung nach den Quellen der Flüsse von jener Bergkette die Specialnamen Adisathrus und Arwedi hörte, geglaubt, diese seien verschiedene Berge, und daher riss er sie aus der Reihe. Unter dem Fürsten Arkatus ist die Stadt Arkate zu verstehen, denn wie in alten Zeiten, so werden auch gegenwärtig noch in Indien Städte und Länder nach den Fürsten und umgekehrt benannt, und daher mag auch wohl in dem Namen Bassaronax die heutige Stadt Bisnagar am Tumbuddra verborgen liegen. Brachme ist höchstwahrscheinlich Kanscheworam, eine alte Stadt, die, bevor sie vor 150 Jahren von den Mongolen verheert wurde, 300,000 Einwohner und mehrere Tempel mit Hallen umfasste und jetzt noch ein berühmter Wallfahrtsort der Waischnawas ist. Dieser Theil von Karnata wimmelt noch von Brahmanen des Wischnucultus, welche auch einen Hauptsitz in der alten Stadt Kambokonum unweit Palliakate haben, die ebenfalls von Pilgern stark besucht wird. Marco Polo traf hier im 13. Jahrhundert das Königreich

War, in welchem sehr viele Magier lebten, die er Abrajamin (Brahmanen) nennt, und das voll von Tempeln mit Hallen für die Brahmanen war, worin junge Mädchen bei Festen vor den Götzenbildern tanzten. Der König, der Senderba hiess, trug eine dem Rosenkranz ähnliche Schnur mit 104 Edelsteinen oder Perlen um den Hals, deren gleiche Zahl von Gebeten er täglich seinen Göttern murmelte. Die Einwohner schonten das Leben eines jeden Thiers, badeten sich täglich zweimal, enthielten sich des Weins und der Seefahrt, und mehrere von ihnen beteten als Gott einen Ochsen an; doch fand man, obgleich sie selbst keinen Ochsen tödteten, auch einige unter ihnen, welche das Fleisch desselben assen, wenn ein anderer das Thier geschlachtet hatte. Wenn der König starb, warfen sich einige seiner Soldaten mit seinem Körper zugleich ins Feuer, welche Selbstaufopferung auch die Weiber bei dem Tode ihrer Männer vollzogen, denn vollzogen sie dieselbe nicht, so waren sie allgemein verachtet. Dort nahmen sich auch mit Erlaubniss des Königs Menschen, welche zum Tode verurtheilt waren, zur Ehre eines Götzen selbst das Leben. An der Küste jenes Reiches fischte man eine grosse Menge Perlen, von denen die Kaufleute den zehnten Theil dem Könige und den zwanzigsten Theil den Magiern, welche die Seeungeheuer beschworen, dass sie die Taucher nicht verschlangen, abgeben mussten. Ueberdiess führt Marco Polo an, dass der Apostel Thomas in einer Kirche der Stadt Meliapur begraben sei, an welchem Grabe sich viele Wunder zutrügen, wesshalb es von vielen christlichen Pilgern besucht werde, und dass der König von War und die Könige der vier übrigen Reiche von Malabar jährlich wenigstens 10,000 Pferde kauften, die von Kaufleuten aus Arabien und Persien, wo man sie zuweilen mit 200 Livres bezahlte, zur See eingeführt würden. Der Sarabus heisst im Ramajana Saraju und ist vermuthlich die Saraswati des Manu, ein Grenzfluss des Reiches Brahmawarta, der seinen Namen nach der Gemahlin des Brahma führt, da dieses Reich, wie das westlich angrenzende Brahmarschi, worin die Gymnosophisten wohnten, besonders dem Cultus des Gottes Brahma zugethan war. Persakra mag aus Skr. Prajâga, jetzt Allahâbâd, und Kuraporina aus Skr. Kurupura, Stadt des Kuru, entstanden sein. Megasthens macht Palibothra zur Hauptstadt der Prasii, Ptolemäus aber zur Hauptstadt der Mandalä, welche er südlich von Prasiake oder dem Lande der Prasii setzt, die also beide in der Provinz Bihar wohnten, welche früher Magadha hiess, wonach Magadalä statt Mandalä zu lesen ist; denn dass Ptolemäus geirrt hat, indem er Prasiake von dem Lande der Mandalä als ein besonderes trennt, geht daraus hervor, dass er sowohl in das erstere als in das andere eine Sambalaka und Sagala setzt. Tamalites hält Lassen für das im Mahabharata erwähnte Tamralipta in Banga (Bengalen), welche Stadt am Meere Fahian als eine blühende Handelsstadt und Hauptsitz des Buddhaismus gefunden habe; es mag sein, aber Ptolemäus bezeichnet die Lage von Tamalites 8 Grad nördlich vom Meere. Die Sabarä kommen nach Lassen in altindischen Schriften unter dem Namen Sabaras als Barbaren vor und heissen heute Suras, welche über Orissa wohnen. Gange, die Hauptstadt der Gangaridä, ist vermuthlich Luknoti oder Gour, die alte Hauptstadt von Bengalen, da sie früher von den Wellen des Ganges bespült wurde, jetzt aber am alten Gangesbette ein Ruinenfeld von 15 engl. Meilen Länge und 3 Meilen Breite einnimmt. Wir gehen nun zu India

extra Gangem über, das wir eben so, wie India intra Gangem, behandeln werden, das heisst, ohne uns an die Wortfolge des Originals zu binden.

Hinterindien.

„India extra Gangem grenzt im Westen an den Ganges, im Norden an Skythia und Serika (Tübet), im Osten an das Land der Sinä (Sina) und im Süden an das indische Meer. Auf der Ostseite des Ganges wohnen am nördlichsten die Gangani, bei denen der Fluss Sarabus (Skr. Sarajû, Gogra) mündet und welche die Städte Sapolus, Storna, Heorta (Hurdwar) und Rappha besitzen, und an sie reihen sich die Marundä bis zu den Gangaridä mit den Städten Boreta, Korygaza, Kondota, Kelydna, Aganagara und Talarga. An die Marundä im Osten schliessen sich am nördlichsten die Takoräi (Bewohner von Gorwal) zwischen den Bergen Imaus (Himalaja) und Bepyrrhus (Garrow-Gebirge) und die Korankali (Bewohner von Kanduana?) an, mit den Städten Selampura, Kanogiza (Kanudsch), Kassida (Benares), Eldana und Suanagura; dann die Passalä mit den Städten Athenagurum und Maniäna, sowie zuletzt die Tiladä, die auch Besadä genant werden, ein kurzstämmiges Volk mit breitem Gesicht und weisser Hautfarbe, wo man die beiden Hauptstädte Tosale (vermuthlich Tassisudon, Hauptstadt von Butan) und Tugma, sowie die Städte Parisara und Alosanga trifft. In dem Sinus Gangeticus (Meerbusen von Bengalen) erstreckt sich östlich von der Gangesmündung Antibole bis zum Flusse Tokosanna (Arakan) das Land Kirrhadia, worin das besste Malabathrum (Betel) wachsen soll, mit der Seestadt Pentapolis (bei Tschittagong), dem See-Emporium Barakura (Barakoon) und der Hauptstadt Triglyphon oder Trilingum (verm. Tipperah), in welcher sich bärtige Hähne und weisse Raben und Papageien befinden sollen. Von der Mündung der Tokosanna (Arakan) bis zum Sinus Sabaricus (Golf von Martaban) breitet sich die Argyra Chora (das Silberland) aus, worin sich viel Silber befinden soll, mit den Seestädten Sambra (Santatoli), Sada am Flusse Sadus (Radschu), der Insel Bazakata (Tscheduba) gegenüber, dem Emporium Berobonna (Barabon?) und der im Binnenlande liegenden Hauptstadt Mareura oder Malthura (vermuthlich in der Nähe von Prome, wo man ein grosses Ruinenfeld von einer alten Stadt sieht). Oberhalb der Argyra Chora liegt die Chryse Chora (das Goldland), die reich an Gold ist und deren Einwohner kurzstämmig, stumpfnasig und von weisser Hautfarbe sind. Ueber dieser Gegend am Berge Mäandrus (Jumadung oder Anomektapian) haben die Tamerä, welche Anthropophagen sind, und weiter nördlich bis zu den Bergen Damasi (Schan-Gebirgen) hin die Nargologä, was öde Welt bedeutet, die Dabasä, Iberingä, Indaprathä und im äussersten Norden die Aminachä ihre Wohnsitze. Von dem Sinus Sabaricus (Golf von Martaban), in welchen sich der Fluss Besynga (Irawaddy) ergiesst, bis zu dem Vorgebirge (Cap Salangor) bei Chryse oder Chersonesos Chryse (Malakka) breitet sich das Gebiet der Besyngeti aus, welche Menschenfleisch essen und am Meere die Stadt Sabara (Sarawah), das Emporium Besynga (Pegu?) und die Stadt Berobe (Mergui) besitzen. Dann folgt die Halbinsel Chryse (Malakka), die bis zum Sinus Perimulicus (Golf von Patani) sich ausdehnt und auf der Westküste die Emporien Takola (Salangor) und Sabana (der engl. Insel

Singapur gegenüber liegend), sowie auf der Ostküste das Vorgebirge Malaiu Kolon (Cap Romani), die Städte Koli (Pahang) und Perimula (Patani) enthält. Am Sinus Perimulicus ist das Gebiet der Piraten nebst dem Emporium Thiponobasti und der Stadt Zabä (in der Gegend von Ligor), wo bei einem grossen Vorgebirge (Cap Karno) der Sinus Magnus (Meerbusen von Siam) seinen Anfang nimmt, in welchen sich die Flüsse Doranas (Tayang), Dorias und Serus (Menam) ergiessen, von welchem letztern Flusse 1½ Grad östlich India extra Gangem endet. Zwischen den Flüssen Doanas und Dorias wohnen die Doanä (vermuthlich die Dhanu, nach Buchanan ein wilder Volksstamm, der die Ufer des Thaluayn nördlich von Martaban bewohnt) und die Sindi, welche an jenem Meerbusen die Hauptstadt Kortatha und die Stadt Sinda besitzen, und nördlich an diese Völkerschaften bis zu den Gebirgen, worin Tiger und Elephanten leben, stösst das Gebiet der wilden Räuber, die wie Thiere sich in Höhlen aufhalten und eine dem Hippopotamus ähnliche Haut haben sollen, die kein Pfeil durchdringen kann. Das Land zwischen dem Dorias und Serus (Menam) haben von Süden nach Norden die Barä, Kudutä (vielleicht die Kadu, wie Buchanan einen Volksstamm zwischen Martaban und Siam nennt), die Bewohner des Erzlandes, in welchem es sehr viel Erz gibt, die Basonarä und Kakobä als die äussersten Völker Hinterindiens in Besitz. Oestlich von dem hezeichneten Punkte am Sinus Magnus tritt man in das Reich der Sinä, wo der Reihe nach der Fluss Aspithra bei der Stadt gleichen Namens (Chantabun mit dem gleichnamigen Flusse), der Ambastus (Kambodscha) und der Senus (Sangkoi) in den Sinus Magnus fallen, der bei dem Promontorium Notium (Cap Turon) endet, wo der Sinus Ferinus (Golf von Tonkin) beginnt, welcher bis zum Promontorium Satyrorum (Cap Hainan) reicht. Bei dem Promontorium Satyrorum, das den drei Insulä Satyrorum (drei Taya-Inseln bei der Insel Hainan), deren Bewohner Schwänze wie die Satyren haben sollen, gegenüberliegt, nimmt der Sinus Sinarum (das sinesische Meer), welchen äthiopische Ichthyophagen umwohnen, seinen Anfang, und wo sieben Grad weiter der Kotiaris (Pekiang) sich in den Sinus Sinarum ergiesst, bei welchem Flusse die Hafenstadt Kattigara (Kanton) liegt, an welche ein unbekanntes Land stösst, das von dem Meere Prasode umflossen wird und sich bis zum Vorgebirge Prasum (Cap Delgado) in Afrika ausdehnt."

Die Westgrenze von Hinterindien bildete nicht genau der Ganges, denn Ptolemäus setzt noch mehrere Städte der Datychä, Nanichä und Prasii auf das Ostufer. Heorta ist wahrscheinlich Hurdwar, eigentlich Haridwara, d. i. Thor des Hari oder Wischnu, ein berühmter Wallfahrtsort am Ganges, wo bei dem jährlichen, 20 Tage nach dem Frühlings-Aequinoctium beginnenden Feste über zwei Millionen Menschen von Kabul, Kasmir, Lahore und den übrigen Landen Indiens eintreffen, um sich an der heiligen Stelle im Ganges zu baden, bei welcher Gelegenheit auch ausgebreitete Handelsgeschäfte gemacht werden. Hier ist der grösste Thiermarkt von Indien; man trifft daselbst die vortrefflichsten Pferde aus Arabien, Persien, Kutsch, Kattiwar, Kasmir, Kabul und Tübet, Elephanten, Kamele, Büffel, Schafe, Kühe, Hunde, Katzen, Affen, Bären, Leoparden, Hirsche und Rehe; Edelsteine aller Art, Shawls aus Kasmir und Tübet, Seiden- und Baumwollenzeuge, europäische Tuche, französische Uhren, Brillen, Spiegel, Rasir- und Federmesser, Scheeren, Papier,

Fieberrinde, französische Schminke und Parfüms, kölnisches Wasser, Rosenwasser, Assa fötida, Gummi und Gewürze aus Arabien, Korallen vom rothen Meere und andere Gegenstände. Allein diese Messe hat, seitdem die Engländer in Besitz dieser Gegend gekommen sind, sehr abgenommen; denn wohin diese Kaufleute in Indien vordringen, sinken alle Handels- und Fabrikstädte. Die Marundä weisen uns wohl eher auf das sich unterhalb des Zusammenflusses der Jamuna und Ganga ausbreitende Land Kumarakhanda hin, als auf die heutige Provinz Morung in Nepal; aber die Städte Kanogiza und Kassida, welche Ptolemäus mehrere Grade östlich vom Ganges setzt, gehören nach Vorderindien. Kanogiza, Skr. Kanjâkubscha ist das schon besprochene Kanudsch, und Kassida, Skr. Kâsî, die Glänzende, wird auch Barânasî genannt, von den zwei Flüssen Baran und Asi, die sich hier in den Ganges ergiessen. Baranasi, woraus Benares verkrüppelt wurde, dehnt sich über eine deutsche Meile am linken Gangesufer aus und umfasst 600,000 Einwohner, worunter 40,000 Brahmanen, 30,000 Häuser und eine unzählige Menge Tempel von alten Zeiten her, so dass schon Mahmud von Ghazni, Bruder des Mahmud von Ghori, im Jahre 1194 mehr als 1000 ausplünderte. Sie ist eine dem Siwa heilige Stadt, zu welcher jährlich Hunderttausende wallfahrten und in welcher viele reiche Personen ihre letzten Tage verleben: denn wer hier stirbt, wird direct der Freude im Swarga theilhaft. Benares ist der Hauptsitz der Wissenschaften, wo mehr als 300 Brahmanen in den Gärten lehren, die aber jeder nicht mehr als höchstens 15 Schüler annehmen, welche 10 bis 12 Jahre bei ihnen zubringen müssen. Hier wird jedes Jahr in den Monaten Februar und März eine grosse Messe gehalten, welche wegen des starken Verkehrs mit Edelsteinen Kaufleute aus ganz Asien besuchen, und worauf Shawls aus Kasmir, Musseline aus Dakka, Stahl- und Eisenwaaren aus Lucknow und Diamanten aus Golkonda gebracht werden. Auch verfertigt die Stadt selbst ausgezeichnete Wollen- und Baumwollenzeuge, aber den grössten Ruf haben ihre Kinkobs, Gold- und Silberbrokate von ausserordentlicher Schönheit und hohem Werthe, und in Verfertigung von Kinderspielsachen aus Holz und Thon ist sie eben so berühmt als Nürnberg. Der Himalaja-Gürtel von Gorwal, Kumaon, Nepal, Sikkim, Butan und ferner wird wirklich von Völkern mongolischen Stammes bewohnt, die von dem sinesischen Kaiser Wuti um 130 vor Chr. aus der Tartarei zwischen der Wüste Gobi und der sinesischen Mauer dorthin vertrieben und versetzt wurden[1]); daher tragen ihre Sitten, Gesetze und Religion den Stempel indischer und sinesischer Cultur. Ihre Landesprodukte sind grösstentheils denen von Tübet gleich: Gold, Silber, Eisen, Kupfer, Blei, Tinkal oder roher Borax, Moschusthiere, Bezoar und Shawlziegen, Argali-Schafe, Jaks mit seidenhaarigen Schweifen, die als Fahnen und Fliegenwedel gebraucht und theuer verkauft werden, kleine schnelle Pferde und andere Gegenstände. Aus dem Worte Arakan, das die Griechen an Argyros, Silber, erinnerte, bildeten sie wahrscheinlich ihre Argyra Chora, da die Berge in Arakan kein Silber, sondern Zinn und Blei enthalten; jedoch gibt es in dem angrenzenden Reiche Awa, das Ptolemäus seiner Argyra Chora einverleibt, Silberminen. Das Goldland umfasste das heutige Reich Assam, das reich an Gold ist und zudem noch Silber, Eisen, Blei, Lack von rother Farbe, viele werthvolle

1) Nic. Witsen l. c. I. p. 265 und 344.

Gummi-Arten, wie den Kautschuk, der aus dem Borgach (Ficus elastica), einem der grössten Bäume, gewonnen wird, Kopal, Bernstein, Steinkohlen, Steinöl und eine Menge grober Seide erzeugt. Diese Seide, welche Würmer in der freien Natur hervorbringen, zerfällt in zwei Arten, in Muga und Arrinda, und ist so gemein, dass sie den Einwohnern zur gewöhnlichen Kleidung dient; bloss Nieder-Assam liefert jährlich 2000 Zentner[1]). Im Jahre 1834 entdeckten die Engländer in Ober-Assam die Theestaude, und im Jahre 1839 hatte Bruce bereits 120 Orte aufgefunden, wo diese Pflanze wild wächst. Jene wichtige Entdeckung veranlasste die Briten, welche jetzt Herren dieses Landes sind, Sinesen zu berufen, um schwarzen und grünen Thee zu bereiten, und im Jahre 1839 wurden schon 8 Kisten, je 320 Pfund, nach England versendet, wo man ihn dem sinesischen nur wenig an Güte nachstehend fand. Wenn dieser Thee den sinesischen ersetzt, so gewinnt Grossbritannien sehr viel; denn es bezog noch 1836 aus Sina 49,844,000 Pfund. Eine grobe Art wächst besonders auf beiden Ufern des Mekhong-Flusses in den Schanstaaten, die theils Birma, theils Siam, theils Sina tributär sind, in Ueberfluss, die selbst von sinesischen Karawanen nebst Baumwolle und Elfenbein gegen Seide, Sammt, englisches Tuch aus Kanton, Eisenwaaren, Kupfergeschirre, Lackwaaren und Moschus eingetauscht wird. Noch heute gibt es in Hinterindien Kannibalen. Spry erfuhr, dass die Kukis, welche die blauen Berge von Tschittagong unsicher machen, Menschenfleisch für eine Delicatesse halten. Die Kukis haben ihren eigenthümlichen Dialekt und bauen ihre Dörfer auf den Bäumen des Waldes; sie scheinen keinen bestimmten Wohnort zu haben, sondern wandern in Herden von einer Wildniss in die andere. Finden sie einen für sie tauglichen Platz, so macht sich die ganze Schaar sogleich an die Arbeit, sammelt Bambusrohre und Baumzweige, die in einander geflochten und dann in dem Buschwerk hoher Bäume aufgestellt werden. Auf dieser Grundlage werden nun Hütten von rohem Grase angelegt. Sobald diese fertig sind, und jede Familie ihre Wohnung hat, werden Weiber und Kinder in diese luftigen Hütten gebracht, und die Männer reissen alle Zweige ab, die man vom Boden aus erreichen kann; sodann machen sie sich eine rohe Leiter aus Bambusstäben und ziehen diese, wenn sie hinaufgestiegen sind, nach sich, theils um Fremde, theils um ihre vierfüssigen Waldgenossen abzuhalten[2]). Auch im Lande Dschuba, das an Tübet grenzt, leben Kannibalen, die Hlokbas oder Hojus, welche in Höhlen wohnen, sich gefärbte Einschnitte in die Lippen machen, im Sommer in Baumblätter, im Winter in Thierfelle kleiden und die aus Tübet ausgeführten Todesverbrecher verzehren. Das Wort Nargologä hat Ptolemäus richtig erklärt; es heisst im Sanskrit Narakalokâ, Orte der Unterwelt, deren die indische Mythe 21 aufzählt. Die von Kirrhadia bis zum Sinus Sabaricus wohnenden Völker gehören zum heutigen birmanischen Reiche, das aus fünf Provinzen besteht: Kassay, Birma (Awa), Pegu, Lowaschan und Junschan. Die Bewohner haben meist sinesische Gesittung und bekennen sich zu einem eigenen Buddhaismus. Sie sind in ihrer Cultur sehr zurückgekommen, wie die vielen alten Baudenkmale zeigen; die Kunstprodukte werden theils von Fremden, theils von Weibern verfertigt, und der Bergbau wird hauptsächlich von Sinesen betrieben. Das Land er-

1) Ausland 1838. S. 1271. 2) Ausland 1837. Nr. 118.

zeugt Tikholz, Reis, Pfeffer, Indigo, Thee. Zucker, Tamarinden, Mango, Baumwolle, verschiedene Gewürze, Gold, Platina, hier Schinthan genannt, Silber, Zinn, Blei, Eisen, Kupfer, Salpeter, Ambra, Gummilack, sehr viel Bergöl, verschiedene Edelsteine, wie Rubin, Smaragd, Granat, Sapphir, Topas, Amethyst; Alabaster, Marmor, Alaun, Vitriol, und am bedeutendsten ist der Handel mit den Südprovinzen Sina's. Sinesische Karawanen von 4—5,000 Pferden bringen nach den birmanischen Städten Bamo und Miadai Silber, Kupfer, Zinnober, Quecksilber, Eisenwaaren, Operment, Grünspan, Thee, Rhabarber, Honig, rohe und verarbeitete Seide, Porzellan, Fasane, Hunde, und tauschen dafür Metalle, Edelsteine, Baumwolle, Elfenbein, Betelnüsse, essbare Vogelnester und dergleichen ein. In die britischen Besitzungen führt man Silber, Zinn, Elfenbein, Lackfirniss, Wachs, Gummi, Steinöl, Tikholz, und erhält dagegen Baumwollen- und Seidenzeuge. Die Waaren werden theils auf den Flüssen, wie dem Irawaddy und Ragun, theils auf Wagen befördert, und die Märkte meistens bei den Pagoden gehalten. Zur See handeln die Birmanen nach Kalkutta auf Schiffen, die nach französischer Art gebaut sind und bis auf 1000 Tonnen fassen, und die Stadt Rangun am gleichnamigen Flusse ist jetzt der wichtigste Handelsort des birmanischen Reiches. Die Besyngeti bewohnten zum Theil die den Birmanen entrissene englische Provinz Tanassarim, deren Handelserzeugnisse nach Helfer Eisen und Zinn in Menge, zwei neue Arten Indigo, Orlean (Bixa orellana L.), Kopal-, Weihrauch- und Drachenblut-Arten, das dem Mahagoni ähnliche Holz des Khiginbaumes, dauerhafter Firniss von dem Teihisi-Baum und viel Wachs sind. Chryse oder Chersonesos Chryse, d. i. Goldland oder goldene Halbinsel, nannten die Griechen Malakka wegen seines goldhaltigen Bodens. Die Länge dieser schmalen Erdzunge bestimmt Ptolemäus ziemlich richtig, er lässt sie nur um 5 Grad zu weit südlich gehen, indem er sie zwischen $4^1/_3$ Grad N. Br. und 3 Grad S. Br. setzt. Crawfurd bemerkt, dass Kolon in der jawanischen Sprache West heisse und Malaiu Kolon die Malayen des Westen bedeute, wie die Jawanesen noch alle Malayen die Leute des Westen nennen, und behauptet, der goldene Chersones des Ptolemäus sei nicht die malayische Halbinsel, weil damals jene Halbinsel entweder noch ganz unbewohnt, oder doch nur von einigen wilden Negern bewohnt war, die den Kannibalen von Andaman glichen, mit welchen durchaus kein Verkehr stattfinden konnte; die Malayen seien erst im Jahre 1160 aus Sumatra ausgewandert, Malakka sei erst 1252 und jeder der übrigen Malayenstaaten auf der Halbinsel noch später gegründet worden [1]). Allein es bedarf nur eines Blicks auf die Charte des Ptolemäus, um einzusehen, dass der goldene Chersones wirklich die Halbinsel Malakka ist, und die darauf bezeichneten Emporien sowohl als die daselbst erwähnten Seeräuber bekunden unwiderlegbar den dortigen grossen Verkehr mit andern Ländern. Malakka umfasst mehrere, theils unabhängige, theils den Siamesen, theils den Briten unterworfene Staaten, deren Bewohner Seeräuber, Ackerleute oder Jäger sind, die aber alle den Handel ausnehmend lieben, wesshalb man die Malayen auf allen grossen indischen Inseln, selbst bis Madagaskar hin antrifft. Das Land erzeugt Goldsand, Zinn, Diamanten, Kokusnüsse, Pisang, Bambus, Pfeffer, Gambir, Muskatennüsse, Gewürznelken und Kaffee, welche drei letztern Artikel aber erst in neuern Zeiten angepflanzt wurden. Der Haupt-

1) John Crawfurd, indischer Archipelagus. Jena 1821. S. 56.

handel von Hinterindien hat jetzt seinen Sitz auf Singapur, einer Insel mit einem Freihafen an der Südspitze von Malakka, die seit 1819 den Engländern gehört und Produkte von Europa, Vorder- und Hinter-Indien, dem indischen Archipelagus, Sina und Amerika umsetzt, und deren Handelsbilanz 1824 schon 6,604,601 span. Doll. betrug. Auch die englische Insel Pulo Pinang an der Westküste von Malakka handelt mit denselben Ländern und gleichen Produkten, aber ihr Umsatz stieg in demselben Jahre nur auf 2,809,865 span. Doll. Der Fluss Doanas wird insgemein für den Thaluayn gehalten, aber dieser ergiesst sich nicht in den Meerbusen von Siam, sondern in den Golf von Martaban, mithin muss jener Fluss ein anderer sein, etwa der Thayang. Das Erzland ist Laos, das viel Gold, Silber, Kupfer und Zinn hervorbringt. Hinterindien endete zur Zeit des Ptolemäus mit dem Reiche Siam; was weiterhin lag, gehörte zum sinesischen Reiche. Siam, von den Eingebornen Thai genannt, steht noch hinsichtlich der Künste und Wissenschaften auf einer niedern Stufe, und die Industrie ist meist in den Händen der Sinesen, deren sich dort an 500,000 niedergelassen haben. Es liefert mannigfaltige Produkte, wie man aus folgenden Ausfuhrartikeln nach Sina entnehmen kann: Pfeffer, Zucker, Zimmt, Kardamomen, Aloe-, Sapan- und Rosenholz, Baumwolle, Elfenbein, Lack, Reis, Arekanüsse, eingesalzene Fische, Häute von Ochsen, Büffeln, Elephanten, Rhinocerossen, Hirschen, Tigern, Leóparden, Fischottern und Zibetkatzen; Schildpatt, Büffel-, Ochsen-, Hirsch- und Rhinoceroshörner, Federn von Pelikanen, Störchen, Pfauen und Seeamseln, essbare Schwalbennester; dagegen führt man aus Sina in Siam ein: Porzellan, Zink, Quecksilber, Thee, getrocknete Früchte, rohe Seide, Krepp, Atlas und andere Seidenzeuge, Nankin, Schuhe, Fächer, Sonnenschirme, Schreibpapier und noch viele andere Artikel, welcher Handel nach Gutzlaff ungefähr 80 sinesische Schiffe in Thätigkeit setzt. Aus Siam gehen jährlich 30—40 Schiffe nach dem indischen Archipelagus, und es steht auch mit Laos, Kambodscha und Malakka in Handelsverbindung. Bangkok und Juthia sind die Haupthandelsplätze, und der innere Verkehr findet meist auf dem Menam und in Karawanen von Pferden und Elephanten statt. Ptolemäus bezeichnet den Lauf der Küste von dem Ende des Sinus Magnus bis Kattigara ganz falsch; statt ihr eine nordöstliche Richtung zu geben, gibt er ihr eine südliche, da doch schon sein Vorgänger Marinus nach einem gewissen Alexander bemerkte, dass man, um von Zabä (bei Ligor) nach Kattigara zu schiffen, Anfangs südlich und dann immer links schiffen müsse[1]. Dessenungeachtet setzt Ptolemäus die Mündung des Serus 171° 30′ L. und 17° 20′ N. Br., und Kattigara 177° L. und 8° 30′ S. Br. Der Fluss Senus ist höchstwahrscheinlich der heutige Sangkoi, der, wenn er auch nicht vom Flusse Pekiang (Kotiaris) ausgehen sollte, doch wenigstens in dessen Nähe entspringt, und alsdann ist das Promontorium Notium des Cap Turon, und der Sinus Ferinus der Golf von Tonkin, in welchen demnach die Mündung des Senus versetzt werden muss. Die drei Inseln der Satyren, deren Bewohner Schwänze wie die Satyren haben sollen, lassen schliessen, dass sie bei dem Promontorium Satyrorum lagen, was uns auf Hainan und die Nachbarinseln hinführt, wo man heute noch menschenähnliche Bartaffen in Menge trifft. Ptolemäus hielt das sinesische

---

1) Ptolem. 1, 14.

Meer für einen Meerbusen, weil er glaubte, jenseit Kanton zöge sich das Land nach Afrika hinüber, und setzte folgerecht an den Sinus Sinarum, der nach ihm am Aequator liegt, äthiopische oder schwarze Ichthyophagen. Obgleich er nun in der Lage jenes Landes sehr irrte, so stimmt doch die Entfernung, die er von dem Sinus Sinarum bis nach Kattigara angibt, ziemlich genau mit der vom Cap Hainan bis Kanton überein. Kotiaris scheint aus Ho, Ko, d. i. Fluss, und Tigx, Tigris, wie der Pekiang bei seiner Mündung beisst, gebildet zu sein. Wollte man jene Bestimmungen auch noch in Zweifel ziehen, so wird dieser doch durch die im Jahre 1819 erschienene Geschichte von Kanton vollends gehoben, in welcher ausdrücklich angeführt wird, dass unter der Regierung des Kaisers Kuangwu (25—57 nach Chr.) Völker von Tientschu (Indien) und Thsin (dem römischen Reiche) zu Schiffe nach jener Stadt kamen und seitdem mit derselben in regem Verkehre standen: mithin konnte dem Ptolemäus Malakka und Kanton bekannt sein. Das Land östlich vom Serus (Menam) bis zum Sinus Sinarum (sinesischen Meere) schliesst also die heutigen hinterindischen Staaten Kambodscha, Kotschin-Sina und Tonkin ein, die der sinesische Kaiser Schihoangti im Jahre 214 vor Chr. eroberte und Inan (Anam) nannte. Der Kaiser Wuti, der von 140—86 vor Chr. regierte, cultivirte sie durch sinesische Kolonien, und daher stammt die sinesische Gesittung des heutigen Reichs Anam, das wirklich nicht viel mehr als ein Lehnsstaat Sina's ist, aber auch aus diesem Grunde alle übrigen Staaten Hinterindiens an Künsten, Wissenschaften und Industrie übertrifft. Es steht durch seine drei Haupthandelsplätze: Saigun, Hauptstadt von Kambodscha, Hue, Hauptstadt von Kotschin-Sina, und Kachao, Hauptstadt von Tonkin, mit Sina, Siam, Singapur in lebhaftem Verkehr und führt dieselben Artikel wie Siam ein und aus. Jetzt wollen wir zu den indischen Inseln des Ptolemäus übergehen.

## Die indischen Inseln.

„Dem indischen Vorgebirge Kory (Khora) gegenüber liegt die Insel Taprobane, die auch Paläsimundu genannt wurde, jetzt aber Salike (Seilan) heisst. Ihre Bewohner führen den Namen Salä (Sinhalesen) und tragen Haarflechten wie die Weiber. Sie erzeugt Reis, Honig, Ingwer, Beryll, Hyacinth, Gold, Silber und andere Metalle, sowie Elephanten und Tiger. Auf derselben ragt das Galibi-Gebirge (Kulikandi) im Norden und der Berg Malea (Adamsberg), unter welchem bis zum Meere die Elephanten weiden, im Süden empor, von welchen das erstere Gebirge den Flüssen Phasis (bei Mantotte) und Ganges (Mahawali Ganga), das andere den Flüssen Soanas (Muliwaddi oder Kalani Ganga), Azanus und Barakes ihre Entstehung gibt. Die Hauptstadt heisst Maagrammum (jetzt Magama, eigentlich Mahagrama d. i. grosses Dorf), die Residenz Anurogrammum (jetzt Anurodgburro, eigentlich Anuradschapura, d. i. die andere Königsstadt); Seehandelsplätze sind Moduttu (jetzt Mantotte, eigentlich Mahatittha, d. i. grosses Heiligthum) und Talakori. Westlich von Taprobane befinden sich sehr viele Inseln, deren Zahl man auf 1378 angibt, und die Inseln in Hinterindien heissen der Reihe nach von Westen nach Osten: Bazakata (Tscheduba), die viele Muscheln liefert, und deren nackte Einwohner Agmatä genannt werden; die drei Sindä-Inseln (Pre-

paris, Kokosinsel und Narkondam), deren Bewohner Anthropophagen sind; die Insel Agathu Daimonos (Gross-Andaman), die fünf Barussä-Inseln (Nikobar-Inseln), auf welchen Kannibalen leben sollen; die drei ebenfalls von Menschenfressern bewohnten Inseln Sabadibä (Sumatra, Jawa und Borneo), deren mittlere Jabadiu (Jawa) heisst, d. i. Gersteninsel, weil dieses Eiland, dessen Hauptstadt Argyre (Bantam) auf der Nordspitze westlich liegt, sehr fruchtbar an Gerste und überdiess noch reich an Gold sein soll; die drei Inseln der Satyren (Haiman nebst den Tayu-Inseln, deren Bewohner Schwänze wie die Satyren haben sollen, und zuletzt die zehn Maniolä (die zehn grossen Philippinen), auf welchen Anthropophagen wohnen und die Schiffe, die mit eisernen Nägeln zusammengefügt sind, festgehalten werden sollen, wesshalb man die Fahrzeuge mit hölzernen Nägeln verbindet, damit der Magnet, der dort erzeugt wird, sie nicht anzieht und festhält."

Das Wort Salike entstand aus dem Pali Sihala, d. i. Löwenaufenthalt, und unter den Haarflechten ist der Haarbüschel zu verstehen, welchen der Indier auf dem Scheitel seines sonst glatt geschornen Kopfes trägt. Gold und Silber findet man heutiges Tages auf Seilan nicht, aber wohl verschiedenartige Edelsteine, wie Rubin, Sapphir, Hyacinth, Zirkon, Katzenauge, Turmalin, und auffallend ist es, dass das ganze Alterthum bis über das 12. Jahrhundert hinaus nicht des Zimmts als eines Produkts dieser Insel gedenkt. Anurogrammum, die heutige verödete Stadt Anuradschapura, ist nur noch als Wallfahrtsort berühmt, wo im Jahre 1834 das Buddha-Fest Parahar gefeiert wurde, das einen Monat währte, bei welchem alle Tage, bald bei Tage, bald bei Nacht, eine Procession gehalten wurde, in welcher die Priester unter der lärmenden Musik von Pauken und Trompeten auf Elephanten ritten. Moduttu oder das heutige von weiten Ruinen umgebene Mantotte war noch bis zur Ankunft der Portugiesen der Haupthandelsplatz zwischen Arabien, Indien und Sina, wo man vor einigen Jahren unter den Trümmern eine Menge römischer Münzen, besonders aus der Zeit der Antonine, und andere römische Alterthümer auffand. Unter den 1378 Inseln begreift Ptolemäus die beiden Inselgruppen der Malediwen und Lakediwen, Skr. Malajadwîpas, Felseninseln, und Lakschadwîpas, die 100,000 Inseln. Die drei Sabadibä, eigentlich Skr. Sawadwîpas, Sumpfinseln, sind unstreitig die drei Sunda-Inseln Sumatra, Jawa und Borneo. Jabadiu, Skr. Jawadwîpa, Prakrit Jawadîpa, hat Ptolemäus ganz richtig übersetzt, denn Jawa heisst im Skr. Gerste, und Dwîpa Insel. Auf Jawa, der Kornkammer des indischen Archipelagus, wird heute meist Reis und Mais gebaut, die Gerste berührt nicht einmal Olivier; auch birgt diese Insel kein Gold, aber wohl Sumatra und Borneo, auf welchen auch noch Kannibalen wohnen. Ihre wichtigsten Ausfuhrartikel sind Reis, Mais, Zucker, Arak, Indigo, Kurkuma von vorzüglicher Güte, Baumwolle, Pfeffer, Kubeben, Ingwer, Gambir, Kajeput-Oel, Oel von der Erdnuss (Arachis hypogaea), Tamarinden, Salanganen-Nester, Häute und Hörner von Büffeln, Tikholz, Kaffee und Tabak, welche beiden letztern Gegenstände erst in neuerer Zeit angepflanzt wurden. Jawa scheint vermöge seiner Fruchtbarkeit und günstigen Lage in der Mitte der Inselgruppe im Alterthume der Hauptsitz des Handels im indischen Archipelagus gewesen zu sein, weil der Name dieser Insel dem Ptolemäus, den alten Sinesen und dem Marco Polo vorzugsweise bekannt war, und aus diesem Grunde liessen sich auch früh-

zeitig Hindus aus Telinga hier und auf den Nachbarinseln Madura und Bali nieder, die sich alle drei hinsichtlich der Religion und Sprache nach ihnen bildeten, wovon noch deutliche Spuren vorhanden sind. Crawfurd führt an, dass sich zuerst im Jahre 120 n. Chr. unter der Anführung des Brahmanen Tritresta etwa 190 Familien aus Telinga auf Jawa ansiedelten, von welchem Zeitpunkte die auf jener Insel übliche Zeitrechnung Adschi Saka beginne, deren Anfang Andere aber ins Jahr 78 n. Chr. setzen; auch seien noch später Hindus aus demselben Lande in fünf verschiedenen Zügen bis 350 n. Chr. auf jene Insel eingewandert. Ferner bemerkt er, dass der Islam, obgleich die Araber schon seit der Mitte des 9. Jahrhunderts nach Kanton schifften, erst 1204 in Atschin auf Sumatra, 1278 auf Malakka, 1478 auf Jawa und 1495 auf den Molukken Eingang fand, welche Zeitbestimmungen wohl richtig sein mögen, da Marco Polo bereits gegen das Ende des 13. Jahrhunderts viele Mohammedaner auf Sumatra traf, auf den übrigen Inseln aber nur noch Heiden. Jawa nennt er zum Unterschiede von Sumatra Gross-Jawa, welches zu seiner Zeit wegen des grossen Gewinnstes an den Waaren von fremden Kaufleuten stark besucht ward, und jetzt macht zwar Batawia auf Jawa auch noch grosse Handelsgeschäfte, hat aber an Manila und Singapur grosse Concurrenz gefunden. Sumatra nennt Marco Polo Klein-Jawa, das aus acht Königreichen bestand, von welchen eines Samara hiess, welches wohl der Insel den heutigen Namen verlieh. Es brachte Elephanten, Rhinocerosse, menschenähnliche Affen, Palmenwein, Kokosnüsse, Kampher an Goldwerth, Benzoe und vortreffliches Mehl von den Morisbäumen (Sago) hervor. Er erwähnt auch der dortigen Kannibalen, die sogar ihre Verwandten, wenn sie von einer unheilbaren Krankheit befallen waren, erstickten und verzehrten. Jene Kannibalen heissen Battas, die besonders das Fleisch der Wangen von lebenden Personen für eine Delicatesse halten, das sie etwas anbraten und mit Limonensaft verzehren; ihre Schlachtopfer sind gewöhnlich Feinde und Verbrecher, jedoch verschonen sie auch ihre Eltern und Verwandten nicht, wenn sie aus Altersschwäche ihren Unterhalt nicht mehr verdienen können[1]). Die heutigen Haupthandelsprodukte von Sumatra bestehen in Gold, Sago von Siak, bekanntlich der vorzüglichste, Kampher, den Wurmb nach dem von Borneo für den bessten angibt; Benzoe, Drachenblut, Sassafras, Pfeffer, Arakanüssen, Lack, Büffelhörnern, Elfenbein, Schmuckfedern von dem überaus schönen Argusfasan, Tribang und essbaren Vogelnestern. Die dritte der Sabadiä des Ptolemäus oder die sehr grosse Insel Borneo erzeugt viel Gold, Zinn, Eisen, Diamant, vorzüglichen Kampher, sehr guten Sago, Benzoe, Drachenblut, schwarzen Pfeffer, wilde Muskatennüsse, Ingwer, Bezoar, Damar, Wachs, Salanganen-Nester, Farb- und aromatisches Holz, Rotang, Schildpatt, und wird noch zum Theil von Anthropophagen, den Dajaks, bewohnt. In Betreff der drei von geschwänzten Menschen bewohntea Inseln der Satyren ist noch zu bemerken, dass man auch in neuern Zeiten noch an die Existenz solcher Menschen glaubte. Legentil theilt aus der von einem Franziskaner verfassten Geschichte der Philippinen darüber Nachstehendes mit: „Man versichert, dass es auf der Insel Mindoro eine Menschenart gebe, die einen kleinen Schwanz wie die Affen habe; ver-

---

1) Marco Polo 4, 10—19. Epp, Schilderungen aus Ostindiens Archipel. Heidelberg 1841. S. 89.

schiedene Mönche sind Augenzeugen davon und haben es mir glaubwürdig erzählt; und vor einiger Zeit fand man auf der uns gegenüberliegenden Küste Valer eine Frau mit einem Schwanze, wie mir der dabei gegenwärtige Missionär versichert hat. Man hat den Ursprung dieses Geschlechts nie erforschen können, falls es anders nicht von den Juden herstammt." Indess fügt genannter Astronom hinzu, dass diess in einem minder ernsthaften Werke für eine zum Lachen erfundene Geschichte gelten könnte, vermuthlich seien aber diese vorgeblichen sonderbaren Menschen nichts anderes als eine Art Affen [1]). Der Name Maniolä hat sich noch in Manila, der Hauptinsel der zehn grossen Philippinen, die auch Luzon genannt wird, erhalten, welche Bestimmung in Betracht der von Ptolemäus beobachteten Reihenfolge der Inseln durchaus richtig ist, und woraus sich auch zugleich von selbst ergibt, dass die Bezeichnung 142 als Längengrad der Maniolä entweder ein Irrthum des Ptolemäus, oder wahrscheinlich ein Fehler der Abschreiber ist; denn jener Bezeichnung gemäss fielen die Maniolä noch in Vorderindien, da sie doch als die letzten Inseln Hinterindiens in der grossen Kette angereiht sind. Die Sage, dass zu denselben keine mit eisernen Nägeln gezimmerte Schiffe gelangen konnten, ohne von dem dortigen Magnetstein angezogen zu werden, ruht wahrscheinlich auf dem Grunde, weil die Schiffe jener Inselbewohner gewöhnlich ganz aus Holz oder bloss aus einem Baumstamme gebaut sind. Auf den Philippinen befinden sich heute noch Anthropophagen, wie die Haraforas auf Mindanao, und sie bieten eine Menge verschiedener Produkte dar, die sicher einen frühzeitigen Verkehr mit dem nahen Sina hervorriefen, wie Gold, Quecksilber, Zinnober, Kupfer, Eisen, Blei, Edelsteine, Korallen, Perlen, Reis, Mais, Zucker, Sago, Pfeffer, Muskaten-, Areka- und Kokosnüsse, Zimmt, Indigo, Palmenwein, Ambra, Wachs, Kakao, Baumwolle, Sapanholz und andere edle Holzarten, Federn von Paradiesvögeln und Argusfasanen, Schildpatt und dergleichen mehr. Die Sinesen treiben den Handel mit Manila am thätigsten; es laufen dort aber auch Schiffe aus Spanien, Portugal, England, Frankreich und Amerika ein, und die Einfuhr beträgt etwa 2,200,000, die Ausfuhr 2,600,000 Piaster. Bei dem regen Seeverkehre, der zu den Zeiten des Ptolemäus zwischen Kanton und Indien stattfand, ist es durchaus nicht zu verwundern, dass die Philippinen bald bekannt wurden, da sie an der Seite jener Strasse liegen und sogar zur Richtung jener Fahrt dienen konnten. Zwar behauptet Crawfurd, dass jene Inseln erst von den Sinesen besucht wurden, als die Spanier eine gewisse Ruhe daselbst begründet hatten [2]); aber das ist irrig; die Spanier trafen schon bei ihrer Ankunft Sinesen und Japaner auf den Philippinen in Handelsgeschäften [3]). Der Verfasser des indischen Archipelagus spricht überhaupt den Sinesen weite Seereisen in früherer Zeit ab, weil sie die Insel Formosa, die nur 20 Seemeilen von der Küste ihrer bedeutendsten Handelsprovinz liege, erst 1340 n. Chr. bloss durch Zufall entdeckt hätten; er glaubt, dass die Araber, die seit dem 9. Jahrhunderte nach Kanton handelten, ihnen zuerst den Weg zu den indischen Inseln zeigten, und bezweifelt, ob sie jemals Seereisen nach Malabar oder in den persischen Meerbusen machten, denn die Flotte von 14 sinesischen Schiffen, welche der Kaiser

1) Legentil, Reisen etc. Theil 2. S. 67.
2) Crawfurd, Ind. Archip. S. 35. 3) Legentil, Reisen. Th. 2. S. 11.

Kublai im Jahre 1291 ausrüsten liess, um seine Tochter nach Persien zu bringen, sei von dem berühmten Venetianer Marco Polo geleitet worden, woraus als wahrscheinlich hervorgehe, dass den Sinesen diese Reise bisher unbekannt war und sie diese jetzt zum ersten Male wagten. Wir müssen aber hierin Crawfurd widersprechen. Die Sinesen standen zu Marco Polo's Zeiten nicht allein schon mit Japan in Verkehr, sondern schifften auch mit den Passatwinden zu den östlicher liegenden 7448 Inseln, von denen der grösste Theil bewohnt war [1]). Sie standen also mit den kurilischen, aleütischen und Fuchs-Inseln in Verkehr, von wo sie nicht weit vom Festlande Nordamerika's entfernt waren, mit welchem Lande sie sogar, wie Deguignes in ihrer Geschichte aufgefunden hat, schon im Jahre 458 n. Chr. handelten, und wo noch die Spanier bei der Eroberung von Nordamerika fremde, in Seide gekleidete und bartlose Kaufleute trafen, die auf grossen Schiffen mit vergoldetem Hintertheile die Westküste von Quivira und Kalifornien besuchten; ja Acosta stiess in Mexiko sogar auf mehrere Sinesen, die er ersuchte, in ihrer Sprache niederzuschreiben: Josephus Acosta ist aus Peru gekommen, welches sie auch nach einigem Nachsinnen durch Zeichen so richtig vollführten, dass später andere Sinesen eben so lasen [2]). Jener Verkehr der Sinesen mit den Bewohnern der Westküste von Amerika war sicher uralt, da sie Völker eines Stammes sind. Die Spanier trafen die Westküsten von Amerika am meisten bevölkert, und den nördlichen Theil derselben noch mehr als den südlichen; die Bewohner waren meist klein von Körper, breit von Gesicht, schwarz von Haar und gelb von Hautfarbe; sie wohnten in Hütten, trugen als Waffe grosse Bogen, assen das Fleisch der Hunde, welche Schlitten und Karren zogen; verehrten das Feuer, brachten ihre Kranken, bei denen keine Genesung zu hoffen war, auf das Feld und liessen sie dort sterben. Die bartlosen Männer flochten ihr Haar oben auf dem sonst geschorenen Kopfe in einen Zopf, in Mexiko mussten sich bei dem Begräbnisse eines Fürsten mehrere Unterthanen opfern, und die Tempel daselbst hatten die Form einer Pyramide; kurz aus der ganzen Lebensweise, der Sprache, der Kriegführung und den Baudenkmalen jener Amerikaner erhellt, dass sie mit den Nordsinesen verwandt sind. Die Thiere Nordasiens sind Rehe, Marder, Biber, Bären, Wölfe, Luchse und Tiger, gerade wie in Nordamerika, die also aus Asien nach Amerika hinübergekommen sein müssen, weil man auf derselben Höhe südlicher Breite diese Thiere nicht findet: mithin muss Amerika einst mit Asien vereint gewesen sein. Der russische Capitain Billing will zwar zwischen dem Cap Tschalotskoi an der Beringsstrasse und dem festen Amerika ewige Eismassen mit Spuren einer Strasse von wilden Thieren entdeckt haben; allein wir glauben nicht, dass die wilden Thiere sich einer solchen Brücke bedienten, sondern dass sie zu Lande nach Amerika kamen, wie auch Benj. Smith Barton vermuthet, dass Asien vorhin bis zum 52. Grade der Breite mit Amerika zusammenhing und desshalb zu beweisen sucht, dass alle amerikanischen Sprachen einen gemeinschaftlichen Ursprung aus Asien haben. Werfen wir einen Blick auf die Erdkugel, so sehen wir ganz

1) Marco Polo 4, 8.

2) Deguignes, Sur les navigations des Chinois du côté de l'Amérique. Mém. de l'Acad. des Inscr. Tome 28. S. de Vries, Curieuse Aenmerckingen van de bysonderste Oest en West-Indische verwonderens-waerdige Dingen. Utrecht 1682. Th. 2. Buch 2. Cap. 26.

deutlich, dass zu irgend einer Zeit durch eine Naturrevolution ein grosser Theil des Wassers von der nördlichen Halbkugel sich nach der südlichen warf, wie sich auch jetzt der Ocean vom Nordpol gegen den Südpol senkt, wie man in Schweden aus dem Zurücktreten und in Ostindien durch das Anschwellen des Seewassers wahrnimmt. Was uns auf dem Wege zum Altai vorzüglich auffällt, sagt v. Helmersen, sind die kaum verkennbaren Spuren eines ehemals vorhanden gewesenen Meeres zwischen Europa und Asien. Denken wir uns nämlich die Wasserfläche des Aral- und kaspischen See's nur um ein Geringes höher als den gegenwärtigen Stand, so würde sie eine breite Furche ausfüllen, welche sich in nordöstlicher Richtung von jenen Seen am Ostfusse des Ural hinzieht und durch eine Reihe von Senkungen des Bodens bezeichnet ist, die durch zahlreiche Gruppen von Salzseen an einen trocken gelegten Meeresboden erinnern. Vielleicht waren die Erhebung des Ural und Altai und das Verschwinden dieser Meeresscheide Resultate einer und derselben Katastrophe einer frühern Lebensperiode unsers Planeten. Wie im Nordwesten der Ural, so bilden die Vorberge des Altai im Südosten die Ränder dieser merkwürdigen Furche, deren Localitäten zu erforschen eine sehr interessante Aufgabe wäre [1]). Von jener Naturrevolution findet sich eine Spur in der sinesischen Geschichte. Das Litaikisse führt an, dass im 61. Regierungsjahre des Jao oder im Jahre 2297 v. Chr. eine grosse Fluth eintrat, die den südlichen Theil von Sina ganz überschwemmte, zu deren Ableitung Jü Dämme und Kanäle anlegte, die er 2278 v. Chr. vollendet hatte. Von dieser Ueberschwemmung spricht auch das Schuking, und sie wird durch die jetzt fast ganz erloschene sinesische Inschrift, welche Jü im Jahre 2278 v. Chr. in einen Felsen des Hengschan, eines der berühmtesten Berge Sina's, auf welchem die alten Kaiser dem höchsten Herrn zu opfern pflegten, eingraben liess, bestätigt. Jene Ueberschwemmung von Sina, wodurch unzählige Menschen und Thiere ihr Leben einbüssten, entstand wahrscheinlich durch den Durchbruch des Meeres am Nordpol, wodurch die Beringsstrasse als Trennungskanal Asiens von Amerika ihren Ursprung nahm. Diese Naturrevolution, welche in der Bibel durch die Fluth Noahs, die Petav 2329 v. Chr., also in die Regierungszeit Jao's setzt, bezeichnet wird, scheint auch den Durchbruch zwischen dem schwarzen und mittelländischen Meere bewirkt, Afrika von Spanien, England von Frankreich gerissen, sowie das kaspische und schwarze Meer als Seen des verschwundenen Nordmeeres zurückgelassen zu haben. Legoux führt an, dass die Sinesen schon viele Jahrhunderte, bevor Vasco de Gama den Seeweg von Europa nach Indien entdeckte, in Nagur, einer Stadt des Königreichs Tandschore, zwei französische Meilen südlich von Negapatnam (eigentlich Nagapatana, d. i. Schlangenstadt) ein Comptoir nebst einem Tempel, den man noch daselbst erblickt, besassen, und die sinesische Geschichte berührt sogar, dass unter dem Kaiser Kaotsu-Wuti, dem Gründer der Dynastie Liang, der von 502 bis 550 n. Chr. regierte, sinesische Schiffe in grosser Anzahl nach Seilan gingen, was durch Kosmas bestätigt wird; selbst noch weit früher segelten sie nach Indien, denn die Sinesen legten den Hafen von Kanton doch wohl zu ihrer eigenen Seeschifffahrt an.

Aus Ptolemäus lässt sich nun mit vollem Grunde schliessen, dass

1) Ausland, 1837. S. 1068.

die grosse Inselgruppe Hinterindiens damals mit Vorderindien verkehrte, da er den Punkt auf der Insel Koromandel bezeichnet, von wo aus die Indier nach Chryse (Malakka) zu schiffen pflegten, wie schon weit vor ihm der anonyme Küstenbeschreiber des rothen Meeres die Schiffe namhaft macht, auf welchen jene Fahrt unternommen wurde. Es waren die Kalingä, die Küstenbewohner von Telinga, die noch heute auf ein- oder zweimastigen Schiffen von 100 bis 200 Tonnen in 9 bis 10 Tagen mit dem südwestlichen Passatwinde, der vom April bis zum October weht, zu den nächsten Punkten des Archipelagus segeln und mit dem östlichen in der andern Jahreshälfte zurückkehren; denn von den indischen Inselbewohnern wird dieser Handel so wenig betrieben, wie ein anderer mit dem Auslande. Sie berechnen auf ihren Fahrten die Höhe der Sonne, bedienen sich des vollkommenen Seekompasses der Europäer und bemannen ihre Schiffe grösstentheils mit indischen Mahommedanern und zum Theil auch mit Hindus; denn dass Letztere nach den Geboten ihrer Religion, wie Crawfurd richtig bemerkt, keine Seereisen machen dürfen, ist eine irrige Meinung der Europäer, die aus der mangelhaften Kenntniss der Hindusvölker hervorgeht; mehrere Hindus von Telinga besuchen jährlich den Archipelagus und halten sich daselbst eine Zeitlang auf, haben auch sogar in Malakka eine Kolonie gegründet. Indess irrt Crawfurd in der Angabe der ersten Anknüpfung dieses Handels, welchen Zeitpunkt er in gewissen, den Römern bekannten Handelsartikeln gefunden haben will. Zimmt, schwarzer Pfeffer, feine Baumwollenzeuge und Seide, sagt er, waren längst auf der westlichen Welt bekannt, ehe wir von Gewürznelken und Muskatennüssen hören. In dem Periplus der erythräischen See, der im 10. Jahre der Regierung Nero's, oder 63 n. Chr. geschrieben sein soll, finden wir ein genaues Verzeichniss von allen Gegenständen des ostindischen Handels auf den Märkten von Aegypten, Arabien und der indischen Küste; allein dieser beiden Gewürze wird durchaus nicht erwähnt, woraus man mit Grund schliessen kann, dass bis zu dieser Periode kein Verkehr zwischen dem Lande der Hindus und den Gewürzinseln stattfand. Etwas über ein Jahrhundert später, unter der Regierung des Marcus Aurelius, werden die Gewürznelken zum ersten Male als Einfuhrartikel aus dem Osten genannt, und zwar in dem berühmten Gesetze der römischen Digesten, in welchem jeder Artikel, der in das Zollhaus von Alexandria eingeführt ward, besonders aufgeführt ist. Von dieser Zeit an werden beide Gewürze stets als die geschätztesten der indischen Waaren genannt. Um diese Zeit also, oder gegen Ende des zweiten Jahrhunderts, muss eine Verbindung zwischen den Hindus und den Bewohnern der Gewürzinseln stattgefunden haben, welche mithin ohne Zweifel in dem damals eben verflossenen Jahrhundert ihren Anfang genommen hat[1]). Allein das angeführte Gesetz in den Pandekten berührt durchaus nicht die Gewürznelken; unter Folium garyophyllum, wofür man jetzt Folium barbaricum liest, können sie nicht verstanden werden, sie kommen vielmehr schon weit früher vor, indem bereits ihrer Plinius gedenkt[2]). Was die Muskatennüsse betrifft, so werden sie in dieser Periode nirgendwo erwähnt; jedoch spricht schon weit früher Theophrast von einem Comacum, das zu den köstlichsten Salben gebraucht wurde, und Plinius führt ein Camacum als ein aus einer Nuss

1) Crawfurd, Ind. Archip. S. 54.

2) Plin. 12, 15 (7).

gewonnenes Oel an, welche Nuss Sprengel für unsere Muskatennuss hält [1]). Obgleich man nun nicht mit Bestimmtheit behaupten kann, dass unter jenem Worte die Alten die Muskatennuss verstanden, so lässt sich doch annehmen, dass auch die Muskatennüsse, da die Gewürznelken eingeführt wurden, und beide Produkte den Molukken eigenthümlich sind, wenigstens zu Plinius Zeiten schon den Römern bekannt sein konnten; ja nach Champollion-Figeac hat man sogar bei den altägyptischen Mumien Muskatenbutter gefunden, was noch für einen weit ältern Verkehr mit dem indischen Archipelagus sprechen würde. Die älteste geschichtliche Spur jenes Verkehrs finden wir in der Erwähnung der Insel Chryse (Malakka) bei Mela, welcher seinen Bericht über jene Insel aus alten Quellen schöpfte, vermuthlich aus Megasthenes oder doch wenigstens aus einem Schriftsteller, der um 200 vor Chr. lebte, mithin können wir die Verbindung Vorderindiens mit Hinterindien und dessen Inseln bis zum dritten Jahrhundert vor Chr. hinaufrücken; ja wir können noch weiter hinaufgehen, in Betracht, dass schon David und Salomo des kostbaren Räucherwerks Ahalim oder Ahaloth (Aloe- oder Adlerholz) gedenken, welches Wort dem malayischen Agila und dem Sanskrit Agaru entlehnt ist, womit die Indier jenes wohlriechende Räucherwerk benennen, das sich an dem gleichnamigen Baume befindet, welcher nur in Hinterindien und auf dessen Inseln wächst [2]). Ungeachtet der vielen Ansiedlungen von fremden cultivirten Völkern stehen die Bewohner des indischen Archipelagus an Bildung und Kunstfleiss den Indiern des Festlandes noch weit nach; die Weberei befindet sich noch in rohem Zustande und wird bloss von Frauen betrieben, denen fast allein alle häuslichen Geschäfte, selbst Ackerbau und Kleinhandel, obliegen. Die Baumwollenzeuge, die sie verfertigen, sind grob und von keiner glänzenden Farbe, meist blau und roth: bloss Schmiede- und Goldarbeiten liefert man von ziemlicher Güte. Strassen, Brücken, Kanäle sind, wo die Europäer keinen Einfluss gehabt haben, unbekannt; die Waaren werden, wo eine Wasserverbindung fehlt, auf den Schultern, Ochsen oder Pferden überbracht, und heute bewähren sich die Buggis von Wadschu auf Celebes als die bedeutendsten und unternehmendsten Schiffer, die sich meist, da der Grosshandel in den Händen der Fremden ist, mit den Transport der Güter beschäftigen und auf jedem für den Handel günstigen Punkte des Archipelagus niedergelassen haben. Die wichtigsten Einfuhrartikel bestehen in Baumwollenzeugen von greller Farbe, denn die Eingebornen haben eine grosse Abneigung gegen die schwarzen Kleiderstoffe, in Wollenzeugen, rohem und verarbeitetem Eisen, Stahl, rohem und verarbeitetem Kupfer, Glasgeschirren, gemeinen irdenen Waaren, roher und verarbeiteter Seide, Opium, Thee, Feuergewehren und Schiesspulver. Indess beklagt Crawfurd sehr die Abnahme der Einfuhr, weil seit der Herrschaft der Europäer die Industrie der Eingebornen des Archipelagus immer mehr gelähmt werde und als Folge der Wohlstand sich immer vermindere.

§. 10. Die gebildete und geistreiche Kaiserin Julia Domna, Gemahlin des Kaisers Septimius Severus, die 217 zu Antiochia aus Furcht vor Macrinus durch Enthaltung aller Nahrungsmittel ihrem Leben ein Ende machte, erhielt von einem Verwandten des Niniviten Damis, der den

1) Theophr. Hist. plant. 9, 7. Plin. 12, 63 (28).
2) Psalm 45, 9. Hohel. 4, 14. Sprüchw. 7, 17.

Wunderthäter Apollonius von Tyana in Kappadocien auf seinen Reisen begleitete, mit ihm um 23 n. Chr. in Indien gewesen sein will und alle Denkwürdigkeiten seines Lehrers aufschrieb, diese Schriften, die vorher noch nicht bekannt waren. Sie befahl dem Flavius Philostratus, der sich in ihrer gelehrten Umgebung befand, jenes Werk in eine gefälligere Form umzuarbeiten und so entstand das von ihm verfasste Leben des Apollonius, das nichts weiter als ein sophistischer, mit vielen Fabeln, Irrthümern und Inconsequenzen angefüllter Roman ist, zu welchem ihm in Betreff Indiens Skylax, Ktesias, Nearch, Orthagoras und Andere den Stoff darboten, der, wenngleich nicht immer scharfsinnig bearbeitet, doch manches Neue enthält, was sich durch das Gesetzbuch Manu bestätigt. Um die Sommerzeit brachen Apollonius und Damis aus Babylon, wo sie der König Bardanes mit Kamelen, Führern und allem zur Reise Erforderlichen versorgt hatte, nach Indien auf. Als sie den Kaukasus (Hindukusch) überstiegen hatten, begegneten ihnen Leute auf Elephanten, und Indier ritten auf Kamelen, die in einem Tage 1000 Stadien (25 geogr. Meilen) zurücklegen konnten, was jedoch übertrieben ist, denn das baktrische Kamel oder das Trampelthier trabt höchstens 15 Meilen. Sie erhielten von jenen Indiern Wein und Honig aus Palmen (Zucker) zum Geschenk, setzten über den Fluss Kophen (Kabul) und bestiegen den in der Nähe befindlichen Berg Nysa, wo sie eine mit Lorbeerbäumen, Epheu und Weinreben bepflanzte heilige Stelle des Dionysus trafen, in deren Mitte das Marmorbild dieses Gottes und andere Weihgeschenke, wie goldene und silberne Hippen, Keltern und Körbe verborgen waren, Von dem Dionysus erzählten die Indier um den Kaukasus und den Fluss Kophen, dass er aus Assyrien gekommen sei, wohingegen die zwischen dem Indus und Ganges wohnenden Indier behaupteten, dass er ein Sohn des Flusses Indus sei, der mit dem Dionysus aus Theben Umgang gehabt hatte. In Widerspruch mit seinen Vorgängern macht Philostrat Nysa zu einem Berge, an welchen der Meru grenzt, und bemerkt, dass Alexander ihn nicht bestiegen, sondern am Flusse desselben dem Gotte geopfert habe. Am Indus sahen sie eine Herde von 30 Elephanten durch diesen Fluss gehen und erfuhren, dass es drei Gattungen dieser Thiere gebe: die in Sümpfen, auf Bergen und in den Ebenen lebenden, von denen Letztere, als die klügsten und folgsamsten, zum Kriege gebraucht würden und in der Schlacht mit Thürmen gerüstet wären, welche 10 bis 15 Indier fassten, die aus denselben Pfeile und Wurfspiesse schössen. Bei der Ueberfahrt über den Indus in einer Breite von 40 Stadien wollen sie viele Flusspferde und Krokodile bemerkt haben, aber jener Fluss ist in seinem mittlern Laufe nicht über eine Stunde breit und nährt keine Flusspferde, wie Aristobulus richtig bemerkt, welche Notiz aber Pilostrat dem Onesikrit entlehnt [1]). Zur Zeit der Anschwellung, so erzählten ihnen die Indier, opfere der König dem Indus Stiere und schwarze Rosse und werfe ein goldenes Getraidemass in denselben. Hieraus scheint hervor zu gehen, dass damals noch Stier- und Pferdeopfer bestanden und nicht seit dem Beginne des Tali-Juga abgeschafft waren, wie die Brahmanen nach dem Aditja-Purana und der Smriti beweisen wollen. Ueber den Fluss gesetzt, begaben sich unsere Reisenden geraden Wegs nach Taxila, der Hauptstadt der Indier, in deren Nähe sie einen alten Elephanten mit goldenen Span-

1) Strabo 15 c. 1. §. 13 u. 45.

gen um die Zähne bemerkten, auf welchen in griechischer Sprache geschrieben war: „Alexander, Sohn des Zeus, den Ayax der Sonne.“ Jener Elephant hatte vor 350 Jahren für Porus gegen Alexander gekämpft, kam dann in Alexanders Besitz, der ihn Ayax nannte und der Sonne weihte. Während sie dem Könige Phraotes ihre Ankunft melden liessen, weilten sie in einem Tempel vor der Stadt, in welchem auf ehernen Tafeln die Thaten des Porus und Alexander vorgestellt waren, bis Boten des Königs sie in die Stadt führten, wo sie drei Tage als Gastfreunde beim Könige blieben, denn einen längern Aufenthalt gestatteten die Gesetze nicht. Taxila war so gross wie Ninive, und mit einer mässigen Mauer umgeben; die krummen Strassen hatten nur einstöckige Häuser ohne Pracht, und selbst in den Sälen und Hallen des königlichen Palastes herrschte die grösste Einfachheit: nur der Tempel der Sonne nahm ihre besondere Aufmerksamkeit in Anspruch, denn sie erblickten darin goldene Bilder des Alexander, eherne des Porus, und das Bild der Sonne aus Perlen. Allein alles das, was von den alten Elephanten und den Denkmalen des Alexander angeführt wird, ist wohl nur reine Erfindung des Philostrat, der auch vermuthlich den Namen Phraotes den parthischen Königen entlehnte. Der König empfing den Apollonius sehr freundlich und führte ihn nebst seinem Begleiter vor dem Mahle in einen schönen Garten, worin zu beiden Seiten des Teiches Rennbahnen waren, auf denen sich der König im Wurfspiess- und Diskuswerfen zu üben und dann ein Bad zu nehmen pflegte. Nach dem Bade bekränzten sie sich und gingen zum Mahle. Der König lag dabei, wie auch fünf seiner nächsten Verwandten, auf einem Polster, und die übrigen sassen auf Stühlen. In der Mitte stand ein wohl für 30 Mann geräumiger Tisch, auf welchem Fische, Vögel, ganze Löwen, Gazellen, Schweine und Tigerkeulen aufgetragen waren, von welchen Speisen sich jeder Gast nach Belieben nahm und sie auf seinem besonderen Platze mit Brod verzehrte. Als sie sich gesättigt hatten, wurden goldene und silberne Mischgefässe hereingebracht, jedes für 10 Gäste hinreichend, aus welchen sie mit gebeugtem Kopfe tranken. Während des Trinkens wurden Kunststücke aufgeführt. Ein Knabe schwang sich in die Höhe und überschlug einen abgeschossenen Pfeil mit Lebensgefahr; man schoss durch einen Ring, traf ein Haar, umschoss mit Pfeilen einen an ein Bret gelehnten Knaben, so dass die Pfeile im Brete genau den Umriss seiner Gestalt bildeten. Apollonius genoss mit dem Könige, der sich der Fleischspeisen enthielt und nur des Weins zum Opfer der Sonne bediente, gleiche Speisen und erkundigte sich bei ihm, den er sehr bewandert in der Sprache, der Litteratur und den Sitten der Griechen, sowie in der Philosophie fand, nach seinen Lebensumständen. Der König erzählte ihm, dass sein Vater, ein Königssohn, frühe Waise ward und unter die Vormundschaft zweier seiner Verwandten gestellt worden war, welche die Unterthanen so sehr drückten, dass sich einige Mächtige empörten, sie tödteten und und sich selbst der Herrschaft bemächtigten. Die Verwandten schickten darauf seinen Vater, der noch nicht 16 Jahr alt war, zu dem grossen König über den Hyphasis, der ihn an Kindesstatt annehmen wollte; aber er lehnte diess ab und begab sich zu den Philosophen, wo er sieben Jahre zugebracht hatte, als der sterbende König ihn zu sich rufen liess, ihn seinem Sohne zum Mitregenten gab und ihm seine Tochter verlobte. Doch der Sohn des Königs war den Schmeichlern, dem Weine und andern

Uebeln ergeben, wesshalb der Vater des Phraotes ihm die Alleinherrschaft überliess und sich mit sieben Dörfern begnügte in der Nähe der Philosophen, die seiner Gemahlin von ihrem Bruder zur Morgengabe geschenkt worden waren. Hier wurde Phraotes geboren, in den griechischen Wissenschaften unterrichtet, und als er 12 Jahr alt war, vertraute sein Vater ihn den Philosophen an. Nachdem die Eltern des Phraotes gestorben waren und er das 19. Jahr erreicht hatte, wurde er von seinen Lehrern zu den sieben Dörfern zurückgeschickt, um sie in Besitz zu nehmen; allein sein Oheim hatte sie sichzugeeignet, und er war gezwungen, eine Beisteuer von den Freigelassenen seiner Mutter zu nehmen und mit vier Dienern dürftig zu leben. Als er eines Tages das Trauerspiel der Herakliden des Euripides las, erhielt er einen Brief von einem Freunde seines Vaters, der ihn ersuchte, über den Hydraotes zurückzukehren, weil grosse Hoffnung vorhanden sei, das Reich wieder zu erlangen, da der eine der Usurpatoren gestorben sei und der andere in der Hauptstadt belagert werde. Phraotes machte sich auf diese Nachricht eiligst auf den Weg, gewann alle Bewohner der Dörfer, durch welche er eilte, und erschien mit einer grossen bewaffneten Macht vor der Hauptstadt, deren Bewohner ihm entgegen kamen und ihn auf den Thron erhoben. In Betreff der Philosophie erklärte der König dem Apollonius, dass sich damit nur wenige beschäftigten, die wahrhaften Weisen wohnten zwischen dem Hyphasis und dem Ganges, welches Land Alexander nicht betrat, und wenn er auch bis dahin vorgedrungen wäre, so würde er doch die Feste der Weisen nicht überwältigt haben, weil sie als heilige und von Gott geliebte Männer durch Lufterscheinungen und Blitze die gegen sie anrückenden Feinde zu vernichten vermöchten: so sollen auch der ägyptische Herkules und Dionysus, als sie gegen die Weisen rückten, durch Orkane und Blitze zurückgetrieben worden sein, bei welcher Gelegenheit Herakles seinen goldenen Schild von sich geworfen habe, welchen die Weisen zum Weihgeschenke machten. Wenn ein Jüngling das 18. Jahr erreicht hatte und sich der Philosophie widmen wollte, so begab er sich zu jenen Männern, musste aber vor der Aufnahme beweisen, dass auf seinem Vater und seiner Mutter, seinen Vorfahren bis zum dritten Gliede hinauf kein Schandfleck haftete, welcher Beweis durch Zeugen und öffentlich niedergelegte Schriften geführt ward; denn sobald ein Indier starb, begab sich eine obrigkeitliche Person in sein Haus und zeichnete auf, wie er gelebt hatte; dann wurde der Jüngling selbst geprüft, ob er ein gutes Gedächtniss hatte, nicht dem Trunke, der Näscherei, der Unzucht ergeben, nicht frech und ungehorsam seinen Eltern und Erziehern war. Hatte er diese Prüfung bestanden, so wurde er aufgenommen. Indem sie sich so miteinander bei der Tafel unterhielten, erscholl endlich ein Hymnus mit Flötenbegleitung und sie begaben sich zur Ruhe. Philostrat schildert den Phraotes als einen weisen, gerechten und friedliebenden König, der nur auf das Wohl seiner Unterthanen bedacht war, jeden Morgen, wenn es die Opfer gestatteten, zu Gericht sass, die Jagd bloss der Leibesübung wegen liebte, denn er ass nur Vegetabilien und enthielt sich der geistigen Getränke. Der König führte also ein wahrhaft indisches Leben, und ebenso ist auch das beschriebene Mahl ein ächt indisches Opfermahl, nur muss man sich unter den aufgetragenen Schweinen Eber denken. Die Inder lassen noch heute bei Festmahlen Gaukel- und Taschenspiel aufführen, in welchen Künsten, sowie in der Aequilibristik sie von

keinem andern Volke übertroffen werden, und aus dem Manu wissen wir bereits, dass bei dem Mahle eines Fürsten Musik und Gesang ertönten. Die Hindus lieben überhaupt die Musik und besitzen darüber mehrere Abhandlungen im Sanskrit, von welchen die des Soma die vorzüglichste ist. Sie haben zwar über 40 Instrumente, aber ihnen gefällt vor allem der vereinigte Klang des Tamtam, der Wina und der Trompete, sie lieben mehr lärmende als sanfte Töne, wesshalb ihre akustischen Combinationen einen unangenehmen Eindruck auf unser Nervensystem machen; ihre Tonleiter ist die diatonische Octave und ihr Gesang gleichstimmig. Von der erwähnten übernatürlichen Macht der Brahmanen spricht auch das Gesetzbuch, aber das Jünglingsalter trat mit dem 16. und nicht mit dem 18. Jahre ein[1]). Hier ist auch zuerst von Freigelassenen die Rede, was also einen Sklavenstand voraussetzt, welchen die ältern Griechen bei den Indiern läugneten.

Nachdem die gesetzliche Zeit ihres Aufenthaltes zu Taxila abgelaufen war, beschenkte der König die Reisenden mit Gold, Edelsteinen und Kleidern, und überreichte ihnen ein Empfehlungsschreiben an Jarchas, den ersten der Weisen. Als sie zwei Tagereisen von der Stadt entfernt waren, kamen sie auf das Feld, wo Alexander den Porus schlug und sahen dort zwei Triumphbogen: auf dem einen stand Alexander in einem Viergespann, auf dem andern in der Nähe Porus, setzten dann über den Hydraotes und Hyphasis und bemerkten 30 Stadien vom letztern Flusse Altäre mit der Inschrift: „Dem Vater Ammon, dem Bruder Herakles, der Athene Pronöa, dem olympischen Zeus, den samotrakischen Kabiren, dem indischen Helios und dem Bruder Apollo." Auch wollen sie eine eherne Säule gesehen haben mit der Inschrift: „Hier machte Alexander Halt." An den Ufern des Hyphasis wuchsen Bäume, aus denen Oel floss, dessen die Indier sich bei Hochzeiten als Salbe bedienten, und wenn die Hochzeitsgäste das Brautpaar nicht damit besprengten, so war die Ehe nicht von der Liebesgöttin begünstigt. In diesem Flusse lebten der der Liebesgöttin geheiligte Fisch Pfau mit dunkelblauem Kamme, gefleckten Schuppen und goldglänzenden Schwanzflossen, und ein Wurm, den die Indier zu Oel auflösen, das nur in einem gläsernen Gefässe aufbewahrt werden kann und zum Könige gebracht werden muss, der es bei Belagerungen anwendet, um damit die Mauern in unauslöschbare Flammen zu setzen. Auch sahen sie wilde Esel mit einem Horn auf der Stirn (Rhinocerosse), aus dem die Indier Trinkgefässe machten, welche die Wirkung haben sollten, dass jeder, der aus denselben trank, nicht an demselben Tage erkrankte, keinen Schmerz von der Wunde fühlte, unbeschädigt durch das Feuer gehen konnte, sicher vor Gifttränken war, welchen gepriesenen Eigenschaften aber Apollonius keinen Glauben schenkte. Hier stiessen sie auch auf ein Weib, das von dem Kopfe bis zu den Brüsten schwarz, von den Brüsten aber bis zu den Füssen ganz weiss war, welchem Apollonius die Hand reichte, weil es der indischen Aphrodite geheiligt war. Halbschwarze und halbweisse Frauen sah ebenfalls Anquetil Duperron in neuerer Zeit in Indien. Von hier aus gingen sie über den Arm des Kaukasus, der sich nach dem rothen Meere hinzieht (Ghats), auf welchem verschiedenartige Gewürze wuchsen, wie Zimmt, Weihrauch und Pfeffer, den die Affen ärnteten, und

1) Manu 9, 313. 8, 27.

beim Herabsteigen des Gebirges trafen sie Leute auf der Drachenjagd. Die Indier fingen die Drachen (Schlangen), indem sie ein safrangelbes Tuch mit goldenen Buchstaben vor die Höhle legten und mit vielen Formeln den Drachen aus derselben hervorsangen. Hatte er seinen Kopf aus der Höhle hervorgestreckt, so bewirkten die Buchstaben, dass er auf dem Tuche einschlief, und alsdann hieben sie ihm mit Beilen den Kopf ab und nahmen aus demselben die mit geheimen Kräften begabten Steine; oft geschah es aber auch, dass der Indier ungeachtet seiner Zauberkunst von dem Drachen in die Höhle gerissen wurde. Am Fusse des Berges lag die sehr grosse Stadt Paraka, in welcher viele Drachenköpfe aufbewahrt wurden, da die Einwohner sich von Jugend an mit jener Jagd beschäftigten und durch den Genuss des Herzens oder der Leber jenes Thiers dessen Sprache und Neigungen zu verstehen vorgaben. Jetzt kamen sie in eine weite Ebene, die sich 15 Tagereisen bis zum Ganges hin erstreckte und von wasserreichen Gräben durchschnitten war, welche sowohl zur Begrenzung als zur Bewässerung des Landes dienten. Das Erdreich war schwarz und an Allem ergiebig; Fruchthalme strebten wie Rohr in die Höhe, die Bohnen waren dreimal so gross wie die ägyptischen, Sesam und Hirse gediehen in Menge, auch wuchsen dort Bäume, deren Nüsse (Kokos) bei den Römern in Tempeln aufbewahrt wurden, niedrige Weinstöcke mit würzigen Trauben, und Bäume mit bläulichen Aepfeln von sehr süssem Geschmack (vermuthlich Mangos). Zuerst stiessen sie auf eine Herde weisser Hirsche, welche die Indier melkten, weil sie ihre Milch für sehr nahrhaft hielten, und gelangten, als sie vier Tage durch diese schöne Ebene gereist waren, zu der Feste der Weisen, dem Ziel ihrer Reise, kehrten aber, bevor sie dieselbe bestiegen, in ein nahe liegendes Dorf ein, dessen Bewohner griechisch sprachen, und wo ein Jüngling mit einem goldenen Anker statt des Heroldstabes dem Apollonius entgegeneilte und ihn allein zu den Weisen führte. Erwägen wir nun jenes, so leuchtet bald ein, dass Mehreres fabelhaft und falsch ist. Hätte Philostrat die Lage der Küste Malabar, die allein Kassia und Pfeffer erzeugt, gekannt, so würde er seine Reisenden nicht von der Gegend von Attok über die Ghats jener Küste geführt haben, um in die obern Gegenden des Ganges zu gelangen. Zwar ist bekannt, dass Alexander mehrere seiner Truppen, die dienstuntauglich geworden waren, in indischen Städten ansiedelte, und demnach mag auch an einigen Punkten Indiens noch eine Zeitlang griechisch gesprochen worden sein; dass aber ein ganzes Dorf, das noch dazu in einer Gegend lag, wohin Alexander nicht kam, noch nach so langer Zeit griechisch sprach, ist offenbar unwahr. Ueberdiess verwebt Philostrat in die Unterredung seiner allwissenden und allmächtigen Weisen mit Apollonius manches Fremdartige, womit wir, so wie mit den vielen Wundermährchen, unsere Leser nicht ermüden wollen. Als Apollonius auf dem von 18 Brahmanen bewohnten Felsen ankam, gingen ihm die Weisen entgegen, nur Jarchas empfing ihn in griechischer Sprache auf einem Sessel und forderte von ihm den Brief des Phraotes, denn er wusste Alles im Voraus. An dem Felsen waren viele Eindrücke von Bärten, Gesichtern und Rücken, und auf demselben befand sich ein Brunnen von vier Klafter, aus dem ein dunkelblaues Licht emporstieg, da der Boden unter demselben sandarachartig war, und in der Nähe des Brunnens erhob sich aus einem Feuerkessel eine bleifarbige Flamme, die beide den

Indiern zur Reinigung von unvorsetzlichen Vergehen dienten. Die Weisen trugen langes Haar, eine weisse Mitra um das Haupt, ein Kleid von weisser Wolle, welche die Erde von selbst erzeugte, einen Stab und einen Ring, lebten von Vegetabilien und Backwerk, verehrten das Feuer, dem sie täglich zur Mittagszeit einen Hymnus anstimmten, beteten auch die Sonne an, trieben Dämonen aus, heilten Lahme, Blinde und andere Krankheiten, und wohnten, wie sich Apollonius selbst ausdrückte, auf der Erde und nicht auf der Erde, in fester Burg ohne Befestigung, und ohne Besitzthum im Besitze von Allem. In der Unterredung mit Apollonius erklärte Jarchas, dass sie sich für Götter hielten, weil sie gute Menschen seien, dass die Aethiopier aus Indien stammten, und die Aegypter ihre Weisheit von den Indiern überkommen hätten. Während sie noch Mehreres mit einander sprachen, näherte sich der König im Glanze von Gold und Edelsteinen mit seinem Bruder und Sohne, um sich mit den Weisen zu berathen; denn er pflegte sie über Alles zu befragen, und was sie geboten, that er; was sie verboten und widerriethen, unterliess er. Der König nahm bei ihnen ein frugales Mahl ein, das sich von selbst bereitete, woran auch Apollonius Theil nahm, der sich, trotz dem, dass er alle Sprachen verstehen sollte, doch mit dem Könige durch das Organ des Jarchas unterhielt und ihm darthat, dass er nur Vorurtheile gegen die Griechen und die Philosophie hegte. Nachdem sie nun genug des von selbst hervorquellenden Weines getrunken hatten, wonach also Apollonius seiner Enthaltsamkeit uneingedenk war, begaben sie sich zur Ruhe. Um Mitternacht erhoben sich die Weisen schon wieder, sangen dem Lichtstrahl, wie am Mittag, einen Hymnus, und verhandelten dann mit dem Könige, der beim Anbruche des Tages nach vollbrachtem Opfer den Apollonius besuchte und ihn in seine königliche Burg einlud, welche Einladung jedoch Apollonius nicht annahm. Der König verliess die Weisen, weil er nach dem Gesetze nicht länger als einen Tag bei ihnen verweilen durfte, und Damis erhielt die Erlaubniss, sich ihnen zu nähern, um ihren Gesprächen beizuwohnen. Jarchas lehrte, die Welt bestehe aus fünf Elementen: dem Wasser, der Luft, der Erde, dem Feuer und dem Aether als dem Urquell der Götter; die Welt erzeuge als lebendes Wesen Alles, sei zugleich Vater und Mutter, und die erste Stelle in derselben nehme Gott (Brahm) als ihr Urheber ein, die zweite komme den Göttern (Dewas) zu, welche Theile der Welt regieren, denn es gebe viele Götter im Himmel, im Meere, in den Quellen und Gewässern, auf der Erde und einige unter der Erde. Apollonius fragte den Jarchas, ob es hier ein Thier Martichoras gebe, Quellen, die Gold sprudeln, Edelsteine mit der Kraft des Magnetes, Menschen die unter der Erde wohnen, Pygmäen und Schattenfüssler. Jarchas erwiederte, von dem Thiere Martichoras und den goldenen Wasserquellen habe er nichts gehört; aber der Stein, der andere an sich ziehe, sei hier und heisse Pantarbas, und die Pygmäen wohnten jenseit des Ganges unter der Erde, jedoch Schattenfüssler und Langköpfige, wie die Schriften des Skylax melden, gebe es nirgends auf der Welt [1]). Er bemerkte zudem, dass die Greife, welche mit ihrem Schnabel das Gold ausgraben, in Indien leben und der Sonne geweiht

---

1) Nach Ktesias wohnten die Pygmäen nicht unter der Erde, aber doch macht sie Aristoteles, aus welchem Philostrat diese Nachricht schöpfte, zu Höhlenbewohnern. Plin. 7, 2.

seien, und dass der Vogel Phönix, der alle fünfhundert Jahre nach Aegypten komme, während der Zwischenzeit sich in Indien aufhalte. Jarchas schenkte dem Apollonius sieben Ringe, die den Namen der sieben Planeten führten, und welche er einen nach dem andern nach dem Namen der Tage trug. Nach einem Aufenthalte von vier Monaten nahm Apollonius von den Brahmanen, die ihm verhiessen, dass er nicht allein nach seinem Tode, sondern schon im Leben von den Menschen für einen Gott gehalten werde, Abschied und trat in Begleitung des Damis seine Rückreise an, auf welcher er viele Strausse (Casuare), wilde Stiere (Büffel), Esel, Löwen, Panther, Tiger, zottige Affen von der Grösse kleiner Menschen erblickte und in 10 Tagen das Meer erreichte. Hier bestiegen sie ein Handelsschiff, sahen den Hyphasis sich ins Meer stürzen, die Mündung des Indus, an welcher die Stadt Patala lag, und beobachteten, dass im rothen Meere, wie auch Orthagoras schrieb, der Bär nicht sichtbar war, und die Seefahrer um Mittag keinen Schatten warfen. Bei der kleinen Insel Byblos (bei Arrian nach Nearch Bibakta) hingen Seemäuse und Muscheln an den Felsen, die zehnmal so gross als die griechischen waren; auch fand man hier in weissen Schalen Perlen, die in den Muscheln die Stelle des Herzens ersetzen. Eine andere Art von Perlen gewann man aus einer Muschel mit weisser Schale voll von Fett, die auf der Seite der Insel, nach der offenen See hin, ein unermesslicher Abgrund des Meeres erzeugte. Bei Windstille nnd nachdem das Meer durch einen Aufguss von Oel geebnet worden, tauchte sich der Indier, mit einem eisernen Täfelchen und einer Büchse mit Salbe versehen, unter, hielt der Muschel die Salbe vor, wodurch sie sich öffnete und berauscht wurde, durchstach sie dann, und die Lymphe, die sie durch den Stich von sich gab, fing er in seinem in Formen ausgehöhlten Täfelchen auf, worin sie sich in Stein von der Gestalt der natürlichen Perle verwandelte. In Pegada (bei Arrian Pagala) im Lande der Oriten gingen sie vor Anker, gelangten zu den Ichthyophagen, deren Stadt Stobera hiess, legten dann bei dem Handelsorte Balara (bei Arrian Barna) an, wo in einer Entfernung von 100 Stadien die heilige Insel Selera (bei Arrian Nosala) lag, auf welcher eine Nereïde wohnte, die viele Seefahrer raubte, und liefen endlich durch Mündungen des Euphrat in Babylon ein, wo sie den König Bardanes wiedertrafen [1]). Die von den Weisen bewohnte Anhöhe mit einem Feuerbrunnen war vermuthlich ein Wallfahrtsort mit einem Naphthabrunnen, denn dieses Feuer wird von den Siwaiten für heilig gehalten, wesshalb noch heute Indier zu den Naphthaquellen bei der Stadt Bakhu am kaspischen Meere wallfahrten. Der Hyphasis ergiesst sich nicht ins Meer, sondern in den Akesines, wie Philostratus leicht aus den Berichten der Expedition des Alexander hätte ersehen können, und er würdigt seinen Gott Apollonius unwillkürlich zu einem leichtgläubigen Menschen herab, indem er ihm jene Erzählung von der Formation der Perlen in vollem Ernst in den Mund legt.

§. 11. An den grausamen Knaben Antoninus Heliogabalus, der von 218—222 über die Römer herrschte, kam, wie Porphyrius berichtet, in Begleitung des Babyloniers Bardesanes eine indische Gesandtschaft, an deren Spitze Sandanes stand, welche erzählte, dass in einem hohen Berge Indiens eine Höhle sei, die ein 10 bis 12 Ellen hohes mannweibliches

---

1) Philostr. vit. Apoll. lib. 2—3.

Götterbild mit kreuzweis gefaltenen Armen enthalte, und in welcher sich zu gewissen Zeiten Brahmanen versammelten, um Feste zu feiern und gerichtliche Wasserproben anzustellen[1]). Heeren und A. W. v. Schlegel erkennen hierin einen Grottentempel von der Art, wie noch in Elephanta, Salsette und Ellora bewundert werden, und halten diess für das erste chronologisch bestimmte Zeugniss von dem Bestehen derselben[2]). Auch sollen die römischen Kaiser Aurelian, Diocletian, Maximian, Constantin und Julian indische Gesandtschaften empfangen haben, von denen die an Julian von Seilan eintraf[3]); was diese Gesandtschaften aber bezweckten, darüber schweigt die Geschichte.

§. 12. Vom Jahre 220 bis 265, als das sinesische Reich in die drei Königreiche Wei, Schu und U zerfiel, war Thiantschü (Indien) im Besitze der grossen Jueschi, und die Verbindung zwischen diesem Reiche und Sina war bis 400 n. Chr. fast ganz abgebrochen. Im Jahre 226, im fünften der Regierung Sünkiuan's oder Tati's, des Stifters der Dynastie U, kam ein Kaufmann aus Tathsin (dem römischen Reiche) Namens Thsinlün nach Kiaotschi (Kotschin-Sina), wo ihn der dortige Statthalter Umo zum Könige Tati begleitete, der ihn über die Sitten, Personen, Angelegenheiten und Gesänge seines Landes fragte, und darauf kehrte Lün mit seinem Reisegepäck in sein Geburtsland zurück. Damals gab man sich viele Mühe, um den Unsterblichkeitstrank aus Pflanzen zu ziehen, den besonders kleine fremde Menschen von schwärzlicher Hautfarbe, deren Lün auch zuweilen in Tathsin gesehen hatte, gewonnen zu haben vorgaben; allein der König von U übergab diese Betrüger dem Gericht, das sie, an Zahl 10 Männer und 10 Frauen, zum Tode verurtheilte[4]). Jene kleine Wanderhorden von Quacksalbern waren allem Anscheine nach Zigeuner, die demnach nicht erst durch Timur's Verheerungen 1398 aus Indien auswanderten, wie v. Bohlen nach Grellmann anführt[5]), sondern wahrscheinlich schon im hohen Alterthum als verstossene Indier durch allerlei Künste in der Fremde ihr Leben zu fristen suchten. Zur Zeit der Dynastie U, die vom Jahre 222 bis 278 bestand, schickte Fantschen, König von Funan (dem birmanischen Reiche) über die Mündung des Teukieuli (Irawaddy), das Meer und den Ganges eine Gesandtschaft, an deren Spitze Süwe, einer seiner Verwandten, stand, an den König von Indien, die erst nach einer Fahrt von ungefähr einem Jahre die Mündung des Ganges erreichte und dann noch auf diesem Flusse eine Reise von 7000 Li bis zu ihrem Bestimmungsorte zurücklegen musste, von wo sie nach Verlauf von vier Jahren wieder in ihrer Heimath eintraf. Bald nachher fertigte die Dynastie U den Offizier Kangtai als Gesandten nach Funan ab, wo man ihm erzählte, dass die Lehre des Fo (Buddha) in Indien herrschte, der König jenes Landes den Titel Meulun (Skr. etwa Mahârana, Grossfürst) führte, und die dortige Bevölkerung sehr zahlreich wäre. Die königliche Residenz war eine mit tiefen Gräben umgebene befestigte Stadt, die der Ganges bespülte; alle Paläste und öffentlichen Gebäude waren mit eingegrabenen Inschriften und andern Verzierungen in Relief

1) Stobaei Eclog. phys. I. p. 144 ss. ed. Heeren.
2) Heeren, Ideen Th. 1. Abth. 2. S. 234 der wiener Ausgabe. A. W. v. Schlegel im berliner Kalender vom Jahre 1829.
3) Ammian. Marcell. 22, 7. 4) Le Thian-tchu p. 25.
5) v. Bohlen Th. 1. S. 46.

bedeckt, eine krumme Strasse bildete den Markt, die Häuser stiegen in mehreren Geschossen empor und wurden durch Laubwerke beschattet und durch sprudelnde Wasser jeder Art gekühlt, die Musikinstrumente bestanden in Glocken, Pauken und Trommeln, und die Kleider waren mit wohlriechenden Blumen geschmückt. Man reiste zu Wasser und zu Lande, eine beträchtliche Zahl Kaufleute trieb dort Handel mit Juwelen und andern kostbaren Gegenständen des Luxus; man konnte sich da Alles verschaffen, was das Herz wünschte, rechts und links gewahrte das Auge nur gefällige und verführerische Sachen. Im Jahre 357 überbrachte der Indier Tschentan dem sinesischen Kaiser Muti gut zugerittene Pferde und Elephanten.

---

## Fünfter Abschnitt.

Von dem sinesischen Kaiser Wuti Kaotsu bis auf Sultan Mahmud von Ghazni (420—1000 n. Chr.).

### Der Mittag.

§. 1. Seit dem Beginne des fünften Jahrhunderts bis zur Mitte des achten bestand zwischen Indien und Sina ein lebhafter Verkehr, der grossen wechselseitigen Einfluss auf beide Länder gründete. Es wanderten mehrere sinesische Mönche nach Indien, um dort ihre Religion an der Quelle kennen zu lernen, unter welchen Fahian, der seinen Familiennamen Kung als Mönch mit Schy Fahian, d. i. Gesetzesoffenbarung des Schy (Skr. Sâkja, Buddha) wechselte, über seine in den Jahren 399 bis 414 unternommene Reise einen Bericht hinterliess, der zur Kenntniss Indiens und besonders des damaligen Buddhaismus von grosser Wichtigkeit ist, und den wir mit Uebergehung mehrerer Fabeln und des Unwesentlichen hier abkürzen.

„Als Fahian zu Tschhangan (jetzt Singanfu in Schensi) wohnte, bemerkte er mit Betrübniss, dass die Religionsbücher lückenhaft und fast dem Untergange nahe waren, wesshalb er mit Honiking, Taotsching, Hoeijing, Hoeiwei und mehreren andern Mönchen die Reise nach Indien antrat, um dort theologische Bücher zu sammeln. Sie reisten gegen Ende des Jahres 399 von Tschhangan ab, überstiegen den Berg Lung (im westlichen Theile der Provinz Schensi), kamen in das Reich des Fürsten Khiankuei, wo sie sich einige Zeit aufhielten, brachen dann in das Reich des Neuthan auf und erreichten nach dem Uebergang über die Berge Jangleu das Land Tschangy (jetzt Kantscheu), das damals der Schauplatz grosser Unruhen war, welche die Wege unsicher machten. Der König hielt sie daher gastfreundschaftlich zurück, und zu ihrer grössten Freude trafen sie dort Tschijan, Hoeikian, Sengschao, Paojün, Sengking und mehrere andere Mönche, mit denen sie später die Reise nach der festen Stadt Thünhuang fortsetzten, in welcher sie einen Monat und einige Tage zubrachten. Fahian und fünf Andere trennten sich hier von Paojün und den Uebrigen, und reisten, nachdem ihnen Lihao, der Gouverneur von Thünhuang, die nöthigen Mittel zum Marsche durch den Sandfluss (Schaho, gewöhnlicher Schamo) gestellt hatte, in

Gefolge einiger Führer vorwärts. In diesem Sandflusse (Wüste Gobi) gab es böse Geister (Luftspiegelungen, mirage) und so brennende Winde, dass der von ihnen Ergriffene hinfiel und starb; auch sahen sie da weder Vögel, noch Vierfüssler, nur Gebeine von Verunglückten bezeichneten den Weg. Nachdem sie 1500 Li (von denen 250 auf einen Grad gehen) in 17 Tagen zurückgelegt hatten, gelangten sie in das Reich Schenschen (in der Gegend des Sees Lob), ein gebirgiges Land mit magerem und unfruchtbarem Boden, dessen Einwohner ungeschliffen waren, aber eine sinesische Kleidertracht hatten, die sich bloss durch andere Stoffe und den Gebrauch des Filzes unterschied. Der König war ein Verehrer des Buddha und konnte in seinem Lande ungefähr 4000 Seng (Skr. Sangâs, durch ein gemeinschaftliches Band Vereinte, Mönche) von der niedern Observanz haben; das Volk und die Schamen (im Pali Samana, Skr. Sramana, d. i. der seine Gedanken Bezähmende, der Buddha-Mönch) bekannten sich in allen diesen Reichen zum Gesetze von Thiantschü (Budhaismus von Indien), und obgleich jedes Reich eine besondere barbarische Sprache hatte, so studirten doch alle Klostergeistlichen indische Bücher und die indische Sprache. Fahian und seine Reisegefährten brachten hier einen Monat und einige Tage zu, wanderten dann nordwestlich und kamen in 15 Tagen in das Reich Ui oder Uhu (der Uiguren im heutigen Kutsche), wo die Mönche, an Zahl etwa 4000, alle zu der niedern Observanz gehörten und das Gesetz sehr regelmässig befolgten, worauf die aus Sina angekommenen Samanen nicht vorbereitet waren. Fahian, der mit einem Passe versehen war, begab sich in das Feldlager des Häuptlings Kungsün, wo er zwei Monate und einige Tage verweilte, traf hierauf wieder mit Paojün und den Uebrigen zusammen, und da sie fanden, dass die Einwohner des Reiches Uhu die Religionsgebräuche nicht befolgten, keine Gerechtigkeit und wenig Gastfreundschaft zeigten, so kehrten Tschijan, Hoeikian und Hoeiwei unverzüglich in das Land Kaotschhang (das heutige Kharaschar und weiter nach Turfan hin) zurück, um dort Unterstützung für ihre Reise zu sammeln; aber Fahian und seine Reisegefährten, die von Kungsün einen Pass und Mundvorrath erhalten hatten, setzten ihre Reise in südwestlicher Richtung durch wüste und unbewohnte Gegenden fort und kamen in einem Monate und 5 Tagen in Jüthian (Khotan) an. Das Reich Jüthian war glücklich und blühend, das Volk lebte in grossem Ueberflusse, und alle Einwohner waren der Lehre des Buddha, der sie ihr Glück verdankten, so zugethan, dass sie vor ihren Häusern Tha (Thürme) aufführten, von denen die kleinsten wohl zwei sinesische Klafter (je 10 sines. Fuss) hoch sein mochten. Der König liess Fahian und seine Gefährten in das Sengkialan (Kloster) Kiumati (vermuthlich die Transcription des Skr. Gomati) führen, worin 3000 Mönche wohnten, die ihr Mahl auf ein gegebenes Zeichen mit einer Klapper gemeinschaftlich einnahmen, das Refectorium mit ernstem Anstande betraten, sich nach ihrem Range still niedersetzten, kein Geräusch mit den Tischgeschirren machten und während des Essens nicht mit einander sprachen, sondern bloss Zeichen mit den Fingern gaben. Es waren im ganzen Königreiche mehrere 10,000 Mönche von der höhern und niedern Observanz, die 14 grosse und unzählige kleine Klöster bewohnten, worin die fremden Geistlichen gastfreundschaftlich aufgenommen wurden und Alles fanden, was sie bedurften. Hoeiking, Taosching und Honitha reisten bald ab und traten den Weg in das Reich

Kietschha (Baltistân) an, Fahian und die Uebrigen aber, welche die Bilderprocession sehen wollten, hielten sich drei Monate und einige Tage auf. Den ersten Tag des vierten Mondes (4. Juni) kehrte und begoss man alle Strassen der Stadt, man schmückte alle Wege und Plätze, breitete grosse Teppiche und Behänge vor dem Stadtthor aus, wo der König, die Königin und vornehme Frauen die Procession abwarteten. Die Mönche des Klosters Kiumati, die sich dem Studium des höhern geistlichen Lebens widmeten und von dem König am meisten geehrt wurden, eröffneten die Procession, die mit einem vierräderigen Wagen in Form eines beweglichen, drei Klafter hohen Pavillons, der mit Teppichen, seidenen Decken und andern kostbaren Dingen geschmückt war, nach der Stadt zog. Mitten auf dem Wagen stand das Hauptbild (vermuthlich das des Buddha) mit zwei Phusa (Skr. Rodhisattwa) zu seinen Seiten, und um dieselben waren Bilder der Thian (Skr. Dewâs, Götter) aufgestellt, alle aus Gold und Silber und mit Edelsteinen geschmückt. Als das Bild hundert Schritte von dem Thore entfernt war, nahm der König seine Tiare ab, legte neue Kleider an, näherte sich, von seinem Gefolge umgeben, barfuss mit Blumen und Räucherwerk in der Hand dem Bilde, warf sich nieder und verehrte es durch Blumenregen und Wolken von Wohlgerüchen. In dem Augenblicke, wo das Bild die Stadt berührte, überschütteten es Damen und junge Mädchen von dem Pavillon des Stadtthors herab mit Blumen aller Art, so dass der Wagen ganz davon bedeckt wurde. Die Feier begann den ersten Tag des vierten Mondes (4. Juni), und die Procession endete den 14. (18. Juni), an welchem Tage der König mit seinen Frauen in den Palast zurückkehrte. Jedes der übrigen Klöster hielt die Bilderprocession an einem besondern Tage. Sieben oder acht Li von der Stadt war ein etwa 25 Klafter hohes Kloster, welches man den neuen Tempel des Königs nannte, woran 84 Jahre, während welcher Zeit drei Könige starben, gebaut wurde, und das durch seine vielen Skulpturen und seine auf Gold- und Silberplatten gravirten Verzierungen eine grosse Pracht darbot; besonders waren die Balken, Pfeiler, Thürflügel und Fenstergitter der Fo-Kapelle mit Goldplatten belegt, und die daran befindlichen Zellen der Mönche zeichneten sich durch einen unbeschreiblich schönen Schmuck aus; Fürsten von sechs Reichen im Osten der Bergkette Tsungling trugen das Kostbarste zum Bau bei und dotirten das Kloster reichlich. Nach Beendigung der Procession reiste Sengschao in Gesellschaft eines Priesters der Tao-Sekte nach Kipin (hier Kasmir, sonst versteht man auch unter jenem Worte Kabul) ab, Fahian und die Uebrigen schlugen den Weg nach dem Reiche Tsöho (dem gegenwärtigen Bezirke von Kukejar im Süden von Jarkiang) ein, in welchem sie nach einem Marsche von 25 Tagen eintrafen. Der König dieses Landes, worin sich etwa 1000 Mönche befanden, die meist zu der höhern Observanz gehörten, war sehr gottesfürchtig; die Reisenden brachten dort 15 Tage zu, erstiegen dann, nach einem Marsche von vier Tagen südwärts, das Gebirge Tsungling und gelangten in das Reich Jühoei (Ladâkh), wo sie ausruhten. Nachdem sie sich erholt hatten, ergriffen sie den Stab und erreichten in 25 Tagen das Reich Kietscha (Baltistân oder Klein-Tübet) wo sie sich mit Hoeiking und den Uebrigen wieder vereinten. Der König von Kietscha feierte das Pantschejüesse (Skr. Pantschajuxti), was grosse fünfjährige Versammlung bedeutet. Zu diesem Feste, das gewöhnlich im Frühlinge statt-

findet, werden alle Samanen eingeladen, die von allen Seiten mit Gravität wie Wolken heranziehen und an einem mit Fahnen, Traghimmeln und Tapeten geschmückten Orte ihren Sitz nehmen, in dessen Mitte sich ein mit Gold- und Silberblumen und seidenen Stoffen verzierter Thron erhebt, auf welchem der König, von seinen Offizieren umgeben, zuerst seine Andacht nach dem Gesetze verrichtet und dann seine Offiziere ermahnt, ein Gleiches zu thun. Wenn jeder seine Andacht verrichtet hat, schenken der König, seine ersten Offiziere und andere vornehme Personen den Samanen ihre gesattelten Reitpferde, alle Arten Wollenzeuge und andere kostbare Gegenstände, die alle nachher den Samanen wieder abgekauft werden. In diesem kalten und gebirgigen Lande reifte kein anderes Getraide als Korn, von welchem den Mönchen, die alle, an Zahl mehr als 1000, zu der niedern Observanz gehörten und sich der Gebetsräder bedienten, zur Aerntezeit ihr jährlicher Bedarf zugestellt wurde. Man zeigte dort einen Spucknapf und einen Zahn des Fo (Buddha), für welchen letztern die Eingebornen einen Thurm errichtet hatten. Im Osten der Berge Tsungling kleideten sich die Bewohner in Wolle und Filz nach Art der Sinesen, und je weiter südlich von jenen Bergen die Reisenden kamen, desto mehr nahmen die Pflanzen und Früchte einen ganz verschiedenen Charakter an; sie trafen nur drei Vegetabilien: das Bambusrohr, den Granatbaum und das Zuckerrohr, ähnlich denen von Sina. Von Kietschha gingen sie westlich und brauchten einen Monat, um die Winter und Sommer mit Schnee bedeckten und von giftigen Drachen bewohnten Tsungling zu übersteigen, auf denen der Wind, der Regen, der Schnee, der fliegende Sand und die rollenden Kiesel die Reisenden sehr am schnellen Fortgange hinderten. Nach dem Uebergang über diese Bergkette betraten Fahian und seine Reisegefährten das kleine Reich Tholy in Nordindien, worin sich viele Mönche des niedern Klosterlebens befanden und in früherer Zeit ein Lohan (Skr. Arhan) war, der durch seine übernatürliche Gewalt einen Bildhauer in den Himmel Teuschu versetzte, um dort die Leibesgrösse und die Züge des Milephusa (Skr. Maitrega-Bodhisattwa) in Augenschein zu nehmen, damit er nach seiner Rückkehr ihn würdig in Holz darstellen konnte. Dieser Künstler stieg nachgehends noch dreimal zu diesem Zweck in jenen Himmel und verfertigte eine acht Klafter hohe Statue mit acht Ellen langen Füssen, welche an Festtagen immer von Licht glänzte und von den Königen dieser Länder in grossen Ehren gehalten wurde. Fahian erfuhr, dass Samanen aus Indien mit heiligen Büchern gekommen seien zur Zeit der Errichtung jener Statue, die 300 Jahre nach dem Nihuan (Skr. Nirwâna) des Fo, oder in die Zeit des Phingwang von der Familie Tscheu falle, welche Epoche man daher als den Anfang der Verbreitung der grossen Lehre im Osten betrachten könne, da ohne die Hülfe dieses grossen Mile kein anderer fähig gewesen sei, die Kenntniss der drei vortrefflichen Wesen (Buddha, Dharma und Sanga) zu verbreiten; einer solchen übermenschlichen Ursache sei auch der Traum des Kaisers Mingti aus der Dynastie der Han zuzuschreiben. Fahian machte nun 15 Tage lang südwestlich einen beschwerlichen und ermüdenden Weg in Gebirgen, wo sich steile Klippen zu 8000 Fuss Höhe erhoben und am Fusse der Sintheu (Skr. Sindhu) floss; es waren da Felsen zu Strassen durchbrochen, Treppen von 700 Stufen gehauen, die zu dem Flusse führten, dessen beide Ufer eine Seilbrücke von wenigstens 80

Schritten verband; Tschangkian und Kanyng unter der Dynastie der Han waren auf ihren Reisen, über welche die Sekretäre der auswärtigen Angelegenheiten Bericht erstatteten, nicht bis zu diesem Punkte gelangt. Ueber die Indusbrücke gegangen, betrat er das Reich Utschang (Skr. Udschdschjâna und Udjâna, Garten), wo man die Srache Mittelindiens redete, dem Gesetze Fo's grosse Ehre erwiess, es 500 Klöster von der niedern Observanz gab, worin fremde Pikhieu (Skr. Bhikschu, Bettelmönch) drei Tage lang freie Aufnahme fanden, nach welcher Zeit sie sich aber eine andere Nachtherberge suchen mussten. Man zeigte hier einen Fusstritt des Fo, den Stein, worauf er seine Kleider in der Sonne trocknete, und den Ort, wo die bösen Drachen von ihm bekehrt wurden. Die Mönche Hoeiking, Taotsching und Hoeitha gingen von hier in das Reich Nakie, wo der Schatten des Fo zu sehen war; Fahian und die Uebrigen verweilten noch einige Zeit und begaben sich dann südlich in das Reich Suhoto, wo auch das Gesetz des Fo sehr blühte, der hier als Bodhisattwa mit seinem eigenen Fleische eine Taube loskaufte. Von da lenkten sie ihren Weg östlich und gelangten in fünf Tagen in das Reich Kianthowei (Skr. Gandhâra), worüber einst Fai, Sohn des Königs Ajü (Skr. Asoka) herrschte, und in welchem viele Einwohner sich zum niedern Klosterleben bekannten und Fo als Bodhisattwa seine eigenen Augen als Almosen vertheilte; sieben Tagereisen weiter östlich lag das Reich Tschuschaschilo, das ist abgehauener Kopf (Skr. Tschjutasira), weil Buddha, als er noch Bodhisattwa war, hier seinen Kopf als Almosen gab. Aus dem Reiche Kianthowei nach Süden reisend, gelangten sie in vier Tagen in das Reich Foeleuscha. Als in alten Zeiten Fo dieses Land mit seinen Schülern durchwanderte, sagte er zu seinem Schüler Aman (Skr. Ananda), dass nach seinem Nirwana der König Kinikia ihm einen prächtigen Thurm bauen werde, und jener König führte einen 40 Klafter hohen Thurm auf, der mit den kostbarsten Sachen geschmückt war und für den prächtigsten von Janfeuthi (Skr. Dschambudwipa, Indien) gehalten wurde. Sie sahen hier Fo's Topf, dessen sich vor Alters der König der Jueischi (Skythen), der dem Gesetze des Fo sehr ergeben war, bemächtigen wollte. Er zog mit einer grossen Armee in jenes Reich, unterwarf es, stellte Opfer an und liess, als er den drei vortrefflichen Wesen geopfert hatte, einen grossen, reich geschmückten Elephanten herbeiführen, um auf demselben den Topf wegzuführen; aber der Elephant fiel zur Erde und konnte nicht aufstehen. Man stellte ihn dann auf einen vierräderigen, mit acht Elephanten bespannten Wagen, aber die Flephanten vermochten nicht einen Schritt vorwärts zu machen, worauf der König an dieser Stelle einen Thurm nebst einem Kloster baute und eine Garnison zum Schutze zurückliess. In diesem Kloster wohnten ungefähr 700 Mönche, die kurz vor der Mitte des Tages den Topf in weissen Kleidern von der Stelle nahmen, ihm alle Ehren bezeigten, dann speisten und am Abend ihm Räucherwerke brannten. Der glänzend geglättete, ins schwarze spielende Topf mochte etwa zwei Scheffel (nach unserm Gewichte 22 Pfund Reis) fassen und wurde von armen Leuten mit einigen Blumen angefüllt, während die Reichen ihn nicht mit einer noch so grossen Anzahl füllen konnten. Paojün und Sengking bezeigten ihm ihre Ehrerbietung und kehrten nebst Hoeitha unverzüglich nach Sina zurück. Fahian begab sich 16 Jeujan (Skr. Jodschana, ein Mass von $1^{1}/_{3}$ geogr. Meilen) westlich nach der Stadt Hilo

an der Grenze des Reiches Nakie, um Fo's Schädelknochen zu sehen, der in einer ganz vergoldeten und mit kostbarem Schmuck ausgestatteten Kapelle aufbewahrt wurde. Der König liess diese Kapelle jeden Abend durch acht vornehme Personen versiegeln und am frühen Morgen wieder öffnen, wo sie dann ihre Hände mit wohlriechendem Wasser wuschen, die Reliquie vor die Kapelle trugen und unter einer Glasglocke auf einen Thron setzten, auf welchem sie jeden Tag nach Sonnenaufgang, sobald die grossen Trommeln, die Muscheln und die kupfernen Cymbeln erschallten, vom Könige mit Blumen- und Rauchopfer verehrt wurde; hierauf verrichteten die Vornehmen und Oberoffiziere ihre Andacht und gingen dann zu ihnen gewöhnlichen Geschäften über. Ein Jodschana nördlich von Hilo war die Hauptstadt des Reiches Nakie, in welcher ein Thurm Fo's Zahn einschloss und sich der Ort befand, wo Sakja Muni als Bodhisattwa für Geld fünf Blumen kaufte, um damit den Buddha Tingkuang (Skr. Dîpankara) zu ehren; ein Jodschana nordöstlich hob eine Kapelle Fo's Stock auf, der 6—7 Klafter lang war, zum Knopf einen Ochsenkopf aus Sandelholz hatte und in einer hölzernen Röhre steckte, aus welcher ihn 1000 Mann nicht herausziehen konnten; vier Tagereisen weiter westlich verbarg eine Kapelle Fo's Sengkiali (Skr. Sanghâti, Mantel, den die Mönche beim Ausgange anlegen), zu welchem die Einwohner zur Zeit einer Dürre wallfahrteten und durch die Verehrung desselben Regen vom Himmel erlangten; ein halbes Jodschana südlich von der Stadt Nakin zeigte man ein steinernes Gebäude, wo Fo seinen Schatten gelassen hat, der in der Entfernung von zehn Schritten betrachtet sich so darstellte, als wäre er Fo's wahrhafter Körper in Goldfarbe und seiner glänzenden Schönheit gewesen, je mehr man sich aber ihm näherte, desto schwächer wurde der Schatten, welchen durch Maler abbilden zu lassen, vergeblich die Könige mehrerer Länder versuchten. Ungefähr 100 Schritte westlich von dem Schatten schnitt Fo seine Haare und Nägel und baute in Gemeinschaft mit seinen Schülern einen 7—8 Klafter hohen Thurm, der zum Modell aller nachher errichteten diente, und zur Seite dieses Thurmes war ein Kloster mit ungefähr 700 Mönchen. An diesem Orte erblickte man auch den Thurm der Lohan und der Pytschifo (Pali Patscheka-Buddha, Skr. Pratjeka-Buddha), worin 1000 dieser heiligen Personen gewohnt hatten. Im zweiten Wintermonde überstieg Fahian nebst drei Andern die beständig mit Schnee bedeckten kleinen Schneeberge im Süden (Suleimankuh in Afghanistan), auf welchen die Kälte so übermässig gross war, dass dem Hoeiking ein weisser Schaum aus dem Munde floss, worauf er bald todt niedersank; dann kam er im Süden der Kette in das Reich Loi, worin es an 3000 Mönche des höhern und niedern Klosterlebens gab, und nach einem Marsche von 10 Tagen in das Reich Pona, worin ebenfalls etwa 3000 Mönche von der niedern Observanz lebten. Von hier lenkte er seinen Weg drei Tage lang ostwärts und setzte von Neuem über den Fluss Indus an einer Stelle, wo dessen Ufer flach waren."

Khiankuni war ein Fürst der Dynastie der westlichen Thsin, die 385 nach Chr. gegründet wurde und ihre Residenz in der heutigen Stadt Kinhian in der Provinz Kanssü hatte; Neuthan bestieg 42 n. Chr. den Thron und gehörte zum Stamme der Sianpi, der 397 n. Chr. die kleine Dynastie der südlichen Biang stiftete, deren Fürsten sich nach ihrer Residenz Siphing, jetzt vermuthlich Siningfu, Könige von Siphing

nannten; die Festung Thünhüang, die auch den Namen Schatscheu, d. i. Sandstadt, führte, lag 5—6 Lieues westlich von dem heutigen Schatscheu auf dem rechten Ufer des Sirgaldzin. Das Mönchsleben der Buddhaisten theilt Fahian in Siaotsching und Tasching, den kleinen und grossen Gang, ein, was wir durch niedere und höhere Observanz wiedergeben. Die Mönche der niedern Observanz begnügen sich mit den exoterischen Religionslehren: der Erfüllung der Gebote und Beobachtung der Ceremonien, wodurch sie der Höllenstrafe und der Verwandlung in böse Geister und Thiere entgehen, aber nicht aller Seelenwanderung überhoben sind; die Mönche des höhern Klosterlebens beschäftigen sich mit den esoterischen Lehren und Meditationen, und werden, je nach Verdienst, einer höhern Glückseligkeit theilhaft. Der Srâwaka oder Schüler übt sich nur in der Erkenntniss der vier Realitäten: des Schmerzes, der Vereinigung, des Todes, der Lehre, und kümmert sich nicht um das Heil anderer Menschen; der Pratjeka-Buddha oder der ausgezeichnete Geist muss die zwölf Nidânas oder Zustände kennen, welche die Seele im Körper zu durchlaufen hat, wie die Unwissenheit (die Seele im Zustande ihrer Unwissenheit), den Gang, die Kenntniss, den Namen, die sechs Eingänge (die Augen, die Ohren, die Nase, die Zunge, den Körper und den Gedanken), das Gefühl, den Begriff, den Liebestrieb, das Verlangen, den Besitz, die Erzeugung, das Alter und den Tod, und er hat seine Gedanken nur auf das Heil der andern Menschen gerichtet; der Bodhisattwa oder der von der Wahrheit der Intelligenz Erfüllte, der der höchsten Vollkommenheit, dem Buddha, am nächsten steht, kennt die Lehre der drei Pitakas oder der drei Sammlungen der heiligen Bücher: die Sûtras, Winajas und Abhidharmas, übt die sechs Heilsmittel und ist nur darauf bedacht, um die andern Menschen aus den drei Welten zu befreien, ohne an sich selbst zu denken. Der erste wird als der auf einem mit Schafen bespannten, der zweite als der auf einem mit Hirschen bespannten, der dritte als der auf einem mit Ochsen bespannten Wagen aus den drei Welten in das Nirwâna (Erlöschung) Fahrende versinnlicht; auch stellt man, um aus den drei Welten an das jenseitige Ufer des Flusses zu kommen, den Srawaka unter dem Bilde des Hasen, den Pratjeka unter dem des Pferdes, und den Badhisattwa unter dem des Elephanten dar, weil jedes dieser Thiere auf eine eigene Weise das jenseitige Ufer eines Flusses erreicht. Unter der indischen Sprache versteht Fahian vermuthlich das Sanskrit; zwar sind die heutigen Religionsbücher der Buddhaisten in der Pali-Sprache geschrieben, aber Hodgson hat in Nepal auch buddhaistische Schriften in der Sanskrit-Sprache entdeckt, die wohl, wie aus den Wortnachbildungen der Sinesen, welche besonders Hiüan Thsang dem Sanskrit sehr nahe bringt, hervorzugehen scheint, noch im siebenten Jahrhundert unserer Zeitrechnung die Hauptsprache war. Die Tha oder besser Sutopo, Skr. Stûpa, sind Thürme von mehreren Stockwerken, worin die Buddhaisten Reliquien aufbewahren, und was das Wort Sengkialan betrifft, so scheint uns dieses nach Burnouf die Nachbildung des Skr. Sangâgâram, Wohnung von Vereinten, zu sein, und nicht die Transcription des Skr. Sâkjawihâra, Buddha-Kloster, wie Pauthier vermuthet. Aus Kipin bildet v. Klaproth, an den Fluss Kophen (Kabul) der Griechen denkend, ein Reich Kophene, das er in die Gegend setzt, wo heute die Städte Ghazna und Kandahar liegen; aber unter Kipin verstehen die Sinesen hier Kasmir, das sie auch

Kiaschemilo nennen. Die Reiche Thely und Suhoto, welches letztere an Sewat, Skr. Subhawastu, erinnert, schliesst Hiüan Thsang in das Reich Utschangna ein, das im Süden des Hindukuh oder Hindukusch zwischen den Flüssen Indus, Kabul und Pandschkora lag. Er gibt ihm 5000 Li Umfang und nennt als Erzeugnisse desselben Gold, Eisen, viele Trauben, wenig Zuckerrohr und die wohlriechende Pflanze Jükin (vermuthlich Safran). Das ganze Reich zählte nur 4—5 Städte, von denen Mengkieli die Hauptstadt war, die 16—17 Li im Umfange mass, und von welcher 250—260 Li nordöstlich in einem grossen Berge der Drachenbrunnen Apololo sprudelte, die Quelle des Flusses Suphofasuthu (Skr. Subhawastu), an welchem sich ehemals 1400 Klöster befanden, von denen viele in Ruinen zusammengestürzt waren. Die Zahl der Mönche, die vorhin auf 8000 stieg, hatte sich sehr vermindert; sie widmeten sich zwar dem höhern Klosterleben, verstanden aber den tiefen Sinn ihrer Schriften nicht, und unter ihnen gab es fünf Sekten, bei denen Bezauberungsformeln im Gebrauche waren; überdiess besassen auch die Brahmanen wenigstens zehn Tempel. Die Bewohner, die sich sehr mit der Astrologie beschäftigten, trugen meist weisse Kleider aus Wolle; ihre Sprache, ihre Schrift, ihre Sitten waren ein Abbild Mittelindiens. Von Mengkieli führte ein Weg mehr als 1000 Li nordöstlich über steile Berge und tiefe Thäler, die durch Ketten und Holzbrücken mit einander verbunden waren, nach der alten Hauptstadt am Bache Thalilo, wo bei einem grossen Kloster die mehr als 100 Fuss hohe Statue des Maitreja-Bodhisattwa aus Holz von Goldfarbe stand, die der Arhan Mothiantikia (Pali Madhjântika) verfertigte, indem er zuvor selbst dreimal dessen wunderbare Vollkommenheiten erschaut hatte. Im 13. Jahrhunderte, zu Matuanlin's Zeiten war der Buddhaismus aus dem Reiche Utschang verschwunden, die Bewohner bekannten sich zum Brahmaismus. Die beiden Reiche Tschuschaschilo und Foeleuscha sind auch nur Theile des Reiches Gandhâra; Foeleuscha ist nicht, wie Abel Remusat glaubt, Beludschistan, sondern das Puluscha oder Puluschapulo des Hiüan Thsang, die Hauptstadt von Kiantholo (Skr. Gandhâra), die im Skr. Puruschapura heissen würde und das heutige Peschawer ist. Dieser Sinese versetzt auch dahin den berühmten Thurm, den Kianissekia, König von Kiantholo, 400 Jahre nach Buddha's Nirwana bauen liess, aber Buddha's Topf befand sich zu seiner Zeit nicht mehr hier, sondern in Persien. Kinikia oder Kianissekia ist wahrscheinlich der Kanika des Sanang Setsen, den dieser mongolische Schriftsteller 300 Jahre nach Fo's Tode setzt und König von Gatschu nennt; ferner ist er der Kanischka, welcher in der Geschichte von Kasmir König der Turuskas genannt wird, und der auf indoskythischen Goldmünzen vorkommende Kanerki; woraus hervorzugehen scheint, dass Kinikia selbst der König der Jueischi war, der Fo's Topf wegführen wollte, und allem Anscheine nach derselbe, der um 124 vor Chr. den parthischen König Artabanus II. schlug und ihm seine indischen Besitzungen entriss. Die beiden sinesischen Priester Süngjün und Hoeiseng, die im Jahre 502 nach Utschang und Kiantholo reisten, schreiben ebenfalls, dass der König Kianissekia 7 Li südöstlich von der Stadt Kiantholo einen Thurm erbaut habe, welcher der schönste in den westlichen Ländern sei. Bei ihrer Ankunft war das Reich Kiantholo seit drei Jahren mit Kipin (Kabul) wegen Grenzstreitigkeiten in Krieg verwickelt; der König, ein grausamer Tyrann, der nicht an Fo's Gesetz glaubte und nur

das Blutbad liebte, war im Feldlager und besass 700 Kriegselephanten, deren jeder 10 mit Säbeln und Lanzen bewaffnete Soldaten trug und sogar noch am Rüssel einen Säbel befestigt hatte. Es ist daher an Beludschistan nicht zu denken, wie denn auch Fahian selbst später anführt, dass sich jetzt seit beinahe 1100 Jahren Fo's Topf in Kianthowei befinde. Nakie ist das Nakialoho des Süngjün und Hoeiseng das Nakoloho des Hiüan Thsang, ein Reich, das im Jahre 628 nach Chr., wo es von Kiapische (Kabul) abhängig war, nach Sina Geschenke überbrachte, zu welcher Zeit viele Religionsgebäude eingestürzt waren, die Zahl der Mönche sich sehr vermindert hatte und unter den Einwohnern Ketzer lebten; Nakoloho ist die Transcription des Skr. Nagara, also das Nagara des Ptolemäus, welche Stadt er auch Dionysopolis nennt. Lohan oder genauer Alohan erklärt Remusat für ein Wort, das aus dem Skr. Arhân, ehrwürdig, entstand. Von den heiligen Personen hat der Srotâpanna noch 80,000, der Sakridâgâmî 60,000, der Anâgâmî 40,000, der Arhân 20,000 und der Pratjeka-Buddha noch 10,000 Kalpas zu durchlaufen, um rein von allen Unvollkommenheiten, welche aus den drei Welten: des Zorns, des Hasses und der Unwissenheit, hervorgehen, des höchsten Bodhi oder Nirwana theilhaft zu werden. Teuschu, gewöhnlicher Teusu oder genauer Teusutho ist eine Nachbildung des Skr. Tuschita, Aufenthalt der Freude, und bezeichnet das vierte Geschoss oder Paradies über der materiellen Welt, worin die Götter 175,000,000,000 Jahre leben und eine Grösse von 2000 Ellen haben; der sich daselbst befindende Maitreja-Bodhisattwa, d. i. der wohlthätige Bodhisattwa wird von den 1000 Buddhas des jetzigen Zeitalter Bhadrakalpa, von denen erst vier erschienen sind, zuletzt als Buddha auf die Erde zurückkommen. Der sinesische Kaiser Pingwang regierte von 770—720 vor Chr., wonach Buddha's Tod 1020 vor Chr. fällt; dass Fahian aber hier den ältern Buddha mit Gautama verwechselt, haben wir bereits oben dargethan; eben so irrt er, wenn er glaubt, dass Tschangkian und Kanyng nicht so weit vorgedrungen seien: ersterer General kam bis in die Gegend von Kabul, und der andere General wurde von dem berühmten Pantschao, der dem Kaiser Hoti die Tartarei eroberte, im Jahre 102 nach Chr. an das kaspische Meer geschickt, um das römische Reich zu unterwerfen, welchen Plan er aber nicht ausführte. Der sinesische Kaiser Mingti führte, wie bereits bemerkt worden, auf Veranlassung eines Traumes im Jahre 65 nach Chr. die Buddha-Religion in seine Staaten ein. Der Bikschu oder Bettelmönch hat 12 Obliegenheiten zu beobachten: 1) einen ruhigen Ort zu bewohnen, 2) beständig seine Nahrung zu erbetteln, 3) sich bei Armen und Reichen gleich zu zeigen, 4) des Tages nur ein Mahl einzunehmen, 5) von seinen Nahrungsmitteln ein Drittel einem Hungrigen zu geben und das andere Drittel an einem ruhigen Orte auf einen Stein für die wilden Thiere hinzulegen, 6) nach Mittage weder Säfte von Früchten, noch Honig, noch andere ähnliche Sachen zu geniessen; 7) nur von Andern abgenutzte reinliche Kleider zu tragen, 8) nur drei aus mehreren Stücken zusammengesetzte Kleider zu besitzen: das Sanghâti oder den Mantel zum Ausgange, das Uttarasanghâti oder das Ceremonien-Kleid, das Antarawâsaka oder das Klosterkleid; 9) bei Gräbern zu verweilen, oder 10) unter einem Baume zu sitzen, 11) auf der Erde niederzusitzen, 12) nicht zu liegen. Die Buddhaisten theilen die Erde in vier Dwîpas, Inseln oder Länder, ein, die sie um den Berg

Sumeru oder den erhabenen Meru setzen: im Süden jenes Berges liegt Dschambudwîpa (Indien), im Westen Godhanja, im Norden Uttarakuru und im Osten Pûrwawideha, von deren Gestalt, Grösse und Einwohnern nur Fabelhaftes angeführt wird. Dipankara ist ein älterer Buddha, welcher dem Gautama, der ihm bei einem Besuche drei Lotusblumen überreichte und das Hirschfell, womit er bekleidet war, unter seine Füsse legte, verhiess, dass er in 91 Kalpas Buddha werden würde: ob hier das kleine Kalpa von 16,800,000, oder das grosse von 1,344,000,000 Jahren zu verstehen sei, ist gleich leerer Wahn. Das Reich Loi bewohnten wahrscheinlich die Sohâni, welche der Kaiser Baber die berühmtesten Kaufleute von Damân in Afghanistân nennt [1]), die gegenwärtig das Monopol des Handels zwischen Multân und Kâbul besitzen und sogar in Karawanen nach Derbend reisen; sie haben ihren Hauptsitz zu Mithankot am Zusammenflusse des Setledsch mit dem Indus, wo in der neuesten Zeit die englisch-ostindische Compagnie Faktoreien errichtete, um von Bombay aus die Waaren auf dem Indus in diese Stadt zu bringen, von wo sie hauptsächlich nach Kâbul und Bokhâra, wohin bis jetzt meist russische Waaren gelangten, verführt werden sollen.

„Von dem rechten auf das linke Ufer des Indus übergesetzt, kam Fahian in das Reich Pitschha (vermuthlich Pendschab); in welchem Fo's Gesetz sowohl mit dem höhern als dem niedern Klosterleben blühte, und gelangte, nachdem er in südöstlicher Richtung von wenigstens 80 Jodschanas sehr vielen Tempeln mit mehreren 10,000 Mönchen vorübergekommen, in das Reich Motheulo (Skr. Mathurâ), wo am Flusse Puna (Skr. Jamunâ) sich rechts und links 20 Klöster erhoben, die wohl 3000 Mönche einschlossen; denn Fo's Gesetz begann wieder Ansehen zu gewinnen. Alle Könige der verschiedenen Reiche Indiens östlich von der bis an den Indus sich erstreckenden grossen Sandwüste zeigten eine grosse Anhänglichkeit an Fo's Gesetz; sie legten beim Besuche der Mönche ihre Tiare ab, reichten ihnen mit eigener Hand Nahrungsmittel, setzten sich ihnen gegenüber auf einen Stuhl mit unterbreitetem Teppich, indem sie nicht wagten in Gegenwart der Mönche sich auf einem Ruhebette niederzulassen, eine Gewohnheit, die seitdem aufkam, als Fo auf der Erde wanderte. Das südlich von diesem gelegene Land hiess das Reich der Mitte (Madhjadesa), in welchem das Volk in Ueberfluss und Freude lebte; man kannte dort weder Volksregister zur Besteurung, noch Polizeibeamte, noch Gesetze; kein Verbrecher wurde hingerichtet, sondern jeder, jenachdem die Schuld, um Geld gestraft, wenn er sich aber von Neuem verging, verlor er die rechte Hand; diejenigen, welche die Ländereien bebauten, erhielten dafür Früchte, und die Minister sowie die Assessoren des Königs bezogen Emolumente und Pensionen; die Einwohner tödteten kein lebendes Wesen, tranken keinen Wein, assen weder Knoblauch noch Zwiebel, und nahmen nichts von den Tschentschhalo (Skr. Tschandâlâs) an. Die Tschentschhalo oder die Gehassten hatten ihre Wohnungen von denen der übrigen Menschen getrennt und mussten, wenn sie eine Stadt oder einen Marktplatz betraten, durch den Schall mit einem Stück Holz ihre Anwesenheit bekunden, damit die andern Leute ihnen ausweichen und sich vor ihrer Berührung in Acht nehmen konnten. In diesem Lande hielt man weder Schweine noch Hähne, man verkaufte keine lebenden

1) Baber, Denkwürdigkeiten. S. 304.

Thiere, sah auf den Märkten weder Fleischbänke noch Weinbuden, nur die Tschentschhalo gingen auf die Jagd und verkauften Fleisch, und zum Einkaufe bediente man sich der Muscheln (Kauris, Cyprea moneta). Seit Fo's Nirwana errichteten die Könige, die Grossen, die Familienhäupter Kapellen zu Gunsten der Mönche; sie versahen sie mit Lebensmitteln und schenkten ihnen Felder, Häuser, Gärten nebst Pächtern und Vieh, welche Schenkungsurkunden auf Eisen geschrieben waren und von keinem Fürsten annulirt werden konnten. Die Mönche, welche hier lebten, besassen Alles, was sie bedurften, übten beständig gute Werke und Tugendhandlungen, beschäftigten sich emsig mit der Lesung der heiligen Bücher und der Contemplation, und wenn fremde Mönche ankamen, gingen die alten ihnen entgegen, trugen ihnen ihre Kleider und ihren Topf, setzten ihnen Wasser zum Waschen der Füsse vor, reichten ihnen Oel zum Salben und eine aussergewöhnliche Collation. Die Orte, wo die Mönche sich aufhielten, waren die Thürme Schelifoe (Skr. Sâriputra), Mulian (Skr. Manggalâna), Anan (Skr. Ananda), Sinutolo (Skr. Sûtra), Pinaije (Skr. Winaja) und Apithan (Skr. Abhidharma). Nachdem Fahian und seine Reisegefährten einen Monat Ruhe genossen hatten, wurden sie ersucht, ihre frommen Uebungen wieder aufzunehmen, worauf alle Mönche eine grosse Versammlung hielten, worin sie sich über das Gesetz besprachen, und nach der Beendigung der Conferenz verfügten sie sich in den Thurm Schelifoe, opferten dort allerlei Räucherwerke und unterhielten die ganze Nacht brennende Lampen. Schelifoe, der grosse Mulian und der grosse Kiasche (Skr. Mahâ Kâsjapa) waren früher Brahmanen und wurden von Buddha bekehrt. Die Pikhieuni (Skr. Bhikschunî, Bettelnonnen) huldigten meist dem Thurme Anan, weil dieser den Schitsün (Skr. Lokadschjeschtha, Ehrwürdiger des Sekulums, ein Beiname des Buddha) bat, auch den Frauen das Klosterleben zu erlauben; die Schüler verrichteten ihre Andacht, je nachdem sie sich mit der Erlernung einer der drei Sammlungen der heiligen Bücher befassten, in den Thürmen Sieutolo, Pinaije oder Apithan, und die dem Mohojan (Skr. Mahâjâna, grosser Gang, höheres Klosterleben) sich Widmenden in den Thürmen Phanschopholomi (Skr. Pradschnâpâramita), Wentschüsseli (Skr. Mandschuri) und Kuanschiin (Skr. Awaloxiteswara). Die Mönche empfingen am Ende des Jahrs Geschenke; die Alten, die Beamten, die Brahmanen und andere beschenkten sie mit Kleidern und andern Gegenständen, wogegen sie wiederum Almosen an Andere austheilten. Von hier wanderte Fahian 18 Jodschanas südöstlich in das Reich Sengkiaschi (bei Hiüan Thsang Kiepitha, in den Pali-Büchern Samkassa genannt, im heutigen Bezirk Terukhâbâd), wo Fo, nachdem er in den Himmel Taoli gefahren war und dort drei Monate lang zu Gunsten seiner Mutter gepredigt hatte, wieder auf einer aus den sieben kostbaren Dingen (Gold, Silber, Rubin, Saphir, Lapis Lazuli, Krystall und Agath) bestehenden Leiter zur Erde herabstieg, an welche rechts Fan (Skr. Brahmâ), der König der Götter, eine andere von Silber angefügt hatte, um auf derselben den Fo mit einem Fliegenwedel zu begleiten, und links hatte Schy (Skr. Sakra, ein Name des Indra) eine dritte von glänzendem Golde errichtet, um ihm auf derselben einen kostbaren Sonnenschirm vorzutragen; auch begleiteten ihn noch unzählige andere Götter. Sobald er heruntergestiegen war, verschwanden die drei Leitern unter die Erde, so dass nur sieben Stufen sichtbar blieben, worüber der König Asoka in der Folge eine

Kapelle bauen liess, dann auf die mittlere Stufe eine sechs Klafter hohe Statue des Fo setzte und hinter der Kapelle eine 30 Ellen hohe steinerne Säule mit einem Löwen auf der Spitze errichtete, der einst, als die heterodoxen Philosophen (Brahmanen) den Samanen jenen Ort streitig machen wollten, zu brüllen anfing, wodurch sie sich zu Fo bekehrten. Auch da, wo Fan und Schy vom Himmel gestiegen waren, und wo einst die drei frühern Fo sassen, waren Stupas aufgeführt, und dieselbe Ehre hatte man auch dem Drachen mit weissen Ohren angethan, der das Land fruchtbar machte, an welchen Orten 1000 Mönche und Nonnen wohnten. Die Einwohner dieses Reiches waren zahlreich, wohlhabend und fröhlicher als in allen andern Reichen; es brachte allerlei Erzeugnisse in Ueberfluss hervor, wesshalb es von Leuten aller Länder besucht ward. Von hier begab sich Fahian sieben Jodschanas südöstlich nach der Stadt Kischaoi (bei Hiüan Thsang Kaschokietsche, Skr. Kanjâkubdscha, Kanudsch) am Flusse Heng (Skr. Gangâ), wo zwei Klöster mit Mönchen der niedern Observanz waren, und erreichte nach zehn Jodschanas südwestwärts die Stadt Schatschi in dem grossen Reiche Schatschi (vermuthlich Luknow), von welchem acht Jodschanas südlich das Reich Kiüsalo (Skr. Kosala, jetzt Aude) mit der Stadt Schewi (bei Hiüan Thsang Schilofasiti, Skr. Srâwasti) lag. Die Bevölkerung dieser Stadt, die der König Phosseno (bei Hiüan Thsang Polosinatschito, Skr. Prasenâdschita, ein Zeitgenosse Buddha's) zu seiner Residenz erhob, betrug nur 200 Familien; sie enthielt viele Thürme, wie den des alten Siutha (bei Hiüan Thsang richtiger Suthato, Skr. Sudâta, d. i. Vielgeber, ein Minister des vorigen Königs) und den des bösen Genius Ingkiue, welche die häretischen Brahmanen einst zerstören wollten, die aber der Himmel durch Donner und Blitz verscheuchte. 1200 Schritte von der Stadt stand der Tempel Tschihuan (bei Hiüan Thsang Tschito, Skr. Dschetâ, d. i. Tempel des Siegers), den der Patriarch Siutha erbauen liess, und in welchem der König Phosseno eine Statue mit einem Ochsenkopf aus Sandelholz an dem Orte, wo Fo vor seiner Himmelfahrt gesessen hatte, aufstellte, die, als er wieder zur Erde kam und in den Tempel trat, ihm von selbst entgegenging und ihn bewillkommte: Fo gebot ihr, wieder an ihre Stelle zurückzugehen und bestimmte sie zum Vorbilde für die vier Klassen. Zu diesem Tempel, wo sich Fo 25 Jahre lang abgetödtet hatte, pilgerten Könige und Völker aus verschiedenen Reichen; er war mit Wimpeln und Thronhimmeln verziert, mit Blumen bestreut, duftete von Räucherwerk, und Tag und Nacht brannten Laternen in demselben. Nicht weit von jenem Tempel war an dem Orte, wo Fo einst mit Anhängern von 96 häretischen Sekten disputirte, ein sechs Klafter hoher Tempel aufgeführt, worin man die Statue des sitzenden Fo erblickte. Als bei jener Unterredung, welcher Könige, Grosse, Beamte und eine grosse Menge Volks beiwohnten, Jeder aufmerksam zuhörte, trat plötzlich ein häretisches Mädchen, Namens Tschentschemona, zu Fo und beschuldigte ihn, sie geschwängert zu haben; aber da verwandelte sich Schy (Indra), der König der Götter, in eine weisse Ratte, die dem Mädchen unter das Kleid kroch, ihr den Gürtel durchbiss, so dass die trügerischen Kleider auf die Erde fielen, worauf die Erde sich öfnete und das Mädchen verschlang: so stürzte auch Thiaotha, der mit seinen vergifteten Nägeln Fo zerreissen wollte, lebendig in die Hölle. Diesem Buddha-Tempel gegenüber befand sich ein Tempel der Brahmanen

von gleicher Höhe, wie es denn in Mittelindien überhaupt noch 96 Sekten gab, deren jede zahlreiche Priester hatte, die ihren Lebensunterhalt erbettelten, aber keinen Topf mit sich führten; sie hielten sich in Einöden und auf den Landstrassen auf, wo sie in den daselbst errichteten Häusern den Reisenden Obdach und Lebensmittel gaben; auch Thiaotha hatte noch seine Anhänger, welche die drei frühern Fo, nicht Sakja Muni, verehrten. 50 Li westlich von der Stadt lag der kleine Marktflecken Tuwei, der Geburtsort des Fo Kiasche (Skr. Kâsjapa), 12 Jodschanas südöstlich die Stadt Napikia, der Geburtsort des Fo Keuleuthsin (Skr. Krakutschtschhanda), und ungefähr ein Jodschana nördlich die Stadt, wo Fo Keunahanmeuni (Skr. Kanaka-Muni) geboren wurde. Hierauf kam Fahian in die Stadt Kiaweilowei (Skr. Kapila) und das gleichnamige Königreich, das nur eine grosse Einöde mit wenigen Einwohnern war, worin Elephanten und Löwen die Wege unsicher machten. Die verödete Stadt Kiaweilowei, in welcher der alte Palast des Königs Petsing stand und dessen Sohn Sithato (Skr. Siddhârta) einen weissen Elephanten bestieg, um in den Schooss seiner Mutter zu gehen, umfasste nur noch einige Häuser und wenige Mönche, aber viele Stupas, wie an den Orten, wo Sithato durch das östliche Thor aus der Stadt ging und beim Anblicke eines Kranken seinen Wagen umlenken liess, wo Ki ihn als Kind begrüsste, wo Nantho (Skr. Nanda) und Andere den Elephanten erschlugen, wo Sithato mit dem Bogen schoss, dessen Pfeil in der Entfernung von 30 Li in die Erde drang und einer sprudelnden Quelle ihr Dasein gab, wo er als Buddha den König seinen Vater besuchte, wo 500 Söhne der Sakjas ins Mönchsleben traten und dem Jeupholi huldigten, wo die Erde bebte, wo Fo das Gesetz zu Gunsten der Götter predigte, deren 4 Himmelskönige die 4 Thüren bewachten, damit sein Vater der König nicht in die Versammlung dringen konnte; wo Taaitao dem unter dem Baume Nikeuliü (Skr. Njagrodha, Ficus Indica) sitzenden Fo einen Mönchsmantel schenkte, wo Lieuli die Familie der Sakjas, die bereits den Rang Siuthowan erlangt hatte, umbringen liess. Einige Li nordöstlich der Stadt bezeichnete ein Stupa, wo der Prinz unter einem Baume auf dem königlichen Acker die Ackerleute arbeiten sah, und 50 Li östlich zeigte ein Thurm in dem königlichen Garten Lunming die Stelle, wo Fo's Mutter, als sie aus dem Badeteich 20 Schritte zurückgelegt hatte, den Zweig eines Baumes ergriff, sich gegen Osten wandte und den Fo gebar, der, sobald er auf die Erde gefallen war, sieben Schritte machte und von zwei Drachenkönigen gebadet wurde, an welchem Orte der Abwaschung sofort ein Brunnen entstand, aus welchem, sowie aus jenem Badeteiche, die Mönche ihr Trinkwasser schöpften."

Sâriputra, d. i. Sohn des indischen Kranichs, weil seine Mutter Augen hatte, die denen dieses Vogels glichen, zeichnete sich als Buddha's Schüler besonders in der Kenntniss des Pradsehna oder der göttlichen Wissenschaft aus, die er von Awalokiteswara gelernt hatte; Manggalâjana, der diesen Namen führte, weil er gern Linsen ass, war der sechste der zehn grossen Schüler Buddha's, unter welchen Mahâ Kâsjapa, der grosse Glänzende, der nicht mit dem frühern Buddha gleichen Namens zu verwechseln ist, der erste Patriarch nach Buddha's Tode wurde, und Ananda, d. i. Freude, der gelehrteste war, der auch den Frauen das Klosterleben bewirkte, was ihnen der Brahmaismus nicht zuliess. Die Nonnen mussten unter andern Obliegenheiten keusch sein,

die Hälfte eines Monates dem Unterrichte der Mönche beiwohnen, die drei Sommermonate der Ruhe entsagen und Tag und Nacht mit Mönchen umgehen, um ihre Religionspflicht gründlich kennen zu lernen und auszuüben, und wenn diese Zeit abgelaufen war, die Mönche begleiten, ihrem Beispiele folgen, und wenn sie Sünden begangen hatten, dieselben ihnen bekennen. Sutra, Winaja und Abhidharma sind die drei Klassen der heiligen Bücher der Buddhaisten, auf welche wir später zurückkommen werden. Pradschnâparâmita ist die Handlung, um durch die Wissenschaft das andere Ufer zu erreichen, und Mandschusri, der grösste aller Bodhisattwas, der Gott der Weisheit, wird als Erbauer des Universums betrachtet, so wie Awalokiteswara, der die Welt beschauende Herr, der auch Padmapâni, Lotusträger, heisst, als Schöpfer aller lebenden Wesen, dem man gewöhnlich elf Köpfe und acht Arme beilegt und den 24. Tag im Monate weiht. Der Taoli (Skr. Trajastrinsa) oder Himmel der 33, worin Indra mit den 32 von ihm abhängigen Göttern wohnt, nimmt den zweiten Platz in der Welt der Begierden oder in der Ordnung der 28 übereinanderstehenden Himmel ein, die das Universum bilden. Diese 33 Götter waren Menschen, die in den vorhergehenden Generationen durch ihre Tugenden sich der Wiedergeburt mit göttlicher Eigenschaft an diesem Orte verdient gemacht haben und daselbst 36,000,000 Jahre zubringen, nach welcher Zeit sie nach ihrem moralischen Verdienste entweder höher oder niedriger wiedergeboren werden. Mahâmâjâ, d. i. die grosse Täuschung, die Mutter des Buddha und Gemahlin des Königs Suddhodana, starb sieben Tage nach der Geburt ihres Sohnes Sakja und wurde, weil sie in ihrem Schoosse den Lehrer der Götter getragen hatte, im Trajastrinsa wiedergeboren, wesshalb Buddha in jenen Himmel stieg, um seiner Mutter zum Nirwana zu verhelfen. Wie man aus Fahian ersieht, haben die Buddhaisten das ganze Pantheon der Brahmanen in ihren Cultus aufgenommen, sie classificiren es nur anders: so ist Brahmâ Herrscher des grossen Chilokosmos, d. i. der grössten der drei Welten, die 1000 Millionen Sonnen und Erden umfasst, worin er 60 kleine Kalpas oder 1,008,000,000 Jahre leben wird. Die drei frühern Buddhas heissen Krakutschtschhanda, Kanaka Muni, Kasjapa, welche die drei ersten der 1000 Buddhas sind, die in dem gegenwärtigen Kalpa oder dem Zeitalter der Weisen, Skr. Bhadrakalpa, erscheinen, Sakja Muni ist der vierte: also müssen noch 996 Buddhas kommen, von denen Maitreja der letzte sein wird, und dann fängt wieder ein neues Zeitalter von 1000 Buddhas an. Die drei letzten der 1000 Buddhas, die im vorigen Zeitalter erschienen, heissen Wipasji, Sikhi und Wiswabhu, welche man nebst den vier in dem gegenwärtigen Zeitalter erschienenen die sieben Buddhas nennt. Unter den vier von Fahian erwähnten Klassen sind die Bhikschus, Bhikschunî, Upâsikas (reine weltlichen Männer) und die Upajî (reine weltlichen Frauen) zu verstehen. Hiüan Thsang nennt das den Fo der Unkeuschheit beschuldigende Mädchen Tschintschha, eine Brahmani, und will noch die Grube gesehen haben, durch welche sie lebendig in die Hölle stürzte; statt Thiaotho schreibt er richtiger Thiphothatho, Skr. Dewadatta, d. i. Göttergeschenk, der Buddha's Vetter war und diesen Reformator sehr hasste. Aus Fahians Schilderung von Mittelindien erkennt man, dass daselbst damals der Brahmaismus die meisten Bekenner hatte und dass der Buddhaismus schon vor ihm stark verfolgt worden war. Betrachten wir auch Fo's

Deputation mit Männern von 96 Sekten als eine Uebertragung späterer Zeit, so ist es doch nicht zu läugnen, dass schon zu Fahian's Zeiten so viele Sekten bestanden. Das sinesische Werk Santsangfasu, das die heiligen Bücher der Buddhaisten umfasst, bemerkt, dass in Indien 800 Jahre nach Buddha's Tode schlechte Lehren die Wahrheit des Buddhaismus unterdrückten, sich heftige Sekten bildeten und die Ketzer sich sehr stark vermehrten, wodurch Dewa Bodhisattwa, ein Schüler des Lungschu (Skr. Nagakoschuna) bewogen wurde, das Buch Pelün (die 100 Abhandlungen) zur Vertheidigung der Wahrheit und zur Befestigung des Buddhaismus zu verfassen. Es führt den Ursprung aller Häresien auf Kapila hinauf und zählt 95 Sekten, von denen wir hier die Lehre einiger nach demselben mittheilen wollen. Kapila lehrte, dass aus dem dunkeln Prinzip (Chaos) die Intelligenz (Buddhi), aus dieser das Selbstbewusstsein, aus diesem die fünf Atomen: die Farbe, der Schall, der Geruch, der Geschmack und das Gefühl, aus diesen die fünf Elemente: Erde, Wasser, Feuer, Luft und Aether, aus diesen die elf Wurzeln: das Auge, das Ohr, die Nase, die Zunge, der Leib, das Gemüth, die Hand, der Mund, der Hintere und die Harnröhre hervorgingen, welche mit dem geistigen Ich 25 Prinzipien bilden, von denen die 24 ersten von dem letztern abhängig sind. Dieses System nennt man die Lehre der Zahlen (Skr. Sânkhja), und seine Anhänger, die sich der Contemplation widmen, behaupten, eine göttliche Intelligenz zu haben, und betrachten das geistige Ich als den einzigen ewigen Herrn, die Ursache aller Dinge und des Nirwana selbst. Die Anhänger der Weitho (Skr. Wedâs), welches Wort wissenschaftliche Unterhaltungen bedeutet, die aber voll von falscher Wissenschaft der Häretiker sind, halten den Nârâjana (der sich auf den Wassern Bewegende) für den höchsten Gott, aus dessen Nabel eine Lotusblume wuchs, in welcher der Gott Brahmâ geboren wurde, der die Macht hatte, alle Wesen zu erschaffen, und aus seinem Munde die Brahmanen, aus seinen beiden Armen die Kschatrijas, aus seinen beiden Schenkeln die Waisjas und aus seinen Füssen die Sudras erschuf, und welchem Schweine, Schafe, Esel, Pferde und andere Thiere geopfert werden. Die Anhänger des Antschha (Skr. Anda) nehmen ein erstes Prinzip an und glauben, dass die Welt aus einem grossen Wasser hervorging, in welchem das grosse Antscha unter der Gestalt eines goldenen Hühnerei's (Skr. Hiranjagarbha) entstand, das sich in der Folge in zwei Theile trennte, von denen der obere Theil den Himmel, der untere die Erde bildete, und in der Mitte wurde der Gott Brahmâ geboren, der Schöpfer aller Wesen, der belebten sowohl als der unbelebten. Die Verehrer des Iswara, des sechsten Gottes der Welt der Begierden oder des Beherrschers der 3000 Welten, der in dem Himmel Aghanischta thront, reiben sich Asche ein und sehen Iswara für das höchste Wesen an; Einige glauben auch, dass Maheswara ein Weib hervorbrachte, von dem die Götter, Menschen und allen übrigen Wesen stammen. Die Anhänger des Ischena (wahrscheinlich Krischna) und ihre verschiedenen Zweige lehren, dass der unsichtbare und an allen Orten gegenwärtige Ischena der Schöpfer aller Dinge sei. Die Anhänger des Nikiantse glauben, dass zuerst ein männliches und weibliches Wesen (wohl ein mannweibliches Wesen, Skr. Wiradsch) geboren wurden, aus deren Vereinigung alle Wesen hervorgingen; die Anhänger des Weischi (Skr. Waiseschika) stellen sechs Kategorien auf: die Substanz, die Qualität, die Handlung,

die Gemeinschaftlichkeit, die Verschiedenheit und die Vereinigung; die Sektirer Starke im Munde (Skr. Tschârwâkâs) halten den Aether für das Prinzip aller Dinge und behaupten, dass aus dem Aether die Luft, aus der Luft das Feuer, aus dem Feuer die Hitze, aus der Hitze das Wasser, aus dem Wasser das Eis, aus dem Eise die Erde, aus der Erde das Getraide und aus diesem das Leben entstanden sei. Die Lukiaje (Skr. Lokâjatikâs, ein Zweig der Tscharwakas) nehmen an, dass alle Wesen aus Atomen entstanden, in welche sie nach ihrem Leben wieder übergehen werden; die Sekte des Akhitohiüeschekinpholo glaubt, dass man durch das Tragen der Kinpholo oder schlechter Kleider, durch das Ausreissen der Haare, durch das Stehen zwischen fünf Feuern und durch alle Arten von Körperabtödtungen im künftigen Leben ein ewiges Glück erlange. Dieses waren vermuthlich die Dschainas, die sich das Haar ausraufen und daher Luntschitakâs genannt werden, nackt einhergehen, und desshalb Digambarâs heissen, und sich alle Arten Selbstpeinigungen anthun. Andere Sekten lehren, dass das Glück und die Uebel der lebenden Wesen nicht aus ihren vorigen Handlungen fliessen, sondern von selbst kommen, und dass Alles aus sich selbst entstehe und vergehe. Statt Kiaweilowei schreiben andere Sinesen richtiger Kiapilo (Skr. Kapila, Dunkelgelb) und Hiüan Thsang nennt diese Stadt Kiepilofasutu, Skr. Kapilawastu. Fahian zufolge muss die Stadt Kapila in der heutigen Provinz Aude gesucht werden, und daher setzt sie v. Klaproth an das Ufer des Flusses Rohini oberhalb der gegenwärtigen Stadt Gorakhpur, wonach Sakja Muni nicht in dem eigentlichen Reiche Magadha oder südlichen Bihar geboren wurde, sondern in einem Lande, das damals den mächtigen Königen von Magadha unterworfen war. Petsing, d. i. weiss und rein, wird auch Tsingfanwang oder der reine Gerichte essende König genannt, eine Uebersetzung des Skr. Suddhodana, wie Buddha's Vater hiess. In dem Augenblicke, wo Sakja Muni, der als Bodhisattwa in dem Himmel Tuschita war, sich im Schoosse seiner Mutter Mahâmâjâ, der Gemahlin des Königs Suddhodana, verkörperte, bestieg er den weissen Elephanten Arâdschawardan, Weg ohne Flecken, und ging unter der Gestalt eines fünffarbigen Lichtstrahls in den Körper seiner Mutter. Als nach zehn Monden und zehn Tagen Mahamaja in ihrem Lieblingsgarten Lunming, der auch von den Sinesen Pholothimutschha, Skr. Parâdhimokscha oder die letzte ewige Glückseligkeit genannt wird, lustwandelte und sich unter einen Baum stellte, öffneten sich die Blumen, und es erschien ein glänzender Stern. Sie ergriff einen Baumzweig, gebar durch die rechte Seite, das Kind fiel zur Erde und sprach, nachdem es sieben Schritte zurückgelegt hatte, mit aufgehobener Hand: „In und unter dem Himmel bin ich allein der Ehrenvolle; Alles ist in den drei Welten bitter, ich aber werde diese Bitterkeit versüssen". Dem Thiantschü zufolge wurde Futhu (Buddha), Sohn des Königs Sitheuje (Skr. Suddhodana) von seiner Mutter Muje (Skr. Mâjâ), nachdem sie ihn empfangen hatte, als sie im Traume ein weisses Bild sah, durch die linke Seite geboren und hatte einen gelben Körper, lasurblaue Haare und kupferrothe krause Augenbrauen; der heilige Hieronymus hatte vernommen, dass Buddha aus der Seite einer Jungfrau in die Welt trat, wie denn in der indischen Mythe auch eine Frau nach mehreren Geburten noch Jungfrau bleibt, wenn sie einen göttlichen Heros zur Welt bringen soll, und ebenfalls Philo bemerkt, dass die Gottheit, wenn sie mit einer Seele Umgang habe, diejenige wieder zur Jungfrau

mache, welche vorher Frau gewesen [1]). In dem Augenblicke seiner Geburt, so lauten die mythischen Mittheilungen der Sinesen ferner, bebten Himmel und Erde gewaltig, und die 3,000,000,000 Welten wurden durch ein grosses Licht erleuchtet. Alle Götter, die Drachen, die Dämonen, die Genien, die Jakschas, die Gandharwas, die Asuras eilten herbei und bewachten den Neugebornen; die zwei Drachenkönige Kialo und Jükialo liessen ein lauwarmes erfrischendes Bad auf ihn regnen, Indra und Brahma wickelten ihn in ein himmlisches Kleid, der Himmel regnete wohlriechende Blumen, und Musik ertönte; die Sonne, der Mond und die Sterne standen still, die Erde brachte von selbst seltene Blumen und wohlschmekkende Früchte hervor, 500 weisse Elephanten und eben so viele weisse Löwen verliessen die Wildniss und erschienen vor dem Palaste des Königs; die Qualen der Höllen wurden unterbrochen, die giftigen Insekten verbargen sich, die Vögel von guter Vorbedeutung sangen mit bewegten Flügeln, das hartherzige und wilde Gefühl der Fischer und Jäger verwandelte sich augenblicklich in Sanftmuth und Milde, alle schwangern Frauen gebaren Knaben; die Tauben, Blinden, Stummen, Lahmen, Aussätzigen und alle andern Kranken wurden radical geheilt; die Einsiedler der Wälder kamen herbei und verehrten den Prinzen mit gebeugtem Haupte. So flog auch Ai der Taotse oder Doctor der Vernunft, der im Skr. Tapaswi oder Ascet von strengem Leben genannt wird, aus den Bergen der Wohlgerüche durch die Luft zu dem jungen Prinzen, umarmte ihn und offenbarte dem Vater, dass er später seine Gemahlin verlassen und in der Einsamkeit ein geistliches und contemplatives Leben führen müsste. Als der König die Geburt eines Prinzen vernahm, war er sehr froh und begab sich zu demselben mit einem grossen Gefolge, das ihm den Namen Siddha, Selig, beilegte; der König aber, durch die Anwesenheit so vieler Himmelsbewohner gerührt, stieg von seinem Pferde und bezeigte dem Prinzen seine Ehrbietung. Die Mutter, die den Prinzen in ihren Armen hielt, bestieg einen mit Drachen bespannten Wagen und kehrte unter Musik in den Palast zurück; doch bevor man ins Stadtthor trat, wurde der Prinz auf Anrathen der Astrologen in den in der Nähe befindlichen Tempel eines Genius gebracht, damit er der Statue des Genius seine Huldigung beweise; aber alsbald warfen sich alle Genien vor ihm nieder, und die ganze Volksmenge erklärte ihn nun für einen Genius und gab ihm den Titel Dewatidewa, Gott der Götter, worauf man in den Palast zog. Sarawârtha Siddha, der Allen Heil Bringende, wurde nach der Angabe der Sinesen 1029 v. Chr. geboren, was aber irrig ist, und sieben Tage nach seiner Geburt starb Mahamaja und stieg in den Himmel Trajastrinsa. Im Jahre 1018 vermählte sich Siddharta mit der Prinzessin Katschanâ, Tochter des Suwabuddha, Königs von Suprabuddha bei welcher Gelegenheit der König Suddhodana seinen Sohn ersuchen liess, Proben seiner Talente an Tag zu legen. Der Prinz ging daher mit Udâ, Nanda, Dewadatta, Ananda und 500 Andern vor die Stadt, wo der starke Dewadatta einen den Weg sperrenden Elephanten tödtete, den der Prinz ins Leben zurück rief, und dann schritt man, nach einigen

---

1) Le Thiantchu. p. 12. Hieronym. adv. Jovinian. lib. 1. p. 48. ed. Frob. Apud Gymnosophistas Indiae quasi per manus hujus opinionis autoritas traditur, quod Buddam, principem dogmatis eorum, e latere suo virgo generarit. v. Bohlen Th. 1. S. 312.

athletischen Uebungen, zum Bogenschiessen. Da alle Bogen, mit welchen die Uebrigen geschossen hatten, in der Hand des Prinzen brachen, so liess der König aus dem Tempel der Götter den Bogen seiner Vorfahren holen, den keiner der Anwesenden aufheben und spannen konnte; aber der Prinz spannte ihn und schnellte den Pfeil mit donnergleichem Getöse weit in die Erde, wodurch eine Quelle entsprang, und zuletzt warf er den König der starken Menschen zu Boden, welches Sieges wegen man die Glocken läutete, die Trommeln rührte und Musik und Gesang anstimmte. Dem Siddha, der im väterlichen Hause immer traurig und nachdenkend war, bewirkte die Vermählung keine Ruhe in seinem Gemüthe; sein Vater gab ihm daher noch zwei andere Frauen von wunderbarer Schönheit, Sarwastutî (die Lobesvolle) und Sadânandâ (die Immerlustige), und stellte jeder der drei Frauen 20,000 Mädchen von himmlischer Schönheit als Dienerinnen zu. Dessenungeachtet vermochten alle diese Frauen nicht den Prinzen aufzuheitern; er hing von Morgen bis Abend seinen geheimnissvollen Gedanken nach. Der König, hierüber betrübt, beredete ihn zu einer Reise, die er auch in Begleitung von 1000 Wagen und 10,000 Reitern antrat; aber kaum war Siddha vor dem östlichen Thore der Stadt, als der Gott Nanthiholo, um ihn zum geistlichen Leben zu gewinnen, sich in einen abgelebten Greis von bedauernswerthem Aeussern verwandelte. Sobald der Prinz diesen hülfentblössten Greis am Wege sitzen sah, sagte er: wenn die Menschen auf der Welt einem so unglücklichen Alter ausgesetzt sind, so können nur Thoren sie wünschen und lieben; die Unbeständigkeit ist eine Realität der Welt; das Gesetz allein kann diese Bitterkeit entfernen, und er kehrte traurig in den Palast zurück. Einige Zeit nachher wollte er von Neuem die Stadt verlassen, und er befahl seinen Unterthanen, die Wege rein zu halten; der Prinz bestieg seinen Wagen, fuhr durch das südliche Thor der Stadt und erblickte am Wege einen von grossen Schmerzen gequälten Kranken, welche Gestalt derselbe Gott angenommen hatte; hiedurch von Mitleid ergriffen, sprach er: die Menschen können auf der Welt, wo sie von Krankheiten heimgesucht werden, keine Freude geniessen, und kehrte wieder in den Palast zurück. Bald darauf versuchte er abermals das Reich zu bereisen, und der König liess allenthalben bekannt machen, dass, wo sich der Prinz nur zeige, sich ihm nichts Unreines nahen dürfte. Er fuhr durch das westliche Thor und stiess auf einen Leichenzug, denn der Gott hatte sich in einen Todten verwandelt; beim Anblicke jenes Trauerzuges rief er aus: wenn ich das Alter, die Krankheit und den Tod betrachte, so beklage ich das menschliche Leben, seine Unbeständigkeit und meine Person, und liess den Wagen nach seinem Palaste zurücklenken, wo er sich in Betrachtungen über das Alter, die Krankheit und den Tod versenkte und lange keine Speisen zu sich nahm. Zuletzt versuchte er durch das nördliche Thor die Stadt zu verlassen, aber hier traf er den Gott unter der Gestalt eines Menschen, der in Mönchskleidung mit einem Topf in der Hand ruhig und gesenkten Blickes einherschritt. Er fragte seine Bedienten nach dem Stande jenes Menschen, und sie erwiederten ihm: jener sei einer der Samanen, die ihre Häuser, Frauen und Kinder verlassen, auf die irdischen Freuden verzichten, die Gebote beobachten und sich der Gelehrsamkeit widmen, unter welchen der Arhan den höchsten Rang einnehme, der nicht nach Würden strebe, weder Kummer noch Schmerz kenne, und immer sich selbst beherrsche. Der Prinz versetzte:

das ist wahre Freude, wenn die Seele der Geburt, des Alters, der Krankheit, des Todes überhoben ist und auf immer das Heil in der Erlöschung erlangt hat, und kehrte in seinen Palast so traurig zurück, dass er nicht mehr essen konnte. Das sind die vier Realitäten der Buddhaisten: das Alter, die Krankheit, der Tod und die endliche Auflösung. Um den Prinzen von den tiefsinnigen Betrachtungen abzuhalten, bewog ihn der Vater auf das Feld zu gehen, um dort der Arbeit der Ackerleute zuzusehen, und er ging und setzte sich unter einem Dschambu-Baume nieder, wo er bemerkte, dass bei der Durchfurchung der Erde Würmer zum Vorscheine kamen, die eine Kröte verschlang, dann frass eine Schlange die Kröte, ein Pfau die Schlange, ein Falke den Pfau, ein Geier den Falken. Als er sah, dass diese Thiere einander verzehrten, empfand er in seinem Herzen Mitleid und erlangte unter jenem Baume den ersten Grad der Contemplation, die ihn auf den Gedanken brachte, in den geistlichen Stand zu treten und sich in Berge und Wälder zurückzuziehen. Im 19. Jahre seines Alters verpflichtete er sich durch einen Eid, das Haus zu verlassen; es erschien in der folgenden Nacht ein glänzender Stern, und alle Götter munterten ihn zum Scheiden auf. Er liess sofort sein weisses Pferd Kantakanam anschirren, erreichte unbemerkt nach 480 Li das Reich Anumanam, legte dort seine kostbaren Kleider, seinen Schmuck, seine Tiare ab und schickte diese Gegenstände nebst dem Pferde und dem Stallmeister nach Hause zurück. Im 30. Lebensjahre erlangte er das Bodhi oder die vollkommene Kenntniss eines Buddha im Reiche Magadha unter einem Bodhi-Baume (Ficus religiosa), durchwanderte dann lehrend viele Reiche, besuchte seinen Vater in Kapila, erlaubte seiner Tante Taaitao, d. i. Freundin der Religion, Skr. Mahâpradschâpatî, ins geistliche Leben zu treten, bei welcher Gelegenheit er acht Regeln für die Nonnen gab, stieg zu seiner Mutter in den Himmel Trajastrinsa, kam wieder zur Erde, setzte seine Lehren und Wunderthaten fort und ging im 80. Lebensjahre zwischen zwei Bäumen am Ufer des Flusses Suwarnawatî (Gandakî, Gunduk), unweit der Stadt Kusinagara, ins Nirwana. Buddha führte den Namen Sakja Muni, weil er zu dem Stamme der Sakjas gehörte, aus welchem Jeupholi, Skr. Upali, der neunte der zehn grossen Schüler Buddha's, 500 Söhne in der Religion unterrichtete, worin sie es bereits bis zum Range der Siuthowan, Skr. Srotâpannâs oder der ersten Klasse der Zuhörer, gebracht hatten, als Lieuli, König von Kosala, der in seiner Jugend in einer Versammlung den für Buddha bestimmten Thron bestieg, worüber er von den Sakjas verhöhnt wurde, sich an ihnen rächte.

Es gibt für alle Buddhas, sagt Fahian, vier ewig denkwürdige Orte: der erste ist, wo sie die Kenntniss eines Buddha erlangen; der zweite, wo sie das Rad des Gesetzes drehen (anfangen das Gesetz zu verkündigen); der dritte, wo sie die Häretiker bekehren; der vierte, wo sie aus dem Himmel Taoli, nachdem sie dort ihrer Mutter das Gesetz gepredigt haben, wieder zur Erde zurückkommen. Als Fahian Fo's Geburtsort verlassen und fünf Jodschanas ostwärts zurückgelegt hatte, erreichte er das Reich Lanmo, wo sich in einer öden Gegend ein Thurm mit einer Reliquie des Buddha erhob, welcher der Thurm von Lanmo genannt wurde und einer der acht göttlichen Thürme war. Vor nicht sehr langer Zeit sahen Taotse, die aus verschiedenen Ländern kamen, dass Elephanten jenes Gebäude reinigten, wodurch sie gerührt zum Buddhaismus übertraten

und den König bekehrten, der dann ein Kloster nebst einem Tempel bauen liess, von welcher Zeit an Mönche jene Dienste verrichteten. Von hier drei Jodschanas östlich bezeichnete ein Thurm die Stelle, wo Siddhârta seinen Wagen und sein weisses Pferd nach Hause zurückschickte, um ins Mönchsleben zu treten. Vier Jodschanas weiter östlich befand sich der Kohlenthurm mit einem Kloster, und noch um 12 Jodschanas ferner in derselben Richtung die wenig bevölkerte Stadt Kiüiakie, von welcher nördlich am Ufer des Flusses Hilian Buddha zwischen zwei Bäumen, das Haupt gegen Norden gewandt, ins Nirwana ging. An den Orten, wo Slüpo lange nachher das Gesetz annahm, wo man den Fo sieben Tage lang in seinem goldenen Sarge verehrte, wo Wadschrapani sein goldenes (eigentlich diamantenes) Scepter fortwarf, wo die acht Könige die Scheli des Fo theilten, waren Stupas errichtet, und 20 Jodschanas südöstlich sah man den Ort, wo alle Litschhe dem Fo folgen wollten, als er ins Nirwana ging, was er aber nicht zuliess. Fünf Jodschanas östlich betrat Fahian das Reich Phischeli, wo in der gleichnamigen Stadt mehrere Stupas waren, und von welcher drei Li nordwestlich ein Thurm an die 1000 Helden erinnerte, die jene Stadt erobern wollten, aber dort ihre Waffen niederlegten, als sie erfuhren, dass sie die Söhne jenes Königs waren. Unter jenen Helden versteht man auch die 1000 Buddhas des Zeitalters der Weisen, und an diesem Thurme erklärte Fo dem Anan, dass er über drei Monate in das Nirwana gehen werde; aber der König der Mo verwirrte den Anan, dass er vergass, den Fo zu bitten, noch auf der Erde zu bleiben. In der Nähe bezeichnete ein Thurm die Stelle, wo 100 Jahre nach Fo's Nirwana 700 Arhans und Bhikschus, die alle Doctoren waren, von Neuem den Schatz der Gesetze untersuchten. Vier Jodschanas weiter war die Vereinigung von fünf Flüssen. Als Anan sich aus dem Reiche Mokie (Magadha) nach Phischeli begeben wollte, um ins Nirwana zu gehen, setzten die Götter den König Atschescbi davon in Kenntniss, der an der Spitze seiner Truppen ihm bis an den Ganges nachfolgte; auch alle Litschhe von Phischeli waren ihm bis an jenen Fluss entgegengegangen. Um nun weder den Einen noch den Andern in die Hände zu fallen, verbrannte sich Anan in seinem Unwillen mitten auf dem Flusse in der Flamme Sanmei, und von seinem in zwei Theile getheilten Körper trieb die eine Hälfte an dieses, die andere an jenes Ufer des Ganges, so dass jeder der beiden Könige die Hälfte seines Körpers erhielt, die sie in Thürmen aufbewahrten. Nachdem Fahian den Ganges überschritten und ein Jodschana südwärts zurückgelegt hatte, betrat er das Reich Mokiethi (Skr. Magadha) und die Stadt Palianfu (Skr. Pâtaliputra), welche die Hauptstadt des Königs Ajü (Asoka) war. Die Paläste des Königs in dieser Stadt hatten Mauern, deren Steine von Genien zusammengefügt worden waren, und die Skulpturen an den Fenstern waren so schön, dass sie schwerlich nachgebildet werden konnten. Als der jüngste Bruder des Königs Asoka den Grad eines Arhan erlangt hatte, lebte er beständig in dem Gebirge Khitschekiu in stiller Einsamkeit; der König, der ihn sehr ehrte, bat ihn, seine Andacht in seinem Palaste zu verrichten, welcher Einladung er aber nicht nachkam, worauf er ihm versprach, einen Berg für ihn in der Stadt anzuführen, wozu er die Genien unter der Bedingung zu einem Mahle einlud, dass jeder ihm, bevor sie sich am Tische niedersetzten, ein Geschenk machen müsste. Den folgenden Tag brachte jeder der Genien einen Stein von 4—5

Schritt ins Quadrat; sie führten nach Beendigung des Mahles auf Geheiss des Königs einen Berg von Steinen auf und bauten am Fusse desselben mit fünf grossen Steinen ein Haus, das 3 Klafter lang, 2 breit und 1 hoch war. Zu derselben Zeit lebte auch in dieser Stadt der in allen Wissenschaften sehr bewanderte Brahmane Lothaitsöphomi, dem der König alle Ehren bezeigte, so dass er, wenn er sich bei ihm Raths erholte, nicht einmal wagte, sich neben ihn zu setzen, und ihm zuliess, wenn er ihm die Hand der Freundschaft gedrückt hatte, sich diese wieder zu waschen; dieser Brahmane, auf den das Reich länger als 50 Jahre seine Augen gerichtet und sein Vertrauen gesetzt hatte, erweiterte und verbreitete Fo's Gesetz dergestalt, dass die Ketzer sich nicht die Oberhand verschaffen konnten. Es gab in dieser Stadt Klöster von der höhern und niedern Observanz mit 6—700 Mönchen, im erhabenen Stil gebaute Collegien, die von Samanen aus den vier Welttheilen und von Studenten, die sich in der Philosophie unterrichten wollten, besucht wurden, und die Lehrer der Brahmanensöhne führten auch den Namen Wentschüsseli (Skr. Mandschusri). Die Städte und Flecken dieses Reiches waren gross, die Einwohner wohlthätig und gerecht in ihren Handlungen. Alle Jahre feierte man am achten Tage des vierten Mondes ein Fest, an welchem man auf vierräderigen Wagen einen fünfstöckigen, mehr als zwei Klafter hohen Thurm aus Bambus errichtete, der mit weissen Teppichen, die mit Bildern aller Gottheiten bemalt und mit Gold, Silber und buntem Glase verziert waren, bedeckt und mit einem Dache von gesticktem Stoffe gekrönt war, und an dessen vier Ecken Kapellen standen, von denen jede einen sitzendenden Buddha nebst vier an seinen Seiten stehenden Bodhisattwas einschloss. Es konnten etwa 20 solcher Wagen sein, die alle an Pracht verschieden waren, und an jenem Tage wurden Blumen gestreut, Räucherwerke gebrannt, und alle Strassen wimmelten von Menschen; die Buddhapriester zogen nach ihrem Range in die Stadt und blieben an den Ruhealtären stehen; die Brahmanen eilten herbei, um den Buddha zu sehen; man gab theatralische Vorstellungen, machte Kunststücke, hörte Musik und zündete bei einbrechender Nacht an mehreren Orten Laternen an. Die in jener Stadt wohnenden Gesandten fremder Fürsten hatten daselbst Spitäler für Arme, Waisen, Krüppel, kurz alle Kranken gestiftet, die darin Alles erhielten, was sie bedurften; die Aerzte untersuchten ihre Krankheiten, man gab ihnen Speise und Trank nach ihrem Zustande und bediente sie mit Arzneimitteln. Als der König Asoka sieben Thürme zerstört hatte, errichtete er dafür 84,000 andere, von welchen der grosse, den er zuerst aufführen liess, sich mehr als drei Li südlich von der Stadt befand, vor welchem Fahian Fo's Fussabdrücke und eine 4—5 Klafter im Umfang messende und mindestens 3 Klafter hohe Säule aus Stein mit folgender Inschrift bemerkte: „Der König Asoka hatte dreimal Dschambudwipa (Indien) den Mönchen der vier Welttheile geschenkt und es jedesmal für Geld von ihnen wieder eingekauft.“ 3—400 Schritte nördlich von jenem Thurme gründete Asoka die Stadt Nili, worin sich eine drei Klafter hohe steinerne Säule mit einem Löwen auf der Spitze erhob, welche eine Inschrift mit der Zeitangabe der Gründung der Stadt trug. Von hier neun Jodschanas südöstlich war der Berg Siaokuschischan, auf dessen Gipfel ein steinernes Haus stand, worin Fo gegessen hatte, und wo Schy (Skr. Sakra, d. i. Indra), der König des Himmels, ihm zu Ehren durch die himmlischen Musici das

Pantsche auf der siebensaitigen Leier Khin spielen liess und ihn darauf über die 42 Dinge befragte, die er mit seinem Finger auf den Stein zeichnete. An dieser Stelle befand sich auch ein Kloster, von welchem ein Jodschana südwestlich das Dorf Nalo lag, worin Schelifoe geboren wurde und ins Nirwana ging. Ein Jodschana von dort gegen Abend war die neue königliche Residenzstadt (Skr. Râdschagriha) die der König Atscheschi (Skr. Adschâtasatru) gegründet hatte, in welcher sich zwei Klöster befanden, und vier Li weiter südlich bot die alte Stadt des Königs Pingscha (Skr. Bimbasâra oder Wârisâra) ein unbewohntes Ruinenfeld dar, das von Osten nach Westen 5 bis 6, von Norden nach Süden 7 bis 8 Li einnahm, in welcher Schelifoe und Mulian den Opi zuerst sahen, Nikiantse eine mit verborgenem Feuer angefüllte Grube machte und dem Fo vergiftete Gerichte vorsetzte, und der König Atscheschi seinen schwarzen Elephanten mit Wein betäubte, um den Fo zu vernichten. Fahian kaufte in der neuen Stadt Räucherwerke, Blumen und Oellampen und dingte zwei alte Bhikschus, um ihn in die Grotten auf dem Berge Khitsche zu geleiten. Drei Li unter dem Gipfel des Berges war eine Grotte, worin Fo meditirte und das Scheulengjan (ein Buch, das den Unterricht des Buddha enthält) lehrte, wesshalb auch Fahian, nachdem er ein Opfer gebracht hatte, vor derselben eine ganze Nacht verweilte und jenes Buch hersagte. Dreissig Schritte nordöstlich befand sich die Grotte, worin Ananda meditirte und vor welcher einst der in einen Geier verwandelte Dämon Phisiün (Skr. Pisuna, ein Beiname des Mâra) sass, um dem Ananda Furcht einzujagen, von welcher er aber befreit wurde, indem Fo durch seine übernatürliche Macht den Felsen öffnete und den Ananda am Arme herauszog. Die Spur des Vogels und das Loch, wodurch Fo seine Hand steckte, konnte man noch deutlich sehen, und daher kam die Benennung Berg der Geierhöhle. Vor der Höhle war die Thronstelle der vier Buddhas; alle Archans hatten hier ihre Grotten zur Meditation, es waren deren mehrere Hunderte. In der Nähe der alten Stadt (Radschagriha) war ein steinernes Gebäude, in welchem der grosse Kiasche (Skr. Mahâkâsjapa), Schelifoe (Sâriputra) und Mulian (Skr. Manggaljana) nebst 500 Arhans nach Buddha's Nirwana die heiligen Bücher sammelten und veröffentlichten. Von hier vier Jodschanas westlich lag die ganz verödete Stadt Kiaje (Skr. Gaja), in deren Umgebung Fahian eine Menge Stupas sah, die an Fo's Lebensereignisse erinnerten. Weiterhin südlich ragte der Berg Hahnenfuss (Skr. Kukutapâda) empor, dessen Fuss der grosse Kiasche durchbohrte, um in denselben hineinzugehen, welche Oeffnung er aber wieder schloss; jedoch war in einer beträchtlichen Entfernung ein Seitenloch, worin sich sein Körper befand. Mit der Erde von dieser Höhle, auf welcher sich Kiasche die Hände wusch, rieben sich die Eingebornen den Kopf, wenn sie Kopfschmerzen hatten, die dadurch vergingen; auch die Taotse aller dieser Länder kamen dahin, um ihn zu verehren. Im Westen dieses Berges, in dessen dichtem Gebüsche sich viele Löwen, Tiger und Wölfe aufhielten, war die Wohnung der Arhans, welche sich während der Nacht mit denen, die unschlüssigen Geistes waren, unterhielten, ihnen die Zweifel benahmen und dann verschwanden."

Das Reich von Lanmo sucht v. Klaproth im Norden oder Nordosten der gegenwärtigen Stadt Gorakhpur und hält Lanmo für die sinesische

Nachbildung des Sanskritwortes Râma, wie das Reich Aude genannt worden sei; das heutige Rampur aber scheint ihm zu viel östlich von dem Flusse Rohini zu liegen, als dass es das Lanmo des Fahian sein könnte. Die philosophische Sekte der Taotse oder Anhänger der Vernunft, die Fahian auch in Indien antraf, hat den sinesischen Philosophen Laotse, der noch vor Kongfutse, im Jahre 604 vor Chr., geboren ward und sein System in dem Taoteking oder dem Buche der höchsten Vernunft niederlegte, zu ihrem Gründer, ist aber eigentlich der ältere, aus dem Brahmaismus hervorgegangene Buddhaismus. Die Tübetaner nennen die Taotse Bonbo und Jungdhrungpa, d. i. Anhänger des mystischen Kreuzes, welches im Skr. Swastika genannt wird, und diese Religion soll sogar vor der Einführung des Buddhaismus im neunten Jahrhundert n. Chr. in Tübet die herrschende gewesen sein, wo sie noch in Khamjul oder Nieder-Tübet fortlebt. Der Kohlenthurm war nach Hiüan Thsang 30 sinesische Klafter hoch und stand auf der Stelle, wo Fo's Körper verbrannt wurde, und in dem zu diesem Thurme gehörenden Kloster sah man die Throne der vier Buddhas. Statt Kiüinakie schreibt Hiüan Thsang Kiüschitschhing, Skr. Kusinagara, d. i. Stadt des Kusagrases, die nicht weit von dem östlichen Ufer des Flusses Gunduk gelegen haben muss. Hilian ist das Skr. Hiranja, Gold, welchen Fluss andere Sinesen Schilainafati, Skr. Suwarnawatî, die Goldhaltige, nennen und v. Klaproth für die Gandakî (Gunduk) hält. Hiüan Thsang sah vor dem Thurme eine steinerne Säule mit der Inschrift: „Buddha ging den 15. Tag des Mondes Waisâkha (April-Mai) um Mitternacht ins Nirwana", und in einer grossen Kapelle ein Gemälde, welches das Nirwana des Buddha vorstellte. Das Wort Scheli ist dem Skr. Sârîra, Reliquie, nachgebildet; die Reliquien von dem verbrannten Leichname des Buddha wurden unter acht Reiche vertheilt, die sie in Stupas aufbewahrten. Siupo, bei Hiüan Thsang richtiger Supotholo, Skr. Subhadra, war ein Brahmane, der zur Zeit des Ananda zum Buddhaismus überging und 120 Jahre alt wurde; Wadschrapâni, der zweite von den fünf Dhjâni Bodhisattwas oder Bodhisattwas des Himmels, warf, als Buddha starb, sein diamantenes Scepter fort und wälzte sich aus Trauer auf der Erde; Phischeli, eine Nachbildung des Skr. Waisâli, gibt Hiüan Thsang besser durch Feischeli wieder, und jenes fruchtbare Reich hatte ihm zufolge 5000 Li im Umfange, mehr als 100 verfallene Buddha-Klöster, von denen nur 3—5 einige Mönche einschlossen, die mit den Brahmanen vermischt lebten; die Stadt Feischeli, die 60—70 Li im Umfange mass, bildete damals grösstentheils ein Ruinenfeld mit wenigen Einwohnern, die auch den Namen Litschhe, Skr. Litschtschiwi, führten. Nach der Kosmologie der Buddhaisten ist die Welt ewigen Geburten und Zerstörungen unterworfen; sie nennen das gegenwärtige Zeitalter das der Weisen, Bhadrakalpa, in welchem zum Wohle aller Wesen 1000 Buddhas erscheinen sollen, von denen aber bis jetzt bloss vier erschienen sind, und doch ist das ursprüngliche Menschenalter von 84,000 Jahren bereits auf 100 Jahre herabgesunken. Wenn es auf 30 Jahre heruntergekommen sein wird, sterben viele Menschen, weil dann der Himmel keinen Regen mehr spendet und keine Pflanze mehr entkeimt; ist es bis auf 20 Jahre gefallen, werden zahllose Menschen ein Raub verschiedener Krankheiten, und hat es nur noch eine Dauer von 10 Jahren, so werden die noch übrigen Menschen sich mit Baumzweigen tödten, bis

Maitreja als Buddha erscheint, der die noch lebenden Menschen bekehren wird, und alsdann steigt das menschliche Leben wieder allmälig auf 84,000 Jahre, indem es alle 100 Jahre um ein Jahr zunimmt, in welchem Verhältnisse es auch abgenommen hatte, was zusammen ein Kalpa von 16,800,000 Jahren ausmacht. Die Mo, Skr. Mâra, sind mächtige Dämonen, die den Himmel Paranirmitawasawartitâ, d. i. der eine Macht über die von Andern hervorgebrachten Verwandlungen ausübt, bewohnen, der sich unter dem ersten Himmel des ersten Dhjâna befindet und der vierte über dem Trajastrinsa ist; die Maras, deren Oberhaupt ebenfalls Mâra, bei den Brahmanen aber Kâma (Liebesgott) heisst, regieren über die sechs Himmel der Welt der Begierden und sind die grössten Feinde der Lehre des Buddha, weil diese Unterdrückung aller sinnlichen Vergnügungen vorschreibt. Dem sinesischen Werke Santsangfasu zufolge sammelte nach Buddha's Tod Ananda die Sûtras, Upali die Winajas und Kasjapa die Abhidharmas; nach Hiüan Thsang sammelten die mit der Abfassung der drei Schätze beauftragten Weisen zuerst die 100,000 Slokas oder Doppelverse der Sutras, dann die 100,000 Slokas der Winajas und zuletzt die 100,000 Slokas der Abhidharmas, welche im Ganzen 300,000 Slokas oder 6,600,000 Wörter enthalten. Der mongolische Geschichtschreiber Sanang Setsen berichtet, dass zur Zeit Margasira's, Königs von Magadha, welchen das Bhagawata-Purana Wârisâra nennt und auf Tschandragupta folgen lässt, die drei Oberhäupter der Geistlichkeit: Ananda, Tschikhola Aktschi, Kasjapa, und 500 Arhans zu Wimaladjanaiinkundi zuerst die Lehren von den vier Wahrheiten oder die Sutras zusammentrugen; dann vereinigten sich zur Zeit des Königs Asoka, 110 Jahre nach Buddha's Nirwana, 700 Arhans in der grossen Stadt Waisali und sammelten unter dem Vorsitze des Klostergeistlichen Amurliksan die Lehren hinsichtlich der Nichtigkeit alles dessen, was ist, oder die Winajas, und zuletzt traten zur Zeit Kanika's, Königs von Gatschu (Kasmir), 300 Jahre nach Buddha's Nirwana, 500 Bodhisattwas, 500 Arhans und 500 Pandits unter Wischnumitra's Vorsitz zusammen und redigirten, weil Mahadewa, ein Mönch des Klosters Dschalandhara im Reiche Kasmir, Verfälschungen in die Religion gemischt hatte, die Abhidharmas, welche letzte Sammlung hauptsächlich die Dhâranîs oder Beschwörungsformeln enthält. Indess setzt Hiüan Thsang den König Kianissakia vom Reiche Kiantholo (Skr. Gandhâra), der höchstwahrscheinlich von Kanika, dem Könige von Gatschu, nicht verschieden ist, 400 Jahre nach Buddha's Tode und den Mahadewa unter Asoka's Regierung. Nach singhalesischen Traditionen vereinigten sich im achten Jahre der Regierung Adschâtasatru's, drei Wochen nach Buddha's Tode, 200 Mönche in der Stadt Radschagriha, wo der König ihnen auf dem Berge Wabahara-Parkwateje eine prächtige Wohnung einräumte, in welcher sie an der Spitze Kasjapa's ihren Sitz nahmen und einen Platz für Ananda unbesetzt liessen. Als Ananda, der gerade die Eigenschaft eines Arhan erlangt hatte, kam, theilte sich der Boden des Saales, und er nahm durch jene Oeffnung die ihm vorbehaltene Stelle ein. Man beschäftigte sich zuerst mit dem Winajapittaka, welches Upâlisthawira erklärte; die Erklärung des Sûtrapittaka, welches die den Menschen gepredigten Reden enthält, wurde dem Ananda übertragen, der das Dîrghanikâja abfasste, welches 62 Banawara, je 250 Verse, einschliesst. Als das Madhjamanikâja; ein Theil des Sutrapittaka, das 80,000 Banawara zählt, zusammengebracht und geordnet

war, erhielt der erste Schüler des Damsenewiserint-maha-Teroonwahansey den Auftrag, es den Menschen zu verkündigen; das 100 Banawara umfassende Samjùktanikâja, ein anderer Theil des Sutrapittaka, redigirte Maha Kasjapa mit seinen Schülern, und die Abfassung des Angottaranikâja, das aus 2000 Banawara besteht und auch ein Theil des Sutrapittaka ist, wurde dem Anurudda mit seinem ersten Schüler anvertraut. Darauf sammelte Mahakasjapa mit Beihülfe der 500 Priester das Abbidharmapittaka, welches die den Göttern gepredigten Reden enthält, in sieben Monate und theilte es in zwei Theile. Hundert Jahre nach Buddha's Nirwana berief der König Asoka den Sarwokâmijasa und 700 andere Arhans nach der Stadt Waisali, um das Sthawirawâda und das Winaga zu ordnen, welchen Auftrag sie in acht Monaten ausführten. Zuletzt ersuchte der König Dharmâsoka den Moggaliputte-Tissemahastewira und 1000 andere Arhans, eine neue Sammlung der Gesetze des Buddha zu veranstalten, wozu sie zu Pataliputra im Tempel Asokârâma zusammentraten und vollendeten in neun Monaten, im Jahre 235 des Buddha, im 17. Regierungsjahre des Dharmasoka, ihre Arbeit. Die heiligen Bücher zerfallen entweder in 12 Sammlungen, welche die Lehren für das höhere und niedere Klosterleben enthalten, oder in 18, welche sich zur Hälfte unter diese beiden Lehren theilen. Die 12 Klassen der heiligen Bücher sind: Nidâna (Ursache), Upadesa (Unterricht), Awâdana (Vergleichung), Sûtra (verbundene Lehren), Geja (begleitender Gesang), Gâthâ (ein zum Singen bestimmter Vers), Itihâsa (Legende), Dschatâka (frühere Geburten), Adbhutadharma (das noch nicht Stattgefundene), Udâna (aus sich selbst redend), Waipulja (Grösse des Gesetzes), Wjâkarana (Erklärung), von welchen die 9 ersten Sammlungen den Mönchen der niedern, die 9 letztern den der höhern Observanz angehören. Den Buddhaisten von Nepal gemäss sammelte Sakja Sinha zuerst schriftlich die von seinen Vorgängern hinterlassenen Lehren, denen er die seinigen hinzufügte, und der vollständige Körper der heiligen Schriften beläuft sich auf 84,000 Bände, die den Namen Sûtra und Dharma, oder auch Buddhawatschna, Buddha's Reden, tragen. Weil in der Nachbarschaft von Patna sich mehrere Flüsse in den Ganges ergiessen, so glaubt v. Klaproth, dass jene Gegend in alten Zeiten den Namen der fünf Mündungen geführt habe. Ananda wollte wahrscheinlich an der Stelle ins Nirwana gehen, wo sein Lehrer Buddha starb; das Wort Atscheschi verbessert Hiüan Thsang in Atutoschetulo, Skr. Adschâtasatru, der keinen Hass erzeugt. Nach dem Glauben der Buddhaisten vermag keine natürliche Flamme eine Person von hoher Heiligkeit zu verzehren, sondern bloss die des Sanmei, Skr. Samâdhi, d. i. der tiefsten religiösen Meditation, die aus dem Körper des Verstorbenen hervorgeht und ihn verzehrt. Mokiethi, Skr. Magadha, d. i. die grosse Güte, wird von Fahian zuerst und unter dem Kaiser Tetsung (780—804) zuletzt in der sinesischen Geschichte berührt. Palianfu, das Palibothra des Megasthenes, nennt Hiüan Thsang Photalitsötschhing, was er durch Stadt des Sohnes des Photali erklärt, welche Erklärung richtig ist, denn im Skr. heisst sie Pâtaliputra, d. i. Sohn der Patali-Blume; er sah sie aber nur noch als ein mit Gras bewachsenes Ruinenfeld von 70 Li im Umfang, in welcher verödeten Gestalt man sie jetzt noch an dem Einflusse der Sonâ in den Ganges erblickt, welcher erstere Fluss im Skr. auch Hiranjabâhu (Goldarm) und Hiranjawâha (goldführend) genannt wird, woraus Megasthenes seinen

Erannoboas bildete. In alten Zeiten, sagt Hiüan Thsang, als die Menschen noch unzählige Jahre lebten, führte sie den Namen Kiüsumophulo, das ist Stadt des Palastes mit wohlriechenden Blumen (Skr. Kusumapura, Blumenstadt); er nennt Asoka's jüngsten Bruder Mohijanthola (Skr. Mahendra, grosser Herrscher), den Berg Khitschekiü besser Kilitholokiüta (Skr. Gridhrakûta, Geierberg, jetzt Giddore); Buddha's Fussabdrücke stellten ein Rad mit 10 Zehen dar, und ihm zufolge liess der 100 Jahre nach Fo's Nirwana regierende König Asoka, als er durch den Beistand der drei Vortrefflichen bekehrt und Diener der Gottheiten wurde, wie die ihm nachfolgenden Könige, an diesem Orte einen Palast bauen und über dem Steine mit den Fussabdrücken ein Gebäude aufführen, und es war nicht lange vor Hiüan Thsangs Anwesenheit in Indien, dass der König Scheschankia, der Buddha's Gesetz auszurotten gedachte, ihn, weil er die Fussabdrücke nicht vertilgen konnte, in den Ganges werfen liess, der ihn aber wieder an seine alte Stelle führte. Asoka liess wahrscheinlich, als er sich noch nicht zu Buddha's Lehre bekannte, die sieben Stupas niederreissen, als Buddhaist aber deren sehr viele bauen, die man mythisch auf 84,000 angiebt. Fahian erzählt, dass jener König auf seiner Reise in Dschambudwipa die zwischen zwei Bergen befindliche Unterwelt (vermuthlich einen Grottentempel), worin Janlo (Skr. Jama), der König der Dämonen, die Verbrecher züchtigt, gesehen und darauf ein ähnliches Gefängniss gebaut habe, in welchem ein Bhikschu ihn zur Annahme der Lehre Buddha's bewog. Das Santsangfasu gibt der am Ende von Südindien befindlichen Unterwelt eine Tiefe von 500 Jodschanas und theilt sie in 16 grosse und 16 kleine Abtheilungen, in welchen die Verdammten auf verschiedene Arten entweder durch Feuer oder durch Frost von dem Könige Janlo gemartert werden. Das Fest, welches Fahian beschreibt, ist das Geburtsfest des Sakja Muri, das heute noch von allen Buddhaisten mit grossem Pomp gefeiert wird. Den Berg Siaokuschischan nennt Hiüan Thsang Intholoschilo (Skr. Indrasilaguhâ, Höhlenfelsen des Indra) und nach ihm führte die alte Stadt des Königs Pingscha den Namen Kholotschekilihi (Skr. Râdschagriha); Schelifon Skr. Sâriputra, Sohn des Vogels Sari, war der Sohn eines Brahmanen und einer der berühmtesten Schüler Buddha's, der bei seinem Tode zuerst in den ersten Dhjâna, dann in den zweiten, dritten, vierten, und von dem vierten in den Samâdhi der Generationen des himmlischen Raumes ohne Grenzen, alsdann in den der Generationen des völligen Nichts, darauf in den der Generationen des weder Denkenden, noch nicht Denkenden, und zuletzt in das Nirwana kam. Den Opi hält v. Klaproth für den Bhikschu Aschiphoschi, Skr. Aswâdschita, der zu Pferde steigt, von welchem Hiüan Thsang erzählt, dass er den Sariputra zu Radschagriha in dem Gesetze Buddha's unterrichtet habe. Dieser Sinese führt nicht von Nikiantse, sondern von Schilikhieuto (Skr. Srîgudha, der schöne Versteckte) an, dass jener Ketzer einst den Fo nebst seinen Schülern zu einem Mahle in sein Haus einlud, vor dem eine mit Feuer verborgene Grube angelegt war; überdiess hatte er auch die Gerichte vergiftet, damit sie, wenn sie der Feuergrube entgangen, wenigstens an diesen ihren Tod finden sollten. Buddha trat aber zur Grube und verwandelte sie in einen See mit Lotus, nahm dann mit seinen Schülern das Mahl ein und lehrte das Gesetz, worüber Schilikhieuto betroffen wurde und sich bekehrte. Hiüan Thsang beschuldigt nicht den König Atscheschi, sondern den Dewadatta, Buddha's Oheim,

dieser Frevelthat, die aber durch ein Zeichen mit Buddha's Hand vereitelt wurde, auf welches fünf Löwen hervorsprangen und den Elephanten einschüchterten. Im siebenten Jahrhunderte zählte die Stadt Gaja bloss 1000 Brahmanenfamilien als Einwohner, und die heutigen Ruinen von Buddha Gaja erstreckten sich in einer weiten Ebene in der Nähe des Flusses Niladschan oder Amanat, welcher der obere Theil des Falgo ist, wo man in einer Entfernung von 15—20 engl. Meilen eine überaus grosse Menge steinerne Bilder findet und im Jahre 1833 eine Inschrift in birmanischer Sprache mit Pali-Charakteren hervorzog, welche besagt, dass dieser Thurm, einer der 84,000, welche Sri Dharm Asoka, Herrscher von Dschambudwipa, am Ende des Jahres 218 nach Buddha's Nirwana errichtete, im Jahre Sakkaradsch 667 zum vierten Male wieder aufgebaut worden sei. In jener Inschrift will v. Klaproth einen Irrthum entdeckt haben, indem er bemerkt, dass Asoka 110 oder 118 Jahre nach Buddha's Nirwana lebte, und nicht 218; aber er verwechselt den König Asoka mit dem Könige Sri Dharmasoka, dessen Regierungsantritt die Sinhalesen 218 Jahre nach Buddha's Tode setzen, nur war nach Fahian nicht er, sondern Asoka der Gründer der 84,000 Supas[1]). Das Jahr 667 der Zeitrechnung Sakkaradsch bestimmt v. Klaproth zum Jahre 1305 nach Chr., welche Aera demnach 638 mit der Einführung des Buddhaismus in Siam beginnt; jedoch mag wohl unter jener die Aera Sakabda zu verstehen sein, die 78 nach Chr. anfängt, da wahrscheinlich Gaja schon 1305 ganz verödet war.

„Als Fahian nach Paliansu (Skr. Pâtaliputra zurückgekehrt war, reiste er längs dem Flusse Hang (Skr. Gangâ) gegen Westen, kam nach 10 Jodschanas an einen die grosse Einöde genannten Tempel, wo Fo einst predigte, und erreichte dann 12 Jodschanas weiter westlich die Stadt Pholonai (Skr. Warânasî) in dem Reiche Kiaschi (Skr. Kâsî). Zehn Li nordwestlich von der Stadt war der Tempel im Hirschpark des Unendlichen, worin Hirsche auszuruhen pflegten, und welcher zuerst die Station eines Pratjeka-Buddha war. Als Fo auf dem Punkte stand, das Gesetz zu erfüllen, sangen inmitten jenes Raumes die Götter: „Der Sohn des Königs Petsing ist in den geistlichen Stand getreten, er hat die Lehre studirt und wird in sieben Tagen Fo werden.“ Sobald der Pratjeka-Buddha dieses hörte, ging er ins Nirwana. Am Tage, wo der Samann Kiutan (Skr. Gautama), der sechs Jahre lang täglich nur ein Hanf- und ein Reiskorn genossen, Buddha geworden war, wurden Keulin und vier andere (sehr gelehrte Brahmanen) von dessen Grösse so ergriffen, dass sie ihn verehrten, und er fing 60 Schritt von diesem Orte an das Rad des Gesetzes zu drehen (zu predigen). 13 Jodschanas nordwestlich von dem Tempel des Hirschparks war das Reich Keuthanmi (Skr. Kausâmbî), bei dessen der Garten des Kiüsselo genanntem Tempel, wo einst Fo verweilte, noch viele Mönche der niedern Observanz lebten. Von hier 200 Jodschanas südlich lag das Reich Tathsen (Skr. Dakschina, d. i. Süden, jetzt Dekhan), wohin die Wege gefährlich, beschwerlich und nicht gut aufzufinden waren, und diejenigen, welche in dasselbe wollten, mussten dem Könige jenes Landes eine bestimmte Geldsumme voraus entrichten, wofür er ihnen Leute entgegenschickte, um sie zu geleiten. Fahian konnte selbst nicht in jenes Reich gehen, hatte aber doch von den Ein-

1) Foe-koue-ki p. 278. 321.

gebornen vernommen, dass dort ein fünf Stockwerke hohes Kloster des frühern Fo Kiasche (Skr. Buddha Kâsjapa) in den Felsen eines grossen Berges gehauen war. Das unterste Stockwerk, von der Gestalt eines Elephanten, enthielt 500 Steinkammern; das zweite, von der Gestalt eines Löwen, 400; das dritte, von der Gestalt eines Pferdes, 300; das vierte, von der Gestalt eines Ochsen, 200; das fünfte, von der Gestalt einer Taube, 100. In dem obersten Stockwerke sprudelte eine Quelle, deren Wasser sich durch alle Geschosse schlängelte, bis es in dem untersten ausfloss und in den Zimmern aller Stockwerke waren Fenster in den Felsen eingehauen, wodurch das Licht hereinfiel. An den vier Ecken dieses Tempels, in welchem sich Arhans aufhielten und den man Pholujue, was im Indischen Taube bedeutet, nannte, liefen in Felsen gemeisselte Treppen zu den obern Geschossen, uud damals stieg man auf kleinen Stiegen zu dem Orte, wo ehemals ein Mann den Abdruck eines seiner Füsse zurückgelassen hatte. Der Berg war übrigens wüste und unbewohnt, nur in weiter Entfernung von demselben gab es Dörfer mit gottlosen Einwohnern, die sich nicht zum Gesetze des Fo bekannten. Samanen, Brahmanen und andere Irrgläubige jenes Landes hatten oft Menschen gesehen, welche fliegend zu diesem Tempel ankamen; als daher Taotse aus andern Ländern zu diesem Tempel pilgerten, um dort ihre Andacht zu verrichten, wurden sie von den Eingebornen gefragt, warum sie nicht hinzuflögen, worauf sie antworteten, dass ihre Flügel noch nicht gebildet wären. Aus dem Reiche Pholonai kehrte Fahian wieder nach Palianfu zurük. In Nordindien konnte er keine geschriebenen Werke über Fo's Lehre auffinden, sie hatte sich da von Mund zu Mund fortgepflanzt; daher begab er sich nach Mittelindien, wo er in dem Kloster des Tempels Tschhihuan (Skr. Dschetâ) eine Sammlung der Lehren für die Mönche des höhern Klosterlebens erhielt, die zu Fo's Lebenszeit von einer grossen Anzahl befolgt wurden; was die 18 übrigen Sammlungen betraf, so hatte eine jede Lehrer, die darauf fussten. Er erhielt auch eine Sammlung der Lehren der Saphoto (des wahrhaften Gesetzes der drei Welten) in 7000 Kie (Skr. Gâthâ, Vers), welche die Mönche in Sina befolgten, aber nur aus Tradition kannten; ferner verschiedene Auszüge aus dem Apitan (Skr. Abhidharma) in etwa 6000 Kie, ein Exemplar der Sutras in 2500 Kie, einen Band über die Mittel das Nirwana zu erlangen in ungefähr 5000 Kie, und das Abhidharma für die Mönche der höhern Observanz. Um diese Bücher und die Sprache Fan (Skr. Brahmâ, vermuthlich die Sanskritsprache) zu studiren und die Lehren abzuschreiben, verweilte Fahian hier drei Jahre, bestieg dann zu Pataliputra ein Schiff, sah nach einer Fahrt von 18 Jodschanas den Ganges hinunter auf dem südlichen Ufer das Reich Tschenpho (Skr. Tschampâ) und gelangte nach einer weitern Fahrt von 50 Jodschanas in das Reich Tomoliti (Skr. Tamraliptî) an der Gangesmündung, in welchem Fo's Gesetz blühte und 24 Klöster mit Mönchen waren. Nach einem Aufenthalt von zwei Jahren, während welcher Zeit er sich mit Abschreiben heiliger Bücher und Bildermalen beschäftigte, bestieg er hier einen Kauffahrer und kam in 14 Tagen und Nächten in dem Reiche Ssetze (Insel Seilan) an, das nach der Aussage der Einwohner von Tomoliti ungefähr 700 Jodschanas von ihnen entfernt war. Das auf einer Insel gelegene Ssetzekue (Reich der Löwensöhne, d. i. Seilan) misst von Osten nach Westen 50, von Norden nach Süden 30 Jodschanas, und ist rechts und links mit mehr als 100

Inseln von verschiedenen Entfernungen umgeben, die alle von der grossen abhängig sind. Diese bringt viele kostbare Sachen hervor, wie Perlen und Rubine, welche letztere sich besonders in einem Bezirke von 10 Li im Umkreis befinden, den der König, der dem Auffinder von 10 Stück drei schenkt, bewachen lässt. Dieses Land, das weder Winter noch Sommer kennt, sondern immer grüne Bäume und Kräuter darbietet, wurde anfänglich nur von Genien und Drachen bewohnt, die den Kaufleuten, welche aus andern Reichen ankamen, unbemerkt kostbare Sachen mit Angabe des Preises vorlegten, und wenn die Kaufleute diesen billig fanden, so erlegten sie ihn, nahmen die Waaren und entfernten sich. Als Fo in dieses Land kam und die bösen Drachen bekehren wollte, hinterliess er einen Fussabdruck im Norden der Königsstadt, einen andern auf dem Gipfel eines Berges, welche beiden Spuren 15 Jodschanas van einander entfernt sind. Ueber der Spur im Norden der Königsstadt erhebt sich ein 40 Klafter hoher Thurm, der mit Gold, Silber und andern kostbaren Dingen geschmükt ist, und woran das Kloster Wuwei (Skr. Abhajagiri, Berg ohne Furcht) stösst, das von 5000 Mönchen bewohnt wird und einen mit geprägten Gold- und Silberplatten geschmückten Fo-Saal einschliesst, in welchem eine zwei Klafter hohe Statue, die aus blauem Jaspis und den sieben kostbaren Dingen besteht und eine unschätzbare Perle in der Hand hält, einen unbeschreiblichen Glanz verbreitet. Fahian, dessen Reisegefährten entweder gestorben waren oder sich von ihm getrennt hatten, sah hier einen Kaufmann, welcher dieser Statue mit einem Fächer von weissem Taffet aus seinem Geburtslande Thsin (Provinz Schensi) seine Ehrfurcht bezeigte, wodurch ihm Thränen hervorgerufen wurden. Neben dem Fo-Saale ragt ein hoher Peito-Baum (Skr. Bodhi, Ficus religiosa) empor, auf welchem eine Kapelle mit einer sitzenden Statue aufgerichtet ist, welche die Priester der Taotse ununterbrochen verehren. Die Stadt wird von vielen obrigkeitlichen Personen, Grossen und weite Reisen unternehmenden Kaufleuten bewohnt; der König bekennt sich zum Gesetz, die Einwohner haben Glauben und Ehrfurcht; die Häuser sind schön, die Strassen eben und gerade, und auf allen Kreuzwegen hat man Kanzeln errichtet, um von denselben den 8., 14. und 15. Tag des Mondes das Gesetz zu verkünden, an welchen Tagen dann eine unzählige Menge Menschen aus den vier Klassen zusammenströmt. Der König hält in der Stadt 5—6,000 Mönche, denen er das Essen in Gemeinschaft zutheilt; übrigens sind ihrer nach der Aussage der Eingebornen im ganzen Reiche 50 —60,000, deren jeder einen Topf mit sich führt, um darin seine Nahrungsmittel beim Volke zu erbitten. In einem schönen Gebäude der Stadt wird ein Zahn des Fo aufbewahrt, der in der Mitte des dritten Mondes öffentlich ausgestellt wird. Zehn Tage vorher schickt der König einen Prediger in königlicher Kleidung auf einem Elephanten umher, der die Trommel schlägt und ausruft: „Phusa (Bodhisattwa) hat im Laufe von drei Asengki (Skr. Asankhjâ) eine sehr strenge Lebensart geführt, ohne seinen Körper und sein Leben zu schonen; er hat seine königliche Gemahlin verlassen, sich die Augen ausgerissen, um sie einem Menschen zu geben, sich das Haar abgeschnitten, um eine Taube einzulösen, seinen Kopf geopfert, um ein Almosen zu geben, seinen Körper einem hungrigen Tiger vorgeworfen und das Mark seiner Gebeine nicht geschont. Durch diese Selbstquälung und Fleischesabtödtung für alle lebenden Wesen ist er Buddha geworden. 49 Jahre

hindurch predigte er das Gesetz, bekehrte durch seine Lehre, befestigte die Schwankenden, belehrte die Unwissenden und ging, nachdem er so alle lebenden Wesen gerettet hatte, vor 1497 Jahren ins Nirwana, welches Verschwinden allen lebenden Wesen grossen Schmerz verursachte". Zehn Tage nach dieser Verkündigung wird Fo's Zahn in die Kapelle Abhajagiri getragen, bei welcher Gelegenheit man die Strassen und Wege mit Blumen bestreut, mit Wohlgerüchen beräuchert, und der König, nach den beendigten Gesängen, in verschiedenen Farben schön gemalte Abbildungen der 500 Verwandlungen des Fo, wie die in einen Siutanu (Skr. Sutanu, schöner Körper), in Blitz, in den König der Elephanten, in ein Hirschpferd, austheilt. Ist man mit dem Zahn, der überall auf dem ganzen Wege angebetet wird, in jener Kapelle angekommen, so steigt man in den Fo-Saal, brennt Räucherwerke, zündet Lampen an, verrichtet 90 Tage lang Tag und Nacht verschiedene religiöse Handlungen und trägt dann den Zahn wieder in die Stadt zurück. Wenn der König, der fest an Fo's Gesetz glaubt, ein Kloster für die Mönche bauen will, so gibt er ihnen ein grosses Mahl, durchfurcht dann selbst mit einem goldenen Pfluge, den zwei Ochsen, deren Hörner mit Gold, Silber und kostbaren Sachen geschmückt sind, ziehen, die vier Seiten des Landes, versieht es mit Gebäulichkeiten und Arbeitsleuten, und beurkundet auf einer eisernen Tafel die Abtretung dieses Gutes für immer. Fahian hörte hier von indischen Priestern der Taotse ablesen: „Fo's Topf war anfänglich in Waisali, jetzt aber ist er seit bald 1100 Jahren im Reiche Gandhara, aus welchem er jedesmal nach 1100 Jahren in folgende Länder übergehen wird: der westlichen Jüeti, Khotan, Kutsche, Sina, Seilan, Mittelindien, in welchem letztern er sich in den Himmel Tuschita erhebt. Sobald ihn da Maitreja-Bodhisattwa sieht, wird er seufzend ausrufen, der Topf des Buddha Sakja Muni ist angekommen, und jener wird alsdann mit allen Göttern ihm Blumen und Räucherwerke sieben Tage lang darbringen, worauf er wieder in das Land Dschambudwipa herabsteigt, wo ihn der König der Meerdrachen in seinen Palast aufnimmt, Dieses Topfes werden sich die 1000 Buddhas des Zeitalters der Weisen bedienen, und er kommt dann, wenn Maitreja als Buddha das Gesetz erfüllt hat, in vier Stücken an seine ursprüngliche Stelle auf dem Berge Phinna. Mit dem Verschwinden des Topfes verschwindet auch allmälig Fo's Gesetz, und wenn dieses erloschen, steigt das höchste Menschenalter nicht über 10 Jahre. Reis und Butter werden alsdann nicht mehr sein, die Menschen sind dann böse und bewaffnen sich mit Stöcken, die sich in Degen verwandeln, womit sie einander tödten, und nur wenige werden in die Gebirge entkommen. Sodann erscheint Maitreja und bekehrt die noch übrigen Menschen, und die Dauer ihres Lebensalters nimmt immer zu, bis es wieder auf 80,000 Jahre steigt." Nachdem Fahian zwei Jahre auf Seilan zugebracht hatte, bestieg er, versehen mit Religionsbüchern, die in Sina fehlten, ein grosses Handelsschiff, das mehr als 200 Mann fassen konnte und ein kleines Nothschiff am Tau mit sich führte. Man segelte mit gutem Winde zwei Tage ostwärts, als sich plötzlich ein Orkan erhob und das Schiff leck wurde. Die Kaufleute wollten sich nun in das kleine Schiff retten, aber die Mannschaft desselben schnitt das Tau ab, damit es nicht überfüllt wurde. Die für ihr Leben besorgten Kaufleute, die mit jedem Augenblicke die Ersinkung des Schiffes befürchteten, warfen die gröbern Gegenstände über Bord; die Mannschaft arbeitete an der

Erledigung des Wassers, woran Fahian, der zugleich ein Gebet zur Erhaltung seiner Bücher an Kuanschiin (Awalokiteswara) erhob, thätigen Antheil nahm, bis man endlich nach dreizehntägigem Sturmwetter das Gestade einer Insel erreichte, wo das Loch das Schiffes verstopft wurde. Darauf stach das Schiff wieder in die durch Piraten unsichere See; man lenkte es bei Tage nach der Sonne, bei Nacht nach dem Monde und den Sternen, und wenn der Himmel dunkel war, trieb es der Wind nach Gefallen, bis es nach 90 Tagen an der Insel Jephothi (Skr. Jawadwîpa, Jawa), wo es viele Ketzer und Brahmanen, aber keine Buddhaisten gab, anlegte. Nach einem fünfmonatlichen Aufenthalte daselbst bestieg Fahian abermals ein grosses Handelschiff, das auch etwa 200 Personen fassen konnte. Man nahm auf 50 Tage für die Reise nach Kuangtscheu (Kanton) Provision ein, segelte nordöstlich, und es trat nach einer Fahrt von ungefähr einem Monate ein mit starkem Regen begleiteter fürchterlicher Wind ein, der den Kaufleuten und allen Reisenden grosse Angst verursachte. Fahian und die übrigen sinesischen Priester flehten die Götter um Hülfe und Windstille, und als der Wind nachliess, wollten die Brahmanen (die zum Brahmaismus sich bekennenden Kaufleute) Fahian, auf dessen Anwesenheit sie die Ursache des Sturmes schoben, auf eine Insel aussetzen; aber da erhob sich einer unter ihnen und erklärte, dass sie, wenn sie jenen Samanen aussetzen wollten, auch ihn aussetzen oder tödten sollten, widrigensfalls er sie in Sina beim Könige verklagen würde. Die Kaufleute standen von ihrem Vorhaben ab und beschlossen, da sie schon 70 Tage auf der See waren, wodurch ihr Mundvorrath beigegangen war, nordwestlich zu fahren und gingen nach 12 Tagen am Berge Lao im Bezirke der Stadt Tschhangkuangkiün (jetzt Pingtuscheu in der Provinz Schantong) vor Anker, wo die Kaufleute ihre Waaren ausladen liessen und Jemanden nach der Stadt Tschangkuang (Pingtuscheu) schickten. Bei der Nachricht, dass Samanen mit Büchern und Bildern angekommen, bestieg der dortige Gouverneur Liyng eine Barke und nahm diese in Empfang, die Kaufleute aber reisten nach Jangtscheu (Kreis der Provinz Kiangsu, 200 Li nordöstlich von Kiangningfu oder Nankin an dem grossen Kanal). Die Bewohner der Stadt Thsingtscheu (jetzt Thsingtscheufu in der Provinz Schantong) luden Fahian ein, den Winter und den Sommer bei ihnen zuzubringen, und nach Ablauf jener Zeit wünschte er sehr, sein Vaterland Tschhangan (jetzt Singanfu in der Provinz Schensi), aus dem er 15 Jahre abwesend war, wieder zu sehen; aber er wurde im Süden zurückgehalten, um die Religionsbücher, welche er mitgebracht hatte, zu veröffentlichen."

Pholonai, Skr. Warânasî, unser Benares, leiten die indichen Lexikographen von Wara, das Beste, und Anas, Wasser, d. i. Ganges, ab; aber wahrscheinlich kommt jener Name von den beiden Flüssen Waranâ und Asî, von denen jener im Nordosten, dieser im Süden von Benares fliesst. Hiüan Thsang, der statt Pholonai richtiger Pholonasse schreibt, legt dieser Stadt eine Länge von 18—19 und eine Breite von 5—10 Li bei; die Bevölkerung, worunter es eine Menge Kaufleute gab, war darin zu seiner Zeit sehr beträchtlich; die Zahl der Häuser stieg auf mehr als 10,000, von denen aber die des niedern Volks klein waren; die Sitten der Einwohner, die sich meist zu heterodoxen Lehren bekannten und worunter nur wenige dem Gesetze des Buddha anhingen, waren sanft und fein, und fast jeder studirte mit Eifer. Man zählte da mehr

als 30 Klöster mit etwa 3000 Priestern und Schülern des niedern Klosterlebens, ungefähr 100 Tempel, in welchen 10,000 Häretiker den durch sich selbst existirenden Grossen Gott (Skr. Mahâdewa, d. i. Siwa) verehrten, welche die Haare entweder abschnitten oder in einem Knoten auf dem Kopfe trugen, ganz nackt einhergingen und den Körper mit Asche bedeckten, von welchen die frömmsten in beständiger Leibesabtödtung lebten und für den Tod das Leben zu verlassen suchten. Im Norden der Stadt floss die Pholona (Skr. Waranâ), an deren Ufer, 10 Li von der Stadt, sich das Kloster des Hirschparks befand, das etwa 1500 Priester und Schüler der niedern Observanz einschloss; mitten in dem grossen Parke erhob sich ein mehr als 200 Fuss hoher Tempel aus Ziegeln mit vergoldeter Spitze, der von 100 Kapellen mit vergoldeten Götterbildern umgeben war und im Innern eine Menge steinerne Statuen von Buddhas in der Stellung eines Predigers enthielt. Kaschi ist die Nachbildung des Skr. Kâsî, die Glänzende, wie noch heute die Stadt und das Land Benares heisst. Das Reich Keuthanmi nennt Hiüan Thsang Kiaoschangmi, Skr. Kausâmbi, eine alte Stadt am Ganges in der Nähe von Kurrah, die auch Watsapattana heisst; der Umfang dieses fruchtbaren Reiches betrug damals 6000 Li, die Bewohner beschäftigten sich mit Wissenschaften und Künsten, hatten aber nicht die feinsten Sitten; es gab darin 10 sehr baufällige Klöster mit etwa 300 Priestern und Schülern der niedern Observanz, und 50 Kapellen der Ketzer, welche in diesem Lande sehr zahlreich waren. In der Stadt war ein auf Befehl des Königs Uthojanna (die offenbarte Liebe) erbauter Tempel von 60 Fuss Höhe und mit einem Buddha-Bilde aus Sandelholz, und im Südosten der Stadt lag der Kiüsselo genannte Tempel, welcher jenen Namen nach seinem Gründer führte, in Ruinen. Pholojue hält v. Klaproth eher für die Transcription des mahrattischen Wortes Parawâ, als für die des Skr. Pârâwata, welches beides Taube bedeute, und bezeichnet jenen Grottentempel nicht näher, bemerkt nur, dass der berühmte Wilson, der die Buddhaisten erst im dritten Jahrhundert nach Chr. in die Halbinsel kommen lässt und die Anlegung ihrer Grottentempel erst ins fünfte oder sechste Jahrhundert setzt, sehr geirrt habe. Hinsichtlich der Lage, Entfernung und Beschreibung sind unter Fahian's Felsentempel die in mehreren Reihen übereinanderlaufenden Grottentempel von Ellora in Dekhan wieder zu erkennen, und die Bemerkung, dass er dem frühern Buddha Kasjapa geweiht sei, lässt nicht allein vermuthen, dass er schon sehr alt, sondern auch, dass er ein Werk des Brahmaismus war, wofür wirklich die dortigen vielen Götterbilder sprechen: mithin ist Wilsons Annahme, dass die Buddhaisten die Gründer jener Werke seien und die Siwaiten nach der Vertreibung derselben sie fortgesetzt haben, grundlos. Schon Ktesias erzählt, dass 15 Tagereisen von dem Sardonix-Gebirge (Radschapippali) sich in einer öden Gegend ein heiliger Ort befinde, wo man die Sonne und den Mond verehre, und die Sonne 35 Tage des Jahres nicht glühe, zu welcher Zeit daselbst ein Fest gefeiert werde. Jene Worte scheinen sich auf einen Grottentempel in der Gegend von Bombay zu beziehen; wenigstens waren heilige Grotten zu Alexanders Zeiten bekannt, denn die Macedonier trafen am Fusse des Kaukasus oder Paropamisus (Hindukusch), wo Alexander eine Stadt nach seinem Namen gründete, eine heilige Höhle (σπήλαιον ἱερόν), worin nach der Sage einst Prometheus gefesselt war, unter welcher Höhle die Macedonier wahrscheinlich die Höhlen bei dem

heutigen Bamian verstanden [1]). Auch die alten Tempel, grossen Brunnen und sonstigen Trümmer in der Gegend von Barygaza (Barotsch), die der Verfasser des Periplus irrig für Denkmale von Alexanders Heer hält, können wohl auf die Grottentempel jener Gegend gedeutet werden. Man trifft besonders zu Dschegheyseri, Montpeser und Kenneri auf der 10 Q. M. grossen Insel Salsette unweit Bombay in Felsen gehauene Tempel von grossem Umfange. Zu Dschegheyseri befinden sich zwei Grottentempel, ein kleiner und ein grosser, die durch einen Gang mit einander in Verbindung stehen. Von Norden aus führt ein viereckiges Thor mit fast ganz verwitterten Basreliefs und kannelirten Säulen, auf welchen Sphinxe stehen, in eine 24 Fuss lange, 16 Fuss breite und 8 Fuss hohe Vorhalle, die den Eingang in den kleinen Tempel bildet, der 30 Fuss breit ist und zwei Säulenreihen, je vier Säulen, hat. In dieser kleinen Pagode erblickt man rechts zuerst in einer Nische eine Frau, auf welche ein wie ein Engel gestaltetes Kind zufliegt, dann in einer andern Nische den Gott Ganesa mit einem Elephantenkopfe; die Figuren auf der linken Seite sind unkenntlich. Aus diesem kleinen Tempel gelangt man nach Süden hin in einen 30 Fuss langen Vorhof, der im Süden eine Oeffnung hat, die durch einen offenen Gang, wo sich der Berg gleichsam in zwei Theile theilt, in die grosse Pagode führt, deren viereckige Thürsäulen mit Kapitellen versehen sind von der Form einer platten Kugel, die zwischen einer hohen Platte und einer mehrgliederigen Unterlage ruht. Durch diese Thür, über welcher sich eine Kammer befindet, zu welcher eine verfallene Treppe führt, kommt man in eine 20 Fuss lange und 12 Fuss breite Vorhalle, die links und rechts eine Säulenreihe von sechs Säulen hat und durch eine Thür den Eingang zum grossen Tempel bildet. An der Thür steht auf jeder Seite eine kolossale Figur mit einer Brahmanenschnur und einem Stab in der Hand nebst einem Kinde zur Linken, und über der Thür sieht man ein Basrelief, das einen sitzenden Menschen vorstellt, der von Männern und Weibern umgeben ist; mitten im Haupttempel, der 60 Fuss lang, 40 Fuss breit und von 6 Säulenreihen, je 6 Säulen, durchschnitten ist, erblickt man eine Kapelle mit vier Thüren nach den vier Himmelsgegenden, in deren Mitte ein Altar mit einem Lingam steht; an der östlichen Wand des Haupttempels führt eine Oeffnung in eine andere Grottenkammer, und an derselben Wand in der südöstlichen Ecke ist eine 8 Fuss breite Grotte angebracht, die an dem einen Ende eine Cisterne, an dem andern eine kleine Kammer mit einem Lingam und einem Ochsen enthält. Mitten in der südlichen Wand dieses grossen Tempels führt eine Thür, über welcher man verwitterte Basreliefs bemerkt und an welcher zwei kolossale Figuren stehen, in die letzte Vorhalle des Haupttempels oder die erste, wenn man ihn von Süden aus betreten will, welche Vorhalle 8 Fuss lang und 24 Fuss breit ist und auf jeder Seite zwei Säulen hat; vor dem südlichen Eingang in diese Vorhalle, der durch zwei Stufen erhöht ist, befindet sich eine Cisterne. Der Grottentempel zu Montpeser ist 28 Fuss tief und 48 Fuss breit und hatte vor dem Besitze der Portugiesen, die daraus eine Kirche machen wollten, zwei Säulenreihen, deren Kapitelle aus einer abgeplatteten Kugel mit zwei hohen Platten bestehen. In der Tiefe des Tempels sind drei Kammern, deren mittlere die Kapelle bildet, und an die beiden andern

1) Strabo 15. c. 1. §. 8. Curt. 7, 3.

stossen Grüfte: links in der Pagode erhebt sich eine 8 Fuss hohe Figur, welche die rechte Hand auf die Brust legt und auf dem Kopfe eine vorn in die Höhe gehende Mütze trägt; unten sieht man rechter Hand drei nackte Weibsfiguren in aufrechter, linker Hand drei menschliche Figuren in sitzender Stellung, über welche sich eine Menge kleiner Menschen, theils stehend, theils zu Pferde hinzieht. Vor dem Tempel linker Hand hat man nebst einer Cisterne einige Grotten angebracht, welche Ställe genannt werden. Die Grottentempel von Kenneri laufen gleichsam durch drei Berge, die unten zusammenstossen, oben aber ehemals durch steinerne Brücken verbunden waren; einer dieser Berge ist nur von Einer Reihe Grotten durchbrochen, in dem diesen gegenüberstehenden durchschlängeln sich aber vier Reihen Grotten in der Form eines Amphitheaters, deren einzelne Tempel, welche Säulen, Vorhöfe, Kammern, Kapellen, Cisternen und im Ganzen 24 in Stein gehauene Inschriften haben, durch Treppen mit einander in Verbindung stehen. Man sieht darin Lingame von verschiedenen Gestalten, achteckige und ausgekehlte Säulen mit Tigern auf den Kapitellen, Statuen und Basreliefs in Menge. In der die Schule genannten Grotte bedecken jede der drei Mauern über 100 Figuren; jede sitzende Hauptfigur hat zwei stehende Diener zur Seite, von denen der Eine eine Peitsche, der Andere einen Stab in der Hand hält. Die gewölbte Grotte von 76 Fuss Länge, 28 Fuss Breite und 32 Fuss Höhe, aus welcher die Portugiesen eine Kirche gemacht haben, enthält im Innern zwei Säulenreihen, je 14 Säulen, deren sechseckige Schäfte zum Theil Kapitelle mit Elephanten tragen, und am äussersten Ende gerade dem Eingange gegenüber ragt ein Lingam empor. Dem Anquetil Duperron erzählten Brahmanen, dass jene Grotten auf Salsette Werke Alexanders des Grossen seien, eine Tradition, die, wie es scheint, auch schon der Verfasser des Periplus vernahm. Auch die Insel Elephanta bei Salsette besitzt eine Grottengruppe aus zwei Tempeln, einem grossen und einem kleinen, die eine Nachbildung der von Dschegeyseri ist. Hauptreliefs bedecken die Wände, man erblickt dort Lingame und viele Statuen, wie den als Hermaphroditen mit vier Armen dargestellten Siwa, der in der einen Hand eine Schlange, in der andern eine Pauke, in der dritten eine Geissel hält und sich mit der vierten auf den Stier Nandi stützt; ein 13 Fuss hohes Brustbild mit vier Armen und drei Köpfen, die Brahma, Wischnu und Siwa vorstellen; Siwa mit dem Dreizack und hinter ihm den vierköpfigen Brahma mit seinen vier Schwänen; Parwati, Ganesa und andere Figuren. Die Felsentempel von Ellora in der Nähe der Stadt Aurungabad füllen ein über eine halbe Meile langes Gebirge in Hufeisenform und laufen in mehreren Reihen übereinander. Die einzelnen Tempel sind mit Säulengängen, Gallerien ringsumher, Vorhöfen, Kapellen, Kammern, Statuen und Cisternen versehen, die Wände mit Reliefs bedeckt und zum Theil bemalt; man trifft da Grotten des Wischnu, des Siwa, des Indra, des Rama, der Lakschmi, der Parwati und anderer Gottheiten. Der schönste von allen Tempeln ist der Kailasa (Paradies), der 103 Fuss lang und 61 Fuss breit ist und auf der einen Wand die Schlacht zwischen Rama und Rawana, auf der andern den Kampf der Pandawas mit den Kaurawas in Reliefs darstellt, in welchen Kämpfen man Infanterie, Cavallerie, Elephanten und Streitwagen, sowie Bogen, Schwerter und Keulen als Waffen bemerkt. Malet erfuhr von Brahmanen, dass die Grottentempel von Ellora vor 7894 Jahren durch den Radscha Ilu er-

baut worden seien, wohingegen Langlais, der überhaupt die Bildung Indiens für eine Tochter Ägyptens wähnt, jene Grotten vor 900 Jahren durch den Radscha II von äthiopischen Künstlern nach ägyptischen Vorbildern aushauen lässt, weil damals Deogur, die Hauptstadt von Dekhan, der Mittelpunkt eines grossen Reiches gewesen sei; welches Letztere sich aber durch Fahian's Worte als ungegründet darstellt. Der Haupttempel von den Grotten zu Karli zwischen Bombay und Puna ist nach Lord Valentia 126 Fuss lang und 64 Fuss breit und endet in einer Ründung, in welcher eine Kapelle mit einer Kuppel steht; die von Pfeilern unterstützte Decke ist gewölbt, und die Mauern des Vorhofes sind mit Reliefs bedeckt, worin man mehrmals den von Verehrern umgebenen Buddha wahrnimmt; auch trifft man hier mehrere Inschriften, und die Brahmanen erklären diesen Tempel für ein Werk der Rakschasas. Fergusson, der jüngst mehrere Jahre lang Indiens Höhlentempel untersuchte, theilt dieselben in fünf Klassen ein und nennt die erste und älteste Wihara oder Mönchshöhlen, die in einem viereckigen, von Zellen für die Priester umgebenen Tempel mit massiven Säulen und mit einem Vorhofe bestehen, und im Hintergrunde, dem Eingange gegenüber, einen heiligen Raum enthalten, worin gewöhnlich die Bildsäulen des Buddha und seiner Schüler aufgestellt seien. Zu dieser Klasse rechnet er die Mehrzahl der buddhaistischen Höhlen, von denen sich die prächtigsten zu Ajanta und sehr schöne zu Ellora und auf Salsette befinden. Die zweite Klasse nennt er Tschaitja-Höhlen, buddhaistische Tempel, die sämmtlich eine Vorhalle, eine innere Gallerie über dem Eingang und ein mindestens zweimal so langes als breites und von einer Wölbung bedecktes Schiff oder Mittelflügel mit einem Halbdom über einer Tschaitja oder Dahgope haben, und deren ganzes Innere ein schmaler Flügel umgebe, der von dem Schiffe durch starke Säulen getrennt und überdacht sei, von denen man die vollständigste und älteste zu Karli treffe. Der dritten Klasse gibt er den Namen Brahmanische Höhlen, die er für Kopien der buddhaistischen Wiharas hält, welche aber, weil die Brahmanen das Mönchsleben nicht gestatteten, nie von Zellen umgeben seien und nie die Mauern wie in den Wihara-Höhlen bemalt, sondern mit Skulpturen bedeckt haben, und von denen man die schönsten zu Ellora und Elephanta sehe. Die vierte Klasse besteht nach ihm nicht eigentlich aus Höhlen, sondern aus Nachahmungen gebauter Tempel in einem schlechtern Geschmack als die vorigen, welche, da der Fels, aus dem sie gehauen, gewöhnlich höher als der Tempel sei, aussehen wie in Gruben gebaut, zu deneu der berühmte Kailasa zu Ellora gehöre. Die fünfte Klasse nennt er Dschaina-Höhlen, die gering an Zahl, von roher Skulptur und schlechtem Geschmack seien, und aus einer Anzahl in den Felsen ausgehauener kolossaler Figuren bestehen, vor welchen zuweilen eine Schirmwand stehen geblieben, die eine Art Kammer bilde. Fergusson behauptet, vor der Erscheinung Sakja Mum's im sechsten Jahrhundert vor Chr. habe in Indien neben der aus einer Art Feuerdienst bestehenden brahmanischen Religion eine Buddha-Religion geherrscht, die sich wenig von jener unterschied; Könige und Völker seien ohne Schwierigkeit und ohne besonderes Aufsehen von der einen zn der andern übergegangen; von der Zeit Asoka's, 250 vor Chr. bis zum fünften Jahrhunderte nach Chr. sei der Buddhaismus im Norden Indiens, der Brahmaismus aber im Süden die herrschende Religion gewesen, und während dieser Theilung des Gebietes habe sich der

jetzt herrschende polytheistische Brahmaismus ausbildet. Er schliesst daraus, dass die ältesten Höhlengräber in Indien Buddhaisten waren, dass die Brahmanen diese nachahmten und dass das Alterthum keiner dieser Höhlen über Asoka hinaufsteigt[1]). Wir können Fergusson in seiner Eintheilung und Bestimmung der Grottentempel nicht beipflichten, denn es ist, wie aus dem Berichte des Megasthenes zu ersehen ist, ganz irrig, dass erst seit 250 vor Chr. sich der polytheistische Brahmaismus ausgebildet hat; dieser geht in die dunkle Zeit hinauf. Zwar will man in der neuesten Zeit durch den Schlüssel, den Prinsep zu den alten indischen Alphabeten gefunden hat, die Inschriften in den Grotten von Ellora und Salsette enträthselt und erkannt haben, dass sie von einer buddhaistischen Dynastie im dritten Jahrhundert v. Chr. herrühren[2]); aber schon Anquetil Duperron fand, dass einige Inschriften in Kenneri aus neuern Buchstaben, und die von Ellora aus neuen maharattischen Charakteren bestehen, woraus wenigstens hervorgeht, dass sie aus verschiedenen Zeiten stammen; und überdiess können auch die Inchriften weit jünger sein, als die Grotten selbst. Dass von Asoka Grottentempel angelegt worden, scheint sich aus Hiüan Thsang zu ergeben, welcher bemerkt, dass jener König im Reiche Udschain eine Unterwelt erbaut habe, wozu er nach Fahian bewogen worden sein soll, als er auf seiner Reise durch Indien die zwischen zwei Bergen liegende Unterwelt sah, worin Jama die Verbrecher züchtigte. Hieraus geht aber auch zugleich hervor, dass schon vor Asoka Grottentempel vorhanden waren, und unter jener zwischen zwei Bergen liegenden Unterwelt wohl die Tempel bei Ellora zu verstehen sind, wo die Höhlung fast gerade in der Mitte des Berges hinuntergeht; wenigstens waren sie nicht von Anhängern des Gautama angelegt, dafür sprechen Fahian's Worte. Betrachten wir die Bildwerke jener Grotten, so stellen sich die von Dschegheyseri, Montpeser, Kenneri und Elephanta als dem Siwaismus angehörend dar, nur will Lord Valentia in einer Vorhalle in Kenneri zwei kolossale Statuen des Buddha, sowie öfter das Bildniss desselben an den Wänden bemerkt haben, wo unter anderm Wischnu dem Buddha mit einem Fächer Kühlung zuwehen soll; die Abbildungen zu Ellora veranschaulichen uns zwar fast den ganzen indischen Olymp, aber doch führen sie uns vorzugsweise in das Paradies des Wischnu, der Siwaismus ist dort weniger bedacht worden; die Reliefs zu Karli sollen die Verehrung des Buddha darstellen, und desshalb mag auch dieser Tempel von den Brahmanen für ein Werk der Rakschasas oder Buddhaisten erklärt werden. Auf der Küste Malabar war, seitdem sie uns bekannt wurde, der Siwaismus vorherrschend, wie aus mehreren Städtenamen bei dem Verfasser des Periplus und bei Ptolemäus zu entnehmen ist, und daher sind wir berechtigt, diesen Cultus für den ältesten jenes Landstriches zu halten. Die Architektur der Grotten auf Salsette trägt auch den Charakter eines weit höhern Alterthums als die der übrigen Grotten; in den von Elephanta sieht man an den Säulen deutlich einen Fortschritt der Architektur, und desshalb halten wir diese Grotten, da sie auch im Grundrisse so ziemlich denen von Dschegheyseri ähnlich sind, für Kopien der letztern; aber eine noch grössere Vervollkommnung in der Architektur fällt an den Grotten von Ellora in die Augen, aus welchem Grunde, der durch die Darstellungen der auf den

1) Ausland 1844. Nr. 55. 2) Ausland 1838. S. 898.

Wischnuismus sich beziehenden Bildwerke noch mehr erhärtet wird, zu schliessen ist, dass diese Grottentempel nicht so alt sind als die vorigen. Die Abbildungen der Grotten von Karli sind uns zwar nicht zu Gesicht gekommen, wir folgern aber doch aus dem Vorhergehenden, dass sie, wenn sie so viele Bildwerke des Buddhaismus enthalten sollen, wie angegeben wird, jünger als die vorhin genannten sind. Stammten erstere Grottentempel von den Buddhaisten, so würden sie doch sicher mehrere ihrem Cultus entsprechende Gegenstände darin abgebildet haben, wie angeblich in den Höhlen von Karli. Nun hat wohl Rhode aus den Attributen der 24 Buddha's, welche die Dschainas annehmen, zu beweisen gesucht, dass mehrere derselben mit den Abbildungen in den Grotten von Ellora und Salsette übereinstimmten, indem man dieselbe Wiederholung auch auf Jawa und Japan sehe, und schliesst, dass alle Grottentempel, worin Mahawira oder Wardhamana, der den Löwen zum Symbole habe, wie er in mehreren Grottentempeln dargestellt werde, vorkomme, jünger sein müssen als 663 v. Chr., da er nach den Dschainas als der jüngste Buddha in jenem Jahre gestorben sei. Allein der Buddhaismus der Dschainas, auch abgesehen davon, dass er im Allgemeinen Vieles mit dem Brahmaismus gemein hat, ist sehr verschieden von dem in Tübet, Hinterindien und Sina, und eben wegen dieser Verschiedenheit und der grossen Annäherung an den Brahmaismus wurden die Dschainas von den Brahmanen nicht aus Vorderindien vertrieben. Dass aber die Grottentempel auf Salsette und Elephanta von Siwaiten und die zu Ellora von Siwaiten und Wischnuiten angelegt wurden, erhellt nicht allein aus den für diese beiden Cultus sprechenden Bildwerken, sondern auch noch daraus, dass die Brahmanen sie für heilige Werke halten, was nicht bei den Grotten von Karli der Fall ist; wenn daher in den erstern die Inschriften von einer buddhaistischen Dynastie aus dem dritten Jahrhunderte v. Chr. herrühren, und wenn sich sonst noch etwas bloss auf den Buddhaismus Bezügliches darin befindet, so bezeugt diess nur, dass jene Tempel auch von den Buddhaisten benutzt, aber keineswegs, dass sie von ihnen geschaffen wurden, da ihr Alter mindestens um 1000 Jahre jene Zeit überschreitet. Tschenpho, Skr. Tschampâ, welcher Name sich noch in der Stadt Tschampanagar erhalten hat, war die alte Hauptstadt des Karna, Königs von Angadesa, die daher auch den Namen Karnapura führte und auf der Stelle des heutigen Bhagalpur am Ganges lag. Hiüan Thsang gibt dem Reiche Tschenpho 4000 und der grossen Hauptstadt am Ganges über 40 Li Umfang und schildert das Land als fruchtbar und die Einwohner als Leute von sanften und feinen Sitten; man zählte darin 10 meist verfallene Klöster mit nur ungefähr 200 Mönchen, aber die Irrgläubigen besassen mehr als 20 Tempel. Statt Tomoliti schreibt er genauer Tanmoliti, Skr. Tâmraliptî, die Kupferfleckige, jetzt Tamluk am Hugli unweit Kalkutta, und legt dem Reiche, worin er 10 Klöster mit mehr als 1000 Mönchen und etwa 50 Tempel der Häretiker traf, 1400 und der Hauptstadt, die einen grossen See- und Landhandel trieb, mehr als 10 Li im Umfange bei. Ssetzekue heisst Reich der Löwensöhne und ist eine Uebersetzung des Skr. Sinhaladwîpa, das Hiüan Thsang mit Auslassung des letztern Wortes durch Sengkialo und wir durch Seilan wiedergeben. Dieser Sinese gibt der Insel, die er nicht zu Indien rechnet, 7000 Li und der Hauptstadt derselben mehr als 40 Li Umfang. Was von den ältesten Bewohnern, den Dämonen und Genien, berichtet wird, die zuerst von Sakja Muni, dann vollends von Widschaja

Sinhabâhu, der mit 700 Mann von Kalinga kam und Seilan in Besitz nahm, vertrieben worden sein sollen, ist ein reines Märchen; denn nach Hiüan Thsang verbreitet erst Mohiintolo (Skr. Mahendra), Asoka's jüngster Bruder, die Buddha-Lehre auf jener Insel, oder nach sinhalesischen Quellen vielmehr Mihindukumâra, Sohn des Königs Dharmâsoka, im 236. Jahre nach Buddha's Tode. Der Berg mit Buddha's Fussabdrucke, den wir Adamspik nennen, wird von den Sinhalesen Samanhela. Sripâda, d. i. der heilige Fuss des Berges Samana, genannt und liegt ungefähr 14 deutsche Meilen von Colombo, auf dessen Gipfel, wo sich der Stein mit dem Fussabdruck befindet, man nur vermittelst einer eisernen Kette gelangen kann. Mahasana, der in den Jahren 818—844 nach Buddha's Tode, den die Sinhalesen 543 v. Chr. setzen, über Seilan herrschte, fertigte eine Gesandtschaft mit grossen Geschenken an Guhâsiha, den König von Kalinga, ab, um von ihm Fo's Zahn zu erhalten, wodurch diese kostbare Reliquie nach Seilan kam. Ungefähr 1400 Jahre nach Buddha's Tode machtem die Malabaren vor der Küste Koromandel einen Einfall und raubten den Zahn, der aber über 80 Jabre später von Parakramabâhu wieder nach Seilan zurückgebracht wurde, wo ihn in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts die Portugiesen verbrannten; jedoch fanden die Buddha-Mönche am andern Tage einen andern, dem vorigen ganz ähnlichen Zahn in einer Lotusblume, der jetzt im Besitze der Engländer ist. Asengki, Skr. Asankhjâ, heisst eigentlich unzählich, aber die Buddhaisten verstehen unter diesem Worte 100 Quadrillionen, und Sakja Muni soll in seinen ersten Generationen Ziegelbecker gewesen sein. Die Zahl 1497 hat Fahian nach der sinesischen Rechnung angegeben, denn nach derselben fällt Buddha's Nirwana 1084—1085 v. Chr., nach der sinhalesischen 543 v. Chr.; auch nimmt man statt 500 gewöhnlich 550 Verwandlungen (Skr. Dschâtaka) des Buddha an, welche in Bildern und Emblemen in Tempeln dargestellt und für das Volk ein Gegenstand der Verehrung sind. Jephoti ist eine Nachbildung des Skr. Jawadwîpa, d. i. Gersteninsel, wie schon Ptolemäus richtig bemerkte. Im Jahre 436 soll der König dieses Reiches an den sinesischen Kaiser eine Gesandtschaft abgefertigt haben, wodurch Handelsverbindungen zwischen jenen beiden Reichen ins Leben traten, die, Anfangs selten und durch lange Zwischenräume unterbrochen, sich gegen die Mitte des 10. Jahrhunderts durch Niederlassungen der Sinesen auf Jawa vermehrten. Dass aber schon früher ein Verkehr zwischen Jawa und Kanton angeknüpft war, erhellt aus Fahian, ja jene Verbindung bestand schon, wie wir oben nachgewiesen haben, zur Zeit des Ptolemäus, und nach der Geschichte von Kanton, welche der dortige Vicekönig im Jahre 1819 herausgab, noch früher, welches Factum durch das sinesische Werk Kiaolieupatsunglün, woraus Landresse mittheilt, dass unter der Regierung des Kaisers Kungwuti (24—57 n. Chr.) Leute aus Indien nach Jawa kamen und dort Tauschhandel trieben, erhärtet wird [1]).

§ 2. Um das Jahr 405 schickte der König von Ssetze (Seilan) eine Gesandtschaft an den sinesischen Kaiser Nganti mit einem Geschenke, das aus einer mit Edelsteinen besetzten Statue des Fo bestand, und im Jahre 428 trafen Gesandte von dem Könige Jüeai (d. i. der vom Monde Geliebte, Skr. Tschandrasrî) aus dem indischen Reiche Kiapili (Skr. Ka-

1) Foekoueki p. 365.

pila) bei dem Kaiser Wenti ein, die ihm Diamanten, goldene Ringe, Armbänder, Goldschmuck, sowie einen rothen und einen weissen Papagei überbrachten, welchen König Tschandrasri Mill, Direktor des Sanskrit-Collegiums zu Kalkutta, für den letzten König von Magadha hält und den Prinsep in seinen genealogischen Tabellen in das Jahr 428 setzt, da doch noch später von Königen von Magadha Gesandtschaften an sinesische Kaiser erwähnt werden. In eben dem Jahre 428 empfing jener Kaiser auch eine Gesandtschaft aus Seilan und im Jahre 430 und 433 aus dem Reiche Olotan, das auf den indischen Inseln in der Gegend von Borneo lag, sowie im Jahre 441 aus dem Reiche Sanmoli (Samorin?). Der Kaiser Wuti, der von 454—464 regierte, erhielt von vielen indischen Völkern Gesandtschaften, wie auch im Jahre 455 von den Popo und den Kintoli, Völkern aus der Gegend von Malakka und Siam, und im Jahre 473 erschienen Gesandte von Poli, einem Königreich auf einer der indischen Inseln, bei dem Kaiser Tschuju. Indien stand auch während dieser Zeit in regem Verkehr mit dem nördlichen Reiche Sina's, denn vom Jahre 386 bis 581 zerfiel Sina in zwei Reiche, in das südliche und nördliche Kaiserreich. In letzteres kam zum Kaiser Taiwuti von der Dynastie der Wei, der von 422 bis 451 regierte, ein Kaufmann aus dem Lande der Grossen Juetschi (Indo-Skythen) und versprach, in Sina Glas von verschiedenen Farben zu verfertigen, das man bisher aus den westlichen Ländern bezogen und sehr theuer bezahlt hatte. Der Kaufmann entdeckte die erforderlichen Materialien in den Bergen und verfertigte farbiges Glas von der grössten Schönheit, womit der Kaiser einen grossen Saal ausschmücken liess, und von dieser Zeit an sank der Preis der Glaswaaren in Sina bedeutend [1]). Dahingegen führt Deguignes an, dass der römische Kaiser, der dem sinesischen Kaiser Taitsu aus der Dynastie der Wei Glaswaaren von verschiedenen Farben geschenkt hatte, ihm einige Jahre nachher einen Mann schickte, der die Sinesen die Glasfabrikation lehrte [2]), was aber sehr unwahrscheinlich ist. Vom Anfange des sechsten Jahrhunderts bis zur Mitte kamen viele Gesandtschaften aus Südindien nach Nanking, dem Hofe des südsinesischen Reiches, wo der Kaiser Kaotsu-Wuti, Stifter der Dynastie Liang, von 502—550 regierte. Auch Kiuto (Skr. Kûta), König von Mittelindien oder Magadha, liess im Jahre 502 durch seinen Offizier Tschulota jenem Kaiser krystallene Gefässe, Talismane, Räucherwerke aller Art und ein Sendschreiben überbringen, worin er ihn zur Annahme der Buddha-Religion ersuchte, welcher der Kaiser auch später sehr ergeben war. Im Jahre 515 empfing er Gesandtschaften aus dem Königreiche Langjasiu, einer indischen Insel, und im Jahre 527 von der Insel Seilan, nach welcher damals sinesische Handelsschiffe in grosser Anzahl gingen. Die sinesischen Annalen der damaligen Zeit schildern Indien auf folgende Weise. Dieses Land, das im Norden an das Schneegebirge (Himalaja), im Westen an Kibin (Kabul) und Posse (Persien), im Süden an das Meer, im Osten an Funan (das birmanische Reich) und Liny (Siam) grenzt, wird in Nord-, West-, Süd-, Ost- und Mittelindien eingetheilt und erzeugt Diamanten, Gold, weisses und rothes Sandelholz, Steinhonig (Zucker), Trauben, wohlriechende Pflanzen, Korn

---

1) Pauthier, China. S. 293.
2) Deguignes, Idée générale du commerce etc. In den Mém. des Inscript. Tome 46.

von der Grösse eines Kamels, und das Getraide Tao, das man in einen sumpfigen Boden säet und jährlich viermal ärntet. Es treibt einen grossen Tauschhandel mit Tathsin (dem römischen Reiche), Funan (dem birmanischen Reiche) und Kiaotschi (Kotschin-Sina); aber die Kaufleute, welche reich sind und das Vergnügen lieben, führen keine Bücher über ihre Handelsgeschäfte. Die Bewohner tödten alle 10 Tage einen schwarzen Ochsen mit vier Fuss langen dünnen Hörnern und trinken dessen Blut; ihre Ehrenbezeigungen bestehen im Fusskusse und im Umarmen der Knie, und wenn sie aussergewöhnliche Lustbarkeiten in ihren Familien veranstalten, so laden sie junge Mädchen ein, die mit vieler Anmuth und Geschicklichkeit tanzen. Der König und seine Minister tragen gestickte Kleider aus Seide und feiner Wolle, die mit Perlen besetzt sind; ihre Haare sind auf dem Scheitel in einen Büschel (Skr. Dschatâ) gebunden und die übrigen mit der Scheere abgeschnitten oder sorgfältig aufgestrichen. Die Männer der obern Kasten haben in ihren Ohren goldene Ringe und kostbaren Schmuck, gehen barfuss und legen gemeiniglich weisse Kleider an; die Frauen tragen Halsketten von Gold, Silber und Perlen. Man verbrennt die Todten, sammelt deren Asche und hinterlegt sie in einer Pagode; einige tragen auch die Leichname an einen öden Ort, oder werfen sie in einen Fluss, wodurch sie der Leichen-Ceremonien mit den Kuchen aus Fleisch von Vögeln, vierfüssigen Thieren, Fischen oder Schildkröten überhoben werden. Die Aufruhrstifter werden in Gefängnisse eingesperrt oder mit dem Tode bestraft, die weniger schweren Verbrechen um Geld gebüsst; aber den Menschen, die keine kindliche Liebe ihren Eltern erzeigen, schneidet man die Hände, die Füsse, die Nase, die Ohren ab, oder verbannt sie über die Grenzen. Das Volk, das eine Schrift und eine Litteratur aus Büchern von Peito-Blättern (Skr. Wata oder Bodhi, indischer Feigenbaum) besitzt, hat grosse Fortschritte in den astronomischen Wissenschaften gemacht, welchen es das Sithan (Skr. Siddhânta, d. i. die gegründete Wahrheit), eine dunkle Abhandlung, welche man Gesetze des Himmels nennt, zum Grunde legt.

Die schwarzen Ochsen mit den vier Fuss langen Hörnern, welche die Indier tödteten, sind Büffel, die der Göttin Kali, der Gemahlin des Siwa, geopfert werden, wie noch heute in Bengalen und den angrenzenden Provinzen. Der sinesische Geschichtschreiber hat bei der Erwähnung der Leichen-Ceremonien das monatliche Todtenopfer (Skr. Srâddha-Pindânwâhârja im Auge, aber die Kuchen, welche den Manen der Vorfahren geopfert wurden, bestanden nicht aus Fleisch, sondern aus Reis; nur bei dem nachfolgenden Todtenmahle ass man gewisse Fleischspeisen. Wenn nun auch der Sinese hierin irrt, so geht doch aus seinem Berichte hervor, dass damals noch, wie im Manu vorgeschrieben wird, Todtenmahle aus Fleischspeisen bestanden, die also nicht, wie die heutigen Bramahnen behaupten, im Anfange des Kali-Juga abgeschafft wurden. Hier wird zuerst der indischen Litteratur und des astronomischen Werkes Siddhanta erwähnt, welches entweder das Laghwârja-Siddhânta des Astronomen Arjabhatta, oder das Sûrja-Siddhânta des Astronomen Warahamihira ist. Der erstere, den die Araber Arjabar nennen und dem sie das grosse Sindhind beilegen, lebte nach Colebrooke im vierten oder fünften Jahrhunderte unserer Zeitrechnung und bediente sich, wie Lassen erwähnt, der mit dem 18. Februar 3102 vor Chr. anfangenden Aera des Kali-Juga. Den Warahamihira, der Lassen zufolge die mit dem 14. März 78 nach

Chr. beginnende Aera des Saka gebrauchte, macht Heeren zum Zeitgenossen seines 56 vor Chr. gestorbenen Wikramaditjas; Colebrooke setzt einen Waramihira 201, einen andern 506 nach Chr., und v. Bohlen weiss, dass Waramihira sich gänzlich auf Arjabhatta stützt und nach dem Stande der Koluren in seinen Schriften um 472 oder 499 nach Chr. fällt, womit das Vorgeben der Indier bestehe, dass er unter Wikramaditja geschrieben habe, weil hier der dritte Fürst dieses Namens um 441 gemeint sei, wenigstens habe er schon zu Nuschirwan's Zeiten (531—579 nach Chr.) gelebt, da seiner die Fabeln des Pantschatantra gedächten, die dieser König ins Persische übersetzen liess. Trotz dieser verschiedenen Zeitbestimmungen des Warahamihira stellt sich doch die Zeitangabe Bentley's, der jenes Werk in das 11. Jahrhundert nach Chr. herabrückt, als irrig dar. Nach dem sinesischen Werke Piamitian bestanden die indischen Bücher, die es Peitopolitscha (Skr. Wataparolekha, d. i. in Blätter des indischen Feigenbaums eingegrabene Schriften) nennt und man in allen Tempeln Nantu's oder der südlichen Statthalterschaft Sina's antraf, deren horizontal laufende Schrift aber fast Niemand verstand, aus Blättern des im Königreiche Mokieto (Skr. Magadha) zu einer Höhe von 6—7 Tschang (50—60 Fuss) wachsenden Baumes Peito, die biegsam und kernhaft sind, aber nicht im Winter mit dem Griffel eingegraben werden dürfen, weil sie alsdann verderben könnten. Diese Bücher, die sich 600—700 Jahre halten sollen, waren in verschiedenem Formate und wurden von Aussen mit zwei Stückchen Holz auf jeder Seite zusammengehalten, zuweilen auch, wenn man einen grossen Werth darauf legte, mit feiner Seide umgeben.

§ 3. Der ägyptische Mönch Kosmas mit dem Beinamen Indopleustes verfasste im Jahre 547 unserer Zeitrechnung eine christliche Topographie in 12 Büchern, worin er die auf die Bibel gestützte Ansicht der Kirchenväter, dass die Erde eine viereckige Fläche sei[1]), auf welcher im Norden ein grosser kegelförmiger Berg liege, hinter welchem sich die Sonne des Abends verberge, und dass sie keine Antipoden habe[2]), zu beweisen sucht und berührt somit auch Indien. Damals wohnten am Indus weisse Hunnen, deren Fürst 2000 Elephanten und eine grosse Anzahl Reiter hielt und weit über Indien herrschte; der Handel auf der Küste Malabar hatte sich zum Theil in andere, bisher unbekannte Orte gezogen. Moschus oder Kasturi (Skr. Kasturi, wie im Amara Koscha der Moschus genannt wird) und Spikmarde traf man auf dem Markte von Sindu[3]), vermuthlich Tatta in Sindhi, wie jetzt noch der Moschus aus Grosstübet und Butan durch die Provinzen Kasmir und Delhi nach Surate gebracht wird. Kosmas beschreibt zuerst das Bisamthier als ein kleines Thier, dass die Eingebornen in ihrem Dialekte Kasturi nennen, und welchem sie, wenn es mit Pfeilen erlegt, den Beutel um die Nabelgegend, worin

1) Jesaias 11, 12. Ezech. 7, 2.

2) Augustinus de civit. dei 16, 9 sagt: Quod antipodas esse fabulantur, id est homines a contraria parte terrae, ubi sol oritur, quando occidit nobis, adversa pedibus nostris calcare vestigia, nulla ratione credendum est. Auch Lactantius de falsa sapientia 3, 24 erklärt die Annahme von Antipoden für unsinnig und thöricht.

3) Cosmas ap. Montf. p. 337: ἔνθα ὁ μόσχος ἢ τὸ καστόριν, καὶ τὸ ἀνδροστάχυν, wo aber nach p. 335 τὸ καστοῦρι, und ἡ ναρδόσταχυς statt τὸ ἀνδροστάχυν gelesen werden muss.

sich das wohlriechende geronnene Blut sammelt, das in seiner Heimath Moschus genannt wird, als das einzige Brauchbare abschneiden. Jenes Thier heisst nach Lassen noch im Himalaja Kasturi, Marco Polo nennt es Galderi oder Gadderi, und jetzt wird es in Tübet Gläa genannt; der Name Moschus aber stammt aus Skr. Muschka, d. i. Hode, weil man früher glaubte, der Bisam befände sich in der Hode dieses Thieres. Auf Sindu folgte die Handelsstadt Orrhotha (Surate), und Kalliana (Kalliani bei Bombay), in dessen Hafen die aus Aegypten kommenden griechischen Schiffe zur Zeit des Verfassers der Küstenbeschreibung des rothen Meeres nicht einlaufen durften, war ein grosser Handelsplatz, auf welchem man Kupfer, Sesamholz (vermuthlich Sapanholz) und allerlei Kleiderstoffe vorfand; weiterhin lagen Sibor, Male, in welcher Gegend der Pfeffer wuchs, und die fünf Handelsplätze Parti, Mangaruth (Mangalore), Salopatana, Nalopatana und Pudapatana. Seilan bildete damals den Hauptmarkt, Schiffe aus Indien, Aethiopien, Arabien, Persien und Sina trafen daselbst in Menge ein und setzten ihre Waaren gegen andere um. Die Aethiopier führten ein: Weihrauch, Kassia, Kalamus und andere Spezereien aus der Weihrauchgegend in Afrika, sowie Smaragd und Elfenbein; die Perser Pferde, welche zollfrei waren, und die Sinesen aus Sina und andern Emporien Seide, Aloeholz, Gewürznägelein, Sandelholz und andere Artikel, die man noch im 12. Jahrhundert zu Al Edrisi's Zeiten dort traf[1]. Zwischen Seilan und Sina setzt Kosmas Marallo (vermuthlich Malekka), wo es viele Meermuscheln gab, und Kaber (wahrscheinlich Jawa, das im Sinesischen auch Kauwa und Chapo genannt wird), und glaubt, dass der Weg über Persien nach Sina, worüber hinaus sich weder ein bewohnbares Land, noch ein schiffbares Meer befinde, weit näher sei, als zur See, weil in Persien sich immer ein grosser Vorrath an Seide vorfinde. Diess ist von den occidentalischen Schriftstellern die erste Nachricht über den Seehandel der Sinesen nach Indien, und da unter ihren Einfuhrartikeln auch Gewürznägelein angeführt werden, so ist es klar, dass sie auf jenem Wege auch die Molukken besuchten, wodurch Crawfurds Ansicht, der bezweifelt, ob die Sinesen jemals Seefahrten bis Malabar gemacht haben und glaubt, dass ihnen die Araber erst nach dem neunten Jahrhunderte den Weg zu den indischen Inseln zeigten, gänzlich als unhaltbar gestürzt wird[2]. Von Seilan berichtet Kosmas, dass sie eine grosse Insel im indischen Ocean sei, die von den Indiern Sielediba, von den Griechen aber Taprobane genannt werde; sie erzeuge den Edelstein Hyacinth, und über dieselbe herrschen zwei einander feindselige Könige, von denen der eine die Hyacinthgegend besitze, der andere den übrigen Theil, in welchem sich das grosse, von fremden Nationen besuchte Emporium und der Hafen befinden; auch habe sich daselbst eine christliche Gemeine gebildet, deren Glieder aus Persien eingewandert seien, die Eingebornen und die beiden Könige seien aber Bekenner einer andern Religion. Wie bekannt, stammt Sielediba aus Skr. Sinhaladwîpa, was die Araber in Serendib veränderten, wonach Ammian Marcellin die Einwohner jener Insel Serendivi nennt, und unter Hyacinth

1) Al Edrisi p. 38. Aromata vero, quae in eodem Climate (Seilan) reperiuntur, sunt caryophylla, sandalum, canfora, et lignum aloes, quorum omnium nihil invenitur in aliis climatibus.

2) Crawfurd, Indischer Archipelagus. Jena 1821. S. 36 ff.

ist wohl mit Salmasius der Rubin zu verstehen[1]), da die beiden arabischen Reisenden des 9. Jahrhunderts auch dort Rubingruben antrafen. Ueberdiess hat uns Kosmas noch eine schöne Kaufmanns-Anekdote aufbewahrt, für deren Aechtheit er bürgt, da er sie sowohl aus dem Munde der betreffenden Person Sopater, als von Ohrenzeugen vernommen. Sopater, ein äthiopischer Kaufmann, der um das Jahr 500 n. Chr. nach Indien handelte, war seiner Geschäfte wegen in Begleitung einiger Adulitaner aus Persien nach Seilan gesegelt. Auch Perser machten zugleich mit einem Agenten die Reise dahin. Als sie auf Seilan angekommen waren, wurden sie nach Landessitte durch die Zollbeamten dem Könige vorgestellt, der sie freundlich empfing und sie, nsch gebräuchlicher Grusserstattung, sich setzen hiess. Darauf erkundigte er sich über ihre Heimath und fragte, wie sie beschaffen sei und wie es dort um die Staatsangelegenheit stehe. Sie antworteten: gut. Im Verlaufe der Unterhaltung stellte der König die Frage auf, wer von ihren Königen der grösste und mächtigste sei, und ohne Verzug erwiderte der Perser: der unserige ist der mächtigste, grösste, reichste; er ist König der Könige, er vermag, was er will. Als Sopater schwieg, wandte sich der König zu ihm und sagte: Du Römer! sprichst Du nichts? Sopater versetzte: was soll ich auf solche Rede noch antworten! wenn Du aber wünschest die Wahrheit zu wissen, so sollst Du selbst beide Könige sehen und Du wirst bald überzeugt sein, wer von beiden der glänzendste und mächtigste ist. Der König, darob erstaunt, entgegnete: wie kann ich hier beide Könige sehen? Sopater — Doch wenigstens ihre Münzen, betrachte nur das Bildniss eines Jeden, und die Wahrheit wird Dir einleuchten. Der König — Nun, so gib denn her. Sopater überreichte dem König eine römische Goldmünze, die glänzend und von schönem Gepräge war, sowie eine persische Silbermünze. Der König besah Haupt- und Kehrseite der Goldmünze, lobte sie und rief aus: die Römer sind glänzender, mächtiger und vernünftiger! Er befahl, man solle dem Sopater alle Ehre erzeigen, und ihn auf einem Elephanten in Begleitung von Pauken durch die ganze Stadt führen[2]).

§ 4. Der König Kosroes II. oder Khusru Nuschirwan, der von 531 bis 579 auf dem persischen Throne sass, hatte sich, wie Malcolm erwähnt, auch zum Herren von einigen Provinzen Indiens gemacht; nach Ferischta aber liess er wider den indischen König Partab Chund, weil dieser seit einigen Jahren den gewöhnlichen Tribut nicht nach Iran geschickt hatte, eine Armee aufbrechen, welche die Länder Kabul und Pendschab eroberte und plünderte, und ihn zum Gehorsam zwang. Der indische König schenkte Nuschirwan 1000 Pfund Aloeholz, eine mit Perlen angefüllte Vase von köstlichem Stein, ein Schachspiel und das in Sanskritsprache geschriebene Werk Kalila und Dimna oder die Fabeln von Bidpay, welches sein weisser und sprachkundiger Minister Aburzurg-a-Mihir, der von den Arabern Buzurg-Mihir genannt wird, insPehlwi übersetzte, um es in den gelehrten Schulen, die Nuschirwan in Iran gegründet hatte, einzuführen[3]). Diess ist die erste Erwähnung von der Uebertragung

1) Salmasii Exerc. Plin. p. 1107 ed. Par.
2) Cosmas ap. Montf. p. 338.
3) Malcolm, Geschichte Persiens. Deutsch von G. W. Becker 1. Th. Dow, Geschichte von Hindostan Th. 1. S. 36 und 161.

eines Sanskritwerkes in eine andere Srache; es ist die unter dem Sanskrit-Titel Hitopadesa, d. i. heilsamer Unterricht, bekannte Sammlung von 43 Fabeln. Der König Sudarsana, der zu Pataliputra am Ufer der Bhagirathi seine Residenz hatte, übergab seine Söhne dem Weisen Wischnusarma zur Erziehung in den Staatswissenschaften, und Wischnusarma kleidete seinen Unterricht in Thierfabeln ein, die er in vier Bücher vertheilte, von denen das erste über die Erwerbung der Freundschaft, das zweite über den Bruch der Freundschaft, das dritte über den Krieg und das vierte über den Frieden handelt. Diese Fabeln, woran unser Geschmack viel auszusetzen hat, sind mit vielen Versen aus verschiedenen Gedichten, wie aus dem Ramajana und dem Mahabharata durchwebt, und es ist in denselben die Rede von den Wedas, von fünf Puranas und von einem Gesetzbuche. Wenn dieses Werk nun dasselbe ist, was der persische König Nuschirwan übersetzen liess, so geht daraus hervor, dass die Wedas und die übrigen genannten Bücher wenigstens schon im Anfange des sechsten Jahrhunderts n. Chr. existirten. Während der oströmische Kaiser Justinian, der von 527—565 regierte, mit Nuschirwan in einen langwierigen Krieg, der 556 endete, verwickelt war, sandte er einen gewissen Julian an den König der Aethiopier Hellesteaios, der auch Herr von dem Lande der Homeriten in Arabien, (eigentlich Hamyariten in Jemen) war, um die Aethiopier zu ersuchen, dass sie die Seide in Indien aufkaufen und wieder an die Römer verkaufen möchten, damit das Geld, das die Perser für ihre Seide von den Römern bezogen, nicht mehr in feindliche Hände überginge[1]). Zum Glücke trafen um das Jahr 550 einige Mönche aus Indien in Constantinopel ein, die sich zum Kaiser begaben, als sie erfuhren, dass er keine Seide mehr von den Persern beziehen wollte. Sie erklärten ihm, dass er auch nicht nöthig habe, dieselbe von einem andern Volke zu kaufen, sondern er könne sie in seinem Lande erzielen; denn sie hätten sich lange in einem volkreichen Lande der Indier, das Serinda genannt werde, aufgehalten und daselbst die Gewinnung derselben kennen gelernt. Die Seide stamme von gewissen Würmern, die zwar selbst nicht ausgeführt werden könnten, aber doch deren Eier, die sie in grosser Zahl legten, und wenn diese eine Zeitlang in Mist erwärmt worden, entwickelten sich daraus Würmer. Die Mönche gingen wieder nach Serinda, brachten Eier nach Konstantinopel zurück, bewirkten die Umgestaltung derselben in Würmer, die sie mit Maulbeerblättern nährten, und legten somit den Grund zum Seidenbau im römischen Reiche[2]). Dahingegen lesen wir bei Theophanes, dass ein Perser unter der Regierung des Kaisers Justinian nach Constantinopel gekommen sei und den Römern zuerst den Seidenbau gelehrt habe. Dieser Perser soll aus dem Lande der Serer eine Büchse voll Seidenwürmereier mitgebracht haben, die er beim Eintritte des Frühlings auf Maulbeerblätter legte, auf welchen sie bald als Würmer erschienen, die, von jenen Blättern genährt, sich zuletzt verpuppten und Schmetterlinge wurden. Als der Kaiser Justinian später den Türken die selbst erzielte Seide zeigte, wunderten sie sich sehr; denn sie besassen damals die den Seidenhandel betreibenden Häfen, welche früher die Perser inne hatten[3]). Indess trägt der Bericht des Theophanes weniger Glaubwürdigkeit an sich, als der des Prokopius;

1) Procop. Persica lib. 1. p. 34. ed. Hoeschelii.
2) Procop. Gothica lib. 4. p. 345—346 ed. Hoesch.
3) Theophanes Byzantius apud Photium.

denn weder die Türken, noch die Perser haben je die Häfen auf der Küste Malabar besessen, aus welchen die Seide ausgeführt wurde, er kann daher nur die Häfen am schwarzen Meere gemeint haben. Das ist die erste historische Notiz von dem Seidenbau in Indien, denn das Land Serinda ist die heutige Landschaft Sirhind zwischen Lahore und Delhi, in welcher Gegend noch Seide gewonnen wird. Zwar führt Vincent nach Purchas an, dass noch im 16. Jahrhunderte n. Chr. in Indien weder Seide erzeugt, noch fabrizirt, sondern dieser Stoff noch aus Sina eingeführt worden sei[1]; allein diess ist offenbar irrig, denn als der Sultan Baber im 16. Jahrhunderte Kasmir seinem Reiche einverleibte, befanden sich dort, wie die Beschreibung dieser Provinz erwähnt, Seidenwürmer in grosser Menge. A. W. v. Schlegel ist der Meinung, dass, da überhaupt viele technische und wissenschaftliche Mittheilungen aus Indien nach Sina erweislich seien, aber nicht in der entgegesetzten Richtung, auch die Erfindung des Seidenbaues den Indiern zugesprochen werden müsse, und gründet seine Ansicht auf die einheimischen Benennnungen für seidene Zeuge, wie Ketaja, von einem Irsekt erzeugt, Kauseja aus einem Cocon verfertigt, welche Ausdrücke schon in dem ältesten brahmanischen Gesetzbuche Manu vorkommen, wesshalb der Seidenbau in einem weit entferntern Alterthum, als zur Zeit des Kaisers Justinian, von den Indiern getrieben worden sei; auch dürfe uns nicht irren, dass die seidenen Zeuge von den Alten Serische genannt wurden, weil man den Namen Serer zu ausschliessend auf die Sinesen bezogen habe, worunter aber auch die Anwohner des bengalischen Meerbusens, wo ein grosser Vorrath von Seide gewonnen und, roh und verarbeitet, nach den Handelsplätzen der westlichen Küste ausgeführt werde, gar wohl mitbegriffen sein könnten[2]. Indess ist die Stütze auf das hohe Alter des Manu äusserst schwach, und kein alter Geograph dehnt das Land der Serer bis zu dem bengalischen Meerbusen aus, in welcher Gegend, sowie in ganz Indien, auch nicht die Seide mit dem Namen bezeichnet wird, dessen sich die alten Griechen bedienten, die sie doch in Indien zuerst kennen lernten, wie wir oben gesehen haben[3]. Das Wort Metaxa für Seide führt zuerst der Jurist Marcianus. der im Anfange des dritten Jahrhunderts schrieb, neben Vestis serica, in seinem Verzeichniss der zollbaren Waaren auf[4]; dann kommt es in einem Edikte der Kaiser Arcadius und Honorius vom 406 vor[5], und bei dem Lexikographen Hesychius, der vermuthlich um eben diese Zeit lebte[6]; aber allgemein erscheint es erst seit den Zeiten des Kaisers Justinian. Jenes Wort ist wahrscheinlich indischen Ursprungs und scheint aus Mai, wie die Seide in einem Theile Hinterindiens genannt wird, und aus Tassar, dem Namen eines Seidenwurmes und einer Art Seide, zusammengesetzt zu sein: wonach also der indische Seidenbau bis zum Anfange des dritten Jahrhunderts unserer

---

1) Vincent l. c. II. p. 462. Silk was not a native commodity or manufacture of India in the 16th century; it still cam from China. Caes. Frederik Purchas, vol. III. p. 1708.

2) A. W. v. Schlegel, Ueber die Zunahme und den gegenwärtigen Stand unserer Kenntnisse von Indien. Im berliner Kalender vom Jahre 1829. S. 9.

3) 3 Abschn. §. 2. 4) Dig. lib. 39. tit 4. lex. 16.

5) Cod. lib. 11. tit 7. l. 10.

6) Hesich. v. Σῆρες ζῶα νήθοντα μέταξαν, ἧ ὄνομα ἔθνους, ὅθεν ἔρχεται καὶ τὸ ὁλοσήρικον.

Zeitrechnung erweislich wäre. Die Seide kam noch im ersten Jahrhunderte n. Chr. auf zwei Wegen aus Sina nach Indien: über Baktra (Balkh) nach Barygaza zu Land, und über den Fluss Ganges nach Limyrika zu See; und selbst zu den Zeiten des Kosmas, wo doch schon in Indien der Seidenbau betrieben ward, ging sie noch zu See von Kanton nach Seilan, und zu Land aus Nordsina nach Persien, woraus hervorzugehen scheint, dass die sinesische Seide vor der Indischen den Vorzug erhielt, den sie auch wirklich hat. Der Maulbeerseidenwurm (Bomcyx mori) ist nicht in Indien, sondern im nördlichen Sina einheimisch; in Indien gibt es 12 verschiedene Arten Seidenwürmer, von denen die Tassara, Muga und Arinda oder Eria die am meisten benutzte Seide liefert, die ebenfalls ihren Namen nech dem Wurme führt. Die Tassara-Raupe wird häufig in Gondwara, Orissa und dem westlichen Bengalen getroffen, nährt sich besonders von der Badari oder Zizyphus jujuba und ihre Cocons sammeln die Eingebornen in den Wäldern und verkaufen sie. Die Muga (Saturnia Assamensis Helf) lebt in Assam von den Blättern des Lorbeerbaumes, der Michelia (Schampakkabaum) und mehrerer anderer Gesträuche, wird in freier Luft gezogen und erzeugt eine starke Seide, von welcher der Centner an Ort und Stelle zu 120 Rupien verkauft und in Nieder-Assam gegen 2000 Centner erzielt wird. Von der Muga-Seide, die zwar nicht so fein als die Sinesische, aber weit stärker ist, verfertigt man in den Fabriken von Bengalen eine Art Gaze zu Bettumhängen, Moustiquaires, zur Abhaltung der Fliegen, sowie die Mungadutis, eine Art Taffet für die Bewohner Asiens, und die Kanadaris mit Einschlag aus Baumwolle. Die Arinda (Phalaena Cynthia), die sich am Liebsten von der Palma Christi in Assam und dem nördlichen Bengalen nährt, erzeugt eine Seide von grosser Dauerhaftigkeit, die wie Baumwolle gesponnen wird und deren grobe Zeuge den Eingebornen zur gewöhnlichen Kleidung dienen, die sich durchs Waschen verschönert. Die übrigen 9 Arten finden sich in Dekhan, Multan, Lahore und allen nördlichen Provinzen von Hindustan, von denen die von den Blättern der Ficus religiosa lebende Raupe einen Cocon von sehr feinen Fäden mit starkem Glanz spinnt [1]).

§. 5. Nach Vorgang Indiens wollte der sinesische Kaiser Wenti, Gründer der Dynastie Sui, der von 581—604 regierte, das Volk in vier Kasten eintheilen, indem er befahl, dass der Sohn eines Kaufmanns auch wieder Handel treiben, der eines Handwerkers wieder ein Handwerk erlernen, und der eines Militär- und Civilbeamten dieselbe Laufbahn antreten sollte; aber er konnte seinen Plan nicht durchsetzen und wurde von seinem Sohne Jangti ermordet. Jangti dämpfte eine Empörung in Kiaotschi (Kotschin-Sina) und machte einen glücklichen Einfall in Liny (Siam), wo er in der Hauptstadt 18 Götzenbilder von gediegenem Golde und andere Schätze erbeutete. Während der Jahre 618—627, wo die Dynastie der Sui durch die Dynastie der Thang gestürzt wurde, herrschten im Reiche der Mitte grosse Unruhen. Auch Schilojito (Skr. Silâditja), König von Mokiato (Magadha) führte Kriege und lieferte Schlachten, wie man früher noch nicht gesehen hatte. Die Elephanten wurden nicht abgesattelt, die Soldaten legten ihren Schild nicht nieder, dieser König wollte die vier übrigen Indien unter seine Botmässigkeit bringen, und

---

1) Ausland 1838 S. 1271. Le Goux de Flaix Th. 2. S. 403 der deutschen Uebersetzung. Lassen, Ind. Alterth. S. 317.

alle Nordprovinzen unterwarfen sich ihm. Jenen Schilojito hält Prinsep für den König Siladitja, der im Anfange des 6. Jahrhunderts in Suraschtra herrschte, was aber nicht mit der Zeit stimmt; später wird in der sinesischen Geschichte noch ein anderer Schilojito genannt, welcher König von Westindien war und im Jahre 692 eine Gesandtschaft an den sinesischen Hof abfertigte. Im Anfange der Dynastie der Thang, welche der grosse Kaiser Taitsung gründete, der sich vom Jahre 627—649 in allen Zweigen um Sina verdient machte, begab sich Hiüan Thsang, ein eifriger Anhänger des Futhu (Buddha) in das Königreich Magadha, wo ihn der König Schilojito zu sich kommen liess, sich bei ihm über den Kaiser und die Landesangelegenheiten erkundigte und ihm versprach, an Taitsung eine Gesandschaft abzuschicken. Wirklich erschienen auch von ihm im Jahre 642 Gesandte, die dem Kaiser Bücher überbrachten, und Taitsung fertigte darauf den Cavallerie-Offizier Liangkoeiki an den König von Magadha ab, um ihm seine Freundschaft zu versichern. Schilojito ging dem sinesischen Gesandten entgegen, beugte aus Ehrerbietung das Knie, nahm das kaiserliche Sendschreiben in Empfang und legte es auf sein Haupt. Er schickte dann wieder Gesandte an den Kaiser, die bei ihrer Abreise aus Sina von dessen Ministern bis vor die Stadt begleitet wurden, auf welchem ganzen Wege man Räucherwerke brannte. Im Jahre 648 sandte der Kaiser einen Oberoffizier der Garde Namens Juantse welchem er Thsiangsseschin als die zweite Person der Gesandtschaft beigab, an den König von Magadha; allein Schilojita war vor der Ankunft des sinesischen Gesandten gestorben, und der Minister Nafuti Olonaschün, der sich auf den Thron geschwungen hatte, sperrte durch Truppen dem Juantse den Eintritt in das Reich. Dieser griff nun mit einigen 10 Mann Cavallerie jene Truppen an, büsste aber seine Mannschaft ein und floh in aller Eile nach Tufan (Tübet), wo er neue Streitkräfte sammelte. Tufan stellte ihm 1000 Mann, Nipolo (Skr. Nepâla) 7000 Mann Cavallerie, mit welcher Macht er vor die Festung Tschapuholi (Tschapra) rückte, die er in drei Tagen mit Sturm nahm, wobei 3000 Mann durchs Schwert getödtet wurden und 10,000 Mann im Ganges ertranken. Olonaschün rettete sich in das Königreich Wei (Skr. Waisâli), zog dort seine zerstreuten Truppen zusammen, griff die Offensive und wurde nebst 1000 Mann von Thsiangsseschin gefangen; die übrigen aber zogen sich mit den Weibern des Königs an die Ufer des Flusses Kantowei (Skr. Gandakî) zurück, wo Thiangsseschin sie angriff, die Weiber und Kinder des Königs sowie 12,000 Mann, zu Gefangenen machte und 30,000 Thiere verschiedener Art erbeutete. Der Sieger brachte 580 feste Städte und Marktflecken zum Gehorsam, und Schikieumo, König von Ostindien, schenkte ihm Ochsen, Pferde, Bogen, Säbel und kostbare Hausketten, und von dem Königreich Kiamolu (Skr. Kâmarûpa, Assam) erhielt er verschiedene Sachen nebst einer Landkarte an den Kaiser, wofür es sich ein Portrait des Laotse erbat. Juantse führte den Olonaschün nach Sina zum Kaiser, der wegen dieses Sieges Dankgebete im Tempel der Vorfahren anordnete und den Juantse mit einer höhern Stelle am Hofe belohnte. Als der Kaiser von seinem Gesandten erfuhr, dass er auf der Reise den 200 Jahre alten Dr. Naloölhsopomei getroffen habe, der das Mittel der Unsterblichkeit zu besitzen vorgab, schickte er, um jenes zu erhalten, Personen nach Indien ab, die es aber weder in den Reichen der Polomen (Skr. Brâhmanâs), noch im Reiche Pantschafa (Skr. Pantschâpa) auffinden

konnten[1]). Matuanlin, der in der letzten Hälfte des 13. Jahrhunderts ein grosses, aus 348 Büchern bestehendes, Geschichtswerk schrieb, führt an, dass der König von Mokieto (Magadha) im Jahre 648 einen Gesandten zum ersten Male an den Sohn des Himmels abgeschickt habe, um ihm verschiedene Arten Früchte und den Baum Pejang (d. i. der weisse Jang oder der indische Feigenbaum) zu überbringen, worauf der Kaisar Taitsu einen Gesandten in das Königreich Magadha abfertigte, um die Zuckersiederei und den Anbau des Baumes Jang kennen zu lernen. Auch trafen Gesandte aus dem Königreich Nipolo (Nepal) und andern Reichen bei Taitsung ein.

§. 6. Als der sinesische Fopriester Hiüan Thsang von seiner Reise nach Indien, die er vom Jahre 628 bis 645 machte, zurückkam, verfasste er auf Befehl des Kaisers Taitsung darüber unter dem Titel Sijüki, Beschreibung der Länder im Westen, einen Bericht, der für die indische Geschichte von grosser Wichtigkeit ist und aus welchem wir das Erheblichste nachfolgen lassen. Das Land Thiantschü (Indien) hiess vor Alters Schintu (Skr. Sindhu) und wurde von einigen Schriftstellern auch Hiantheu genannt, das aber nach der richtigen Aussprache jetzt Jintu heisst; denn die Eingebornen bezeichnen mit diesem Worte, welches in ihrer Sprache Mond (Skr. Indu) bedeutet, insgemein etwas Schönes und Lobenswerthes, und daher auch ihr Land, das sie aber nach seinem gegenwärtigen Zustand für ein unterjochtes, zerstörtes Reich erklären. Das Land, dem man die allgemeine Benennung Reich der Polomen (Brahmanen) gibt, enthält ungefähr 90,000 Li im Umfang, berührt auf drei Seiten das grosse Meer und stösst im Norden an das Schneegebirge (Himalaja), von wo es sich in einer schmalen und langen, dem Halbmonde ähnlichen, Gestalt nach Süden ausdehnt. Es zerfällt in Nord-, Mittel-, Ost-, Süd- und West-Indien und umfasst 85 Reiche. Nordindien zählt nachstehende 17 Reiche. Das Reich Utschangna (Skr. Udschdschjâna, Udjâna, Garten) hat 5000 Li im Umfang, seine Hauptstadt heisst Mengkieli, von welcher 250—260 Li nordwestlich in einem grossen Berge die Quelle Apholo entspringt, die dem Flusse Suphofasutu (Skr. Subhawastu, Sewat) sein Dasein gibt, und 1000 Li nordöstlich von derselben über Berge den Fluss Sindh hinauf liegt am Bache Thalilo die ehemalige Hauptstadt von Utschangna. Im Süden stösst an dieses Reich das Reich Kiantholo (Skr. Gandhâra), das von Osten nach Westen 1000, von Süden nach Norden 800 Li lang ist und im Osten an den Fluss Sindh grenzt; die Hauptstadt heisst Puluschapulo (Skr. etwa Puruschapura, Heldenstadt, das Perschâwer des Kaisers Baber, Peschawer), wo der König Kianisekia (Skr. Kanischka) der 400 Jahre nach Buddha's Nirwana regierte, ein berühmtes Kloster gründete, und 50 Li nordöstlich befindet sich der Tempel Pima (Skr. Bhimâ), der Gemahlin des Iswara, in dessen Nähe jenseit des grossen Flusses die Stadt Pusekolofatu (Basmagara) liegt[2]); 150 Li süd-

---

1) Pantschafa ist die Transcription des Skr. Pantschâpa, Fünfwasser, d. i. Fünfstromgebiet; Hiüan Thsang schreibt Pannutscha, Fahian Pitschha. also stammt der Name des Landes Pendschab nicht von den Persern her, obgleich letzteres Wort Persisch ist.

2) Baber schreibt in seinen Denkwürdigkeiten S. 298 und 454. Bei Bekrâm (Peschawer) liegt Gûrh-Katri, einer der heiligen Plätze der Jogis, die aus grossen Entfernungen hieher kommen, um ihren Bart zu scheeren und sich die Haare abzuschneiden. Nirgends in der Welt gibt es so finstere und kleinere

östlich berührt die Stadt Utokiahantschha (vermuthlich Attok) den Indus, und von hier 20 Li nordwestlich kommt man in die Stadt Pholotulo (vermuthlich Basar), den Geburtsort des Eremiten Phoni, des Gründers der Musik (Skr. etwa Pânini, den aber die Indier für ihren ältesten Grammatiker erklären). Geht mau zu Utokiahantschha über den Indus, der hier 3—4 Li breit ist, so betritt man das Reich Tantschaschilo (das Taxila der Griechen), das Land des Königs Tschenthalopolapho (Skr. etwa Tschandrabrahwa) was Licht des Mondes bedeutet, woran sich südöstlich das Reich Ulaschi (vermuthlich das Warsa des Ptolemäus) anschliesst, das 2000 Li im Umfang misst und Fo's Gesetz nicht befolgt; dann reiht sich im Südosten an dieses das Reich Senghopulo (Skr. etwa Sinhapura, Löwenstadt, vermuthlich Tschinagut), das 2600 Li im Umfang hat und im Westen an den Indus grenzt. Von Ulaschi 1000 Li südöstlich über Berg und Eisenbrücken galangt man in das 7000 Li im Umfang messende Reich Kiaschemilo (Skr. Kâsmîra, Safran), dessen Hauptstadt westlich an einem grossen Flusse (Dschilum) liegt, von welcher man 10 Li südöstlich die alte Stadt sieht. Von diesem Reiche sind die drei vorhergehenden Reiche und die zwei folgenden abhängig: das 700 Li südwestlich liegende Reich Pannutscha (Skr. Pantschâpa, pers. Pendschab) und das von diesem 400 Li südöstlich befindliche Reich Kolotschepulo (Skr. etwa Gurdschârapura oder Gurdschârawara, Guzuarate in der Gegend von Lahore). Von hier 700 Li südöstlich jenseit eines Flusses ist das Reich Thsekia (vermuthlich das Land der Kathairi zu Alexanders Zeiten oder der Kschatrijas, Lahore) das im Osten von dem Flusse Pipotsche (Skr. Wipâsâ, Bejah), im Westen von dem Flusse Sindh begrenzt wird und 14—15 Li südwestlich von der Hauptstadt die alte Stadt Tschekolo enthält; worin vor mehreren Jahrhunderten der König Majilokiülo regierte. Das östliche Nachbarreich heisst Tschinaputi (Skr. etwa Tschianawatî, vielleicht Dschengapur) d. i. von den Sinesen errichtet, denn die Birnen und Pfirsiche wurden daselbst, wo das Krongut des Königs Kianissekia war, von einem sinesischen Prinzen eingeführt, daher werden die Birnen Tschinani (von Sina gekommen), und die Pfirsiche Tschinalotschefetalo (Skr. Tschinarâdschaputra, Sohn des Königs von Sina) genannt. Hieran grenzt im Nordosten das Reich Tschelanthalo (vielleicht Serinda), das sich vor Alters zum Brahmaismus bekannte, und weiter nordöstlich erstreckt sich das Reich Khiuluto (vermuthlich Kulinda), das 3000 Li im Umfang hat, von Bergen umgeben ist, im Norden an das Reich Molopho (Gorwal) oder Sanphoho (Sangkar), im Süden an das 2000 Li im Umfang enthallende und westlich von einem grossen Flusse begrenzte Reich Schetothulo (Skr. etwa Satadru, wenigstens lag es an diesem Flusse) stösst. Von hier südöstlich gelangt man in das Reich Felitschi, das 4000 Li im Umfang hat und dessen Hauptstadt Tschenschunu heisst, über welcher im Norden das von allen Seiten mit Bergen umgebene Reich Pholokimapulo liegt, an welches sich nördlich in den Schneegebirgen das Reich Sufalanukiüthalo (Skr. Suwarnadschâti, Goldfamilie) anschliesst, das vortreffliches Gold erzeugt, von einer Frau regiert wird, wesshalb man es das

---

Zellen wie hier; ohne Licht kann man nicht hinein, und nachdem wir durch das Thor gekommen und eine oder zwei Stiegen hinabgegangen waren, mussten wir auf allen Vieren ausgestreckt weiter kriechen; die Menge von Kopf- und Barthaaren, welche innerhalb und ausserhalb herumliegt, ist ausserordentlich.

Reich der östlichen Frauen nennt, und im Osten an Tübet, im Norden an Khotan grenzt. — Mittelindien umfasst 31 Reiche. Aus dem nordindischen Reiche Schetothulo nach Südosten kommt man in das 2000 Li im Umfang messende Reich Pholijethalo (in der Gegend von Delhi) in Mittelindien, welches ein König vom Stamme Feische (Skr. Waisja) beherrscht, woran sich östlich das Reich Mothulo (Skr. Mathurâ) anschliesst, das 5000 Li im Umfang hat und nordöstlich von dem Reiche Sathanischefalo begrenzt wird, welches 7000 und dessen Hauptstadt, die man das Land des Glückes (das im Skr. Lakschmanawara, Lakschmanawastî heissen würde, welches heute in Luknow verstümmelt ist) nennt, 200 Li (wahrscheinlich 20 Li) im Umfang misst. Von da westlich liegt das 3000 Li umfassende Reich Majischefalopulo (in der Gegend von Adschmir), dessen Einwohner nicht an Buddha glauben, und nordöstlich von Sathanischefalo tritt man in das Reich Sulukinna (Skr. vielleicht Surasena), durch welches der Fluss Janmeuna (Skr. Jamunâ), auf dessen östlichen Ufer die Hauptstadt ist, fliesst und das im Osten an den Ganges, im Norden an einen grossen Berg grenzt. Geht man über den Fluss auf das östliche Ufer, so gelangt mau in das 7000 Li grosse Reich Motipulo, über welches ein König vom Stamme Schutolo (Skr. Sûdra) herrscht und wo im Nordwesten auf dem östlichen Ufer des Ganges sich die Stadt Mozülo erhebt, die Bergkrystall hervorbringt und einen Brahmanen-Tempel mit einem Wasserbehälter am Ganges, welchen die Indier das Thor des Ganges (Skr. Gangâdwâra, also wahrscheinlich das heutige Hurdwar, Skr. Haridwâra, Wischnuthor) nennen, einschliesst. Weiter südöstlich liegt zuerst das Reich Kiupischuangna von 2000 Li Umfang, dann das 3000 Li grosse Reich Ojitschithalo, und überschreitet man den Ganges nach Südwesten hin, so berührt man die Grenze des 2000 Li im Umfang messenden Reichs Pilosannu, von wo man in südöstlicher Richtung in das Reich Kieipitha (Skr. Samkassa im heutigen Bezirke Ferukhabad) kommt. Von hier nordwestlich gelangt man an das Reich Koschokiutsche (Skr. Kanjâkubdscha, Mädchenbuckel, Kanudsch) das 4000 Li Umfang hat und von Kolischafatanna, welches an Freude vergrössert bedeutet, einem Könige aus dem Stamme Feische (Skr. Waisja) beherrscht wird, den aber Hiüan Thsang an einem andern Orte Tuluphopatho, einen Schwiegersohn des Königs Schiloatito (Skr. Silâditja) nennt; 100 Li südöstlich von der Hauptstadt befindet sich auf dem östlichen Ufer des Ganges die Stadt Nafothipokiülo, in deren Nähe man einen Brahmanentempel trifft. Südöstlich ist das Reich Ajütho (Skr. Ajodhjâ, die Unbesiegbare, Aude) mit 5000 Li Umfang, östlich das 2400—2500 Li grosse Reich Ajemukiei mit seiner Hauptstadt am Ganges, am Zusammenfluss der Jamuna und des Ganges das 5000 Li im Umfang enthaltende Reich Polonakia (Skr. Prajâga, bei Baber Piâg. jetzt Allahabad), südöstlich von hier das 6000 Li grosse Reich Kiaoschangmi (Skr. Kausâmbî, eine alte Stadt am Ganges in der Nähe von Kurrah, die auch Watsapatana heisst und von Kusâmba gegründet wurde), nördlich das Reich Pisokia von 4000 Li Umfang. Nordöstlich von da folgt das Reich Schelofasiti (das Srâwastî des Wischnu-Purana), das 6000 Li im Umfang hat und worüber zu Buddha's Zeiten der König Polosinatschito (Skr. Prasenâdschita) herrschte, dann südöstlich das Reich Kieipilofasutu (Skr. Kapilawastu, eine Stadt, die auch Kapila genannt wird und ein Kosala oder der heutigen Provinz Aude lag), südwestlich das Reich Lanmo (Skr. vermuthlich Râma, das

Land des Rama nordöstlich von dem heutigen Gorakhpur); das Reich Küschinakielo (Skr. Kusinagara, Stadt des Kusagrases, Poa cynosuroides), wo im Nordwesten der Hauptstadt der Fluss Atschitofati (Skr. Gandaki), der früher Schilainufati Skr. Suwarnawatî, die Goldführende) genannt wurde; das Reich Polonasse (Skr. Warânasê, Benares) das 4000 Li im Umfang enthält und worin nordöstlich von der grossen Hauptstadt am Ganges der Fluss Poloni (Skr. Waranî). Von hier südwestlich kommt man in das 6000 Li umfassende Reich Kiaosalo (vermuthlich in den Gebieten von Golkonda und Berar), dessen König aus dem Stamme Kschatrija über schwarze und wilde Völker herrscht; zur Zeit Lungmengs (Skr. Nâgakoschuna, der 800 Jahre nach Buddha's Tod gesetzt wird und der 13. Patriarch nach Buddha war, welchen Lassen aber zum Zeitgenossen des oben erwähnten Königs Kanischka macht) hiess der König Sotopholo, der den 300 Li südwestlich von diesem Reiche befindlichen Berg Palomolokili oder schwarzen Berg (Skr. etwa Paramalagiri) für Lungmeng durchbohren liess. Oestlich von Polonasse ist das Reich Tschentschü, das 2000 Li im Umfang hat und dessen Hauptstadt am Ganges liegt, nebst der Stadt Mahasolo. Nordöstlich reiht sich das Reich Feischeli (Skr. Wasâli), das 5000 Li im Umfang misst und ein reiches Land ist mit mehr als 100 eingestürzten Buddha-Klöstern; die 60—70 Li grosse Stadt Geischeli liegt grösstentheils in Trümmern und ist nur wenig bewohnt: 14—15 Li im Südosten der Stadt zeigt ein Thurm, wo 110 Jahre nach Buddha's Nirwana die Versammlung der Arhans zur Anordnung der heiligen Bücher stattfand, und im Nordosten befindet sich die alte Stadt eines Königs Tschakrawarti Mahadewa. Hieran grenzt im Nordosten das 4000 Li im Umfang enthaltende Reich Nipholo (Skr. Nepâla) inmitten der Schneegebirge, und südwestlich an Feischeli das Reich Mokietho (Skr. Magadha) von 5000 Li Umfang mit der zerstörten Hauptstadt Photholitse (Skr. Pâtaliputra), die früher Keusumapulo (Skr. Kusumapura, Blumenstadt) hiess, in welche der König Aschukia (Skr. Asoka), Urenkel des Pinposolo (Skr. Bimbâsâra), 100 Jahre nach Buddha's Nirwana aus der Stadt der Könige (Skr. Râdschagriha) seine Residenz verlegte; die heutige Residenzstadt heisst Kolotschekulisse, die nicht weit von Küütschekolupolo, d. i. mit Stroh bedeckter Pallast, der alten Hauptstadt der Könige, entfernt ist, in deren Nähe ein von Atutoschetulo (Skr. Adschâtasatru) erbauter Thurm die Stelle bezeichnet, wo ein Verein von Priestern unter dem Vorsitze des Maha Kasjapa die heiligen Schriften des Buddha revidirte; auch die von 1000 Brahmanenfamilien bewohnte Stadt Kiaje (Skr. Gajâ, jetzt die Ruinen Buddha Gaja) liegt in dem Königreiche Magadha, und die Flüsse Niliantschenna (Skr. Nîlântschana, Niladschan) und Muho (jetzt Mohany, der mit dem vorigen den Fluss Falgo bildet) bespülen es. Auf dieses Reich folgt östlich das Reich Jilannupofato (in der Gegend von Mongiri am Ganges) von 3000 Li Umfang, wo an der Seite der den Ganges berührenden Hauptstadt der Berg Jilannu einen sehr starken Rauch von sich gibt; südlich das Reich Tschenpho (Skr. Tschampâ) von 4000 Li Umfang mit der am Ganges sich ausbreitenden Hauptstadt (jetzt Bhagalpur), dann das Reich Kotschüwentila oder Kotschenkolo (in der Gegend von Kossimbazar) von 2000 Li Umfang, und von hier über den Ganges 600 Li östlich das Reich Pannafatanna (Butan?). — Ostindien enthält 11 Reiche. Legt man von Pannafatanna in Mittelindien 900 Li ostwärts zurück, indem man den grossen Fluss

(Brahmaputra) überschreitet, so tritt man in das Reich Kiamaleupho (Skr. Kamârupa, Assam) in Ostindien, das 10,000 Li im Umfange hat, dessen Einwohner aber noch nicht zum Buddhaismus bekehrt wurden und daher keine Klöster besitzen; der König ist ein Brahmane und heisst Phosekolofanna, wird auch Keumalo, d. i. junger Mann (Skr. etwa Juwanara) genannt. Dieses Land grenzt östlich an die Barbaren im Südwesten von Sina, und man kann ven hier in zwei Monaten die südliche Grenze von Schu (Provinz Szeschüan) erreichen, aber die Wege sind sehr beschwerlich und gefährlich. Auf dieses Reich folgen südwärts der Reihe nach das 3000 Li umfassende Reich Sanmathatho, ein niedriges Land am Meeresufer; dann nordöstlich am Meeresrande und inmitten von Bergen und Thälern das Reich Schelitschathalo, südöstlich an der Ecke des grossen Meeres das Reich Kiamalangkia, östlich das Reich Tolopoti, weiter östlich das Reich Mahotschenpho, südwestlich das Reich der Insel Janmana (Andaman?) welche sechs Reiche Hiüan Thsang nicht selbst besuchte. Wendet man sich von Sanmathatho westlich, so gelangt man nach 900 Li in das Reich Tanmoliti (Skr. Tâmralipti, Tamluk am Hugli bei Kalkutta) das 14 Li im Umkreis misst und dessen 10 Li umfasssende Hauptstadt (Tamluk) einen grossen See- und Landhandel treibt. An jenes schliessen sich nordwestlich das Reich Kolonusufalana von 4400—4500 Li Umfang dann südwestlich das Reich Utscha (Skr. Utkala, Orissa), das 7000 Li umfasst und am Meeresufer die Stadt Tschelitalo (Skr. Tscharitapura) besitzt, die Seehandel treibt und stark besucht wird; weiter südwestlich das Reich Kungiütho, das 1000 Li im Umfange hat, ausser der am Meere auf einem stillen Orte liegenden Hauptstadt, 10 kleine Städte enthält, eine besondere Sprache redet und sich nict zu Buddha's Religion bekennt. — Südindien umfasst ausser Seilan 15 Reiche. An das Reich Kungiütho in Ostindien reiht sich westlich zunächst das Reich Kolingkia (Skr. Kalinga) in Südindien, das einen Umfang von 5000 Li hat, aber von wenigen wahren Gläubigern (Buddhaisten) bewohnt wird, dann südlich das 6000 Li im Umfang messende Reich Tanakothsekia, dessen Bewohner schwarz und ungebildet sind; südwestlich das Reich Tschülije (wahrscheinlich die Sorigi des Ptolemäus) von 2400—2500 Li Umfang mit ungebildeten und häretischen Einwohnern; südlich das 6000 Li grosse Reich Thalopitschha (Skr. Drâwida, das südöstliche Küstenland von Kârânta), dessen Sprache und Buchstaben etwas verschieden von denen Mittelindiens sind, mit der Haupstadt Kiantschipulo (Kandschiwara); weiter südlich das Reich Molokiüthu Tschimolo von 5000 Li Umfang, das im Süden, wo der Berg Moloje (Skr. Malaja, Berg, worunter aber hier das Vorgebirge Komorin zu verstehen ist), von dem Meere begrenzt wird, welches den schwarzen Bewohnern grossen Reichthum abwirft; nordöstlich von dem Berge Puthalokia liegt die Seestadt, von wo man sich östlich nach dem 3000 Li entfernten Reiche Sangkialo (Skr. Sinhala, Seilan) einschifft. Sengkialo, das 7000 Li im Umfange hat, hiess vor Alters Insel der Schätza und wurde im ersten Jahrhunderte nach Fo's Nirwana durch Mohiyntolo (Skr. Mahendra), Asoka's jüngsten Bruder zum Buddhaismus bekehrt, der 200 Jahre später in zwei Klassen zerfiel: Mohopibolo (Skr. Mahâwirâha) und Apojetschili (Skr. Abhajasri); im südöstlichen Winkel der Insel erhebt sich der Berg Langkia (Skr. Lankâ), wo Fo das Buch Lingkia erklärte. Wir müssen hier bemerken, dass dieses die erste chronologische Erwâhnung von Lanka ist, wie im Ramajana

die ganze Insel genannt wird, und können nicht einsehen, dass der Buddhaismus so spät auf diese Insel Eingang fand, wenn Buddha selbst auf der Insel verweilt haben soll. Von Thalopitschha nördlich liegt das Reich Kungkiannapulo (Skr. Kongkanapura, Konkan), das 5000 Li im Umfang zählt und im Norden der Hauptstadt einen Wald von Tolo (Skr. Tala, Fächerpalme) hat, deren Blätter in Indien zum Schreiben gebraucht werden; nordwestlich breitet sich das 6000 Li umfassende Reich Mahalatho (Skr. Mahârâschtra, grosses Reich, Mahratten) aus, dessen Hauptstadt westlich an einem grossen Flusse sich befindet. Geht man von hier 1000 Li westlich über den Fluss Naimotho (Skr. Narmadâ, die Freudengeberin, Namada), so erreicht man das Reich Palukotschenpho (Skr. Barigoscha, das Barygaza der Griechen, Barotsch), das einen Umfang von 2400—2500 Li hat und dessen Bewohner vom Seehandel leben; nordwestlich umgibt es das 6000 Li grosse Reich Malapho (Skr. Mâlawa) oder das südliche Reich Lo, das nach Magadha für die Studien das Hauptreich ist, worin vor 60 Jahren der König Schiloatito (Skr. Silâditja) lebte, dessen Hauptstadt im Südosten des Flusses Muho (Skr. Mahî) liegt, von welcher 20 Li nordwestlich sich eine Brahmanenstadt befindet. Wenn man sich hier im Südwesten einschifft unp 2400—2500 Li nordwestlich fährt, so gelangt man in das Reich Atschali oder Atholi von 6000 Li Umfang. Nordwestlich an Malapho stösst das Reich Khitscha (Skr. Katschha, Morastland, Kutsch), das 3000 Li im Umkreis enthält, aber keinen König hat, sondern von Malapho abhängt, und nördlich von dem 6000 Li umfassenden Reiche Falapi (Marwar) oder dem nördlichen Reiche Lo begrenzt wird, worin man viele Waaren aus fremden Ländern trifft, und dessen König, ein Kschatrija, vom Stamme Schilaetito (Skr. Silâditja von Malapho (Skr. Mâlaw) ist. Im Osten jenes Reiches breitet sich das 6000 Li grosse Reich Utschejanna (Skr. Udschdschajanî, die Siegreiche, Udschain) aus, worin der König Asoka die Unterwelt (vermuthlich einen Grottentempel) anlegen liess, und nordöstlich das 4000 Li im Umfang enthaltende Reich Tschitschitho (Tshittore), dessen König vom Brahmanenstamme fest an die drei Vortrefflichen glaubt. — Westindien begreift 11 Reiche in sich. Nordwestlich an das Reich Falapi in Südindien grenzt das Reich Ananthopulo (Skr. Anantapura) in Westindien, das 2000 Li im Umfange misst, keinen eigenen König hat, sondern von Malapho abhängt; westlich an jenes Reich schliesst sich das Reich Sulatho (Skr. Surâschtra, schönes Reich, Surate) an, das 4000 Li umfasst und dessen Bewohner, deren Hauptstadt sich westlich am Flusse Muji (Skr. Mahî) ausbreitet, Seeunternehmungen lieben; nördlich liegt das 5000 Li grosse Reich Kiutschelo (Skr. Gurdschâra, Guzurate), in welchem viele Ketzer, aber wenig Buddhaisten wohnen und dessen Hauptstadt Pilomalo heisst. Wenn man von hier im Norden durch eine Wüste geht und über den Fluss Sintu (Skr. Sindhu) setzt, kommt man in das Reich Sintu (Sindhi) von 7000 Li Umfang, dessen Hauptstadt Pitschenphopulo heisst, und der König ist von der Sudra-Kaste; von da 900 Li östlich auf dem östlichen Ufer des Indus befindet sich das 4000 Li messende Reich Meulosanpulo (Multân), worin viele Anbeter der Götter, aber wenig Buddhaisten wohnen; nördlich dehnt sich das 5000 Li grosse Reich Pofato aus, mit 20 Tempeln der Ketzer nnd 4 Stupas von Asoka. Von Sintu 1500—1600 Li südwestlich ist das von Sintu abhängige Reich Athianphotschili von 5000 Li Umfang, dessen Hauptstadt Kotschischefalo

heisst, deren Mauern im Westen nahe beim Flusse Sintu und dem Meeresufer sind, und von dort wenigstens 2000 Li westlich breitet sich am Rande des grossen Meeres das mehrere 1000 Li umfassende Reich Langkolo mit der durch einen Tempel Maheswara geschmückten Hauptstadt Sutulischefalo aus, das von Pholasse (Persien) abhängig ist und dessen Sprache bei gleichen Buchstaben sich ein wenig von der Indischen unterscheidet. Von Athianphotschili 700 Li nördlich kommt man in das 3000 Li umfassende Reich Pitoschilo, und 300 Li weiter nordöstlich in das Reich Apantschha von 2400—2500 Li Umfang, welche beide Reiche von Sintu abhängig sind, an deren letzteres sich nordöstlich das von Kiapische (Kabul) abhängige Reich Falanu anschliesst, das 4000 Li umfasst und eine Sprache besitzt, die mit der von Mittelindien wenig Analogie hat.

Die Luft ist in Indien sehr warm, und der Boden, weil er durch reichliche Wässer bespült wird, sehr fruchtbar. Im Norden gibt es in den Bergen viele Salzminen, im Osten schaffen zahllose Kanäle die öden Ebenen in ein reiches und fruchtbares Erdreich um, im Süden wachsen Bäume und Pflanzen in Menge, im Westen ist der Boden arm und bildet ein grosses Sandmeer. Jeder Indier besitzt Land zu seiner Nahrung und seinem Unterhalt: man gibt Städt auf Leibzucht, man ertheilt Aecker gegen Antheil an den Bodenerzeugnissen, worunter auch die Blumen, die Kräuter, das Obst, und die Bäume jeder Art begriffen sind. Die Bodenerzeugnisse sind mannigfaltig und tragen verschiedene Namen, wie Gammolo (Skr. Gambhâri? ein gewisser Baum), Ganmilo (Skr. Gambhîra? die Citrone), Motukia (Skr. Madhûka, Bassia latifolia), Potala (Skr. Patala? ein Baum), Kiepitha (Skr. Kîmpâka? eine kürbissartige Pflanze), Homolo (Skr. Amala? Phyllanthus emblica), Tschintukia (Skr. Dschambuka? Franzapfel), Uthanpolo (Skr. Udnabara? wilder Feigenbaum), Meutsche (Skr. Mundscha? Saccharum mundscha Roxb), Nalikilo (Skr. Nâlika? eine Pflanze), Puanloso (Skr. Palâsa? Butea frondosa). Die Früchte Tsao (eine Art Cannarium), Pi, Schi und die Kastanie kennt Indien nicht; Birnen, Pflaumen, Pfirsichen, saure Pflaumen, Weintrauben und andere Früchte kommen aus Kasmir, wo sie reichlich gedeihen; Granatäpfel und Pomeranzen werden aus andern Reichen eingeführt. Vor Allem erzeugt der Boden Reis und Gerste, auch Futterkräuter wachsen im Ueberflusse, und von den Küchengewächsen trifft man Ingwer, Senf, Melonen, Wassermelonen, Zwiebeln und Lauch, welche beiden letztern Gegenstände aber nur in wenigen Familien gegessen werden. Indien bringt überdiess noch viele kostbare und seltene Sachen hervor, wie Gold, Silber, Nephrit, Jaspis, Perlen, welche in besondern Gegenden an der Küste von eigens dazu beauftragten Leuten gefischt werden, und welche Kostbarkeiten die Eingebornen statt des Gold- und Silbergeldes, das bei ihnen nicht im Gebrauch ist, gegen andere Gegenstände umsetzen. Die mit Mauern umschlossenen Städte sind geräumig und haben hohe Häuser, aber krumme Strassen; die meisten Häuser bestehen aus Ziegelsteinen, die übrigen aus Bambus oder andern Holzarten, mit Balkonen oder Gallerien aus Bohlen, die auf Lagen von Mörtel, Kalk und Steinen in Mannshöhe ruhen und mit Ziegeln bedeckt sind; die Höhe dieser Häuser ist zwar sehr verschieden; aber die Bauart meist dieselbe. Oeffentliche Pavillons mit emporgerichteten Fahnen von verschiedenen Gemälden, wo-

wo man theatralische Vorstellungen gibt, erheben sich auf den Kreuzwegen, wo man auch Fleischbänke und Fischmärkte trifft, und am Rande der Wege der besuchtesten Plätze vor den Städten lustwandeln feile Frauenzimmer. Eine ganz aussergewöhnliche Bauart haben die Sangkialan (Buddha-Klöster). Diese Gebäude sind viereckig und steigen bis zu vier Geschossen in die Höhe; die Thüren und Fenster sind zierlich ausgemeisselt, die Mauern mit mannigfaltigen Gemälden von glänzenden Farben bemalt, und im Innern wohnt eine zahlreiche Menge Menschen von brauner Gesichtsfarbe. Die Bevölkerung zerfällt in vier Kasten. Die erste ist die der Polemen (Skr. Brâhmanâs), eine Kaste mit reinen Handlungen, oder welche die Handlungen reinigt. Sie bewahrt die heiligen Lehren auf, von ihr gehen die Vorschriften zur Bildung und Veredlung der Sitten aus, sie bewohnt schmutzlose Orte und kleidet sich in weisser Farbe. Die zweite ist die der Schatili (Skr. Kschâtrijas), das ist die königliche Kaste, aus welcher die regierenden Fürsten stammen, deren vornehmste Pflichten Leutseligkeit und Wohlthätigkeit sind; aber im Laufe von Jahrhunderten haben sich auch andere Kasten zu der höchsten Macht erhoben, wodurch Bürgerkriege entstanden. Die Militär-Würden gehen vom Vater auf die Söhne über, sobald die letztern hinreichend in der Kriegskunst unterrichtet und geübt sind; in Friedenszeiten liegen die Soldaten in den Festungen, Kasernen und andern Orten in Garnison, und die Kriegsmacht besteht in Infanterie, Cavallerie, Streitwagen und Elephanten. Die auf Elephanten kämpfen heissen Jaschilikia (Skr. Jâschtika, d. i. mit Keulen bewaffnet) und sind mit Waffen oder Kolben versehen; die Streitwagen werden von vier neben einander gespannten Rossen gezogen, welche zwei dienende Soldaten lenken; der Obergeneral der Armee befehligt von einem Wagen herab, und die in Schlachtordnung gestellten Truppen bedecken die Wagen, deren Zahl soviel wie möglich dem Feinde verborgen bleibt; die Cavallerie entwickelt sich auf beiden Flügeln, um den Feind auf dem Rückzuge zum Kampfe zu zwingen und die Befehle mit der grössten Schnelligkeit zu vollziehen; die Infanterie manövrirt mit Behendigkeit, erfüllt ihre Obliegenheiten mit Kühnheit, ist mit einem grossen und breiten Schild und einer zackigen Lanze bewaffnet, und einige führen auch ein zweischneidiges Schwert. Schild, Bogen, Pfeile, Säbel, zweischneidige Schwerter, Streitäxte jeder Art, Lanzen, Kolben, lange Hellebarden und Streitwagen nebst Zubehör sind in diesem Jahrhundert gebräuchlich. Sobald man einen Feldzug gegen die Barbaren unternimmt, marschirt man in Corps, die Avantgarde vorauf, und Paläste, Strohhütten, alle Stationsörter werden, wenn sie sich dazu eignen, zur Einquartirung der Truppen in Beschlag genommen. Die königlichen Domänen zerfallen in vier Abtheilungen; die erste ist zur Abhülfe der Staatsbedürfnisse und zur Lieferung des Getraides bestimmt, welches zu den Opfern und andern Ceremonien verwendet wird; die zweite ist den Ministern und andern Staatsbeamten angewiesen, die dritte dient den Personen, die durch ihre Studien und ihr Wissen grosse Geschicklichkeit erlangt haben, zur Nutzniessung, und die vierte verschafft der Menge derjenigen, welche diese Grundstücke erhalten haben, um sie in nutzbaren Stand zu setzen, ein reichliches Auskommen. Uebrigens sind die Staatslasten und Grundsteuern sehr mässig. Die dritte Kaste besteht aus deu Feitsche (Skr. Waisjâs) oder den Kaufleuten, die in ihren Handelsangelegenheiten auch nicht den kleinsten Gewinn von sich weisen, er sei nahe oder fern; die

vierte Kaste ist die der Seutolo (Skr. Sûdrâs) oder der Ackerleute. Jede dieser verschiedenen Kasten heirathet nicht in eine andere, eine einmal verheirathete Frau heirathet nicht zum zweiten Male; der übrige Theil der Bevölkerung besteht aus Mischkasten, die ihre eigenthümlichen Gesetze haben.

Für den Unterricht der Jugend gibt es öffentliche Anstalten, aber selbst in den grössten derselben macht man von Büchern keinen Gebrauch, und die Einwohner entrichten für die Schulen keine Abgaben. Ihre Sprache, die aus 47 Buchstaben besteht, und ihre Litteratur stammen von dem Gott Brahma; die Mundarten der indischen Völker weichen zwar in ihren Grundelementen nicht von einander ab, aber die richtige Sprache, wie sie Brahma offenbart hat, wird nur in Mittelindien gelehrt, wo die Töne, Intonationen und End-Artikulationen derselben rein und klar sind. Wenn man sich nach der Aussprache der Bewohner jener Gegend richtet, so erkennt man die der verschiedenen Reiche an den Grenzen für fehlerhaft; die wahre vollkommene Aussprache der Worte ist voll, reich; befolgt man aber die gemeine Aussprache, so geht die ganze Reinheit verloren. Die Uebersetzungen und Nachbildungen, die wir von den Sanskritwörtern machen, sind voll von Unrichtigkeiten; die Empfängniss des Schulai (Buddha) 1), seine Geburt, der Austritt aus seiner Familie, seine Versenkung in das Niepan (Skr. Nirwâna), die Sonne, der Mond, alle diese Wörter können im Sinesischen durch Zeichen nicht genau wiedergegeben werden. Hinsichtlich der Litteratur sind in den Gesetzbüchern, deren allgemeiner Titel Nilopitscha (Skr. Nilapurâna) ist, für jede Handlung des Lebens Regeln vorgeschrieben; die Tugend und das Laster werden darin unter dem Gesichtspunkte der göttlichen Belohnungen und Bestrafungen dargestellt, und man erklärt deren Dunkelheiten Schritt für Schritt, gleichsam an der Hand führend. Anfangs unterrichtet man in der Verehrung und Beobachtung der 12 Capitel, und nach dem siebenten Studienjahre theilt man die fünf Ming (Lichter, Erläuterungen) mit, welche grosse Gespräche bilden. Das erste heisst das Licht der Töne, welches Buch, das in mehrere Theile zerfällt, die Wörter in ihren verschiedenen Bedeutungen erklärt; das zweite wird das Licht der Künste genannt, ein Buch, das die Lehre von den sinnreichen Künsten, den mechanischen Bewegungen, den zwei Principien, der Astronomie und der Mathematik umfasst; das dritte führt den Namen Licht der heilsamen Vorschriften, ein Buch, das die Verwünschungs-, Beschwörungs- und Bezauberungsformeln, die Verwahrungsmittel vor unreinen Sachen und teufelischer Verführung, die Kenntniss der Kraft der heilsamen Steine und der kauterischen Pflanzen lehrt; das vierte heisst das Licht der Ursachen, ein Buch, das die Grenzen des Wahren und Falschen, des Rechts und Unrechts bestimmt und festsetzt, die gerichtlichen Proben, welchen man die Angeklagten unterwerfen soll, kennen lehrt, und die Mittel zur Erkennung der Thatsachen angibt; Das fünfte ist das innere Licht betitelt und handelt über das Wohl, dessen man in dieser Welt theilhaft werden kann, über die fünf Systeme, über die Beweggründe und Früchte der

1) Schulai ist die Uebersetzung des Sanskritwortes Thatâgata, d. i. der Verheissene, Gekommene, weil die Anhänger des Buddha den Buddha als ein göttliches Wesen betrachten, das in die Welt gekommen ist, um die Menschen zu retten.

Werke, sowie über die aussergewöhnlichsten und wunderbarsten Erscheinungen. Die Polomen (Brahmanen) studiren die vier Sammlungen von Unterhaltungen, welche man Feito (Skr. Wedâs) nennt. Der erste Weda führt den Titel Scheu (langes Leben) und enthält die Regeln für das Betragen im Leben und zur Besserung der natürlichen Gemüthsart; der zweite heisst Sse (Opferhandlungen) und lehrt wie man den Göttern Opfer darbringen und an sie Gebete und Anrufungen verrichten soll; der dritte wird Ping (Aussöhnung) genannt und lehrt die Gesetze der Höflichkeit und Gerechtigkeit, die Wahrsagung durch Loose und die Feldherrnkunst; der vierte trägt den Namen Schu (Kunst) und umfasst die Lehren der verschiedenen Künste, der Mathematik, Magie, Medizin. In diesem Lande bedient man sich zur Massbestimmung eines grossen Raumes des Wortes Jüschenna (Skr. Jodschana), ein Ausdruck, der in alten Zeiten den Raum bezeichnete, welchen ein heiliger König mit seinem Heere in einem Tage zurücklegte, und dieser alten Ueberlieferung zufolge beträgt ein Jodschana 40 Li (2 Franz. Meilen), jetzt aber in Indien bloss 30, und nach den heiligen Lehren nur 17 Li. Ein Jodschana besteht nach der indischen Rechnungsweise aus 8 Kiülusche (Skr Krosa), welches Wort den Raum bezeichnet, so weit man das Gebrüll eines grossen Ochsen hören kann [1]; auf eine Kiülusche gehen 500 Kung (Bogen, ein Mass von 8 sines. Fuss), auf ein Kung 4 Tscheu (Vorderarm, Skr. Hasta), auf ein Tscheu 24 Tschi (Daumen, Zoll, Skr. Angula), auf ein Tschi 7 Sume (Gerstenkorn, Skr. Jawa). Das kürzeste Zeitmass nennen die Indier Schana (Skr. Kschana), 120 Schana bilden ein Tanschana (Sekunde), 60 Tanschana ein Lafo (Skr. Lawa, Minute), 30 Lafo ein Meuhulito (Skr. Muhûrta, Stunde oder der dreissigste Theil des Tags), 5 Meuhulito eine Zeit (Skr. Jama, Wache), 6 Zeiten einen Tag und eine Nacht (Skr. Ahorâtra); jedoch werden Tag und Nacht gewöhnlicher in 8 Zeiten (Wachen) eingetheilt. Die Zwischenzeit vom Neu- bis zum Vollmond heisst weisse Abtheilung (Skr. Sukla-Pakscha), die vom Voll- bis zum Neumond schwarze Abtheilung (Skr. Krischna-Pakscha); die schwarze Abtheilung hat, je nach der Dauer des Mondes, 14 oder 15 Tage und bildet mit der folgenden weissen zusammen einen Monat (Skr. Mâsa), und 6 Monate machen einen Gang (Skr. Ajanam) aus. Wenn sich die Sonne in ihrem Laufe diesseit des Aequators befindet, so nennt man diess den nördlichen Gang, ist sie aber jenseit desselben, den südlichen Gang, welche beiden Gänge zusammen ein Jahr bildeu. Das Jahr wird in 6 Jahreszeitcn (Skr. Ritu) getheilt. Vom 16. Tag des ersteu Mondes (oder des ersten Monats im Jahr) bis zum 15. des dritten Mondes ist die Jahreszeit, wo die Wärme stufenweise eintritt (Skr. Wasanta); vom 16. Tag des dritten Mondes bis zum 15. Tag des fünften Mondes dauert die Jahreszeit der vollen Wärme (Skr. Grîschma), vom 16. Tag des fünfte Mondes bis zum 15. Tag des siebenten Mondes die Jahreszeit des Regens (Skr. Warscha), vom 16. Tag des siebenten Mondes bis zum 15. Tag des neunten Mondes die Jahreszeit der Vegetation (Skr. Sarad), vom 16. Tag des neunten Mondes bis zum 15. Tag des elften Mondes die Jahreszeit der allmälig eintretenden Kälte (Skr. Hemanta) und vom 16. Tag des elften Mondes bis zum 15. Tag des ersten Mondes die Jahreszeit der vollen Kälte (Skr. Sisira). In den hei-

1) Krosa ist nach Wilsou ein Mass von 4000 Fuss Länge, das auch Gawjûti genannt wird und das bezeichnet, was oben im Contexte angegeben ist.

ligen Büchern des Schulai (Buddha) besteht das Jahr aus drei Jahreszeiten; vom 16. Tag des ersten Mondes bis zum 15. Tag des neunten Mondes die regnerische und vom 16. Tag des neunten Mondes bis zum 15. Tag des ersten Mondes die kalte Jahreszeit. Einige theilen auch das Jahr in vier Jahreszeiten: den Frühling, Sommer, Herbst und Winter. Die drei Monate des Frühlings sind der Monat Tschitalo (Skr. Tschaitra, März-April), Feischekieu (Skr. Waisâkha, April-Mai), Schissetscha (Skr. Dschjeschta, Mai-Juni), welche Zeit mit dem 16. Tag des ersten Mondes beginnt und mit dem 15. Tag des vierten Mondes endet; die drei Monate des Sommers heissen Oschatu (Skr. Aschâdha, Juni-Juli), Schilofana Skr. Srâwana, Juli-August), Potalopoto (Skr. Bhâdra, August-September), welche Zeit vom 16. Tag des vierten Mondes bis zum 15. Tag des siebenten Mondes dauert; die drei Monate des Herbstes führen den Namen Oschefukutu (Skr. Aswina, September-Oktober), Kialatikia, (Skr. Kârtika, Oktober-November), Mukiaschilo (Skr. Mârgasira, November-December), welche Jahreszeit vom 16. Tag des siebenten Mondes bis zum 15. Tag des zehnten Mondes währt; die drei Wintermonate sind der Monat Paoscho (Skr. Puschja, December-Januar), Mokiu (Skr. Mâgha, Januar-Februar) und Polokiuna (Skr. Phâlguna, Februar-März), welche Zeit vom 16. Tag des zehnten Mondes bis zum 15. Tag des ersten Mondes dauert.

Obgleich die Indier von Natur Feinde der Anstrengung und furchtsam sind, so ist doch ihr Wille sehr den Grundsätzen der Aufrichtigkeit und Redlichkeit zugethan; sie streben nicht nach Reichthümern auf unerlaubten Wegen, wenn sie diese erlangen, so geschieht es durch gerechte Mittel; sie besitzen mehr Nachgiebigkeit und Unterwerfung, als man ihnen gewöhnlich einräumt, und glauben, dass sich alle lebenden Wesen endlos in einem Kreise von auf einander folgenden Existenzen umdrehen und dass diejenigen, die nicht von dem Lichte der Erkenntniss erleuchtet werden, in eine lange Finsterniss eingehen, vor welcher Strafe sie sich sehr fürchten. Auf die eiteln Beschäftigungen des Lebens, die sie für verführerische Täuschungen ansehen, legen sie wenig Werth und machen keine öffentlichen Anzeigen durch Aufrufung der Götter zu Zeugen, beobachten aber nichtsdestoweniger ihren Glauben gewissenhaft. Ihre politischen und Erziehungs-Grundsätze sind seit einem hohen Alterthume festgesetzt, ihre Gebräuche und Gewohnheiten sind gleichsam die Eintracht und Harmonie selbst; die bösen Handlungen, die von mehreren Personen verübt werden, um der Gesellschaft zu schaden, entscheidet die Reichsobrigkeit zur Zeit des Vollmondes, und wenn Verschwörungen gegen den Fürsten angesponnen sind, so sucht man sorgfältig alle Spuren auf, und sind sie entdeckt, so werden die Mitverschwornen insgemein in ein sicheres Gefängniss eingesperrt, ohne die Todesstrafe zu erleiden; sie bringen darin ihr Leben zu, das aber kein hohes Alter erreicht. Den Menschen, welche die Gesetze aus grosser Bosheit übertreten und ihren Eltern nicht die pflichtgemässige Achtung erweisen, schneidet man die Nase, die Ohren, die Hände, die Füsse ab; man verbannt sie über die Grenzen des Reiches, oder man verweist sie in wüste und ungesunde Gegenden; die übrigen Fehler und Vergehen bestraft man mit Geld. In dem Verhör, welches man die Angeklagten eingehen lässt, wendet man, um die Beweise ihrer Schuld zu entdecken, ein plattes, in der Mitte ausgehöhltes Stück Holz an; findet von Seiten der Beschuldigten Wider-

stand statt, und offenbart sich bei ihnen Schaam in einem hohen Grade, so erkennen sie sich für schuldig und wünschen nicht, dass man die Untersuchungen durch die vorgeschriebenen Proben weiter fortsetze. Diese Proben zerfallen in vier Arten; in die Wasser-, Feuer-, Wage- und Giftprobe. Bei der Wasserprobe muss der eines Verbrechens Angeklagte sich mit einem für diesen Gebrauch bestimmten Stein in einen Fluss stürzen und so lange darin bleiben, bis die Wahrheit oder Falschheit der Anklage sich darstellt. Wenn der Mensch im Grunde des Wassers bleibt und der Stein oben schwimmt, so ist die Schuld bewiesen; wenn aber der Angeklagte oben schwimmt und der Stein im Grunde des Wassers bleibt, alsdann ist er unschuldig. Bei der Feuerprobe muss der Beschuldigte mehrmals über eine glühende Stange Stahl gehen, diese dann in die Hände nehmen und zuletzt mit der Zunge belecken. Wenn er unschuldig ist, so wird keiner dieser Körpertheile beschädigt; ist er aber schuldig, so zeigen sich an jenen Theilen grosse Brandflecken. Wird der Angeklagte für diese Probe mit dem glühenden Stahl für zu schwach befunden, so nimmt er Blumenknospen in die Hand und streut sie auf den glühenden Stahl; ist er unschuldig, so blühen diese auf, im Gegentheil aber verbrennen sie. Bei der Wageprobe wird der Angeklagte mit einem Stein von gleicher Schwere in eine Wagschale gestellt, um zu erfahren, ob der Angeklagte oder der Stein schwerer oder leichter sei; ist der Angeklagte unschuldig, so zieht er den Stein in die Höhe, im Gegentheil aber ist die Schuld offenbar. Bei der Giftprobe theilt man einen Hammel mit weisser und schwarzer Wolle in der Mitte durch und gibt dem Angeklagten den rechten Schenkel desselben, worin sich verschiedene Arten Gift befinden, zu essen; ist der Angeklagte schuldig, so stirbt er, ist er aber unschuldig, so bleibt das Gift unwirksam. Die Indier beobachten neun Arten von Ehrenbezeigungen. Die erste besteht im Ausdrücken von gefälligen Worten und in Fragen, welche die innige Theilnahme bezeigen, die zweite in der Neigung des Kopfes, die dritte in der Aufhebung der gefaltenen Hände bis zur Höhe der Stirn und in nachfolgender Verbeugung, die vierte in der wagrechten Hervorstreckung der zusammengefügten flachen Hände, die fünfte in der Niederlassung auf die Knie, die sechste in der Niederknieung mit tiefer Verbeugung, die siebente in der Berührung der Erde mit den Händen und Knien, die achte in der Berührung des Bodens mit den fünf Rädern (vermuthlich mit den Händen, Knien und dem Kopfe), die neunte in der Berührung der Erde mit den fünf Gliedern (Skr. Pantschanga, d. i. mit der Stirn, den beiden Wangen und den beiden Händen). Der höchste Gruss ist der, wenn man niederkniend die Tugend der Person preist, der man seine Ehrerbietung bezeigt. Wenn man sich fern von der Person befindet, die man grüssen will, so beugt man den Kopf gegen die Erde, indem man mit der Hand grüsst; wenn man aber in ihrer Nähe ist, so umarmt man die Knie und küsst sie. Jeder Indier, der um ein Amt nachsucht und eine Mission erhält, muss sich zu den Füssen seines Obern werfen und ihm ein wenig das Kleid aufheben; der Weise, der diese Ehrerbietung empfängt, muss sie dem, der sie ihm bezeigt, mit Glückwünschen erwiedern, indem er ihm die Hände anf den Kopf legt, oder ihn leicht mit der Hand auf den Rücken klopft, wobei er ihm heilsame Lehren zum anständigen Betragen in allen Lebenszuständen ertheilt. Die Schamen (Buddha-Mönche), welche dergleichen Ehrerbietungen empfangen haben, erwiedern sie

sie nur durch Glückwünsche, und jene, die von ihren Vorgesetzten Abschied nehmen, begeben sich an Ort und Stelle, wohin sie ihre Religionspflicht ruft, ohne sich mit Höflichkeits-Ceremonien aufzuhalten, da eine grosse Zahl unter ihnen Reisen zum Interesse ihres Ordens zu machen haben. Was die Kleidung betrifft, so trägt jeder Offizier im Dienste des Königs, jenachdem er ihn am meisten liebt, Kleider, die mit seltenen Perlen und glänzenden Edelsteinen geschmückt sind. Die Form der Kleider ist edel und zierlich, die Farbe derselben weiss, denn sie achten wenig die bunten und glänzenden Farben. Die Männer winden ihre Kleider theils um die Lenden, theils werfen sie dieselben quer über die rechte Schulter und heften sie unter der Achselhöhle, indem sie den linken Arm bloss lassen. Die Frauen haben Kleider, die bis auf die Füsse reichen und über die Schulten laufend den Scheitel des Kopfs bedecken, wo ein Theil der Haare einen kleinen Zopf bildet und der andere Theil auf ihre Schultern fällt. Einige Bewohner Indiens tragen keinen Schnurrbart, aber diese verletzen die Landessitte; der Kopf ist mit einem langen geblümten Shawl umwunden, und eine Halskette hängt bis auf den Gürtel hinab. Das in ihrer Sprache Kiaotscheje (Skr. Kauseja, Seide) genannte Kleid besteht aus roher Seide, das Kleid Tsömo aus einer Art Leinen, das Kleid Hienpolo aus sehr feiner Schafwolle, das Kleid Holali aus dem Haare des Rothwildes: alle diese Stoffe sind mit der Hand gewebt und daher theuer. In Nordindien, wo das Klima kalt ist und die strenge Hitze nicht lange anhält, sind die Kleider kurz und enge, übrigens aber wie in den andern Provinzen. Die Kleidung der Barbaren und derjenigen, die sich zu andern Glaubenslehren, als den gewöhnlichen, bekennen, ist sehr verschieden: die einen tragen Kleider aus Pfauenfedern, die andern Halsbänder von ausgetrockneten Hirnschalen, andere haben nur den Thau zur Kleidung, andere bedecken den Körper mit Rohrmatten, andere reissen sich die Haare aus und rasiren sich den Bart, andere lassen ihre Haare in Unordnung wachsen und bilden daraus Büschel auf den Schläfen. Für diese ist keine Kleiderform festgesetzt; die rothe und blaue Farbe sind nicht gebieterisch vorgeschrieben. Die Schamen dürfen nach ihren Gesetzen nur drei Kleidungsarten tragen, worein das Sangkhioki und das Nifosina (Skr. Niwasana) einbegriffen sind. Diese drei Kleidungsstücke haben weder gleichen Schnitt, noch werden sie auf gleiche Weise angelegt; die einen haben breite, die andern schmale Besetzungen, die einen grosse, die andern kleine Pflanzenblätter, und wenn sich an den Gewanden Fransen befinden, so sind diese in jeder Klasse von verschiedener Farbe. Die Schatili (Skr. Kschâtrijâs) und die Polemen (Skr. Brâhmanâs) tragen Kleider aus weisser Seide, die sie aber im Hause mit minder kostbaren wechseln; der König und seine Minister legen reich mit Edelsteinen besetzte Gewande an; ein geblümter Shawl von ausserordentlicher Seltenheit und mit Brillanten geschmückt dient ihnen zum Kopfschmuk, sie tragen Ringe von Edelsteinen, Armbänder von Gold, und Perlenschnüre, die bis auf den Gürtel fallen. Die Indier überhaupt färben ihre Zähne entweder roth oder schwarz, legen grosse Sorgfalt auf ihr Haupthaar, schmücken ihre Ohren und ihre Nase mit Ringen, und gehen meist barfuss.

Sauberkeit und Reinlichkeit werden besonders in Anspruch genommen. Jeder Indier muss sich baden und den Körper dabei mit verdünnter Thonerde bestreichen; die Könige und Fürsten bedienen sich beim Bade der Räucherwerke, die man Tschentan (Skr. Tschandana, Sandelholz)

und Jokin nennt. Wenn sie dem unsichtbaren Wesen und den Manen ihrer Vorfahren Opfer darbringen, baden sie sich, salben sie den Körper und verichten alle Arten vorgeschriebener Reinigungen; sie müssen, bevor sie ihre Nahrungsmittel zu sich nehmen, ihre Hände waschen, und die Ueberbleibsel der Mahlzeit dürfen nicht zum zweiten Male aufgetragen, sowie die Gefässe und Geräthe, womit eine Person bedient worden ist, nicht einer andern vorgesetzt werden. Diese Gefässe bestehen aus gebrannter Erde oder Holz und müssen, sobald man sich derselben bedient hat, weggeworfen werden. Bei den wohlhabenden erheben künstlich gearbeitete Gefässe aus Gold, Silber, Kupfer, Stahl den Glanz der Gastmahle, und obgleich diese metallenen Gefässe ohne Füsse sind und sie ihre Speisen in Gefässen aus gebrannter Erde zubereiten, so kennen sie doch nicht die Porzellangeschirre, deren sich die Sinesen bedienen, gebrauchen auch selten Geschirre aus rothem Kupfer, um daraus ihre Speisen zn nehmen. Sie essen ihre Gerichte mit den Fingern der Hand, ohne Löffel und Stäbchen (welche bei den Sinesen gebräuchlich sind), nur die Kranken bedienen sich eines kupfernen Löffels. Ist das Mahl beendet, so kaut man Sprösslinge des Baumes Jang und macht dann seine Reinigungen und Abwaschungen [1]). Es gibt eine Art Nahrungsmittel, die man nur ausserhalb der Vorstädte bereiten darf und die in einem zuckersüssen öligen Extrat besteht, welche dem Getränke beigemischt wird. Steinhonig (Zucker), Oel oder geläuterte Butter dienen gewöhnlich zur Zubereitung der Speisen: Fische, Schafe, Damhirsche und Hirsche werden verspeist, aber das Fleisch des Rindviehs, der Maulesel, Elephanten, Pferde, Schweine, Hunde, Füchse, Wölfe, Löwen, Affen halten sie für geschmacklos und eckelhaft. Der Pöbel, der von den obern Klassen als besudelt und durch alle Arten Laster herabgewürdigt betrachtet wird, ausserhalb der Vorstädte wohnt und sehr selten in der Mitte der andern Bevölkerung erscheint, geniesst gegohrene Getränke, welche er während einer Nacht heimlich abzieht. Die Schatili trinken Wein aus Weintrauben und den aus Zuckerrohr gewonnenen Liqueur, die Feitsche einen aus gegohrenen Substanzen bereiteten Liqueur, die Schamen und Polemen Wein aus Weintrauben und aus Syrup des Zuckerrohrs, aber nicht den Liqueur, der während einer Nacht abgezogen wird. Wenn die Indier krank werden, so enthalten sie sich sieben Tage lang der Nahrung, in welchem Zeitraum auch viele wieder genesen; befinden sie sich aber nach jener Zeit nicht besser, so lassen sie den Kuchen Tschung holen, ein Heilmittel, das nicht von Kunstverständigen abgefertigt wird, auf welches sie aber sehr bauen, dessen Erfolg jedoch oft ganz anders ausfällt, als sie erwarteten. Beim Tode eines Verwandten zerreisst man sich die Kleider, reisst sich die Haare aus, schlägt sich auf die Stirn und die Brust, und wohnt still der Ceremonie bei; aber die Zeit jener Traueranstalten ist unbestimmt, man beobachtet sie so lange als das Leichenbegängniss beendet ist. Die Bestattung der Todten geschieht auf dreierlei Weise: die erste ist die durch Feuer, indem man Holz aufhäuft und diesen Haufen an verschiedenen Stellen anzündet; bei der zweiten wirft man den Leichnam in einen Fluss und lässt ihn

---

1) Jang erklärt Pauthier für Skr. Wata, Ficus indica, aber es kann auch die Transcription des Skr. Bhanjâ, Hanf, sein, zumal da man aus demselben berauschende Pillen bereitet, die man nach der Mahlzeit zu nehmen pflegt.

forttreiben, bei der dritten legt man den Körper des Verstorbenen in einen Wald und lässt ihn von den wilden Thieren verzehren. Wenn der König stirbt, setzt man zuerst den Prinzen ein, der ihm nachfolgen soll, damit er als Oberhaupt des Staates den Leichenceremonien des verstorbenen Königs vorstehe und seine Unterthanen beruhige; er verkündet laut die Tugenden des verstorbenen, ohne ihm nach dem Tode gültige Ehrentitel zu geben, (wie man in Sina den verstorbenen Monarchen beilegt). Das Familienhaupt, welches das Leichenbegängniss geleitet hat, nimmt keine Nahrung zu sich, und nach der Beendigung der Bestattung müssen Alle, die dieser beigewohnt haben, ein Bad nehmen, da sie als unrein angesehen werden, und alsdann geht jeder nach Hause. Sobald der Inder 60 bis 80 Jahr alt ist und das Lebensende naht, entschliesst er sich gemeiniglich, die Welt zu verlassen und sich von seinem Staube zu trennen; denn er setzt wenig auf das Leben und den Tod, er betrachtet beides mit Gleichgültigkeit. Er ladet nun seine Freunde zu einem Mahle ein, besteigt einen Nachen, begibt sich unter Musikbegleitung mitten auf den Fluss Kingkia (Ganges), stürzt sich in dessen Wellen, und man sagt alsdann, er habe den zehnten Himmel erlangt. Es gibt auch einige, die sich in den Orden der Buddha-Mönche ohne Ehrenrechte aufnehmen lassen, um darin den Verlust eines Vaters oder einer Mutter zu beweinen und den, der sie von allem Kummer der Welt befreite, so lange zu lobpreisen, bis sie zuletzt die wahren Reichthümer, die wirklichen Güter in einer dunkeln Glückseligkeit finden.

Das ist das Erheblichste aus Hiüan Thsangs Beschreibung von Indien, worin uns besonders die Bemerkung auffält, dass sich die Indier des Gold- und Silbergeldes nicht bedienten, da wir doch bereits aus dem Periplus des rothen Meeres das Gegentheil ersahen. Hier ist auch zuerst die Rede von Schauspielen. Die Indier schreiben die Erfindung der Natakas oder Schauspiele ihrem Weisen Bharata zu, dem sie auch ein noch jetzt nach ihm benanntes musikalisches System beilegen. Sie besitzen eine grosse Menge dramatischer Werke, von denen uns einige durch Jones und Wilson zugänglich geworden sind, unter welchen aber nach dem eigenen Geständniss der Hindus die Sakuntala oder der entscheidende Ring des Kalidasa den Vorzug behauptet. Jenes aus sieben Aufzügen bestehende Drama, worin Sakuntala, die Pflegetochter des Waldeinsiedlers Kanna, und Duschmanta, König von Hastinapura, ein Sprössling aus dem berühmten Stamme der Purus, die Hauptpersonen sind, ist, wie alle übrigen Schauspiele, wo der Dialog einen höhern Schwung nimmt, in Versen, wo er in die gewöhnliche Unterredung herabsinkt, in Prosa geschrieben; die hohen Personen und Gelehrten reden Sanskrit, die Weiber Prakrit, die ungebildeten Leute ihre Provinzial-Mundarten, und hin und wieder sind lyrische Stellen angebracht, wie Lobgesänge auf den König, ein Chor von Waldnymphen. Der Inhalt ist kurz folgender. Duschamanta mit seinem Gefolge auf der Jagd ist eben im Begriff eine Antilope von seinem Wagen mit dem Pfeile zu erlegen, als ein Einsiedler mit einem Schüler hervortritt und ihn bittet, des Wildes zu schonen, weil es Sakuntala, die Bewohnerin des nahen Haines, pflege. Duschmanta legt seinen königlichen Schmuck ab und geht in den heiligen Hain, wo er unbemerkt drei Mädchen des Einsiedlers erblickt, welche unter scherzhaftem Liebesgespräch Pflanzen tränken Er wird durch die ausnehmende Schönheit der in ein Büssergewand aus

Baumrinde gehüllten Sakuntala entzückt, von Liebe entflammt, kann nicht länger mehr müssig beobachten, er muss sie sprechen. Die Mädchen empfangen den fremden Gast, der sich für einen Wedaforscher am Hofe des Königs ausgibt, freundlich und bedauern, dass ihr Pflegevater, der eine Wallfahrt angetreten hatte, abwesend war. Der König knüpft ein Gespräch mit ihnen an und erfährt von einem Mädchen, das Sakuntala die Tochter des Königs Kausika und der Nymphe Menaka sei. Da schwand ihm die Besorgniss, den er hätte sie als eine Brahmanentochter nicht zur Gemahlin erhalten können; er zeigt den beiden Gespielinnen der Sakuntala einen Ring, auf welchem sie mit Erstaunen den Namen Duschmanta lasen, und alle drei ziehen sich beängstigt durch das von des Königs Leuten aufgeschreckte Wild in ihre Hütte zurück. Der Brahmane Madhawja, Hofnarr des Königs, ist der Jagd und der magern Wildpretkost müde, er sucht den König auf und will ihn zur Rückkehr in die Stadt bewegen. Allein die mit Amrablüthen zugespitzten Pfeile Kama's, die schärfer schneiden als Diamant, hatten den König verwundet; er hebt die Jagd auf, offenbart dem Madhawja seine Liebe zu Sakuntala, und während er ihn um Rath fragt, wie er am Schicklichsten die heilige Schwelle wieder betreten könne, erscheinen zwei Brahmanen-Einsiedler, die ihn bitten, die Einsiedelei von den bösen Geistern zu befreien. Freudig ergreift er Bogen und Köcher, schickt den Madhawja in die Stadt zurück, um die übliche Thronantrittsfeier zu leiten, und begibt sich in den heiligen Hain, wo er Mädchen sieht, welche die kranke Sakuntala pflegen, und aus ihrer Unterredung erfährt, dass er Gegenliebe bei ihr gefunden habe. Er tritt näher, knüpft mit ihnen Liebesgespräche an, gewinnt Sakuntala, verlobt sich mit ihr, gibt ihr seinen Ring als Unterpfand und geht nach Befriedigung seiner Gelüste nach Hastinapura zurück, wo er als guter Fürst den Staatsgeschäften obliegt. Sakuntala, ganz zerstreut, hört auf den Ruf eines Durwasa nicht, der als Gast die Einsiedelei besuchen will, wodurch jener erzürnt in seiner Machtvollkommenheit den Fluch ausspricht: nicht eher soll er sie als Gattin anerkennen, bis er den Ring erblickt. Vergebens harrt Sakuntala auf eine Botschaft des Königs und grämt sich über seine Wortbrüchigkeit; Kanna schickt sie in Begleitung der alten Einsiedlerin Gautami und zweier Brahmanen zum königlichen Palast, aber der König erkennt seine schöne Gattin nicht wieder. Alles bringt ihm Sakuntala in Erinnerung, aber er ersinnt sich nichts; sie will ihm seinen Ring zeigen, aber siehe da, welch ein Schrecken! er war ihr von ihrem Finger verschwunden. Die kluge Gautami schützte vor, dass sie ihn sicher beim Wasserschöpfen in den Teich habe fallen lassen; doch der König erinnert sich durchaus nicht des Umgangs mit ihr, übergibt sie aber dennoch seinem Hauspriester zur Aufnahme bis zu ihrer Niederkunft. Die Verstossene beklagt ihr herbes Geschick, wird von ihrer Mutter der Nymphe erhört und der Erde enthoben. Es wird von der Polizei ein Fischer herbeigeführt, der behauptete, des Königs Ring in einem Fische gefunden zu haben. Der König besieht den Ring, der Zauber verschwindet, er erkennt die Wahrheit der Aussage, reicht dem armen misshandelten Fischer ein grosses Geschenk, und der Fischer führt aus Freude der Freiheit die Polizeioffizianten zu einem Weinhändler, um sich da etwas zu Gute zu thun. Aber Sakuntala war verschwunden. Der König betrübte sich über sie Tag und Nacht, findet kein Gefallen mehr an Geschäften und Vergnügen

und begibt sich aufs Land, wo er sich von einer Malerin das Bild der Sakuntala verfertigen lässt, um sich daran zu weiden. Hier erhielt er von seinem ersten Minister die Nachricht, dass der Kaufmann Dhanawriddhi (der Reiche), der einen grossen Seehandel trieb, durch Schiffbruch umgekommen sei, wodurch dessen Vermögen von mehreren Millionen, weil er keine Kinder hinterliess, dem königlichen Schatze zufiel. Statt sich über diese beträchtliche Erbschaft zu freuen, betrübte er sich sehr, weil er selbst mit seinen vielen Frauen keine Kinder hatte; denn die Indier müssen den Namen ihrer Vorfahren bis ins dritte Glied hinauf täglich eine Libation von Wasser, Tarpana genannt, und an jedem Neumonde den Kuchen Pinda bringen, welches Opfer in Ermangelung eines Sohnes unterbleibt, wodurch denn die Seelen der Vorfahren aus dem Pitriloka, dem Monde, in das Naraka oder die Unterwelt gestürzt werden und als Seelen unreiner Thiere wieder auf die Welt kommen, bis sie sich durch wiederholte Wiedergeburten der ewigen Seligkeit, die in der Vereinigung mit dem Brahm besteht, würdig gemacht haben. Der König nimmt das Vermögen nicht an, weil der Kaufmann eine schwangere Frau hinterlassen hatte, und Indra, der Beherrscher des Luftkreises, sendet seinen Wagenlenker Matali zu ihm, um ihn zum Kampfe gegen die bösen Geister herbeizuholen. Der König gehorcht, besteigt den Wagen und wird durch die Lüfte nach dem Berge Himalaja gefahren, wo Kasjapa, der Vater der Götter und Herrscher der Menschen mit seiner Gemahlin Aditi wohnt. Duschmanta steigt aus dem Wagen, sieht in einem heiligen Haine, wo fromme Jogis ihren reizenden Aufenthalt hatten, einen kleinen Knaben mit einem jungen Löwen spielen, bewundert dessen Kraft und Muth, erkundigt sich bei ihm nach seinen Eltern und erkennt ihn endlich für Sakuntala's und seinen Sohn. Er umarmt ihn und findet seine Sakuntala wieder. Darauf begibt er sich mit Sakuntala und seinem Sohne Serwademana (Löwenbändiger) zu Kasjapa's Throne, wo ihnen die bereits bekannte Ursache dieser traurigen Begebnisse enthüllt wird, und alle drei kehren in Indra's Wagen auf die Erde zum königlichen Wohnsitze zurück. Ob nun Kalidasa und die ihm zugeschriebenen Schauspiele wirklich in das erste Jahrhundert v. Chr. fallen, können wir nicht durch die Geschichte belegen; da aber Sina schon zur Zeit des Kongfutse Schauspiele besass, so ist auch zu vermuthen, dass hierin Indien, von wo Kunst und Wissen nach Sina überging, nicht nachstand, indem die Hindus bei Festlichkeiten gern Schauspiele aufführen lassen. Die Beschäftigung der Waisjas und Sudras gibt Hiüan Thsang anders an, als im Manu vorgeschrieben ist, und wirklich versteht man in Indien auch heute gewöhnlich unter den erstern bloss Kaufleute, und unter den letztern nebst den Handwerkern auch die Ackerleute. Die Sanskritsprache hat, ohne den Konsonanten Lra (ळ), der nur im Wedadialekt vorkommt, in der That 47 Buchstaben, von denen jedoch die Hälfte aus verbundenen Lauten besteht; sie kennt weder ein kurzes E, noch ein kurzes O; nur so klingt im Bengalischen, das dem Sanskrit am nächsten verwandt ist, das kurze A, wesshalb man früher Menu, Monu statt Manu schrieb, was aber in der neuesten Zeit für falsch befunden ward. Das Sanskrit, das noch im siebenten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung von den Städtern in Mittelindien gesprochen wurde, wesshalb man es auch Sprache der Städte (Nagari, Dewanagari), das Prakrit aber die Sprache der Dörfer (Pali) nennt, ist, seitdem Indien unter Fremdherrschaft kam, allmälig eine

todte Sprache geworden; es ist eine volle und wohlklingende Sprache, von welcher die Griechische, Lateinische, Deutsche abstammt und die aus etwa 600 einsilbigen Verbalwurzeln durch Präfixe und Suffixe, durch Dehnung und Verwechselung der Vokale, durch Zusammensetzung der Wurzeln und Wechsel der Buchstaben nach bestimmten Wohllautsregeln einen grossen Wortreichthum bildet. Die Sinesen können die Sanskritwörter unmöglich genau durch ihre einsilbigen Zeichen wiedergeben, da sich unter denselben weder ein B-, noch ein R-Laut befindet, und daher schreiben sie Po-le-men für Brâhmana; Fu-thu, Fo-tho, Fo für Buddha; das R geben sie gewöhnlich durch L wieder, lassen es aber auch häufig aus, wie Nie-pan für Nirwâna, Fan für Brahma und Brahmâ; die weichen Konsonanten ändern sie in harte um, wie Mo-kie-to für Magadha, Feïto für Weda, wodurch sie sich, sowie in der Anwendung der Vokale dem Pali nähern, und wegen jener Schwierigkeit der Tonannäherung übersetzen sie lieber die indischen Namen, wenn sie deren Bedeutung kennen, ins Sinesische. Hiüan Thsang führt zwar einige Sanskritwerke auf, hat aber selbst sie nicht gelesen, weil er deren Inhalt meist falsch angibt. Das Nilopitscha oder Nilapurana umfasst die Lehren der Dschainas, aber der sinesische Schriftsteller scheint, da er von einem Gesetzbuch aus 12 Kapiteln spricht, jenes Buch mit dem Manu verwechselt zu haben. Das sinesische Wort Ming hält Pauthier für die Uebersetzung des Skr. Bhâschja, grosser Commentar, und fügt hinzu, das die Bhâschja ein weit geringeres Ansehen haben, als Sâstra und andere verehrte Bücher. Die Wedas müssen den Sinesen schon früher bekannt gewesen sein, weil Hiüan Thsang bemerkt, dass sie vorhin mit falscher Aussprache Pieto genannt wurden; allein dem Inhalte nach, den er davon aufstellt, sind eher darunter die vier Upawedas zu verstehen, die üder die Medizin, Musik, Kriegswissenschaft und Architektur handeln. Das Wort Scheu, wie er den ersten Weda nennt, ist die Uebersetzung des Sanskritwortes Ajus, welches langes Leben bedeutet und der Titel des ersten Upaweda ist, der Lehren über die Medizin enthält; allein er hat offenbar Ajus mit Jadschus, dem eigentlichen Titel des Jadschur-Weda verwechselt. Der Titel des zweiten Weda, den er Sse, d. i. Kirchengebräuche, Darbringungen von Opfern, nennt, bezieht sich vielmehr auf den Rig-Weda, welches Wort ritsch, Lob den Göttern singen, während jadsch, die Wurzel von Jadschus, anbeten bedeutet. Der Ausdruck Ping, womit er den dritten Weda bezeichnet, ist die Uebersetzung des Sanskritwortes Sâman, das die Bedeutung von Aussöhnung, Beruhigung hat, daher Sama-Weda; aber die Benennung Schu entspricht dem Atharwa-Weda ganz und gar nicht, jener Titel bezieht sich vielmehr auf den vierten Upaweda, der von den mechanischen Künsten handelt. Die Indier betrachten als die ältesten Quellen ihrer Religion die Wedas, deren einzelne Theile von dem Gotte Brahma verschiedenen heiligen Brahmanen und Kschatrijas zu verschiedenen Zeiten offenbart wurden und sich durch mündliche Ueberlieferung sehr lange fortpflanzten, bis sie Wjasa, Sohn des Dichters Parasarpa, von welchem sich einige Hymnen im Rig-Weda befinden, sammelte und in vier Bücher ordnete: Rik, Jadschus, Sama und Atharwana. Jeder Weda besteht aus Gebeten (Mantras) und Vorschriften (Brâhmanas), von denen die vollständige Sammlung der Gebete, Hymnen und Anrufungen eines jeden Weda Sanhitâ, und der zur Theologie gehörende wissenschaftliche Theil der Brahmanas, der in den Upani-

schads enthalten ist, Wedânta genannt wird. Die Sanhita des Rig-Weda umfasst mehr als 10,000 Stanzen in verschiedenem Masse, und die Hymnen sind grösstentheils an das Firmament, das Feuer, die Sonne, den Mond, das Wasser, die Luft, die Geister, die Atmosphäre und die Erde gerichtet. Der zweite Theil des Rig-Weda ist in den Aitareja-Brahmana mit acht, und in den Aitareja-Aranja mit fünf Büchern abgetheilt, in welchem erstern unter andern über die bei der Thronbesteigung eines Königs zu beobachtenden Ceremonien, sowie über die Wahl und die Verrichtungen eines Hauspriesters bei einem Könige gehandelt wird; im zweiten befindet sich ein Upanischad von der Schöpfung. Der Jadschur-Weda zerfällt in zwei Theile, in den Wadschasaneji, den weissen, und in den Taittirija, den schwarzeu Jadschus, die beide ihre Mantras und Brahmanas haben. Im Wadschasaneji umfasst die Sanhita 1987 Stanzen und der Brahmana, der den Titel Satapatha führt, 14 Bücher; im Taittirija besteht die Sanhita aus sieben Büchern und der Brahmana aus mehreren Kapiteln, Dieser Weda enthält die bei den verschiedenen Opfern gebräuchlichen Gebete, handelt über die bei den verschiedenen Opfern üblichen Ceremonien, über die Opfergaben und das Menschen- und Pferdeopfer (Puruschamedha und Aswamedha). Der Sama-Weda schliesst metrische, zum Singen bestimmte Verse, Gebete und Vorschriften zur Sündentilgung ein und ist noch am wenigsten bekannt. Der Atharwa-Weda, der in einem nicht so alten Sanskritdialekt als die vorigen geschrieben ist, begreift Verwünschungsformen zur Abwendung der Feinde, eine grosse Anzahl Gebete zur Abwendung von Unglücksfällen und andere Gebete und Hymnen in sich; seine Sanhita rechnet man auf 6015 Verse und der Brahmana umfasst mehrere Upanischadas oder theologische Abhandlungen. Auch die Puranas und Itihasas sind Religionsbücher, denn sie werden im Manu zur Lesung bei dem Opfer für die Verstorbenen anempfohlen, wie auch noch jetzt nach Paullino die Hindus Stücke aus dem Ramajana vor ihren Tempeln singen; ferner legt dasselbe Gesetzbuch den Brahmanen auch das Studium der Wedangas auf[1]). Die Puranas, die ebenfalls Wjâsa gesammelt haben soll, bestehen aus 18 Sammlungen alter Legenden und behandeln fünf Gegenstände: die Schöpfung, Zerstörung und Erneueruug der Welten, die Genealogie der Götter und Heroen, und die mythische Regenten- und Volksgechichte, von denen aber das Agni-Purana noch Anweisungen zur Grammatik, Rhetorik, Poesie, Geographie, Politik, Jurisprudenz, Medizin, Astronomie und Astrologie enthält, und die alle 18 zusammen mehr als 400,000 Slokas zählen. Die Itihasas sind Heldengedichte, wie das Râmâjana von Wâlmîki, das Mahâbhârata von Wjâsa, und die Wedangas umfassen sechs Bücher, die über Aussprache, Grammatik, Prosodie, Astronomie, Religionsgebräuche handeln, von welchen das sechste, das den Namen Nirukta führt und schon im Manu erwähnt wird, die veralteten Wörter und dunkeln Sätze der Wedas erklärt. Die Indier behaupten, das die Wedas kurz vor dem Anfange des Kali-Juga gesammelt worden seien; Colebrooke schliesst aus den im Wedakalender angegebenen Solstitialpunkten, das die Sammlung erst 1400, Davis 1391 und Jones 1180 v. Chr. geschah. Dass die Wedas mehrere Hymnen und Gebete enthalten, deren Alter noch das 14. Jahrhundert v. Chr. überschreitet, kann möglich sein; dass aber das Ganze

1) Manu 2, 105. 3, 232.

weit später zum Kanon erhoben wurde, bekunden mehrere Upanischads, wie der Tschhandogja-Upanischad im Sama-Weda, worin Narada unter den Wissenschaften, die er gelernt hatte, fünf Wedas aufzählt, den Rig-Weda, den Jadschur-Weda, den Sama-Weda, den Atharwana, und die Puranas nebst den Itihasas als den fünften Weda. Zwar nennt auch das Mahabharata sich selbst Weda des Krischna; aber das Gesetzbuch Manu, das sich auf die Lehre der Wedas gründet, kennt nur drei Wedas [1]), und dass ursprünglich bloss drei waren, geht aus andern Upanischadas hervor, nach welchen das bedeutungsvolle Wort Aum für den Rik, Jadschus und Sama erklärt wird [2]). Colebrooke hält die Upanischads, welche den Rama und Krischna berühren, für Einschiebsel jüngerer Zeit, weil der Cultus dieser beiden Heroen von den Wischnuiten, sowie der des Mahadewa und der Bhawanî von den Siwaiten und Saklas erst seit der Verfolgung der Buddhaisten und Dschainas eingeführt worden sei. Dass diess aber irrig ist, haben wir bereits gesehen; zudem ist nach den Wedas alles in der Natur von dem höchsten Wesen oder Brahm durchdrungen, das sich aber nicht in allem gleich offenbart, sondern in dem einen mehr hervortritt als in dem andern; so zeigt es sich unter den Menschen in den Rischis, Munis mehr als in den übrigen Brahmanen, und in diesen mehr als in den drei andern Kasten. Da es nun Lehre ist, das Brahm in seinen Manifestationen zu verehren, so folgt daraus von selbst der Heroencultus, der auch durch das Gesetzbuch Manu bestätigt wird, indem es die Puranas und Itihasas als Religionsbücher vorschreibt. Die drei eigentlichen Wedas, nicht so der Atharwana, sind in einer dunkeln, schwer verständlichen Sanskritsprache abgefasst, die nach Jones sich zu der des Manu verhält, wie die lateinische Sprache der Gesetze Numa's zu der der 12 Tafeln, und das Sanskrit des Manu soll sich wiederum zu dem des Ramajana und der übrigen klassischen Dichter verhalten, wie das Latein der 12 Tafelgesetze zu dem des Lucretius; wonach die Wedas um 300 Jahre älter als das Gesetzbuch Manu, und die übrigen Dichter um 300 Jahre jünger als jenes wären. Allein die Sprachverschiedenheit jener Sanskritwerke kann sowohl an und für sich, als auch in Bezug auf ihre angeblichen Verfasser keinen sichern Massstab für das Alter derselben liefern; denn es wird unter den Dichtern des Rig-Weda ein Sohn des Bhrigu, Verfassers des Gesetzbuches Manu, aufgezählt, und Walmiki, der Verfasser des Ramajana, erscheint als Zeitgenosse des Wiswamitra und Wasischtha, die ebenfalls als Hymnendichter in demselben Weda vorkommen. Wjasa unterrichtete den Paila im Rik, den Waisampajana im Jadschus, den Dschaimini im Sama, den Sumantu im Atharwana und den Suta in den Puranas und Itihasas; also musste Wjasa ausser seinem übermenschlichen Fleisse ein sehr hohes Alter erreicht haben und ein überaus grosser Sprachkünstler gewesen sein. Da aber der Itihasas und Puranas in einem Upanischad des Sama-Weda und im Manu gedacht wird, so folgt daraus, dass diese Werke jünger als jene sind, obgleich Jones glaubt, sie seien in einer ältern Sprache geschrieben. Die Wedas enthalten mythologische Andeutungen in Menge, und mehrere Hymnen beziehen sich deutlich auf Legenden; daher müssen

1) Manu 2, 6. Bloss 11, 33 werden die magischen Gebete des Atharwa angeführt.
2) Oupnekhat 2. p. 201. f. p. 400.

auch Puranas vorhanden gewesen sein, wonach sich die Wedas gestalteten, und aus solchen Puranas ging auch die Erzählung von den Thaten des Dionysus und Herakles hervor, die uns Megasthenes nach griechischem Zuschnitt mittheilt. Es entstanden die Wedas erst nach den Zeiten des Megasthenes, denn werfen wir einen Blick auf die alten Kolonien der Hindus, so treffen wir in denselben wohl Kasteneinrichtung, Sitten und Religionsgebräuche, die zum Theil den Lehren der Wedas entsprechen, aber keine Wedas. Man sollte doch vermuthen, dass der eine oder andere Theil der Auswanderer in den drei ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung jene Bücher auf dem indischen Archipelagus eingeführt hätte, da es den Ankömmlingen nicht an Einfluss gefehlt haben kann, weil sich Sitten und Sprache nach ihnen gestalteten, wovon Jawa, Madura und besonders Bali noch heute Beweise liefern. Dessenungeachtet kennt man dort keine Wedas, aber wohl Puranas, woraus sich folgern lässt, da die Kolonisten wirklich Anhänger des Brahmaismus waren, dass die Wedas damals noch nicht existirten. Zwar behauptet v. Bohlen, dass man sogar unter den Lagiden indische Schriften in die berühmte Bibliothek zu Alexandria zog, und dass schon Origenes auf die Wedas hinziele; aber nicht einmal die griechischen Lexikographen kennen die Wedas, selbst Hesychius nicht, der doch mehrere indische Wörter aufgezeichnet hat. Die letzte Revision der Wedas soll, was nicht für ein sehr hohes Alter der Sammlung spricht, Kalidasa besorgt haben, welcher am Hofe des Königs Wikramaditja lebte; da aber unter jenem Namen drei Könige zu verschiedenen Zeiten vorkommen, so ist die Lebenszeit des Kalidasa unbestimmt. Das alte indische Jahr fing mit dem Monate Aswina (Sept-Oct.) an, aber zur Zeit des Hiüan Thsang war schon, wie heute noch, der Monat Tschaitra (März-April) der erste Monat des Jahres. Man zählt in Indien gewöhnlich nur fünf Arten von Ehrerbietungen. Die Indier, sagt Dubois, haben mehrere Arten von Begrüssungen; in einigen Gegenden wird gegrüsst, indem man die rechte Hand aufs Herz legt; indem man sie bloss gegen die bekannte Person, die man vorübergehen sieht, ausstreckt. Wenn die Person, die man grüsst, von einem hohen Range ist, so berührt man die Erde mit den beiden Händen und führt sie zur Stirn, oder man nähert sich der Person und berührt ihr dreimal die Füsse. Die Indier, die nicht zur Kaste der Brahmanen gehören, begrüssen diese durch das Namaskâra, welches darin besteht, dass man die zusammengefügten Hände bis zur Brust, zur Stirn oder bis über den Kopf erhebt; ein anderer, sehr ehrerbietiger Gruss ist der, wenn man die beiden Hände gegen die beiden Füsse desjenigen ausstreckt, den man ehren will, oder wenn man sie sogar, sich auf die Knie werfend, umfasst; jedoch ist von allen Grüssen das Saschtanga oder das Niederfallen mit den sechs Gliedern der feierlichste und ehrerbietigste, der darin besteht, dass man mit den Füssen, den Knien, dem Bauche, der Brust, der Stirn und den Armen die Erde bedeckt, welche Ehrerbietung man grossen Personen, wie Königen und Gurus, erweist. Halsbänder aus Hirnschalen werden von den Siwaiten getragen, und unter jenen, die bloss den Thau zur Kleidung haben, sind wahrscheinlich die Dschainas zu verstehen, die sich Wiwâsas (Unbekleidete), Muktâmbaras (von der Atmosphäre Bekleidete), Digambaras (vom Raume Bekleidete) nennen. Auch den beiden arabischen Reisenden zufolge gibt es Indier, die weder mit einem Andern aus einer Schüssel, noch an einem Tische essen, da sie diess für eine grosse Sünde

halten; die Könige und vornehme Personen lassen sich alle Tage kleine Schüsseln und Teller aus Kokusblättern zurichten, von welchen sie essen, was ihnen zur Nahrung zubereitet worden ist, und am Ende des Mahls werfen sie Schüsseln und Teller mit den Ueberresten der Speisen ins Wasser. Hinsichtlich der geistigen Getränke ist den Kschatrijas und Waisjas der Arak, den Brahmanen der Arak, Rum und der aus den Blüthen des Wadhuka (Bassia latifolia) gezogene Liqueur verboten[1]; nach den Geboten des Buddha dürfen die Samanas keinen Wein trinken, welche also nicht streng beobachtet wurden.

§ 7. Zur Zeit des Kaisers Kaotsung, der von 650—684 regierte, kam aus dem Lande Utscha (Skr. Utkala) in Ostindien ein Lukiajito (Skr. Lokâjatika oder Anhänger des durch Tschârwâka gegründeten und Lokâjata betitelten philosophischen Systems) zum Kaiser und gab vor, er besässe das Mittel der Unsterblichkeit. Das Reich Utscha hatte 7000 Li im Umfang, und es gab dort viele Stupas oder buddhaistische Thürme; auf der südwestlichen Grenze dieses Reiches befand sich mitten auf hohen Bergen das Buddha-Kloster Pussepotili, dessen Stupa aus Stein sehr hoch war, im Südosten stiess Utscha an das Ufer des Meeres, wo die befestigte Stadt Tschilitanlo (Skr. Tschritapura) lag, die einen von Kaufleuten sehr besuchten Seehafen besass. Der Khalife Omar erbaute schon 636 Basrah (Bassora) am Tigris, um den Persern die Verbindung mit Indien abzuschneiden, und der sinesische Geschichtschreiber Ssemakuang, der 1084 sein grosses historisches Werk vollendete, bemerkt, dass die Truppen des Khalifen, nachdem sie die Perser und Griechen geschlagen, im Jahre 663 Einfälle in Indien machten: also zur Zeit des Khalifen Moawijah, der von 660—679 regierte. Burnes führt nun nach dem persischen Geschichtswerk Tsotschnameh über Sindhi an, dass das von Brahmanen regierte Reich Alur, das sich von der Meeresküste bis Kasmir, und von Kandahar bis Kanudsch erstreckte, und aus vier Vicekönigreichen bestand, im siebenten Jahrhundert von den Mohammedanern erobert wurde, indem sie in der Schlacht Feuer aus ihren Pfeifen gegen die Elephanten, auf deren einem der Brahmanenfürst mit seinen zwei Töchtern sass, bliesen, wodurch diese Thiere die Flucht ergriffen, der Fürst blieb und die beiden Töchter in das Serail des Khalifen geführt wurden. Burnes schliesst hieraus, dass man damals schon geraucht habe, aber, da vor der Entdeckung Amerika's der Tabak noch unbekannt gewesen sei, wahrscheinlich Bhangâ, Hanf. Perrin sah nun wirklich in Indien fast Jeden ohne Unterschied des Geschlechts Tabak rauchen, der dort stark angebaut ward, und Staunton, der in Sina ebenfalls das Tabakrauchen so allgemein fand, dass sogar kleine Mädchen von 10 Jahren beständig aus langen Pfeifen dämpften, ist der Meinung, dass der Tabak sowohl in Sina als in Indien einheimisch sein müsse, da beide Völker nicht leicht fremde Gebräuche annehmen, und auch in beiden Ländern keine Nachricht von der Einführung desselben aus Amerika vorhanden sei. Auch der Verfasser eines Berichtes im Ausland hält das Tabakrauchen für eine alte asiatische Sitte, die nicht erst durch die Europäer nach dem Orient gebracht wurde, und behauptet, dass seit undenklichen Zeiten in allen Provinzen des sinesischen Reiches Tabak wachse, der bei den Sinesen den eigenen bedeutungsvollen Namen Sengjen (raucher-

1) Manu 11, 93—94.

zeugende Pflanze) führe, was gewöhnlich bei eingeführten Produkten nicht der Fall sei[1]). Allein in allen Werken, von den Griechen bis auf Marco Polo und weiter herab, ist nicht die geringste Spur des Rauchens aufzufinden. Das Feuer, was die Mohammedaner aus ihren Pfeifen bliesen, war Pulverdampf aus Feuerröhren, womit noch heutiges Tages die Elephanten gescheucht werden, und wie auf gleiche Weise auch 1008 nach Chr. der Elephant, den Annindpal, König von Lahore, in der Schlacht bei Peschawer ritt, in die Flucht gerieth und dadurch dem Mahmud von Ghazni den Sieg verschaffte[2]). Zur Zeit jenes Einfalles der Mohammedaner in Indien herrschten in diesem Lande fünf Könige, denn nach der sinesischen Geschichte erschienen im Jahre 667 Gesandte von den fünf Indien am sinesischen Hofe, wahrscheinlich um bei den Sinesen, welche damals im westlichen Asien Heere hatten, um Hülfe nachzusuchen. Ob ihnen diese gewährt wurde, wissen wir nicht; aber doch scheinen die Mohammedaner durch den Einfluss Sina's Indien geräumt zu haben, da im Jahre 692 Molopamo, König von Ostindien, Schilojito, König von Westindien, Tschelukhipalo, König von Südindien, Nana, König von Nordindien, und Timosina, König von Mittelindien, der Kaiserin Wuheu, der Regentin von Sina, Geschenke übersandten. Der Kaiser Hiüanthsong, der von 712—756 herrschte, empfing während seiner Regierung viele Gesandtschaften aus den indischen Reichen. In der Periode der Jahre Kaijuan, d. i. vom Jahre 713 bis 742, kam ein Gesandter aus Mittelindien, nachdem er Südindien zu durchreisen dreimal versucht hatte, an den sinesischen Hof und brachte Vögel von fünf Farben, welche sprechen konnten; er bat um Hülfe gegen die Taschi (Persisch Tâzi, d. i. Araber) und die Tufan (Tübetaner), und trug sich zum General dieser Hülfstruppen an. Der Kaiser bewilligte ihm seine Bitte und übergab ihm den Oberbefehl über die Truppen. Der arabischen Geschichte zufolge eroberte der Khalife Walid, der von 704—715 regierte, durch seine Generale einen grossen Theil Indiens, besonders durch Mohammed Ben Kassim, der, wie Almakin in seiner Geschichte der Saracenen schreibt, sich der Gegenden am Indus bemächtigte, den König Duhar, der über dieselben herrschte, besiegte, gefangen nahm und tödtete. Der Geschichtschreiber Tabari führt an, dass das Jahr 87 der Hedschra (706 n. Chr.) sich glorreich schloss mit der Niederlage von 200,000 Tartaren, die unter dem Oberbefehl Teghabun's, eines Neffen des sinesischen Kaisers in das Land der Muselmänner eingedrungen waren. Zwar bemerkt man eine kleine Zeitverschiedenheit bei jenen Geschichtschreibern der beiden Nationen, aber doch scheinen diese Tartaren die Hülfstruppen gewesen zu sein, welche der sinesische Kaiser den Indiern zusagte, und ob diese wirklich geschlagen worden sind, lassen wir auf sich beruhen; so viel ist sicher, dass die Khalifen keinen festen Fuss in Indien fassten, denn die beiden arabischen Reisenden des neunten Jahrhunderts kennen nur unabhängige Könige in Indien, und Massudi, der selbst in Indien war und im zehnten Jahrhunderte schrieb, traf daslbst vier grosse Königreiche, von denen das Reich Guzurate, dessen Könige den Titel Balhara führten,

1) Burnes, Travels in the Bokhara etc. 1. p. 31. Macartney, Gesandtschaftsreise nach China, herausg. von Sir Staunton. Frankf. u. Leipz. 1798. Th. 2. S. 71. Ausland 1837. Nr. 235.

2) Dow, Geschichte von Hindostan. Th. 1. S. 75.

das mächtigste war, von dem zweiten war Multan, von dem dritten Kanudsch die Hauptstadt, und das vierte hiess Kasmir. Im Jahre 713 fertigte der Fürst von Kiaschemilo (Skr. Kâsmîra) einen Gesandten an den sinesischen Kaiser Hiüantsong ab, der im Jahre 720 dem Fürsten von Kasmir das Patent als König gab. Kasmir schildert die sinesische Geschichte als ein von sehr hohen Bergen umgebenes und schwer angreifbares Land, das vortreffliche Früchte, Trauben, Gold, Silber und Elephanten erzeuge und an allem Ueberfluss habe. Als im Jahre 721 eine nach der in Sina üblichen Methode berechnete Finsterniss nicht eintraf, befahl der Kaiser dem berühmten Fo-Priester Ihang, ein neues astronomisches Lehrbuch zu entwerfen, zu welchem Werke er, nach der Versicherung des indischen Astronomen Kutan, die unter dem Namen Kieutschi bekannte indische Astronomie zum Grunde legte. Er theilte nach dem Gesetze der Brahmanen den Zirkel in 360°, und jeden Grad in 60′, den Monat in 29 Tage, 53 Ki, 5′, 16″, den Thierkreis in 12 Häuser, jedes zu 30°; die Zeit vor dem Vollmonde nannte er die weisse, die nach dem Vollmonde die schwarze, und zwei Monde bildeten eine Jahreszeit, und sechs Jahreszeiten ein Jahr. Im Jahre 729 überbrachte der in den drei buddhaistischen Mysterien unterrichtete Samane Mito aus Nordindien dem Kaiser unter andern Arzneimitteln auch Tschihan; Ischafumo (vermuthlich Jasowarma, König von Kanudsch) sandte 731 seinen Minister, einen Buddha-Priester, an ihn ab, und Schiloschukia, König von Seilan, schickte ihm im Jahre 742 durch Kaufleute über das Südmeer kostbare Geschenke, die in grossen Perlen, Goldblumen, theuern Steinen, Elephantenzähnen und Zeugen bestanden. Als in den Jahren 758—759 Moholung (Skr. vermuthlich Mahâlinga) vom Throne gestürzt und vernichtet wurde, kamen in 200 Jahren keine Gesandten mehr aus Indien nach Sina. Man verbot Anfangs nämlich die Erbauung neuer Fo-Tempel und den Eintritt von Personen beiderlei Geschlechts in die Bonzenklöster, dann erliess der Kaiser Wutsung im Jahre 845 den Befehl, im ganzen Reiche die Fo-Tempel zu zerstören, die Mönche und Nonnen aus den Klöstern zu ihren Familien zurückzuschicken, ihre Ländereien zu besteuern und ihre Sklaven in die niedrigste Volksklasse einzureihen. Es gab damals 1660 von den Kaisern anerkannte Tempel und Klöster, und 40,000 von Privatleuten erbaute; die Zahl der Mönche und Nonnen betrug 260,500, und die ihrer Sklaven 150,000. Während jener Zeit wurde Sina durch Unruhen und Bürgerkriege verödet, die sich erst legten, als Taitsu, Stifter der berühmten Dynastie der Sung, den Thron bestieg, den er von 960—975 als weiser Staatsmann zierte.

§. 8. Im Jahre 851 schrieb ein arabischer Kaufmann einen Bericht über Indien und Sina, welchen vermuthlich Abu Zeid al Hasan von Siraf um 915 erläuterte, indem er die Aussagen des Ebn Wahab, der im Jahre 898 eine Reise nach Sina machte, und andere Reiseberichte benutzte. Aus diesem von Abbé Renaudot aus dem Arabischen übersetzten Werke erfährt man, dass die Araber einen starken Seehandel mit Indien und Sina trieben. Sie schifften von Siraf am persischen Meerbusen nach Maskate, das am äussersten Ende der Provinz Oman in Arabien liegt und ungefähr 200 Meilen von ersterer Stadt entfernt ist, versahen sich dort mit Vieh und frischem Wasser, und kamen mit günstigem Winde in einem Monate nach Kaukam-Mali in Indien, wo die Sinaführer 1000 Drachmen, die andern aber nur einen oder höchstens 10 Dinars Zoll

entrichten mussten, und von hier aus gelangten sie in $3^1/_2$ Monaten nach Kanfu (Kanton). Allein viele Schiffe gingen auf dieser Fahrt entweder zu Grunde, oder fielen den Seeräubern in die Hände, oder mussten ihre Waaren unterwegs umschlagen und dafür andere an Bord nehmen. In Indien gab es vier unabhängige Könige, von denen Balhara, ein Name, welchen alle Könige von Guzurate führten, der mächtigste war. Dieser König hielt eine grosse Anzahl Pferde und Elephanten, und besass einen grossen Schatz an baarem Gelde, das zum Theil in Silberdrachmen bestand, die eine halbe Drachme mehr wogen, als die arabischen, und worauf das Wappen und die Zahl der Regierungsjahre des Fürsten geprägt waren; in ältern Zeiten aber cursirten hier Dinars, welche man Sindiat nannte, von welchen eines mehr als drei arabische Dinars galt. Die Indier rechneten die Jahre nicht nach der mohammedanischen Zeitrechnung, sondern nach den Regierungsjahren ihrer Könige, die meistens ein hohes Alter erreichten und von denen mehrere länger als 50 Jahre regiert hatten. Es gab hier ganze Familien von Gelehrten, Aerzten, Baumeistern, die nicht in eine andere Familie heiratheten, wenn sie nicht dasselbe Geschäft trieb, und in Kanudsch hielten sich viele Brahmanen, Philosophen, Sterndeuter, Wahrsager, Nativitätssteller und Dichter auf, welche Verse auf ihre Könige machten, die von Schmeicheleien strotzten. In den Wäldern lebten nackte oder bloss mit einem Leopardenfell bekleidete Menschen, die alle Vergnügungen verachteten, nichts assen als wilde Kräuter und Baumfrüchte, und immer, das Gesicht gegen die Sonne gerichtet, auf einem Flecke stehen blieben. Die Todten verbannte man, und wenn der König starb, so verbrannten sich gewöhnlich seine Weiber mit ihm, was aber nicht aus Zwang, sondern freiwillig geschah. Zur Entdeckung der Verbrechen bestanden in Indien Feuer- und Wasserproben. Man legte dem Beschuldigten sieben Blätter auf die Hand und auf diese ein glühendes Eisen, mit welchem er eine Zeitlang umhergehen musste, und dann wurde die Hand in einen ledernen Beutel gesteckt, den man mit dem fürstlichen Siegel versiegelte; zeigte sich nun nach drei Tagen kein Brandfleck, so wurde er freigesprochen und der Ankläger musste dem Landesherrn ein Man Gold als Strafe entrichten. Bei der Wasserprobe hob der Angeklagte einen Ring aus dem siedenden Wasser eines Kessels; vollzog er diess ohne Beschädigung, so verfiel der Kläger in dieselbe Geldbusse. An der Küste der Insel Serendib (Seilan) im Meere Herkend fischte man Perlen, und auf der Insel erhob sich der Berg Rahun (Adamspik), auf dessen Gipfel einst Adam gestanden und einen seiner Fusstapfen von 70 Ellen Länge hinterlassen haben soll, und in der Nähe jenes Berges waren Gruben, worin man Rubinen, Opale und Amethyste fand. Zwei Könige herrschten über diese Insel, die viele Tempel enthielt, in welchen jährlich für grosse Geldsummen Räucherwerk verbraucht wurde; auch war sie von einer Menge Juden und Christen bewohnt, die ihre Religion frei ausüben durften. Die Einwohner ergötzten sich an Hahnenkämpfen, bei denen man um Gold, Silber, Ländereien wettete, und spielten gern das Damenspiel (vermuthlich Schach) um beträchtliche Geldsummen, ja sogar um die Vordergelenke ihrer Finger. Ein Schaf kostete hier nur eine halbe Drachme, und sonst lieferte Serendib Aloeholz, Gold, Edelsteine, Perlen und grosse Muscheln, deren man sich statt der Trompeten bediente. Auf den 1900 Inseln (Malediwen) zwischen dem Meere Herkend und Delarowi wuchsen

viele Kokusnüsse, aus deren Fasern die Bewohner Hemden und andere Kleidungsstücke verfertigten, und aus dem Holze bauten sie Schiffe und Häuser. Dort fand man Ambra in grossen und kleinen Stücken, sowie viele Muscheln (Kauri), welche den Reichthum der Eingebornen ausmachten und von der Königin, die über jene Inseln herrschte, in der Schatzkammer aufbewahrt wurden. Hieher kamen auch Zimmerleute aus Oman, um Schiffe zu bauen, deren ganzes Material, sowohl Segel als Taue, aus dem Kokusbaume bestand, und wenn sie diese fertig hatten, brachten sie dieselben mit Kokusnüssen beladen nach Oman zum Verkauf.

Kanfu war der Hafen für alle Schiffe der nach Sina handelnden Araber, die daselbst einen Mohammedaner zum Richter über ihre sich dort niedergelassenen Glaubensgenossen hatten. Sobald ein Handelschiff hier einlief, nahmen die Sinesen die Ladung in Beschlag und brachten sie in das Magazin, wo sie so lange liegen blieb, bis das letzte mit Kaufmannsgütern beladene Schiff ankam, was oft ein halbes Jahr dauerte. Hier zog man von jedem Artikel $^3/_{10}$ oder 30 Procent ab und stellte das Uebrige dem Kaufmanne wieder zu. Wenn unter den Waaren sich ein Artikel befand, der dem Kaiser gefiel, so kauften ihn seine Beamten zu dem höchsten Preise; sie kauften aber gewöhnlich den Kampher auf und zahlten für das Man 50 Fakuges, je zu 1000 Falus oder Kupfermünzen, und wollte der Kaiser den Kampher nicht haben, so ward er wieder um die Hälfte des Preises verkauft. Die Sinesen bezogen aus dem Auslande hauptsächlich Elfenbein, Kupfer in Klumpen, Weihrauch, Schildkrötenschalen, Rhinozeroshörner, Kampher und Moschus aus Tübet, den sie verfälscht wieder an die Araber absetzten. Die Araber und die andern Fremden, welche sich in Sina niederliessen, wurden nach dem Verhältniss ihres Vermögens besteuert, die Sinesen bezahlten von ihren Ländereien keine Abgaben, sondern entrichteten eine Kopfsteuer, die jedoch bloss von den Männern vom 18.—80. Jahre nach Massgabe ihres Standes und ihrer Erwerbmittel erhoben wurde, wofür sie sach Ablauf dieser Jahre auch auf Unterhalt von dem öffentlichen Schatze rechnen durften. Sina hatte weit mehr Einwohner und Städte als Indien, es war gut angebant und fruchtbar; mehr als 200 grosse befestigte Städte übten eine Gerichtsbarkeit über mehrere andere Städte aus, wie die Stadt Kanfu, unter deren Gerichtsbarkeit über 20 andere Städte standen, und in jeder Stadt befand sich ein Eunuch als Gouverneur. Wer Sina bereiste, erhielt, sowohl Eingeborner als Araber, zwei Pässe, auf welchen alles verzeichnet war, was ihm gehörte. Der Kaiser behielt sich die Einkünfte von den Salzwerken und dem Tscha (Thee) genannten Kraute vor, das in allen sinesischen Städten in Menge verkauft und mit heissem Wasser getrunken wurde, nnd wenn eine Theurung eintrat, so öffnete er seine Getraidemagazine und verkaufte das Getraide wohlfeiler als der Marktpreis war. Es wurde bloss Kupfergeld geprägt, Gold und Silber betrachtete man als Kaufwaare. Die Sinesen verfertigten aus einer schönen Erdart (Porzellanerde) allerlei Gefässe, die so fein und so durchsichtig wie Glas waren, aber sie besassen keine wissenschaftlichen Kenntnisse; ihre Kenntniss von der Astronomie, worin sich die Indier auszeichneten, war oberflächlich, und ihre Heilkunst beschränkte sich hauptsächlich auf das Brennen mit einem glühenden Eisen. Ihre Religion und ihre meisten Gesetze stammten aus Indien, und sie sowohl als die Indier glaubten an die Seelenwanderung, wichen aber in mehreren Glaubenslehren von ein-

ander ab. Die Sinesen tranken keinen Wein, spielten gern und liebten überhaupt alle Arten von Vergnügungen. Als sich im Jahre 264 der Hedschra (877 n. Chr.) ein Offizier von grossem Ansehen, Namens Baichu empörte und Kanfu belagerte, liess er alle Einwohner dieser Stadt über die Klinge springen, bei welcher Gelegenheit ausser den Sinesen 120,000 Mohammedaner, Juden, Christen und Parsen, die sich alle wegen Handelsgeschäften hier aufhielten, ermordet wurden [1]). Er liess alle Maulbeerbäume abhauen, wodurch es an Seide fehlte und der Handel mit diesem Artikel beinahe aufhörte. In diesen Wirren erpresste man von den Kaufleuten ungewöhnliche Abgaben, man bemächtigte sich ihrer Effekten, und sie kehrten daher nach Siraf und Oman zurück, wodurch die Schiffahrt ganz in Verfall gerieth. Seitdem zog sich der Handel nach der Insel Kala (vermuthlich Jawa, wenigstens hiess diese Insel auch Hara) zurück, die auf halbem Wege zwischen Sina und Arabien lag, wohin Kampher und Rothholz von der nahe liegenden Insel Rami (Sumatra), Aloe-, Sandel-, Kabihi- und Ebenholz, sowie mehrere andere Artikel gebracht wurden.

§. 9. Nach sehr langer Unterbrechung erschienen endlich im Jahre 953 ein Samane aus Westindien und mehrere andere Priester seiner Religion als Repräsentanten von 16 Völkerschaften am sinesischen Hofe und überbrachten Pferde von berühmter Rasse. Im Jahre 965 kam der Buddha-Priester Taojung von Tsangtscheu aus den westlichen Ländern, den Reichen Puloscha (Skr. Puruscha), Kiaschemilo (Skr. Kâsmira) und andern zurück und überreichte dem sinesischen Kaiser ein Körpertheilchen des Fo, krystallene Gefässe und 40 auf Palmblättern geschriebene Fan-Bücher (ob Sanskrit- oder Palischriften, ist ungewiss). Als der indische König Jangkieschuelo vom Reiche des Gesetzes (wahrscheinlich Magadha) gestorben war, folgte sein ältester Sohn ihm in seiner Würde, und seine übrigen Söhne verliessen das Vaterland, wurden Buddha-Priester und kehrten nicht mehr in ihre Heimath zurück. Sein Sohn Mantschuschili (Skr. Mandschusri, ein Wort, das einen buddhaistischen Heiligen bezeichnet) kam im Jahre 975 als Samane in das Reich der Mitte, wo ihm der Kaiser Taitsu in dem Palaste der Staatsminister eine Wohnung einräumte und ihn mehrere Monate lang mit Allem versah, was sein Herz wünschte. Im Jahr 982 kehrte der Samane Kuangjuan von Itscheu (in Liaothung, bei der Provinz Peking) aus Indien zurück und überbrachte dem sinesischen Kaiser Heilmittel, Diamanten, Talismane, heilige Bilder des Schekia (Skr. Sâkja, d. i. Buddha) und andere Gegenstände, die er von dem indischen Könige Musinang (Skr. entweder Mahâsinha oder Madhusinha) nebst einem Brief erhalten hatte, worin es unter anderm hiess, dass mitten im Ocean des Lebens und des Todes die meisten, welche ihn befahren, ertrinken; daher müsse man sich in solchen Umständen an die Reliquien des Schekia halten, welche Kuangjuan Ew. Hoheit überbringen wird. Ein anderer Buddha-Priester war

1) Da wir das sehr seltne Werk des Abbé Renaudot nicht erhalten konnten, so waren wir genöthigt, uns der von Ehrmann herausgegebenen Uebersetzung zu bedienen, die aber in Vergleich mit den aus ebendemselben Werke gezogenen Citaten bei Pauthier einige Abweichungen hat; denn Pauthier schreibt Banchoa statt Baichu, 26,000 statt 120,000, und erklärt den Banchoa für den in der sinesischen Geschichte vorkommenden Rebellen Hiangtschao, der den Kaisertitel annahm, später aber geschlagen wurde und sich entleibte. Pauthier, China. S. 342.

Ueberbringer eines ehrerbietigen Schreibens aus dem Reiche Uhiennang oder Utiennang (Skr. Udjâna, Garten), das zu Nordindien gehörte, und von wo man in 12 Tagereisen westwärts das Reich Kiantholo (Skr. Gandhâra) erreichte. Er kannte in Mittelindien die Reiche Holowei, Weinanglo, Polaijekia, Kialonakiüsche (Skr. Kanjâkubscha, Kanudsch), Molowei (Skr. Mâlawa, Malwa), Uschanni (Skr. Udschdschajani, Udschain), Lolo, Sulotscha (Skr. Surâschtra), und in Südindien das Reich Kungkiana (Skr. Kongkana, Konkan). Im Jahre 983 kam ein Fo-Priester aus Indien zurück, der in Sanfothsi (einem Theile der Insel Sumatra) auf die drei indischen Samanen Mimolo, Tschili, Jüputo stiess, die ihm ein Empfehlungsschreiben und heilige Bücher zur Verbreitung des Gesetzes an den sinesischen Kaiser einhändigten, dann begegneten ihm bettelnde Bhikschus, mit welchen er wieder nach Indien pilgerte, auf welchem Wege er sich zum Fürsten des Reiches Gokulo und zum Beherrscher des Reiches Ssemakiemangkolan begab, welcher letztere ihn dem Tanlo, König des Geburtslandes des Buddha, empfahl, dessen Sohn ihm Bücher über die unsterblichen Geister und Genien übersenden wollte. Dem sinesischen Kaiser Taitsung stellten sich im Jahre 985 die indischen Samanen Thiansithsai und Schihufathian vor, um öffentliche Anstellungen zu erlangen, und im Jahre 987 überbrachte ihm der Fo-Priester Tsöhoan aus Weitscheu Bücher, welche er von Nalanto, dem Könige von Nordindien, erhalten hatte; zudem kamen auch der Brahmane Jungschi und der Perser Olijen zugleich in der Hauptstadt des sinesischen Reiches an. Das Geburtsland des indischen Brahmanen Jungschi hiess, seiner Aussage gemäss, Lite; der König jenes Reiches führte den Namen Oschenifo Jaloute unb trug gelbe Kleider nebst einem goldenen, mit sieben kostbaren Brillanten besetzten Kopfschmuck, und beim Ausgange bestieg er einen Elephanten, dem Musikanten voraufgingen; das Volk rannte alsdann in den Tempel des Fo, wo er Almosen unter die Armen vertheilte. Wenn er mit seiner Concubine Mohoni, die rothe, mit Goldfiligran geschmückte Kleider anlegte und jährlich nur einmal ausging, im Publicum erschien, empfing das zahlreiche Volk sie mit Freudengeschrei. Er hatte vier Minister, welche alle Reichsgeschäfte verwalteten, und im Reiche waren Kupfermünzen gangbar, die in der Runde und im Durchmesser Inschriften trugen, wie in Sina, nur wurden sie nicht in der Mitte durchbohrt und angeschnürt. In den Jahren 996, 1024, 1027 und 1036 kamen noch Buddha-Priester aus Indien, die dem sinesischen Kaiser auf Palmblättern geschriebene Fan-Bücher, Gebeine und Statuen des Buddha und andere Gegenstände überbrachten, wofür sie mit gelbem Kleiderstoffe beschenkt wurden; aber von jener Zeit an bis 1408 berührt die sinesische Geschichte keine Verbindung mehr zwischen Indien und dem Reiche der Mitte, weil in jenem Zeitraume Sina von tartarischen und mogolischen Völkern überfallen und eingenommen wurde. Auch Indien kam zu dieser Zeit zum Theil unter Fremdherrschaft, worunter es heute noch schmachtet. Subuktagi, ein türkischer Sklave, Stifter des Reiches Ghazni, machte im Jahre 307 der Hedschra (977 n. Chr.) einen Einfall in Indien, verheerte einen Theil der Länder Kabul und Pendschab, errichtete einige Moscheen und kehrte mit grossen Schätzen nach Ghazni zurück. Dschajapala, König von Lahore, dessen Reich sich von Sirhind bis Laghman, und von Kasmir bis Multan erstreckte, brach mit seinem Heere in sein Grenzgebiet Laghman auf, um den Subuktagi in seinem eigenen Lande zu

züchtigen; aber er trug schon nach einigen Scharmützeln um Frieden an, der ihm auch gegen eine Million Dirms und 50 Elephanten gewährt wurde. Als der indische König wieder zu Lahore eingetroffen war, kam er den Friedensbedingungen nicht nach, sondern verband sich mit den Fürsten von Delhi, Adschmir und Kanudsch, und rückte wiederum an der Spitze von 100,000 Mann Cavallerie und 200,000 Mann Infanterie bis an die Grenze seines Gegners vor, wo er aber von Subuktagi gänzlich geschlagen wurde, sein Lager verlor und die Gebiete von Laghman und Peschawer einbüsste, welche der Fürst von Ghazni seinem Reiche einverleibte. Jedoch hiemit begnügte sich nicht sein Sohn Mahmud Sultan von Ghazni; er fiel bald nach seines Vaters Tode, im Jahre 391 der Hedschra (1000 n. Chr.), in Indien ein, plünderte und zerstörte bis zum Jahre 418 der Hedschra (1027 n. Chr.) über 1000 Städte und Tempel, ermordete mehr als eine Million Hindus, brachte fast ganz Nordindien bis Dekhan unter seine Botmässigkeit und bereicherte sich durch eine in der Geschichte fast beispiellos grosse Beute an Juwelen, Perlen, Gold, Silber und andern kostbaren Gegenständen.

---

# Zweiter Theil.

## Erster Abschnitt.

### Binnenhandel.

§. 1. Unter allen Gewerben wird in Indien der Handel für das ehrenvollste betrachtet, daher dürfen sich auch die Brahmanen mit demselben beschäftigen, jedoch ist ihnen in Betreff der Waaren eine Grenze gesetzt. Wie ganz anderer Ansicht waren die Griechen und Römer! Zur Zeit des Aristoteles wurde der Handel mit fremden Waaren, oder der Einkauf von Sachen zum Wiederverkauf, für verächtlich gehalten, weil es unnatürlich sei, etwas zu kaufen, was man nicht selbst verbrauche, und daher bestand in Theben ein Gesetz, dass niemand an der Staatsverwaltung Theil nehmen konnte, der nicht schon zehn Jahr vorher seinen Handel eingestellt hatte; der Handel mit eigenen Produkten gegen andere zum eigenen Gebrauch war aber, als durchaus für das Hauswesen erforderlich, sehr geachtet[1]). Plato erklärt allen Handel, den Klein- sowohl als Grosshandel, für schändlich, der unphilosophische Cicero aber nur den Kleinhandel[2]); jedoch war zur Zeit des Homer, des Hesiod und des Solon weder der Handel, noch ein sonstiges Handwerk schimpflich[3]). Die Banjanen, welches Wort aus dem Skr. Banidschanâs, d. i. Handelsleute, stammt, bilden eine besondere Klasse in der Kaste der Waisjas und führen ein untadelhaftes und strenges Leben, essen kein Fleisch, nicht einmal Eier, und tödten kein Thier, sind redlich und zuverlässig, aber äusserst vorsichtig im Handel[4]). Obgleich das Gesetz ihnen den zu grossen Gewinn an den Waaren untersagt, so erwerben sie sich doch durch ihre Betriebsamkeit, Gewinnsucht und Sparsamkeit mitunter unermessliche Schätze und sind durchgängig wohlhabend. Ihre Wirksamkeit beschränkte sich schon seit den ältesten Zeiten nicht bloss auf das Inland, sondern sie führten auch selbst die Produkte ihres Landes ins Ausland und nahmen dessen Erzeugnisse dafür ein, oder kaufmännisch zu reden, sie führten sowohl einen Activ- als Passiv-Handel[5]). Der innere

---

1) Aristoteles de Republ. 1, 9. 10. 3, 5.
2) Plato de Leg. 11. p. 918. Cic. de Offic. 1, 42.
3) Homer. Od. 1, 180 ss. 8, 159—164. Hesiod. Opera et Dies 629 ss. Plutarch. Solon. c. 2.
4) Das bei Apulejus Flor. p. 115 ed. Bipont. vorkommende Sunt et mutandis mercibus callidi muss im guten Sinne verstanden werden.
5) Plin. 6, 22 (19). Merces alii suas evehunt, res externas invehunt.

Verkehr ist sehr bedeutend, da fast jede Provinz einzelne besondere Erzeugnisse darbietet, zumal sind die beiden Küsten streng durch ihre Produkte von einander unterschieden: Malabar ist die Küste für Natur-, Koromondel die für Kunsterzeugnisse. Die Westküste erzeugt Pfeffer, Kardamomen, Sandelholz, Kassia, Kokus- und Arekanüsse, Betel und dergleichen mehr: die Manufakturen, welche daher kommen, sind nicht zahlreich, man beschäftigt sich hauptsächlich damit zu Surate und Umgebung; die Ostküste liefert die schönsten und feinsten Gewebe, und jede Provinz zeichnet sich vor der andern durch besondere Leistungen aus: sie erzeugt zudem Sapan- und Ebenholz, sowie Indigo. Jene Produkte werden in Karawanen von Elephanten, Kamelen, Ochsen und Wagen, wie schon der Periplus des rothen Meeres und das Mahabharata erwähnen, nach fernen Gegenden versendet. Man stösst zuweilen auf Karawanen von 1000 Ochsen, und die Güterwagen sind gewöhnlich mit acht bis zehn dieser Thiere bespannt. Der Ochs geht so stark als das Pferd, er legt den Tag sechs deutsche Meilen zurück; er wird geritten, vor den Pflug gespannt, als Lastthier, zum Kornaustreten und zum Betrieb der Mühlen gebraucht, da es dort weder Wasser- noch Windmühlen gibt. Die unternehmendsten Kaufleute trifft man in Kasmir, welche nicht nur Handelsreisen durch Indien bis Surate und Bengalen, sondern sogar nach Kandahar, Kabul, Bokhara, Ladakh und Sina machen. Die mit Lastthieren oder mit Bündeln reisenden Handelsleute nennt man Oders, und die Krämer Kommetis. Auch viele schiffbare Flüsse breiten zu einer schleunigen und minder theuern Versendung der Waaren ihre hülfreichen Arme aus, und die gute Lage des Landes am Meere ladet zur schnellen Verschiffung der Produkte von der einen Küste zur andern ein. Die Benutzung der Flüsse zum Waarentransport ist uralt, schon Ktesias und das Gesetzbuch Manu erwähnen der Waarenverschiffung auf denselben. Der Fischhandel beschäftigt eine grosse Anzahl Menschen. Die meisten Fische des sehr fischreichen indischen Meeres sind von vorzüglichem Geschmack und nach Perrin so wohlfeil, dass man zehn Personen für 30 Sous mit Schollen, Meerbarben, Rochen und Seekrebsen hinreichend bewirthen kann; eine grosse Menge wird auch an der Sonne gedörrt und in das Innere verschickt, von welchem Handel mehrere Tausend Fischer leben. Haafner erklärt den Königsfisch, der etwas grösser als ein Kabeljau ist, für den besten, und Crawfurd nennt den Kokkup, Pomfret und Mango als die schmackhaftesten. In Nordindien und an den Grenzen des Königreichs Maisore findet man viel Steinsalz, womit die dortigen Bewohner einen grossen Handel treiben, und an der Küste Koromandel wird viel Seesalz gesammelt, das die Schiffe von Pondichery als Ballast nach Bengalen bringen. Ausser dem Handel mit den mannigfaltigen Hauptprodukten gibt es noch viele andere Gegenstände, wodurch sich die armen Leute ihr Brod erwerben: so suchen diese zum Verkauf die vom Meere ausgeworfenen Muscheln auf, woraus man vortrefflichen Kalk gewinnt, und Kinder sammeln, da man in Indien kein Heu macht, frisches Futterkraut, das sie auf dem Markte für 2—3 Dudus oder 10—12 Liards verkaufen, was hinreicht, 2 bis 3 Personen zu ernähren. Selbst das Gangeswasser bildet einen beträchtlichen Handelsartikel. Pilger, die nach Kasi oder Benares wallfahrten, bringen von dort Wasser aus dem Ganges in grossen thönernen Krügen mit, worauf das Siegel des Oberpriesters von Kasi gedruckt ist, und verkaufen es

an reiche Leute, die es ehrfurchtsvoll aufbewahren, den Sterbenden etwas davon in den Mund und auf den Kopf giessen, zuweilen auch bei grossen Gastmahlen in kleinen Schälchen den Gästen umherreichen und es bei dem Feste Egadschi, welches der Göttin Bhawani, der Gemahlin des Siwa, zu Ehren gefeiert wird, ihren Frauen zum Bad vorsetzen. Zur Beförderung des innern Verkehrs sind gute Anstalten getroffen. Grosse Landstrassen durchkreuzen das Land, unter welchen eine schon Megasthenes bewunderte, die vom Indus durch Nordindien bis nach der Stadt Palibothra am Ganges lief und 10.000 Stadien oder 250 deutsche Meilen lang war [1]), von welcher vielleicht die berühmte, mit schattigen Bäumen besetzte Strasse, die von Lahore über Delhi nach Agra führt und 150 Meilen Länge hat, noch ein Ueberrest ist. Ueberall ist auch für das Unterkommen der Reisenden gesorgt, was zuweilen in unserm gepriesenen Deutschland schwer fällt, zumal auf Dörfern. Es gibt, berichtet Haafner, sehr mancherlei Herbergen, Schultris (Skr. Tschatwârî, Viereck) genannt, grosse und kleine, schöne und gemeine. Einige derselben sind bloss von Thon gebaut und mit Palmblättern gedeckt, doch die meisten sind von Backsteinen aufgeführt und haben Ziegeldächer; auch gibt es deren noch mehrere aus alten Zeiten, die ganz aus künstlich zusammengefügten Felsenstücken erbaut und sehr ansehnliche Gebäude sind; ja man findet sogar einige, die mit allen ihren Gemächern und Säulengängen in einen einzigen Felsen gehauen und über und über mit Götterfiguren und Sinnbildern verziert sind. Jahrhunderte stehen diese Gebäude schon, und können noch Jahrhunderte ausdauern. Die schönsten und grössten sieht man in dem südlichen Theile der Küste Koromandel, in Hindustan und Bengalen; längs der ganzen Küste sowohl als im Innern des Landes ist beinahe kein Dorf anzutreffen, das nicht seine Schultri hat, un die meisten haben deren zwei bis drei. Da, wo die Dörfer etwas weit aus einander liegen, trifft man auch solche Herbergen, die einzeln an der Landstrasse stehen, oder an und in den Wäldern erbaut sind. Bei solchen Schultris befindet sich beinahe immer, in der Entfernung von einigen Schritten, ein kleines Häuschen, in welchem ein Brahmane oder Jogi wohnt, der es sich zum Geschäfte macht, die Herberge rein zu halten, die Reisenden und Pilger zu bedienen, ihre Lastthiere zu tränken, und an einigen Orten auch, wenn der Reisende arm ist, ihm saure Milch reicht und etwas Reis mit auf den Weg gibt. Von solchen Beschäftigungen der Brahmanen in den Tschatwaris spricht schon der sinesische Fo-Priester Fahian. An den Landstrassen stehen steinerne Bänke von einer Strecke zur andern, worauf der ermüdete Wanderer seine Bürde absetzen kann, um sie wieder bequem auf seine Schultern zu nehmen. Ueberall sind die Landstrassen ohne getroffne Polizeimassregeln, sondern von selbst sicher, durch die Sitten des Volks, ein Beweis, dass nicht Raub in seinen Sitten liegt, wie Hegel philosophirt. „Die gutartigen, menschenfreundlichen Hindus, sagt Haafner, sind nicht an Räubereien und Mordthaten auf öffentlichen Strassen gewöhnt, weil solche Verbrechen unter ihnen nicht vorkommen; auch hört man nichts von den bei den Christen so häufigen Diebstählen; die eigentlichen Diebe von Profession, die man in Indien findet, sind die Europäer [2]).

1) Megasth. ap. Arrian. Ind. c. 3.
2) Haafner, Landreise längs der Küste Orissa u. Koromandel. S. 23 u. 58.

Aller Handel ist eigentlich Tausch, indem man sein Eigenthum gegen das eines Andern wechselt; aber Tausch umfasst den allgemeinen, Handel den besondern Begriff des Wechselns: der Tausch ist die wuchernde Wurzel des Handels. Der älteste Verkehr bestand in Austausch von Sachen des gegenseitigen natürlichen Bedürfnisses, das kein Verhältniss des innern Werthes derselben kennt; als aber Seltenheit und Ueberfluss die Verschiedenheit des Werthes der Dinge bestimmten, trat der spekulative Handel ein, und man kam bald auf ein Ausgleichungsmittel, wonach der Werth der Dinge abgemessen wurde. Dieser Massstab war bei verschiedenen Völkern verschieden, gewöhnlich richtete er sich nach dem Hauptnahrungszweige des Landes. Die ältesten Griechen nahmen von ihrem Vieh das Ausgleichungsmittel[1]), in Abyssinien besteht es in Salz, in Grönland dienen die Fische dazu, in Indien soll das älteste die Gerste gewesen sein. Viele der ungebildeten Stämme auf den indischen Inseln bedienen sich noch immer der gangbarsten einheimischen Produkte als Tauschmittel. Bei den rohen Stämmen von Sumatra, Borneo und andern Inseln dienen Kugeln von Benzoe oder von Wachs als Zeichen des Werthes, bei andern Salz, wenn es selten ist; in den Ländern aber, wo Ueberfluss an edeln Metallen ist, Goldstaub. Die Ackerbau treibenden Stämme scheinen in ihrer frühesten Zeit Vieh und Korn zu diesem Zwecke gebraucht zu haben, welches der Fall in Jawa war; in den Ländern, wo Zinn gegraben wird, nahm man dieses Metall zur Münze, wovon noch einzelne Stücke auf Jawa gefunden werden, und eine Zinnmünze, Bitschis genannt, die aus einer kleinen unregelmässigen Platte mit einem Loch in der Mitte zum Anschnüren besteht und von welchen 5600 auf einen spanischen Piaster gehen, ist noch in mehreren Staaten in Umlauf, wie in Palenbang, Atschin, Bantam, Tscheribon und Queda[2]). Später schätzte man alles nach dem Gewicht der edeln Metalle, als Gold und Silber, ab, und zuletzt wurden diese, um sich des lästigen Abwiegens derselben zu überheben, in Stücke mit bestimmtem Gewicht geformt und mit einem Gültigkeitstempel versehen, die wir Münzen nennnen, welche vermuthlich in Indien zuerst geprägt wurden, obgleich man dort das Geld als Waare betrachtet, die bald steigt, bald fällt, wesshalb es auch daselbst unter dem Namen Saraffen eine eigene Klasse Menschen gibt, welche alte Gold- und Silberstücke jedes Landes einwechselt, um sie an Kaufleute, die derselben bedürfen, zu verkaufen, oder in der nächsten Landesmünze umprägen zu lassen. Dieses Geldwechselgeschäft wurde schon in alten Zeiten getrieben, denn die ägyptischen Kaufleute setzten ihr Gold- und Siblergeld mit Vortheil gegen das indische um[3]). Zur

1) So wird bei Homer der Werth nach Ochsen bestimmt. Il. 2, 449. 6, 236. 21, 79. Casaubonus bemerkt daher zu Cic. ad Att. 1, 1. p. 23 ganz richtig, dass die griechischen Verba, welche ein Kaufen und Verkaufen bedeuten, von Thierwörtern gebildet seien: so heisse ἄρνυμαι eigentlich dato agno aliquid permuto, ὠνοῦμαι, dato asino, πωλῶ, dato equuleo, von ἄρς, ἄρνος, ὄνος und πῶλος. Weil nun auch bei den Römern der eigentliche Reichthum in dem Vieh bestand, so lieh dieses ihnen auch den Namen für Geld, wie Varro de re rust. 2, 1. sagt: — a quibus (pecudibus) ipsa pecunia nominata est; nam omnis pecuniae pecus fundamentum est. Plinius hat daher eine irrige Ansicht, wenn er lib. 33. §. 13 sagt: Servius rex primus signavit aes. — — Signatum est nota pecudum: unde et pecunia appellata.

2) Crawfurd, indischer Archipelagus. Jena 1821. S. 14.

3) Peripl. mar. Eryth. p. 28. Δηνάριον χρυσοῦν καὶ ἀργυροῦν, ἔχον ἀλλαγὴν καὶ ἐπικέρδειάν τινα πρὸς τὸ ἐντόπιον νόμισμα.

grossen Erleichterung und Bequemlichkeit des Geschäftganges dienen die Wechsel, die nach der gewöhnlichen Annahme erst spät in Europa aufkamen; aber ein dem heutigen ähnliches, wenngleich nicht so ausgebildetes Wechselwesen bestand schon frühzeitig in Griechenland. Die Trapeziten thaten Geld auf Zinsen aus, nahmen selbst Kapitale gegen Zinsen auf, setzten Geld um, stellten Wechsel aus, um das Geld in einer andern Stadt oder einem andern Lande in Empfang nehmen zu können [1]. In Indien sollen schon im hohen Alterthume Wechsel ausgestellt worden sein, wie Legoux wissen will, dessen Worte also lauten: „Von den ältesten Zeiten her sind in Hindustan Wechselbriefe bekannt, die in allen Sprachen dieses Landes Ondeguikate heissen und alle charakteristische Eigenschaften wie bei uns haben; man findet nämlich dabei den Austeller, den Acceptanten, den Präsentanten. Unter allen Bankierhäusern der Erde hat wohl nie eins so vieler Vortheile genossen, als das in Bengalen bekannte der Gebrüder Schek. Das Vermögen desselben betrug über 400,000,000 Frcs.; sein grenzenloser Credit, sowie auch seine Angelegenheiten gingen von Sina bis in die Türkei. Eine Tratte dieses Hauses ward von dem ersten Handelshause, dem man sie in Kanton oder in Konstantinopel präsentirte, angenommen, und was ganz beispiellos ist, so sind oft Armeniern übergebene, mit der Unterschrift Schek versehene und nach Schiras bestimmte Tratten in Bassora bezahlt worden; eines solchen Credits und Rufs genoss das Haus in diesen Ländern. Es rüstete ausserdem jährlich 60—80 Schiffe aus, die nach allen indischen Handelsplätzen die herrlichsten Waaren brachten, welche entweder der Gewerbfleiss der Hindus oder die Cultur ihres Landes erzeugte. Die mächtigsten Fürsten Asiens standen mit dem Hause der Gebrüder Schek in Briefwechsel und hielten sich durch dessen Freundschaft geehrt. Der berühmte Aurengzeb, einer der ausgezeichnetsten mongolischen Kaiser, nahm die ihm von dem Haupte dieses Hauses zugekommene Einladung zu einem Mahle an, als er auf die Halbinsel kam, um Doltabad zu erobern. Bei dieser Gelegenheit sah man vielleicht zum ersten Male einen der grössten Fürsten der Erde sich auf einem in seiner Art einzigen Stuhl ausruhen. Schek lies einen Sessel mit Beuteln voll Goldstücken verfertigen, die wieder mit einem mit Juwelen gestickten viereckigen Stücke Sammet bedeckt waren, und überreichte ihn Aurengzeb. Dieses Geschenk, dessen Werth man auf 120 Lak Rupien, ungefähr 32,000,000 Frcs. schätzte, beweist am bessten den grossen Reichthum dieses Hauses." Es gibt in Indien weder fahrende, noch reitende Posten, sondern laufende, nämlich Postboten zu Fuss, welche die Felleisen mit den Briefen von Ort zu Ort befördern und Tappals oder Dhaak genannt werden. In allen beträchtlichen Städten, wie zu Kalkutta, Madras, Pondichery, Tandschore, Nagapatnam u. s. w. sind Post-Comptoire, von welchen jeden Abend die Briefe durch Postboten nach allen Theilen von Indien abgehen. Es sind aber dieser Postboten immer zwei beisammen: der eine trägt das Brieffelleisen, und der andere eine kleine Trommel, die einen sehr hellen, lauten Schall gibt, und worauf er immerfort schlägt, theils um Schlangen und wilde Thiere, die sich im Wege finden könnten, zu verjagen, theils um die Ankunft der Post zu verkündigen. Von zwei zu zwei Meilen sind kleine Hütten an der Poststrasse aufgerichtet, worin die Postboten

1) Isocrat. Trapez. 19.

wohnen, die, sobald sie das Trömmelchen hören, heraustreten, das Felleisen aufnehmen, das ihnen der Ankommende vor die Füsse wirft, denn es anders zu übergeben, erlaubt der Aberglaube nicht, und sogleich laufen die neuen Postboten eilends damit auf die nächste Station, und so geht es dann weiter fort bis zum nächsten Post-Comptoir.

Alle Waaren sind einer vom Staate festgesetzten Abgabe unterworfen. Der König erhielt zu Megasthenes Zeiten zehn Procent von dem Kaufpreise nnd keiner durfte mit mehreren Artikeln handeln, ausser gegen doppelte Abgaben; wer aber den Zoll umging, wurde zum Tode verurtheilt [1]). Allein das Gesetzbuch Manu bestimmt, wie wir bereits im ersten Theile dieses Werkes sahen, dem Könige den zwanzigsten Theil des Gewinnstes an den Kaufmannsgütern und belegt den, der den Zoll umgeht oder eine falsche Schätzung von seinen Waaren macht, mit der Strafe des achtfachen Waarenwerthes. Auch jetzt noch wird es Niemandem gestattet, mit mehreren verschiedenen Artikeln zu handeln; so darf, wie Papi versichert, der Fruchthändler kein Oel, und der Salzhändler keinen Essig verkaufen [2]). Man erhebt Zölle bei der Ein- und Ausfuhr der Waaren an den Grenzen der Staaten jedes Souverains, nämlich fünf Procent vom Kaufpreis; übrigens gibt es in den Städten weder Octroi noch sonst eine Abgabe. Der Landesfürst setzt den Marktpreis und lässt nach Umständen die Ausfuhr der Waaren untersagen oder sich vorbehalten. Wenn jemand mit Vortheil Baumwollenstoffe einkaufen will, so begibt er sich in die Fabriksorte und macht Bestellungen bei einem Dalale, Mäkler, den man mit Essenzen und Betel beschenken und mit Rosenwasser bespritzen muss. Dieser holt die gewünschten Stücke Waaren zur Besichtigung herbei; gefallen sie, so handelt man bis zur Uebereinkunft, und alsdann werden die Stücke in Gegenwart des Käufers und des Mäklers bezeichnet und bleiben in dem Besitz des Käufers, um sich ihrer bei der Ablieferung der bestellten Waaren als Vergleichungsstücke zu bedienen. Darauf wird der Kaufvertrag, der die Anzahl der Stücke, den Preis, die Zeit der Ablieferung, die Zahlungstermine und das Quantum des bei jeder Bestellung verlangten Vorschusses angibt, doppelt abgefasst, von dem Käufer und dem Dalale unterzeichnet, und jeder behält eine Urkunde. Nach geschehener Unterschrift wird dem Mäkler, der für Alles einsteht, die im Contract angegebene Rate vorausbezahlt. Erhält nun der Käufer zur bestimmten Zeit die Waaren, so muss er sie in Gegenwart des Dalale untersuchen, da er später keine Stücke mehr verwerfen kann. In Indien ist es fast überall Sitte, dass der Handel durch Mäkler gegen zwei Procent Courtage geführt wird, wobei sich Käufer und Verkäufer mit gekreuzten Beinen einander gegenübersetzen, sich die Hände reichen und durch Fingerzeichen unterhandeln, fast ohne ein Wort zu reden; nur zuweilen, wenn ihnen die Forderung oder das Gebot ungewöhnlich scheint, springen sie mit lautem Geschrei auf, setzen sich aber bald wieder nieder und treiben den stummen Handel fort bis zur Uebereinkunft. Zum Absatz der Waaren bieten sich mehrere Gelegenheiten dar, besonders dienen dazu die Wallfahrtsorte, die jeder Indier zu besuchen verbunden ist. Diese Orte schufen von selbst Victualienmärkte, die sich bald durch das Zusammenströmen von unzähligen

1) Megasth. ap. Strab. 15. c. 1. §. 51.
2) Papi bei Ehrmann. 1. 46.

Pilgern aus fremden Landen zu Messen erweiterten, weil man da auf Umsatz seiner Waaren gegen andere am sichersten rechnen durfte. Auf ähnliche Weise entstanden auch unsere Messen, wie schon das Wort bekundet. Als die Bewohner Deutschlands noch zerstreut wohnten, war es mit grosser Mühe verbunden, die nöthigen Spezerei-, Ellen- und sonstigen Waaren zu erhalten; es fanden sich daher an Sonn- und Feiertagen vor den Kirchen Krämer ein, welche diese Waaren feilboten und in der ersten Christenheit Juden waren, weil damals der Handel noch für ein verächtliches Gewerbe galt. Wenn nun die Leute an jenen Tagen zur Kirche gingen, kauften sie nach Beendigung der Messe ihre Bedürfnisse, woher die Bedeutung Messe als Markt. Ein Hauptwallfahrtsort ist Hurdwar am Ganges, wo der englische Hauptmann Hardwike sah, dass dort bei dem jährlichen, 20 Tage nach dem Frühlings-Aequinoctium beginnenden Feste, um sich an der heiligen Stelle im Ganges zu baden, wohl an 2,500,000 Menschen von Kabul, Kasmir, Lahore, Butan, Srinagar und dem platten Lande Hindustans, theils zu Fuss, theils zu Pferd, theils auf Karren, die mit Matten überspannt waren und während des dortigen Aufenthalts zur Wohnung dienten, eingetroffen waren und zugleich einen ausgebreiteten Handel mit den mannigfaltigsten Artikeln trieben. Zu dem alten Tempel von Schagernat (Skr. Dschagannâtha) am Meere auf der Küste Orissa pilgern jährlich an 1,500,000 Menschen, und in der heiligen Stadt Benares wird jedes Jahr in den Monaten Februar und März eine grosse Messe gehalten, die wegen des grossen Verkehrs mit Edelsteinen von Kaufleuten aus allen Theilen der Erde besucht wird. Zwischen dem Mana-Sarowa oder dem heiligen See, der sechs Stunden lang und vier Stunden breit und den Pilgern der heiligste Ort der Welt ist, und dem Quellsee des Satadru, Rawan Hrad genannnt, stehen Lamatempel, Priesterwohnungen, heilige Betorte, Gebetflaggen, Idole indischen und lamaischen Göttercultus, Steinpfeiler mit Inscriptionen, bis 300 Fuss lange Mauern, bloss zu Votivtafeln der Pilgerinschriften bestimmt, deren Schriftzüge in frühe Jahrhunderte zurückzugehen scheinen. Hier begegnen sich die Pilger der Hindus, Tübeter und Mongolen, oder der Brahma- und Buddhadiener; hier bilden sich die Märkte der Handelsleute zwischen Sina, Tübet, Hindustan, den Ländern der Russen und Briten, wo der Thee und die Seide aus Sina, die Perlen und Rubine von Seilan, britische Fabrikate von Bangalen, die Korallen und Türkise aus dem Westen, die feinste Kasmirwolle, Rhabarber, Goldsand und eine Menge der seltensten und kostbarsten Produkte aus der ersten Hand ihren Umsatz finden. So entstand hier eine Kreuzstrasse der Karawanen und der Wallfahrten auf der erhabensten Plateau-Insel der Erde, die dadurch aus der wildesten Einöde, von Hirten und Priestern bewohnt, in eine Landschaft der Pilger und des Verkehrs für die verschiedensten Völker, Staaten, Klimate, Sprachen, Religionen umgewandelt wurde, aber den Europäern fast gänzlich unbekannt blieb, bis sie neuerlich den Handelsgeist der Briten reizte, selbst die Himalajapässe zu übersteigen, denen nur noch die Eifersucht der Sinesen den weitern continentalen Fortschritt zur vollendetern Kenntniss der Mitte des Erdtheils hemmte[1]). Auch die See- und Residenz-Städte der Fürsten bilden grosse Märkte, wie wir bereits aus dem Periplus des rothen Meeres ersahen.

1) Ritter im berliner Kalender vom Jahre 1829.

## Zweiter Abschnitt.

### Landhandel nach Aussen.

§. 1. Activer. Welchem auswärtigen Volke die Indier ihre Produkte zuerst zu Lande zuführten, lässt sich geschichtlich nicht bestimmen; wahrscheinlich aber nahm ihr erster Landhandel ins Ausland eine nordwestliche Richtung, nach Baktrien, einem Lande, das schon im grauen Alterthume civilisirt war. Baktra, das heutige Balkh, erscheint schon im Zendavesta als eine wichtige Stadt, die an der Strasse lag, wo viele Völker zusammentrafen; sie war das Waarenmagazin von Ostasien, wohin Karawanen von allen Richtungen ihre Waaren brachten, es führte von hier eine Strasse nach Indien, welche alle Eroberer von dieser Seite, die nach dem Besitze jenes Landes lüsterten, einschlugen. Nach dieser Stadt brachten auch indische Karawanen ihre Produkte, und das wohl mehr als 1000 Jahre v. Chr. Geburt. Sie gingen dann allmählig weiter bis zum kaspischen Meere, welcher Verkehr bis zum letzten Punkte hin aber dennoch uralt zu sein scheint; denn Strabo legt dem iberischen Staate eine dem indischen ähnliche Einrichtung bei, was, wenn nicht von einer indischen Ansiedlung, doch wenigstens von einem indischen Einflusse zeugt. Aus dem ersten Stande wurden die Fürsten genommen, der älteste Sohn des Fürsten folgte jedesmal in der Regierung und der zweite stand der Justiz und dem Kriegswesen vor; den zweiten Stand bildete die Geistlichkeit, den dritten das Heer nebst den Ackerleuten, den vierten die Plebs, Handwerker und Diener. Die Güter besassen sie Familienweise, der älteste der Familie verwaltete das Ganze [1]). Auch die Kolchier, welche als Abkömmlinge der Aegyptier bezeichnet werden, stammen wahrscheinlich von den Indiern ab, und die mehr nördlich am schwarzen Meere wohnenden Sindi, von Mela Sindones genannt, die schon weit vor Herodot einen berühmten Hafen besassen, scheinen ebenfalls von denselben ihren Ursprung herzuleiten [2]). Können wir von den neuern Zeiten auf die ältern schliessen, was bei den Indiern wohl ziemlich zulässig, so hatte dieses Volk schon in alten Zeiten einen grossen Theil des Handels von Vorderasien in seinen Händen; denn man trifft dort noch in den bedeutendsten Handelsstädten Banjanen. Der englische Kaufmann Jenkinson, der im Jahre 1558 Bokhara besuchte, sah daselbst indische Kaufleute vom Ganges und dem Meerbusen von Bengalen, die weisse Baumwollenzeuge, Gold, Silber, Juwelen und Spezereien gegen Seide, Sklaven und Pferde umsetzten. Forster traf auf den zwei Wegen von Kabul nach dem kaspischen Meere, von denen der eine über Balk und Bokhara, der andere über Ghazni, Kandahar und Herat führt, in allen diesen Städten indische Kaufleute: zu Ghasni hatten sich verschiedene Hindus niedergelassen, die durch ihre Betriebsamkeit den Handel und den Reichthum der Stadt beträchtlich vermehrten, zu Herat befanden sich in der Karawanserei wenigstens 100 indische Kaufleute, zu Turschisch, vorhin Sultanabad genannt, wohnten viele in einem eigenen Quartier; auch noch weiterhin stiess er auf handeltreibende Hindus, wie

---

1) Strabo 11. c. 3.
2) Herod. 4, 28. 86. Scylax ap. Hudson. 1, 31. Mela 1, 19.

zu Muschid, Kasbin, und zu Bakhu am kaspischen Meere waren die Hindus aus Multan nebst den Armeniern die vornehmsten Kaufleute. Selbst zu Astrakhan haben sich einige Hindus niedergelassen, die, wenn sie genug erworben haben, nach Indien zurückkehren und von andern abgelöst werden. Zu Chardin's Zeiten ging jährlich eine grosse Karawane im Monat August von Ispahan über Kandahar nach Indien, die 200 Mann Bedeckung bei sich hatte und aus 2000 Personen, meistens Indiern, bestand. Jetzt reisen die Lohani, welche ihren Hauptsitz in Mithankot am Zusammenflusse des Setledsch mit dem Indus haben, in Karawanen sogar bis Derbend hin. Die alte Karawanenstrasse vom Tigris nach Indien lief, wie wir nach der dunklen Beschreibung des Strabo und Plinius vermuthen, von Seleucia am Tigris, einer Stadt, die zur Zeit ihrer Blüthe 600,000 Einwohner zählte und nur noch nebst dem ihr gegenüberliegenden Ktesiphon unter dem Namen El Medain, das ist die zwei Städte, in Ruinen vorhanden ist, nach Ekbatana, der Hauptstadt in Medien, dem jetzigen Hamadan. Von hier aus wendete sie sich über Ragä, das heutige Rai, zu den kaspischen Pässen (Pilae oder Portae Caspiae), die heutiges Tages Kawar heissen und sich im Gebirge Alburs befinden. Dieser Pass, der durch einen harten Felsen gehauen wurde, ist nach Plinius 8 Millien, nach Porter beinahe 200 Yards lang und so schmal, dass kaum ein Wagen durchkommen kann. Von diesem Engpasse nahm sie die Richtung über Hekatompylon, die Hauptstadt von Parthien, die nach Olivier wahrscheinlich in der schönen Ebene von Damegan lag, nach Alexandria Ariana, welches von Mannert in die Nähe der Stadt Dorrah gesetzt wird, aber vermuthlich das heutige Herat ist. Hier theilte sich die Strasse: die eine ging nördlich über Ortospana und wenn Bamian das alte Alexandria am Fusse des Paropamisus ist, über diese Stadt nach Baktra, dem heutigen Balkh, und dann weiter über Marakanda (Samarkand) zum Flusse Jaxartes (Sir) nach der kleinen Bokharei und Serika (Sina); die andere Strasse von Alexandria Ariana nahm einen südlichern Lauf über Prophthasia in Drangiana und durch die Stadt der Arochosier, das ist Alexandria oder Alexandropolis, wahrscheinlich das jetzige Kandahar, wofür schon die Aehnlichkeit des Namens zu sprechen scheint, nach Indien. Zu Ortospana, was Hüllmann richtig für Kabul, Mannert aber für Kandahar hält, liefen drei Wege zusammen: der eine ging nördlich nach Baktra, der andere über Peucelaitis oder Peucela am Kophen, das heutige Peschawer am Kabul, nach Taxila in Indien, welche letztere Stadt nach Burnes Vermuthung das auf weitläufigen Ruinen gebaute Dorf Manikyala ist, der dritte führte von Ortospana nach Alexandropolis oder Arachotus. Die Entfernung von den kaspischen Engpässen bis Peucela wird von Strabo auf 380 deutsche Meilen berechnet [1]). Als die Völker zwischen Baktrien und dem schwarzen Meere gesitteter wurden, und mehr Sicherheit eingetreten war, konnte man sich zur grossen Erleichterung des Verkehrs auch der Flüsse zum Waarentransport bedienen. Dieses Wasserweges gedenkt Aristobulus, der im Gefolge Alexanders des Grossen war, zuerst mit folgenden Worten: „Bei den Alten war von dem Flusse Oxus nicht viel die Rede, er ist aber zur Schifffahrt sehr geeignet; denn viele indische

1) Strabo 11. c. 8. §. 9. Plin. 6, 17 (14). 21 (17).

Waaren werden auf ihm in das kaspische Meer verschifft, die von da nach Albanien, dann auf den Kyrus und über andere Orte in das schwarze Meer gehen [1]). Jener Weg wurde wahrscheinlich zuerst durch den weitschauenden Geist Alexanders des Grossen entworfen, und von Seleukus Nikator eröffnet, der noch dazu das kaspische Meer durch einen Kanal mit dem schwarzen Meere zu verbinden gedachte, als er durch die undankbare Hand des Ptolemäus Keraunus 281 v. Chr. fiel [2]). Syrien erhielt zwar auf diesem Wege indische Waaren, es scheint aber doch die meisten aus Indien zur See über den persischen Meerbusen bezogen zu haben, weil Theophrast, der 288 v. Chr. starb, bemerkt, dass die Gewürze theils aus Indien, und zwar zur See, theils aus Arabien ausgeführet werden [3]). Zu dieser Zeit erhielten die Griechen und Römer die indischen Produkte aus Syrien, und daher trifft es sich auch häufig, dass die Schriftsteller jener beiden Nationen Syrien für die Heimath mehrerer indischer Produkte angeben; über Alexandria wurden sie später bezogen, das auch erst recht emporkam, als das Reich der Seleukiden 64 v. Chr. erlosch, und Aegypten eine römische Provinz wurde. Die Römer erfuhren erst um das Jahr 66 v. Chr., als Pompejus den Mithridates, König von Pontus bekriegte, dass die indischen Waaren in sieben Tagen aus Indien nach Baktrien zu dem Flusse Ikarus gebracht wurden, der sie in den Oxus, den heutigen Amu, bis zum kaspischen Meere führte; vom kaspischen Meere liefen sie dann in die Mündung des Kyrus ein, worauf sie so weit verschifft wurden als es der Fluss zuliess; alsdann lud man sie aus, um sie eine Strecke von fünf Tagen über das Land nach dem Flusse Phasis zu bringen, der sie weiter in das schwarze Meer beförderte [4]). Solin, der den Plinius häufig missverstand, bürdet den Schiffern eine argonautische Arbeit auf und lässt sie lächerlicher Weise ihre Fahrzeuge fünf Tage lang von dem Flusse Kyrus bis zum Flusse Phasis über das Land ziehen [5]). Die indischen Waaren wurden wahrscheinlich über Kabul und Bamian, welches die Hauptstrasse ist, zum Flusse Ikarus oder Baktrus, dem heutigen Dehasch, gebracht, der Balkh vorbeifliesst, dass noch acht deutsche Meilen vom Oxus entfernt ist. Der Oxus, der im Arabischen Gihon, im Persischen Amu heisst, wird neun geographische Meilen oberhalb der Mündung des Dehasch in denselben, nämlich zu Tirmuz, schiffbar und dient auch jetzt noch theilweise zum Waarentransport, ergiesst sich aber nicht, wie die Griechen und Römer berichten, in den kaspischen, sondern in den Aral-See. Dieser See war dem Herodot, Arrian und Plinius unbekannt, denn der Lacus Oxus, woraus nach Plinius der Oxus entspringt, scheint der See Surikol zu sein, in dessen Nähe Burnes die Quellen des genannten Flusses und des Sir gefunden hat; nur Ammian Marcellin erwähnt einer Palus Oxia, welche die Flüsse Jaxartes und Dymas bilden, worunter der Aral-See zu verstehen wäre, wenn er nicht die Mündung des Oxus in das

---

1) Aristobulus ap. Strab. 11. c. 7. §. 3.
2) Plin. 6, 12 (11)
3) Theophr. Hist. plant. 9. c. 7. §. 2. Τὰ δὲ ἄλλα πάντα τὰ εὔοσμα, οἷς πρὸς τὰ ἀρώματα χρῶνται, τὰ μὲν ἐξ Ἰνδῶν κομίζεται, κἀκεῖθεν ἐπὶ θάλατταν καταπέμπεται τὰ δ' ἐξ Αραβίας.
4) Plin. 6, 19 (17). Strabo 2. c. 1. p. 197 Siebenk.
5) Solin. c. 19. Itaque a Cyro diebus non amplius quinque itinere terreno subvectis navibus ad alveum, Phasidis pertendi.

kaspische Meer setzte[1]). Mela theilt das kaspische Meer in drei Busen: den kaspischen, hyrkanischen und skythischen, und lässt den Oxus, sowie den Jaxartes (Sir), sich in letztern münden[2]). Da nun bekanntlich jetzt der Amu und der Sir in den Aral-See auslaufen, so ist dieser See unter dem skythischen Busen des kaspischen Meeres zu verstehen. Ob damals beide Seen noch vereint waren, ist nicht mit Sicherheit zu ermitteln, aber gewiss war diess, obgleich Hüllmann es für unmöglich hält, einst der Fall; denn beide Seen ernähren dieselben Fische, zwischen beiden befinden sich eine Menge grosser Sümpfe, kleiner Seen und Brunnen mit salzigem und bitterm Wasser. Diess bekräftigt Murawiew, der in den Jahren 1819—1820 als russischer Gesandter nach Khiwa reiste, durch die Bemerkung: er habe mehrere steile Abfälle von 20 Ruthen Tiefe gesehen, die sich weit ausdehnen und den äussern Schein haben, als wenn sie die Ufer eines Meeres gewesen wären, was auch die Bewohner der dortigen Gegenden glaubten[3]). Er ist auch der Meinung, dass sich der Oxus in das kaspische Meer ergossen habe, weil er sein altes Bett, worin hie und da Gras und Bäume wuchsen und sich Brunnen mit gutem Quellwasser befanden, entdeckt haben will. „Die unveränderte Gestalt dieses ausgetrockneten Flusses mitten in einer ebenen Steppe, sagt er, und die verschiedenen Biegungen, gerade so wie sie ein Fluss zu machen pflegt, bestimmten mich zu der Annahme, dass dieses das alte Flussbett des Amu Daria sei, welchen der Kaiser Peter der Grosse mit so vieler Mühe hatte aufsuchen lassen. Meine Gefährten bestärkten mich in dieser Meinung noch um so mehr, denn sie sagten, dass dieses ausgetrocknete Flussbett heutzutage Uss-Bay heise, dass aber vor langer Zeit darin ein Fluss Namens Amu Daria geflossen sei, der sich in den balkanischen Meerbusen ergossen habe; seit vielen Jahren aber habe er seinen Lauf verändert, und fliesse nun aus dem Khanat Khiwa zur Seite des Demur Kasuk nach Norden[4]). Auch Karelin, der an der Expedition von 1836 Theil nahm, behauptet, das alte Bett des Oxus, der noch von den Türkmenen Okus, Oghur und Us genannt werde, und die Mündung desselben in das kaspische Meer gesehen zu haben. Allein schon Massudi und Ebn Haukal schrieben in der Mitte des zehnten, und Abulfeda im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts, das der Oxus sich in den See Kharesm (Aral-See) münde. Abul Ghasi Bahadur erzählt hingegen, dass dieser Fluss nach 1660 seinen Auslauf in das kaspische Meer genommen habe, was aber offenbar ein Irrthum ist, da Jenkinson, der im Jahre 1558 diese Gegend bereiste, selbst Augenzeuge war, dass der Oxus, woraus viele Kanäle geleitet worden waren, nicht mehr in das kaspische Meer ausfloss, sondern sich in einen andern, nach Norden fliessenden Fluss stürzte[5]). Hieraus widerlegt sich die Sage von selbst, dass die Tartaren von Khiwa, als Peter der Grosse im Jahre 1716 den General Bekowitsch von Astrakhan zur Untersuchung der Mündung des Amu abgehen liess, diesen Fluss in den Khesil abgeleitet hätten. Der Arm des Oxus, der in das kaspische Meer lief, wie einige annehmen,

---

1) Ammian. Marcelin. 23, 6. 2) Mela 3, 5.
3) Murawiew, Reise durch Turkomanien nach Chiwa. Deutsch von Ph. Strahl. Th. 2. S. 13.
4) Murawiew l. c. Th. 2. S. 129.
5) Witsen l. c. Th. 1. p. 398. Huet, Hist. du Commerce. Chap. 56.

war sicher nur ein Kanal, wofür ihn auch Burnes hielt; denn ein so starker Strom, als der Amu ist, lässt sich nicht so leicht durch Flugsand verschütten, und selbst die Natur musste ihm seine jetzige Richtung anweisen, weil er in dieser einen grössern Fall hat, obgleich die russische Expedition unter dem Obersten Berg im Jahr 1824 entdeckt haben will, dass die Wasserfläche des Aralsees um 17 Saschenen höher liege als das kaspische Meer [1]). Auch die Flüsse Kyrus (Kur) und Phasis (Rion) haben sich verändert, wie aus Porters nachstehender Beobachtung erhellt: „Nach alten Schriftstellern sollte man glauben, der Fluss Kur sei in vorigen Zeiten viel weiter hinauf schiffbar gewesen, als gegenwärtig. Europa erhielt die Luxuswaaren des Ostens auf diesem Wege, welche den Kyrus hinaufgingen und in fünf Tagen zu Lande nach den Ufern des Phasis (Rion) gelangten; aber als Augenzeuge kann ich versichern, dass beide Flüsse, der Kur und der Rion, seit dieser Zeit sehr viel an Tiefe verloren haben müssen. Nach Gibbon ist der Kur bis Saropona hinauf schiffbar, welches 100 Meilen von seiner Mündung entfernt ist, wovon bloss 40 für grosse Schiffe fahrbar sein würden. Sowohl aus eigenen Beobachtungen als aus Erkundigungen an Ort und Stelle kann ich behaupten, dass auf dem Kur bloss sehr kleine Fahrzeuge bis zu dem Punkte seiner Vereinigung mit dem Alazan fahren können; Lastschiffe finden nicht eher Wasser, als bis er sich durch den Aras vergrössert hat. Der Rion ist nicht einmal bis Kotatis hinauf schiffbar. Daher würden wegen des gegenwärtigen, verhältnissmässig seichten Zustandes dieser beiden Flüsse keine Waaren, wie in alten Zeiten, an einer Stelle in Kur gelandet werden können, von wo sie nach einer Reise von bloss fünf Tagen an einem entsprechenden schiffbaren Punkte am Rion anlangten; in unsern Zeiten würden sie vielmehr soweit unten im Flusse ans Land gebracht werden müssen, dass man 16 Tage dazu brauchte, indem der Weg über ein beschwerliches und gefährliches Gebirgsland geht, ehe man sie wieder an einer Stelle im Rion einschiffen könnte, welche tief genug Wasser hätte. Dass diess sonst nicht der Fall gewesen sei, kann man aus den Nachrichten von dem Plane des Seleukus Nikator abnehmen, welcher das schwarze Meer durch einen Kanal mit dem kaspischen See verbinden wollte. Diess konnte bloss durch die Verbindung der erwähnten beiden Flüsse geschehen, und man würde sogar nicht auf den Gedanken gekommen sein, wenn diese Flüsse damals nicht weiter schiffbare Betten gehabt hätten, als gegenwärtig [2]). Diese Wasserstrasse, die seit mehreren Jahrhunderten nicht mehr benutzt wurde, wollte der Genuese Paolo Centurio zur Zeit des Papstes Leo X. wieder eröffnen. Er schlug dem Czar Basilius vor, die indischen Waaren nach Astrakhan kommen zu lassen, um sie von dort vermittelst der Wolga, Moskwa und Düna nach Riga zu befördern, von wo aus sie dann durch die Ostsee leicht in Europa verbreitet werden konnten; aber er fand kein Gehör [3]).

Die erste Handelsverbindung zwischen Indien und Sina setzt Deguignes in die Jahre 126—115 v .Chr., in welchen der sinesische Ge-

---

1) Ausland vom Jahre 1844. Nr. 51.

2) Porter, Reisen in Georgien, Persien, Armenien, dem alten Babylonien in den Jahren 1817—1820. Weimar 1823 Th. 1. S. 126.

3) Huet l. c. chap. 12.

neral Tschangkiao Mawarennahar, Khorasan und die benachbarten Lande durchzog, wo er zuerst indische Stoffe erblickt haben soll[1]); allein jener Verkehr ist sicher weit älter und bestand wenigstens schon, wie wir im ersten Theile gezeigt haben, zu Alexanders Zeiten. Es reisten nicht allein Nordindier wegen Handelsgeschäften zu Lande nach Sina, sondern auch Sinhalesen, wie Plinius ausdrücklich erwähnt[2]). Zwei Handelsstrassen führten von Indien nach Sina. Die eine ging von Indien nach Baktra, dann durch das gebirgige Land der Komedä (das heutige Badakschan) im Gebiete der Sacä, der heutigen kleinen Bokharei bis zu dem sogenannten steinernen Thurm im Imaus-Gebirge (Bolor-Gebirge)[3]), welcher Pass, der aus 2 in den Felsen gehauenen Säulenreihen, von je 20 Säulen besteht, Takt Suleiman (Salomon's Thron) genannt wird. Von hier lief sie durch das Land der Kasii, das gegenwärtige Kaschgar, durch das Land der Auxakii, das heutige Gebiet von Aksu, dann durch das Land der Ithaguri oder der jetzigen Uiguren bis nach der Hauptstadt Sera (Thaijuan, Hauptstadt der Provinz Schensi). Die Entfernung von dem steinernen Thurme bis nach der Hauptstadt Sera gibt Marinus zu 36,200 Stadien an, zu welcher Reise man sieben Monate brauchte[4]): mithin legte man täglich etwa 172 Stadien oder $4^1/_2$ geographische Meilen zurück; aber Ptolemäus reducirt diese Anzahl auf 22,625, und setzt den steinernen Thurm unter 135° L. und 43° Br., die Hauptstadt Sera unter 177° 15' L. und 38° 36' Br., nach welcher Bestimmung also Sera weder Peking, wie Vincent und Heeren glauben, noch Singan, wie Mannert annimmt, sein kann, zumal da nach Plinius und Ammian Marcellin die fremden Kaufleute über einen Fluss (Hoangho) gingen, wo die Serer ihre Waaren zum Verkauf niedergelegt hatten[5]), welcher Uebergang über jenen Fluss nicht stattfinden konnte, wenn man von Pidjan, der alten Hauptstadt der Uiguren, die nördlichere Strasse nach Peking einschlug, da letztere Stadt auch noch zudem zu entfernt und nördlicher als der Takt Suleiman liegt, und Singan ist nach der Angabe des Ptolemäus zu nahe. Auch der portugiesische Jesuit Benedict Goez begab sich 1603 von Agra nach Balkh und schlug jene Strasse nach Sina ein; aber jetzt bringt man auf dem angegebenen Wege keine sieben Monate mehr zu, obgleich der Jesuit Gruber versichert, er habe allein durch die Wüste Lop (Gobi) drei Monate gebraucht und daselbst weder einen Menschen, noch einen Vogel, sondern bloss Löwen, Tiger, Bären und Wölfe gesehen. Jene Karawanenstrasse führte wahrscheinlich, wie heute noch von Badakschan 40 Tage lang durch das rauhe Hochland Bolor am Amu hinauf, ging dann durch den Berg Bolor, welcher Engpass Takt Suleiman heisst, nach Kaschgar, Uschi, Aksu, Kutsche, Kharaschar, Turfan, Pidjan, Khamil, Sutscheu, Kantscheu, Liangtscheu, Lantscheu am Hoangho, Singan, Putscheu am Hoangho, Thaijuan. Wie in der neuesten Zeit, kam auch damals, wie der Küstenbeschreiber des rothen

1) Deguignes, Sur les liaisons et le commerce des Romains avec les Tartares et les Chinois. Mém. de l'Ac. des Inscript. t. 32. Le commerce de l'Inde à la Chine s'étoit établi depuis que le général Tchang-kiao, avec des troupes chinoises, avoit parcouru le Maouarennahar, le Khorasan et les autres pays voisins, c'est-à-dire depuis l'an 126 jusqu' à l'an 115 avant I. C.
2) Plin. 6, 24 (22).
3) Ptolem. 6, 13 nennt jenen Thurm Λίθινος Πύργος sowie auch ὁρμητήριον.
4) Ptolem. 1, 11. 5) Plin. l. c. Amm. Marcellin. 23, 6.

Meeres erfuhr, selten jemand nach der Hauptstadt des sinesischen Reichs; die Waaren wurden gewöhnlich an der Grenze abgeholt, wie es jetzt noch von den Russen zu Kiachta geschieht. Die auf diesem Wege eingeführten sinesischen Waaren brachte man von Baktra nach dem Indus, worauf sie für das Ausland entweder bis zum Seehafen Barakum an der Mündung des Flusses verschifft, oder schon früher ausgeladen wurden, um sie nach dem berühmtern Seehafen Barygaza auf der Achse oder durch Lastthiere zu befördern[1]). Der andere Weg ging von Palibothra über das Gebirge Emodus (Himalaja) durch Tübet nach Sina, und die Waaren, die man dort zurückbrachte, wurden zu Palibothra auf dem Ganges nach Seilan und der Küste von Limyrika verschifft[2]). Vermuthlich ging dieser Weg, wie jetzt noch, über Katmandu, die Hauptstadt von Nepal, nach Tazedo, einer bedeutenden Stadt an den Grenzen von Tübet und Sina; man rechnet ihn zu 49 Tagereisen und trifft auf der 10. die Stadt Kufli, der 13. die Stadt Tingri, der 14. die Stadt Tschegar, der 20. die grosse Stadt Sakja, der 22. die sehr volkreiche Stadt Natan und zwei Koss ferner die sehr grosse Stadt Digurdschi; die 36. Station ist Hlassa, die 43. die Stadt Tschubadu; übrigens kommt man auch über mehrere eiserne Brücken von vielen Bogen, und die 12. Tagereise wird mit dem Uebersteigen des hohen, mit beständigem Schnee bedeckten Berges Jelumthungla zugebracht. Jener Handel war in der ersten Zeiten allein in den Händen der Indier. Die Artikel, welche aus Sina eingeführt wurden, bestanden in roher Seide, Seidenstoffen, Porzellangefässen, Pelzwerk und andern Gegenständen. Auch jetzt noch reisen indische Kaufleute nach Sina, Tübet, Samarkand, Aksu, Jarkent, Kaschgar, Badakschan und andern Städten, um dort ihre Waaren gegen andere umzusetzen oder zu verkaufen, und viele Banjanen haben sich in den ersten Städten der hohen Bokharei niedergelassen. Ueber die Verbindung Kasmirs mit Ladakh wollen wir Nachstehendes aus Moorcroft ausheben. Ladakh besteht nur aus einer einzigen Strasse, an deren beiden Seiten sich eine Art Bazar befindet, der meist von Kaufleuten aus Kasmir besetzt ist. Die eigentliche Kasmirziege wird hier nicht gefunden, und die meisten Schafe kommen von Gortope. Noch gibt es eine Art grosser Hunde, und im naheliegenden Gebirge wilde Ziegen, welche unter ihrem langen rauhen Haar eine feine schöne Wolle von brauner Farbe haben, aus welcher sehr theure Shawls verfertigt werden. Die Ladakhesen handeln nach Gortope mit Shawlswolle, Schafwolle, Thee, Salz, Borax, Pattus (ordinäre in Tübet fabrizirte Tuche), und nehmen dagegen feines Silber, feine Tuche, getrocknetes Obst, Fuchsfelle und anderes Pelzwerk. Die Ladakhesen kehren im October und November von Gortope zurük und suchen dann das grobe Haar aus der Schafwolle heraus; Männer, Weiber und Kinder sind mit dieser Arbeit auf den flachen Dächern der Häuser beschäftigt. Von dem groben Haar werden Stricke, Säcke und Zelttuch verfertigt, die feine Wolle aber in grosse wollene Säcke gepackt, von denen zwei eine Pferdeladung ausmachen, und nach Kasmir geschickt, wo die Shawlswolle einen Gewinn von 800

1) Peripl. mar. Erythr. p. 36 ad Huds. Θῖνα ἀφ' ἧς τό τε ἔριον καὶ τό ὀθόνιον Σηρικὸν εἰς τὴν Βαρύγαζαν διὰ Βάκτρων πεζῇ φέρεται καὶ εἰς τὴν Λιμυρικὴν πάλιν διὰ τοῦ Γάγγου ποταμοῦ. Εἰς δὲ τὴν Θῖνα ταύτην οὐκ ἔστιν εὐχερῶς ἀπελθεῖν· σπανίως γὰρ ἀπ' αὐτῆς τινες οὐ πολλοὶ ἔρχονται.

2) Ptolem. 1, 17. Καὶ ὅτι οὐ μόνον ἐπὶ τὴν Βακτριανὴν ἐντεῦθέν ἐστιν ὁδὸς διὰ τοῦ Λιθίνου Πύργου, ἀλλὰ καὶ ἐπὶ τὴν Ἰνδικὴν διὰ Παλιμβόθρων.

Procent abwirft. Die Kaufleute von Kasmir bringen nach Ladakh Zuckerkand, alle Arten von Gewürz, Indigo, Seife u. dgl. m. Der Weg von Ladakh nach Jarkent beträgt 40 Tagereisen, jede zu 12 Koss; die Stadt Kasmir ist von Ladakh 151 Koss entfernt und der Weg geht über Gondar Bulketschaukei nach dem grossen Dorfe Sadik Malik, wo die Träger wohnen, welche sich den Reisenden nach Tübet vermiethen, dann nach Mischoai, dem ersten Orte des Gebietes von Ladakh, Derraz, Paschkum, wo ein nach Ladakh zinspflichtiger Radscha residirt, und alsdann ferner nach Lamauri, Himmis, Neymo, Pitok, welcher letztere Ort noch drei Koss von Ladakh entfernt ist.

§. 2. Passiver. Die griechischen Kaufleute, sowie die von ganz Vorderasien überhaupt, erstreckten bis zu den Perserzeiten ihre Landreisen selten oder gar nicht über den Indus hinaus, sondern kamen höchstens nur bis nach Baktra und Kabul, wo sie ihre Produkte gegen indische umsetzten, da Herodot erst Indien durch die Perser kennen lernte. Zwar will v. Bohlen bei Herodot eine Andeutung des nördlichen Handels mit Indien finden, indem er die Skythen mit ihren Wagen auf dem Eise zu den Indiern fahren lässt[1]). Allein er hat jene Stelle missverstanden, der griechische Geschichtschreiber führt nur an, dass auch das Meer zufriere und der kimmerische Bosporus, und alsdann zögen die innerhalb des Grabens wohnenden Skythen auf dem Eise zu Felde und führen darüber ihre Wagen zu den Sindi hinüber[2]). Die Sindi wohnten aber der taurischen Halbinsel gegenüber, in der Nähe des Flusses Kuban. Noch jetzt überschreiten die westasiatischen Kaufleute selten den Sindh, sie setzen ihre Waare zu Kabul, Peschawer oder Kandahar um, von welchen Städten aus sie dann weiter östlich befördert werden. Die Mongolen oder Tartaren standen wenigstens schon zu Alexanders Zeiten mit Indien in Handelsverbindung und brachten die Seide dahin, wie aus dem mongolischen Namen Ser für Seide zu entnehmen ist[3]); eben so macht das Mahabharata die Völker Sokas, Tukharas und Kankas namhaft, welche dem König Judhischthira Seide, Wolle, Felle, Schwerter und Dolche überbrachten. Die eigentlichen Sinesen schienen erst seit den Zeiten des Kaisers Wuti, der von 141—87 vor Chr. regierte, Handelsreisen nach Indien unternommen zu haben, da schon weit vorher, wie der sinesische Geschichtschreiber Semathsian berichtet, Kaufleute aus dem Reiche Schintu (Indien) in das Land Schu (Provinz Setschuan) reisten, welche Landreise er zu 2000 Li rechnet.

---

1) v. Bohlen Th. 2. S. 133.
2) Herod. 4, 28.
3) Abel-Rémusat, Nouveaux mélanges asiatiques, Tom. I. p. 69. Le commerce de la soie, nommée ser par les Tartares voisins de la Chine, a eu lieu dès la plus haute antiquitée par les contrées centrales de l'Asie, et a porté dans l'Occident la renommée d'un grand empire situé à l'extrémité de l'Orient. Aussi les Chinois et leur pays ont-ils été connus d'abord des Romains et des Grecs sous les noms de Séres et de Sérique.

## Dritter Abschnitt.

### Seehandel.

§. 1. Activer. Lange war es eine Streitfrage, ob die alten Indier Seefahrer waren oder nicht. Marco Polo bemerkt zuerst, dass die Indier, welche eine Seefahrt unternommen hatten, für Verwegene gehalten würden und vor Gericht nicht als Zeugen auftreten könnten [1]. Einige sind nun der Meinung, dass die Religion den Indiern verbiete, das Meer zu beschiffen. Vincent sagt: „Die indische Religion erlaubt den Eingebornen nicht über den Attok zu gehen, er ist der verbotene Fluss, und wenn ihre Religion früher so war, wie sie jetzt ist, so konnten sie nicht zur See gehen; denn sogar jene, welche die Flüsse beschiffen, müssen immer ihre Mahlzeit auf dem Lande einnehmen [2]". Er nimmt daher seiner Ansicht gemäss zur Bemannung der Schiffe, welche ihnen zur Küstenfahrt ihres Landes dienten, denn bis nach Arabien sollen die Indier ihm zufolge nicht gekommen sein, Araber an, die sich, wie schon Bochart und Huet vermutheten, in sehr früher Zeit in Indien niedergelassen hätten, wie jetzt noch die Matrosen in ganz Indien Abyssinier und Araber seien. Was das Verbot, den Attok zu überschreiten, betrifft, so wissen wir, dass Millionen Hindus auf dem rechten Ufer des Indus wohnen, und dass er häufig von Kaufleuten, selbst von Brahmanen überschritten wird, und der Beweis von Niederlassungen der Araber in so früher Zeit, den er in dem von Plinius erwähnten arabischen Cultus des Volks auf Seilan finden will, ist nichtig, da die Griechen und Römer den Cultus anderer Völker gern mit dem ihrigen identificirten [3]. Hegel, der auch der Ansicht ist, dass die Indier aus Religionsgrundsätzen sich nicht auf das Meer wagen dürfen, führt als Beleg an: „Ein Radscha, der sich von einem englischen Statthalter beeinträchtigt glaubte, schickte zwei Brahmanen nach England, um seine Beschwerden auseinander zu setzen. Den Indiern ist es aber verboten über das Meer zu gehen; sie sind von der belebenden Kraft desselben ausgeschlossen, und als diese Gesandten daher zurückkamen, wurden sie als aus ihrer Kaste geschieden erklärt, und sollten, um wieder eintreten zu können, noch einmal aus einer goldenen Kuh geboren werden. Die Totalität der Aufgabe wurde ihnen insoweit erlassen, dass nur die Theile der Kuh golden zu sein brauchten, aus welchen sie herauskriechen mussten; das Uebrige durfte aus Holz bestehen [4]. Aber nicht das Meer scheint ihnen den Verlust ihrer Kaste

1) Marco Polo 4, 25.

2) Vincent l. c. II. p. 26. The religion of India forbids the natives to pass the Attock: it is the forbidden river. And if their religion was the same formerly as it is now, they could not go to sea; for even those who navigate the rivers must always eat on land.

3) Plin. 6, 24 (22). Regi cultum Liberi Patris, ceteris Arabum. Diesem nach hatte, mit Ausnahme des Königs, das ganze Volk auf Seilan die arabische Religion angenommen, was durchaus nicht denkbar ist; auch drangen damals die Araber noch nicht den fremden Völkern ihre Religion mit dem Schwerte auf. Plinius versteht aber unter cultum Arabum nur cultum Herculis, wie aus seinen Worten: coli Herculem in demselben Paragraphen deutlich wird, und diese beiden Culten oder den Siwaismus und Wischnuismus schrieb man auch den übrigen Indiern zu.

4) Hegel, l. c. S. 160.

zugezogen zu haben, sondern das Verlassen ihres heimathlichen Bodens im Umgange mit unreinen Völkern, bei welchen sie ihre Lebensvorschriften nicht befolgen konnten. Ueberhaupt ist es den Brahmanen verboten ihr Vaterland, Indien, zu verlassen, somit versteht es sich von selbst, dass sie nicht das Meer überschreiten dürfen; aber die Geschichte bewahrt mehrere Beispiele auf, dass zu religiösen Zwecken auch Ausnahmen stattfanden, wie es der Fall mit dem Brahmanen war, der in Olenin's Hause starb; und wie hätte sich sonst der Brahmaismus auf den Inseln verbreiten können? Ukert führt ebenfalls an, dass die Hindus selbst keine Seeschifffahrt trieben, denn Manu's Gesetze verböten ihnen in die hohe See zu gehen; auch seien nach Solvin's Bemerkung alle in Indien für grosse Schiffe gebräuchliche Namen ursprünglich arabisch[1]). Allein Ukert hat sicher den Manu nicht gelesen, sonst würde er eines Bessern belehrt worden sein, und was die Schiffsnamen betrifft, so haben wir deren indischen Ursprung bereits aus dem Periplus kennen gelernt. Papi schreibt im Anfange seines neunten Briefes über Ostindien: „Das Seegestade auf der Küste von Malabar wird grösstentheils von der niedrigen und gemeinen Kaste der Mukkoa, das ist der Fischer, bewohnt. Die Nadscher und Brahmanen hingegen suchen sich so viel wie möglich vom Gestade zu entfernen, und wenn sie gleich von Zeit zu Zeit an dasselbe herabkommen, so halten sie sich wenigstens nicht lange daselbst auf, und gehen äusserst vorsichtig zu Werke, damit sie nicht verunreinigt werden". Demnach scheint nun, dass das Meer den Indiern ein verbotenes und verabscheutes Gebiet sei; aber Papi fährt darauf fort: „Ich mache die Nadscher und Brahmanen hauptsächlich desswegen hier namhaft, weil sich die andern Kasten in dieser Hinsicht mehr oder weniger herausnehmen." Hieraus erhellt nun, dass gewisse Volksabtheilungen das Meer verabscheuen, nicht alle Indier, und somit konnte den Indiern überhaupt, deren Cultus, Pflichten und Sitten sehr verschieden sind, die Beschiffung des Meeres nicht verboten sein, wie auch mit Recht Crawfurd bemerkt, dass die Behauptung der Europäer, die Hindus dürfen nach den Geboten ihrer Religion keine Seereise machen, aus der mangelhaften Kenntniss der Hindusvölker hervorgehe. Doch schon Heeren sah die Seeschifffahrt nicht als von der Religion verboten an, er legt sogar den Handel des glücklichen Arabiens ganz in die Hände der Banjanen von Guzurate, und Mannert erklärt die Araber und Indier der Ost- und Westküste geradezu für die grössten Handelsnationen aller östlichen Meere, selbst vor der Periode der Macedonier und Griechen. Von der neuesten Zeit berichtet Symes, dass die Indier ihrer Religion zufolge nichts auf dem Schiffe Bereitetes geniessen dürfen, sondern sich mit trocknen Früchten behelfen müssen, wohingegen Fitzclarence wahrnahm, dass die 28 Sipahis und die 30 Laskaren oder indische Matrosen, welche an Bord des kleinen Schiffes Merkur waren, das ihn von Indien nach Aegypten übersetzte, auf dieser Reise von Reis und gesalzenen Fischen lebten[2]). Der blinde Reisende Holman hatte erfahren, dass die Laskaren, sobald sie einen Fuss an Bord des Schiffes setzen, Kokusnüsse als Opfer brin-

1) Ukert, Geographie der Griechen und Römer. Th. 1. S. 8.
2) Symes, Gesandtschaftsreise nach dem Königreiche Awa. Deutsch von Sprengel. Weimar 1801. S. 17, Absch. 2. Fitzclarence, Reise durch Indien und Aegypten nach England. Jena 1820. S. 119.

gen, denn sie befürchteten ohne dieses Opfer ein Unglück auf ihrer Seereise; auch liessen sie sich um keinen Preis bewegen, zu gewissen Mondphasen abzusegeln. Bei jenen verschiedenen Ansichten wollen wir nun versuchen, ob wir zu einem sichern Resultat gelangen. Die Religion verbietet den Indiern nicht, das Meer zu beschiffen, sonst würden sie auch, da sie streng ihre Religionsgrundsätze befolgen, die Küstenschifffahrt vermieden, ja sogar keine Häfen an ihren Küsten angelegt haben, und dem Meere kein Opfer von Kokusnüssen bringen, wenn es wieder schiffbar wird. Auch beschränkte sich ihre Schifffahrt nicht bloss auf die Küsten ihres Landes, sie wagten sich weit ins östliche Meer und standen schon im hohen Alterthume mit den östlichen Inseln in Verbindung, die zum Theil von dem indischen Festlande bevölkert wurden; denn man trifft noch heutzutage auf einigen dieser Inseln Spuren des alten Brahmaismus. Rühs gibt uns darüber folgenden Aufschluss: „Im Innern von Jawa finden sich noch manche Ueberreste, die sich auf die alte Religion beziehen, viele kunstvoll gearbeitete Figuren in halberhobener Arbeit, die sich sichtbar auf Mythen des Brahmasystems beziehen, ja man hat sogar eine Abbildung das Brahma selbst gefunden [1].“ Von Celebes sagt er: „Von der ursprünglichen Religion, die auch noch bei den Stämmen im Innern zu herrschen scheint, finden sich nur sehr zerstreute Winke, die aber hier auf einen Zusammenhang mit den Systemen Indiens schliessen lassen“; und von den Sund-Inseln: „Unter allen östlichen Inseln ist Bali die einzige, wo die Hindureligion noch herrschend ist [2].“ Dasselbe behauptet auch Crawfurd mit diesen Worten: „Man nannte mir Hindus als die einzigen von der Jenseite des Meeres gekommenen Kolonisten auf Malakka. Die gewöhnliche Sage, nach welcher es den Hindus verboten sein soll, ihre Heimath zur See zu verlassen, ist durch ihre Anwesenheit hinlänglich widerlegt; und man müsste wahrlich den Verstand verloren haben, wenn man auf der einen Seite eine solche Emigration läugnen wollte, und auf der andern hingegen zugeben müsste, dass ihre Religion auf den vielen entlegenen Inseln des indischen Oceans ausgebreitet ist.“ Dalton traf im Innern von Borneo Trümmer von Tempeln mit indischen Inschriften, die denen in Hindustan und auf Jawa gleichen. „Welche einzig merkwürdige Erscheinung, spricht A. W. v. Schlegel, ist die alte Dichtersprache der Jawaner, des Kawi, worin die Fülle des reinsten Sanskrit die einheimische Mundart durchdrungen hat! Diess sind unverwerfliche Zeugen einer vormaligen hohen Cultur, die durch Colonien aus Kalinga, dem heutigen Orissa, vielleicht kurz nach dem Anfange unserer Zeitrechnung, vielleicht noch früher nach Jawa verpflanzt ward [3]. Als Crawfurd im Jahre 1814 Gouverneur der Provinz Samarang war, wurde ihm zum ersten Male ein irdenes Gefäss mit Silbermünzen gebracht, das man in der Nähe einer Hindus-Ruine entdeckt hatte, welche Münzen aus kleinen knopfförmig ausgehöhlten Stücken mit einigen groben, halbverwischten Schriftzügen an beiden Seiten bestanden, die viel Aehnliches mit einigen alten Hindusmünzen hatten, woraus er schliesst, dass Jawa schon in früherer Zeit von den Hindus besucht

---

1) Rühs bei v. Zimmermann, Die Erde und ihre Bewohner. Th. 17. S. 125.
2) Rühs, ebendaselbst Th. 18. S. 15 und 31.
3) A. W. v. Schlegel im berliner Kalender vom Jahre 1831.

ward[1]). Dass fast alle Einwohner Jawa's im vierten Jahrhundert nach Chr. dem Brahmaismus zugethan waren, haben wir bereits aus Fahian's Bericht ersehen, der auch zugleich lehrt, dass das Schiff, auf welchem er nach Sina zurückkehrte, bloss Kaufleute der Brahma-Religion an Bord hatte. Gehen wir weiter hinauf, so gibt schon Ptolemäus den Punkt auf der Küste Koromandel an, von wo aus die Hindus nach Malakka und Kanton segelten, und seine Kenntniss der Inseln im indischen Ocean ist eine Folge der Beschiffung desselben durch die Hindus. Der mehrerwähnte Verfasser der Küstenbeschreibung des rothen Meeres spricht nicht allein von der Küstenbeschiffung der Indier, sondern auch von ihren Fahrten nach Malakka und Afrika, und eines gleichzeitigen Seeverkehrs der Hindus mit Sina gedenkt der topographische Bericht über Kanton. Auch die alten indischen Schriften reden von einem lebhaften Seeverkehr. Das Ramajana spricht von Kaufleuten, welche über den Ocean segeln, das Mahabharata von Seeschiffen mit reicher Ladung, das Drama Sakuntala von einem Kaufmanne Namens Danawriddi, der sich durch seinen Seehandel einen unermesslichen Reichthum erworben hatte, und das Gesetzbuch Manu enthält Gesetze über den Seehandel, welche wir bereits im ersten Theile dieses Werkes mittheilten. Sogar bis in die Südsee scheinen die Indier vorgedrungen zu sein, denn die Europäer fanden bei der Entdeckung dieses Meeres auf vielen Inseln unsern Haushahn, der ursprünglich aus Indien stammt, wo er noch in der freien Natur lebt; nach Amerika kam er erst durch die Spanier. Schon die Römer betrachteten die Indier als grosse Seefahrer, sie glaubten sogar, dass sie Asien im Norden umsegelt hätten. Bei der Gelegenheit der Behauptung, dass die Erde rund umher mit Wasser umgeben sei, führen Mela und Plinius auch als Beweis an, mit Hinweisung auf den Geschichtschreiber Cornelius Nepos, dass Quintus Metellus Celer als Proconsul von Gallien gegen 60 v. Chr. einige Indier von dem Könige der Sueven zum Geschenk erhalten habe, die auf ihrer Handelsreise durch Sturm aus den indischen Meeren um die östliche und nördliche Küste Asiens bis nach Europa verschlagen worden und in Germanien ans Land gestiegen wären[2]). Aker schon Huet erkennt sie mit Recht nicht für Indier an, sondern für Norweger oder Lappländer, da man überhaupt im Alterthum die Fremden, die aus fernen und unbekannten Ländern kamen, aus Mangel an geographischer Kenntniss mit dem Namen Indier belegte[3]).

Nicht allein die östlichen, sondern auch die westlichen Meere beschifften die Indier. Seit undenklichen Zeiten standen sie mit den Aethiopiern in Handelsverbindung, und fast das ganze Alterthum erklärt letztere für Abkömmlinge der Indier. Langles erkennt zwar in allen kolossalen und allegorischen Figuren, welche sich an mehreren uralten Orten auf den indischen Küsten befinden, die äthiopische Physiognomie[4]); allein hieraus ist nicht zu schliessen, dass die Indier von den Aethiopiern stammen, aber wohl, dass die alten Indier und Aethiopier eines Stammes waren. Philostrat nennt die Aethiopier geradezu Abkömmlinge der Indier[5]), Eusebius erwähnt der Auswanderung der Aethiopier aus Indien

1) Crawfurd, indischer Archipelagus. Jena 1821. S. 16.
2) Mela 3, 5. Plin. 2, 67.
3) Huet l. c. chap. 52. 4) Langlès, Voyage pittoresque de l'Inde p. 176.
5) Philostrat. vit. Apoll. 6, 16. Σοφώτατοι μὲν ἀνθρώπων Ἰνδοί, ἄποικοι δὲ Ἰνδῶν Αἰθίοπες. Cf. ibid. 3, 20.

und ihrer Niederlassung bei Aegypten[1]), und die jüngere Zeit hat wirklich mehrere äthiopische Städte mit denselben Namen im alten Indien entdeckt[2]). Philostrat fügt überdiess noch hinzu, dass die Agyptier fast denselben Gottesdienst als die Indier hätten[3]), was vollkommen gegründet ist, da Aegypten allmälig von Aethiopien aus bevölkert und cultivirt wurde, worüber Light's nachstehende Bemerkung die besste Aufklärung gibt: „Hier war es (zu Denderah in Aegypten), wo einst unsere Sipahis auf ihrem Marsche von Kenne zum Heere des Lord Hutchinson, von dem Irrwahne befangen, Tempel ihres Glaubens vor sich zu sehen, über die Aegyptier wegen deren Vernachlässigung ergrimmten. Ein englischer Offizier erzählte mir als Augenzeuge, dass die Sipahis ihren Gottesdienst in diesen Tempeln mit allen in Indien gebräuchlichen Feierlichkeiten verrichteten. Dieses Ereigniss spricht ganz für eine, in den grauen Zeiten des Alterthums bestandene enge Verbindung zwischen Aegypten und Indien, über welche die von der Societät des Sir William Jones in Kalkutta angestellten Untersuchungen zu den ersten Vermuthungen Anlass gaben[4]).“ Daher schliessen neuere Geschichtsforscher, welche die Religionsähnlichkeit eingesehen haben, aus diesen und andern Gründen, ganz richtig, dass die Aegyptier von den Indiern stammen, nicht diese von jenen. Die indischen Waaren, welche Aethiopien erhielt, versendete es zum Theil nach Aegypten, wo man schon in grauer Zeit Zeuge aus Baumwolle kannte. Herodot erfuhr daselbst, dass die Aegyptier ihre Todten in Sindones Byssinä einwickelten[5]). Diese bestanden, wie die Kleidung der ägyptischen Priester, aus Baumwolle, wie es sich aus den Untersuchungen des Grafen Caylus, die er an ägyptischen Mumien anstellte, ergeben hat[6]). Zwar soll nach Virgil und Plinius in Aethiopien

---

1) Eusebii Chron. n. 402. Aethiopes ab Indo flumine consurgentes, juxta Aegyptum consederunt.

2) v. Bohlen Th. 1. S. 10.

3) Philostrat. vit Apoll. 6, 1. Λόγοι ὀργίων ἐπ' αὐτοῖς ἴσοι· πολλὰ γὰρ τῶν Ἰνδοῦ καὶ Νείλῳ δὴ ἐπιθειάζεται.

4) H. Light, Reise in Aegypten, Nubien und dem heiligen Lande. Jena 1820. S. 100.

5) Herod. 2, 86. Cf. 7, 181.

6) Caylus, Sur le Papyrus. Mém. de l'Acad. des Inscr. t. 26. Cepandant le morceau dont j'ai rapporté l'écriture dans le recueil d'Antiquités, est écrit sur une toile simple qui m'a paru de coton. Etwas weiter: Les toiles qui remplissoient les oiseaux embaumés que j'ai ouverts, étoient plus fréquemment de vieux chifons de toile de coton, ce qui prouve seulement qu'elle étoit plus commune que celle de lin. Auch Blumenbach und Champollion haben die Mumienbinden aus allen Zeiten als aus Baumwolle bestehend anerkannt. Dahingegen lesen wir im Ausland vom Jahre 1837. S. 531 im Widerspruche mit dem Vorhergehenden folgenden Artikel, dem wir aber keinen unbedingten Glauben schenken können: „Man hat lange geglaubt, die Bänder, womit die Mumien umwickelt sind, seien aus Baumwolle gemacht, neuere Forschungen haben aber bewiesen, dass sie aus Leinwand bestehen. Da nun Herodot und Andere einstimmig angeben, dass die Aegyptier ihre Mumien in Byssus eingewickelt hatten, so muss also dieser Byssus, über dessen Stoff man lange stritt, aus Flachs bereitet worden sein. Ein Hr. J. Thomson hat die Untersuchungen darüber in einer kleinen Schrift zusammengefasst. Die Bänder, welche man zur Umwicklung nahm, sind gewöhnlich sehr grob, Belzoni und Salt haben indess Proben geliefert, die so fein sind, dass man sie Anfangs für indische Musseline hielt, und erst mikroskopische Beobachtungen haben darauf geführt, dass sie aus Leinwand bestehen. Die feinste muss ungefähr aus 160 Strängen aufs Pfund verfertigt worden sein. Der Saum ist mit grosser Sorgfalt gearbeitet, um die Leinwand vor aller Beschädigung zu bewahren, und mehrere sind von blauen Streifen einge-

und Ober-Aegypten ebenfalls Baumwolle wachsen[1]), und wenn auch diess gegründet ist, so folgt daraus, dass, da der Wollbaum bloss in Indien einheimisch ist, die Indier mit diesen Völkern schon frühzeitig in Berührung gekommen sein müssen; dessenungeachtet wurde noch viel Baumwolle zum Tempeldienst in Aegypten eingeführt[2]). Die indischen Produkte verschifften eines Theils die Bewohner von Seilan nach der Küste Azania (Ajan) in Afrika[3]), die auf ihren Seefahrten sich nicht nach den Sternbildern richteten, sondern häufig Vögel losliessen, deren nach dem Lande strebendem Fluge sie nachfolgten[4]), ein Mittel, das auch die Normannen auf ihren Entdeckungsreisen anwandten; andern Theils die Bewohner von Ariake und Barygaza nach Athiopien, als Weizen, Reis, Butter, Sesamöl, baumwollene Zeuge, rohe Baumwolle zum Polstern, Gürtel und Zucker[5]), welche Artikel noch heutiges Tages von Guzurate und Konkan nach Afrika ausgeführt werden, die dünne Butter (Ghai, Skr. Ghrita) in grossen ledernen Schläuchen, je 320 Pfund. „Hindustan, sagt Legoux, erhielt mehrere Jahrhunderte hindurch, wo sich die Portugiesen auf seinen Ufern zeigten, von den östlichen afrikanischen Küsten durch seine eigenen Schiffe, oder durch die Handelsfahrzeuge von Maskate Goldstaub, Elfenbein und Ebenholz. Man schätzte den Belauf dieser verschiedenen Artikel auf beinahe 2,000,000 Rupien, die theils mit gemaltem Zeuge, mit blauen Guinees, mit kleinen Glaswaaren, mit seidenen Waaren aus Surate und Bengalen, mit Zucker und mit Kamelot bezahlt wurden, der in den Gegenden des Innern der Halbinsel theils aus Wolle, theils aus Ziegenhaar fabricirt wird. Die Exporten deckten gewöhnlich die Schuld aller der eingeführten Gegenstände. Aber von allen aus diesen Theilen von Afrika bezogenen Artikeln wird von den Hindus nichts so sehr gesucht, als eine Art ungemein starker einschaliger Conchylien, woraus man grosse Ringe und Armbänder verfertigt. Dieses Schalthier ist eine Meerschnecke mit einer äusserst harten und sehr weissen Schale,

---

fasst; dieses Blau hat dem siedenden Wasser, der Seife, concentrirten Alkalien und selbst der Schwefelsäure widerstanden. Chlorkalk hat sie zerstört, und concentrirte Salpetersäure nahezu in Orange umgewandelt, und einige Augenblicke später gleichfalls zerstört. Diess beweist, dass Indigo angewendet wurde".

1) Virg. Georg. 2, 120: Quid nemora Aethiopum molli canentia lana. Plin. 13, 28 (14): Aethiopia, Aegypto contermina, insignes arbores non fere habet, praeter laniferas. Plin. 19, 2 (1): Superior pars Aegypti in Arabiam vergens gignit fruticem, quem aliqui gossipion vocant, plures xylon, et ideo lina inde facta xylina. Parvus est, similemque barbatae nucis defert fructum, cujus ex interiore bombyce lanugo netur. Nec ulla sunt eis candore mollitiave praeferenda. Vestes inde sacerdotibus Aegypti gratissimae.

2) Philostr. vit. Apoll. 2, 20. Καὶ ἐς Αἴγυπτον δὲ ἐξ Ἰνδῶν ἐς πολλὰ τῶν ἱερῶν φοιτᾷ ἡ βύσσος.

3) Peripl. mar. Eryth. p. 35: Νῆσος λεγομένη Παλαισιμούνδου, παρὰ δὲ τοῖς ἀρχαίοις αὐτῶν Ταπροβάνη. Ταύτης τὰ μὲν πρὸς βορέαν ἐστὶν ἥμερα, καὶ διαπλεῖται τοῖς ἱστιοπεποιημένοις νηυσὶ, καὶ σχεδὸν εἰς τὸ κατ᾽ αὐτῆς ἀντιπαρακείμενον Ἀζανίας παρήκει.

4) Plin. 6, 24 (22); Siderum in navigando nulla observatio. Septentrio non cernitur, sed volucres secum vehant emittentes saepius, meatum earum terras petentium comitantur.

5) Peripl. mar. Eryth. p. 7. Ἐξαρτίζεται δὲ συνήθως, καὶ ἀπὸ τῶν ἔσω τόπων τῆς Ἀριακῆς, καὶ Βαρυγάζων, εἰς τὰ πέραν ἐμπορία, γένη προχωροῦντα ἀπὸ τῶν τόπων, σῖτος, καὶ ὄρυζα, καὶ βούτυρον, καὶ ἔλαιον σησάμινον, καὶ ὀθόνιον, ἥ τε μοναχὴ, καὶ ἡ σαγματογήνη, καὶ περιζώματα, καὶ μέλι τὸ καλάμινον, τὸ λεγόμενον σάκχαρι.

deren Glanz nie abnimmt. Zum Putz der Damen wird dieser Artikel sowohl in Bengalen als in allen nördlichen Provinzen ungemein gesucht. Diese Muscheln werden auch im Meerbusen von Manare gefischt; von hier verkauft man sie vortheilhaft auf dem Ganges oder vertauscht sie dort gegen Reis [1]." Hier steht Vincent im Zweifel, ob eingeborne Indier, oder Araber den Handel nach der afrikanischen Küste trieben, da er letztere nach einer missverstandenen Stelle bei Plinius in solcher Anzahl auf der Küste Malabar und auf Seilan ansässig findet, dass sie, wie die heutigen Europäer, Herren dieser Küsten waren [2]). Da aber die von ihm angeführte Stelle des Plinius nicht das aussagt, was er hineinlegt, so waren es offenbar Indier, was sich aus späterer Thatsache noch mehr aufklärt. Als nämlich Vasco de Gama zu Melinde, einer an der afrikanischen Ostküste unter dem dritten Grade der südlichen Breite liegenden Seestadt, ankam, traf er daselbst vier indische Handelsschiffe, deren Besitzer die Portugiesen für Thomas-Christen hielten, wie Joao de Barros berichtet, die aber eigentlich dem indischen Cultus zugethan waren, wie es sich aus seinen Worten selbst ergibt. Diese waren, so fährt er fort, aus der indischen Stadt Kranganor; sie trugen lange Mäntel von weissem Baumwollenzeuge, grosse Bärte und langes Haupthaar, das unter ihrem Turban verborgen war; ihre Lebensweise war höchst einfach und sehr streng, nie assen sie Fleisch, noch tödteten sie ein Thier. Wer erkennt nicht in dieser Beschreibung Hindus? Hier erhielten auch die Portugiesen einen aus der indischen Landschaft Guzurate gebürtigen Lothsen, Namens Malemo Kana, der grosse nautische Kenntnisse besass und über die unvollkommenen Astrolabien und die fehlerhaften Seekarten, welche Vasco de Gama bei sich führte, lachte, indem er mit weit bessern Instrumenten und Karten vertraut war, und Kompass sowohl als Höhenmesser kannte. Dieser Lothse führte die portugiesische Flotille am 24. April des Jahres 1498 von Melinde nach Indien und warf am 20. Mai desselben Jahres, nachdem er eine Strecke von 750 Meilen in 26 Tagen zurückgelegt hatte, zwei Meilen unterhalb Kalikut an der Küste Malabar die Anker [3]). Noch mehr Licht verbreitet hierüber Burnes, der als Resident der englisch-ostindischen Compagnie in Kutsch eine Denkschrift über die Seeverbindungen der Eingebornen von Kutsch mit Barbara schrieb. „Im Anfange des Jahres 1835 segelte, so heisst es in dieser Schrift, aus Mandawi das Boot Wirasil, das 30 Tonnen führte, von einem

---

1) Le Goux de Flaix, Historisch-geographisch-politischer Versuch über Ostindien. Deutsch von F. A. W. v. Z. Th. 1. S 222. Dieses Schalthier ist das Opferhorn (Voluta pyrum), von den Hindus Sankha genannt. Das linksgewundene hat wegen der Seltenheit einen weit höhern Werth, als das rechtsgewundene. Es kommt bei dem Verfasser des Periplus unter dem Namen ναύπλιος vor; aber hier ist wohl ναυτίλος zu lesen, wie aus Aristoteles Hist. anim. 4, 1. zu schliessen ist: Ἔτι δ' ἄλλοι δύο ἐν ὀστρέοις, ὅ τε καλούμενος ὑπό τινων ναυτίλος καὶ ὁ ναυτικός, ὑπ' ἐνίων δὲ ὠὸν πολύποδος· τὸ δὲ ὄστρακον αὐτοῦ ἐστιν οἷον κτεὶς κοῖλος, καὶ οὐ συμφυής.

2) Vincent l. c. II. p. 282. Still it must be doubted, whether this commerce was conducted by natives of India, or Arabians; for Arabians there were on the coast of Malabar, and in such numbers at Ceylon, that Pliny represents them as masters of the coast, like the Europeans of the present day. Die Stelle des Plinius ist die bekannte 6, 24 (22): Regi cultum Liberi Patris, ceteris Arabum.

3) Külb, Geschichte der Reisen und Entdeckungen in Afrika. Mainz 1841. Th. 1. S. 191.

Mohammedaner befehligt war und, nebst noch andern fünf Moslems, drei Radschputen und einen kleinen Negerknaben an Bord hatte, mit einer Ladung grober Baumwollenzeuge unter Aufsicht eines Hindu nach Barbara. Sie stachen frisch hinaus in die See, kamen nach Arabiens Küsten, hielten zu Sere, Makulla und Aden, und verkauften allenthalben von ihren Waaren, bis sie Barbara ausserhalb der Strasse von Babelmandeb erreichten. Das Land ist von Somalis bewohnt, hat aber weder eine Stadt noch einen Hafen, doch ist der Ankerplatz gut und sicher. Jährlich kommen etwa 100 Schiffe aus verschiedenen Theilen Indiens dahin, und es wird dann am Ufer ein Markt mit den Eingebornen gehalten, die auf Kamelen dahin kommen. Sobald ein Boot landet, muss jeder, auch der Niederste, sich einen Somali erlesen, der sein Aban oder Schutzherr für Leben und Eigenthum wird. Diess ist unerlässlich, denn hier gibt es keinen Häuptling; die Somalis sind hinterlistig, bigott und streitsüchtig: man weiss, dass sie in der Nacht nach europäischen Schiffen geschwommen sind und die ganze Mannschaft ermordet haben. Für diesen Schutz zahlt man einen Dollar auf den Kopf und den Ballen Baumwollenwaaren. Das Tuch bezahlen sie mit Ziegen, Kaffe, Gummi und Ghai, namentlich aber mit spanischen Thalern, die sie aus Harir, 60 Tagereisen im Innern, herbringen. Kleinere Münzen gibt es nicht, und kleine Summen bezahlt man mit einem bestimmten Maasse von Kaffe. Die Zahl ihrer Kamele ist bedeutend, denn oft kommen Karawanen von 500 derselben auf einmal. So seltsam es ist, dass die Eingebornen Indiens überhaupt mit einem so fernen Hafen einen Handelsverkehr unterhalten, so ist es doch nicht minder auffallend, dass die Haupthandelsleute furchtsame Hindubanjanen sind, welche sich furchtlos den bigotten und barbarischen Somalis anvertrauen, bei denen sie ausnehmend streng behandelt werden. Wenn die Hindus in Barbara landen, dürfen sie keinen Turban tragen; sterben sie, so darf der Leichnam nicht nach dem Gebrauche der Hindus verbrannt werden, sondern es wird ein Loch gegraben, in das man sie in aufrechter Stellung setzt, und für dieses Vorrecht muss eine bedeutende Summe gezahlt werden. So lange Kutsch einheimische Herrscher hatte, war der Einfluss dieser Hindus so gross, dass in Mandawi kein Thier getödtet werden durfte, weil sie Blutvergiessen für sündhaft hielten. In Barbara lebt das ganze Volk von Fleisch, und selbst die Gefässe der Hindus werden oft von Somalis gewaschen, nachdem diese kurz vorher Ziegen geschlachtet haben; in ihrem eigenen Lande trinken sie Wasser nur aus den Händen von Leuten gewisser Kasten, hier wird es ihnen in Häuten von Thieren gebracht, die kaum vorher von Mohammedanern getödtet waren. Nur die Liebe zum Gewinn und der grosse Handelsvortheil kann die Hindus dahin bringen, sich solchen Dingen zu unterwerfen." Burnes zieht hieraus den Schluss, dass der Handel in Indien wohl nie durch religiöse Vorurtheile Unterbrechung erlitt, dass ein Volk, das den Handel unter solchen Opfern fortsetzen kann, ihn wohl schon seit den ältesten Zeiten betrieb, und dass die Eingebornen Indiens, und nicht die Araber, den Handel zwischen Indien und Aegypten führten. Niederlassungen von Hindus trifft man heute auf der Ostküste Afrika's bis zum Rio de Senna. Zu Zeila befinden sich etwa drei bis vier Banjanenhäuser; auf der Insel Zanzibar ist nach Ruschenberger der Haupthandel in den Händen der Banjanen, etwa 350 Personen, die, mit Zurücklassung ihrer Familien in Indien, vier bis fünf Jahre hier verweilen

und den grössten Theil des Tages in kleinen Läden zubringen, welche einen oder zwei Fuss sich über die Strasse erheben. Sebastiao Xavier Botelho sagt, dass sich im Jahre 1835 in Mozambique 80—100 Banjanen aufhielten, die zusammen eine Faktorei bildeten und sich stets erneuern, indem einige mit jedem Musson, wenn sie sich bereichert haben, abgehen und Andere in dieser Absicht ankommen. Ihre Commissäre leben mit ihren Familien in Diu und Daman, und von da aus senden sie jährlich zwei bis drei Schiffe nach Mozambique mit Waaren aus Bombay, Surate und Guzurate, und nehmen dann zur Rückfracht Gold, Elfenbein, Sklaven, Ambra und europäische Handelsartikel. Jose Accursio das Neves zufolge haben sich die Kanarins aus Goa an den Flüssen der Küste von Senna seit undenklichen Zeiten niedergelassen und bewiesen sich als die fleissigsten und industriösesten Bewohner. Zu den Zeiten der Römer befanden sich nicht nur viele indische Kaufleute, sondern sogar Brahmanen zu Alexandria, die der Philosoph Severus in sein Haus aufnahm und auf indische Art bewirthetete [1]), welche Reise der Indier nach Alexandria in Aegypten auch Ptolemäus andeutet [2]).

Da wir nun aus dem Vorhergehenden ganz klar eingesehen haben, dass die Indier nach Aethiopien segelten und mit den dortigen Völkern in ansehnlichem Verkehr standen, so lässt sich leicht denken, dass sie auch, indem die älteste Seeschifffahrt sich auf Bestreichung der Küsten beschränkte, persische und arabische Häfen besuchten, weil sie am Wege nach Aethiopien liegen, und höchstwahrscheinlich wurden die indischen Waaren, von welchen der Prophet Ezechiel spricht, von den Banjanen selbst in die arabischen Seestädte verschifft. Es scheint auch, dass sich schon im hohen Alterthum Indier im persischen Meerbusen auf den Inseln Tylos und Arados, jetzt Baharein, niedergelassen haben; denn Euhemerus bemerkt ausdrücklich, dass Panchaia, worunter er vermuthlich die letztgenannten Inseln versteht, von indischen Kolonien besetzt und von Priestern, die das Eiland nicht verlassen durften, beherrscht worden sei [3]). Wenn wir auch dem Euhemerus wenig Glauben schenken, so scheint doch, dass sich auf jenen Inseln Indier angesiedelt hatten, weil dort schon in sehr früher Zeit Baumwolle erzeugt wurde [4]), und zur Zeit des Agatharchides, der sie die glücklichen nennt, besuchten sie sehr viele Schiffe von dem Hafen, den Alexander am Indus angelegt hatte [5]). Ein grosses Emporium von indischen Waaren bildete auch schon, als Nearch mit Alexanders Flotte in den persischen Meerbusen einlief, das arabische Vorgebirge Maketa oder Macä, jetzt Dsiulfar, von wo aus diese Waaren nach Babylon und ganz Assyrien gingen [6]), und dass dahin wirklich indische Schiffe ihre Landesprodukte brachten, bezeugt der Verfasser des Periplus, der zu Moscha, dem heutigen Maskate, das am genannten

---

1) v. Bohlen Th. 2. S. 132.

2) Ptolem. 1, 17: παρά τε τῶν ἐντεῦθεν εἰςπλευσάντων καὶ χρόνον πλεῖστον ἐπελθόντων τοὺς τόπους, καὶ παρὰ τῶν ἐκεῖθεν ἀφικομένων πρὸς ἡμᾶς.

3) Euhemerus ap. Diod. Sic. 5, 42.

4) Theophrast. Histor. plant. 4. c. 7. §. 7.

5) Agatharchides ap. Huds. p. 66. Νῆσοι δὲ εὐδαίμονες παράκεινται - - ἐν ταύταις ταῖς νήσοις ἰδεῖν ἐστιν ὁρμούσας ἐμποριχὰς τῶν προσηγμένων σχεδίας, πλείστας μὲν ἐκεῖθεν, οὗ κατεστήσατο παρὰ τὸν Ἰνδὸν ποταμὸν ὁ Ἀλέξανδρος ναύσταθμον.

6) Arrian. Ind. c. 32. Καὶ οἱ τῶν χώρων ἐκείνων δαήμονες, τῆς Ἀραβίης ἔλεγον τὴν ἀνίσχουσαν ταύτην ἄκρην καλέεσθαι δὲ Μάκετα· ἔνθεν τὰ κιννάμωμά τε καὶ ἄλλα τοιουτότροπα ἐς Ἀσσυρίους ἀγινέεσθαι.

Vorgebirge liegt, Schiffe aus Limyrika oder Barygaza erwähnt, die in später Jahreszeit dort überwinterten und gegen Baumwollenstoffe, Waizen und Sesamöl sachalitischen Weihrauch von den königlichen Beamten einhandelten[1]. So wie sich nun aller Wahrscheinlichkeit nach auf den Baharein-Inseln im persischen Meerbusen Indier niedergelassen hatten, so waren auch auf der Insel Dioskoris bei dem arabischen Meerbusen Indier wegen des Handels ansässig[2], von welchen vermuthlich ihr heutiger Name Diu Sokotara, Skr. Dwîpa Sukhatara, d. i. glückliche Insel, stammt. Eben so hatten sich sehr wahrscheinlich auch schon zu des Kaisers Augustus Zeiten in den übrigen arabischen, sowie in den persischen Häfen, Indier niedergelassen, denn der Periplus bemerkt, dass Arabia Felix (Aden, welchen Beinamen Felix (Glücklich) es führe, weil man früher in dieser Stadt, als man noch nicht von Indien nach Aegypten schiffte und noch nicht von Aegypten nach Indien zu segeln wagte, sondern nur bis hieher ging, sowohl die indischen als ägyptischen Waaren einnahm[3]); ferner Muza (Mokka), Kane und die persischen Häfen Apologos (Oboleh) am Euphrat und Omana einen Seeverkehr mit Indien unterhielten. Wenigstens treffen wir in späterer Zeit viele in persischen Seestädten ansässige Banjanen, denn als Don Alphonso Albuquerque Ormuz einnahm, zählte diese Stadt nach Hakluyt 40,000 Einwohner, die meistens aus Arabern, Mohammedanern und aus einigen wenigen Indiern bestanden, und aus der neuern Zeit erwähnt Forster der Niederlassung vieler Indier in den Städten am persischen Meerbusen, von wo aus sie einen bedeutenden Seehandel nach Hindustan führen. In Arabien wohnen auch heutiges Tages noch des Handels wegen viele Banjanen. Burckhardt erzählt, dass sich zu Dschidda am arabischen Meerbusen, dem heutigen Haupthafen von Arabien, mehr als 100 indische Familien angesiedelt hätten, und dass jährlich während der Mussons im Mai auch Banjanen aus Indien diesen Hafen besuchten, die aber jedesmal wieder im Juni oder Juli nach Hause zurückkehrten; die indische Handelsflotte, welche meist unter englischer Flagge segelte, wäre gewöhnlich von Arabern und Laskaren bemannt und führte keine Waaren, sondern bloss Geld zurück[4]. Papi führt an, dass sich im Jahre 1802 etwa 50 Banjanen zu Mokka aufhielten, die aus Indien mit Hinterlassung ihrer Weiber und Kinder hieher gereist waren, eine Zeitlang dablieben und etwas durch den Handel zu verdienen suchten; auch befanden sich einige zu Sanaa, Hodeida, Beit-el-Fakih[5]. In Aden traf Kapitain Haines etwa 50 Banjanen, und zu Markallah war der Haupthandel in ihren Händen[6];

---

1) Καὶ μετ' αὐτοὺς ὅρμος ἀποδεδειγμένος, τοῦ Σαχαλίτου λιβάνου πρὸς ἐμβολὴν, Μόσχα λιμὴν λεγόμενος· εἰς ἣν ἀπὸ Κανὴ συνήθως πλοῖα πέμπεταί τινα, καὶ παραπλέοντα ἀπὸ Λιμυρικῆς ἢ Βαρυγάζων, ὀψινοῖς καιροῖς παραχειμάσαντα, παρὰ τῶν βασιλικῶν πρὸς ὀθόνιον καὶ σῖτον καὶ ἔλαιον, λίβανον ἀντιφορτίζουσιν. Peripl. mar. Eryth. p. 18.

2) Peripl. mar. Eryth. p. 17. Εἰσὶν δὲ ἐπίξενοι καὶ ἐπίμικτοι, Ἀράβων τε καὶ Ἰνδῶν, καὶ ἔτι Ἑλλήνων τῶν πρὸς ἐργασίαν ἐκπλεόντων.

3) Peripl. mar. Eryth. p. 14. Εὐδαίμων δὲ ἐπεκλήθη, πρότερον οὖσα πόλις, ὅτε μήπω ἀπὸ τῆς Ἰνδικῆς εἰς τὴν Αἴγυπτον ἐρχομένων, μηδὲ ἀπὸ Αἰγύπτου τολμώντων εἰς τοὺς ἔσω τόπους διαίρειν, ἀλλὰ ἄχρι ταύτης παραγινομένων, τοὺς παρὰ ἀμφοτέρων φόρτους ἀπεδέχετο.

4) Burckhardt, Reisen in Arabien.

5) Papi, Briefe über Ostindien. Deutsch von Ehrmann. S. 563.

6) Ausland vom Jahr 1839. S. 364. 368.

zu Maskate, wo ein Tempel der Kali, rechnet Wellstead die Banjanen auf 1500, die ihr Vaterland und ihre Familie gewöhnlich auf 15—20 Jahre verlassen, dann zu ihren Weibern zurückkehren, die sie unter keinen Umständen mit sich nehmen, wohl aber heilige Kühe zur Verehrung, und wenn ein Banjane Bankerott macht, so setzt er sich bei hellem Tage mit einer brennenden Kerze in den Laden[1]. Sehr beachtenswerth über den Handel der Indier nach Arabien sind Wensby's Worte aus dem Asiatic Journal. Zwei Arten von Schiffen, sagt er, nämlich die Dindschis und Pattanar sind an der westlichen Küste von Indien gewöhnlich, und die erstern werden von den Hindus zu Mandawi und andern kleinen Häfen von Kutsch und Kattanar gebaut. Ihre Form ist sehr merkwürdig, sie blieb wahrscheinlich seit Jahrhunderten unverändert, und sie gleichen sicherlich den Barken, welche einst Indiens Reichthum nach Arabiens Küste brachten, und die beladen waren mit allen Arten von Dingen, mit blauem Tuch und Stickwerk, und mit Kisten voll reicher Kleider, umbunden mit Stricken, und gefertigt aus Cedernholz (Ezech. 27, 24). Obgleich seit den Tagen Esechiels die Schicksale der Nationen, ihre Unterjochung oder Erlöschung in grossem Maasse diesen werthvollen Handel in andere Kanäle leiteten, so scheint er doch nie ganz aufgehört zu haben. Jetzt zwar besteht ein grosser Theil des Handels zwischen Indien und den beiden Golfs in Produkten der englischen Industrie, immer aber findet noch ein Theil der reichen und mannigfachen Produkte, wodurch Indien in allen Zeiten so berühmt war, nach der alten Weise seinen Weg nach Europa. Der Handelsverkehr zwischen Kutsch und Arabien kann als der letzte Rest des uralten Tauschhandels gelten, der einst in der östlichen Welt so gewöhnlich war. Zu diesem Endzweck besuchen die Dindschis die Häfen von Barbara, nahe am Eingange des rothen Meeres, die Insel Sokotara und den Hafen von Maskat. Sie kommen beladen mit weissen und blauen Kattunwaaren, Töpfergeschirren, Schmuck, Gewürzen etc., die gegen Elfenbein, Butter, Aloe, Drachenblut, Gummi und Goldstaub eingetauscht werden. Die Mannschaft dieser Boote besteht aus den friedlichen Hindus, welche noch in dieselben baummwollenen Zeuge gekleidet sind, und ihr Geschäft mit derselben geduldigen Ausdauer betreiben, wie zur Zeit, wo Alexander Indien mit Krieg überzog. Diese Bemerkungen werden hinreichen, um die Ueberzeugung zu erwecken, dass die alten Hindus ein seefahrendes Volk waren und eine Handelsmarine besassen. Sie besassen ein von grossen schiffbaren Strömen durchzogenes Land, ihre Wälder erhielten eine unendliche Mannigfaltigkeit des schönsten Schiffbauholzes, worunter sich namentlich der riesenhafte Tikbaum auszeichnet, und somit wäre es allem Herkommen der Nationen, die ähnliche Vortheile besitzen, völlig zuwider, wenn sie kein seefahrendes Volk gewesen wären. Man hat behauptet, die Trennung der Hindus in Kasten habe seit uralten Zeiten bestanden, und unter diesen finde sich keine Schifferkaste. Diess ist wahr, aber die auri sacra fames hat hier wie anderswo ihre Wirkung gethan. Die Dindschis von Kutsch sind ganz von Hindus bemannt, die Schiffer der malabarischen Küste sind die erfahrensten und muthigsten Seeleute, die ich im Orient traf, und bei Diu sind manche Dörfer, deren männliche Bewohner durchaus Matrosen sind und den

1) Ausland vom Jahr 1838. Nr. 152.

Ruf von Kühnheit und Geschicklichkeit in ihrem Geschäfte haben. Die Thatsache also, dass die Hindus Seefahrer sind und waren, bestätigt die Annahme, dass sie meist den Handel zwischen Indien und Arabien führten, bis sie von ihren schlauern Nachbarn beraubt wurden. Als Salomo eine Flotte baute, um längs der arabischen Küste hinzufahren, nahm er dazu Phönizier; als Necho, König von Aegypten, Afrika umschiffen liess, geschah es wiederum durch Phönizier, die ersten Seeleute jener Zeit. Wenn diese Umstände klar zeigen, dass es den Arabern am rothen Meer an nautischer Geschicklichkeit fehlte, so lässt sich auch leicht aus physischen Ursachen beweisen, dass sie nie Schiffe bauen konnten, denn das ganze Ufer der Halbinsel ist ein dürres Land, das auch nicht einen Baum erzeugt, um das kleinste Boot daraus zu gewinnen, da das Palmenholz nicht hart genug ist. Das jetzige Geschlecht der Araber hängt für sein Schiffbauholz ganz von Indien ab, selbst bis Bagdad und Dschidda hinauf. Dahingegen waren die Araber die Landfrachtführer des indischen und sinesischen Handels, und erst im Laufe der Zeit brachte sie ihre grössere Kühnheit und ihr Unternehmungsgeist dahin, die schwächern Hindus zu überholen und endlich den grössern Antheil des indischen Handels an sich zu bringen". Wir fügen diesem noch hinzu, dass auch die alten Araber ihre Schiffe aus Indien erhielten; denn der Verfasser des Periplus führt ausdrücklich an, dass aus dem persischen Seehafen Amana Fahrzeuge, Madarate genannt, nach Arabien zum Verkauf ausgeführt wurden, deren Planken und Rippen mit Kokosfasern statt der Nägel zusammengefügt waren, welche Fahrzeuge im Indien gebaut wurden, wie wir bereits aus dem Berichte der beiden arabischen Reisenden im neunten Jahrhundert ersahen[1]). Wir glauben nun durch diese Worte genügend dargethan zu haben, dass die Indier schon im hohen Alterthume Seeschifffahrt trieben, und schreiten daher zu den Völkern über, die aus indischen Häfen die Waaren abholten.

§. 2. Passiver. Unter allen Völkern sind wohl die Phönizier die ersten, welche mit den Indiern zur See in Verkehr traten und ihre Seehäfen besuchten, und das schon vor mehr als 1000 Jahren v. Chr. Geburt; denn die Ausrüstung der Handelsflotte nach Ophir, welche der König Salomo und der König Hiram von Tyrus gemeinschaftlich unternahmen, setzt den Weg dahin als bekannt voraus, welchen wahrscheinlich die Inder selbst zuerst zeigten. Die Phönizier mussten sich wegen der Lage ihres Landes nothwendig der arabischen Häfen bedienen, sonst würden sie direct nach Indien gefahren sein. Mannert behauptet zwar, dass die Phönizier ihre indischen Waaren nicht unmittelbar, sondern erst durch die Araber aus der zweiten Hand erhalten, und an deren Küsten keinen eigenen Besitz und keine Schifffahrt gehabt hätten; allein die Phönizier wohnten, wie Herodot und Plinius versichern, ursprünglich in Arabien am rothen Meere und wanderten später in das nachmalige Phönizien ein[2]). Sie sind mit den Edomiten oder Idumäern eines Stam-

---

1) Periplus mar. Eryth. p. 20. καὶ ἀπὸ Ὀμάνων εἰς τὴν Ἀραβίαν ἐντόπια ῥαπτὰ πλοιάρια, τὰ λεγόμενα μαδαράτε.

2) Herodot. 7, 89: Οὗτοι δὲ οἱ Φοίνικες τοπαλαιὸν οἴκεον, ὡς αὐτοὶ λέγουσι, ἐπὶ τῇ Ἐρυθρῇ θαλάσσῃ· ἐντεῦθεν δὲ ὑπερβάντες τῆς Συρίης οἰκέουσι τὰ παρὰ θάλασσαν. Plin. 4, 36 (22): Erythia dicta est, quoniam Tyrii Aborigines eorum orti ab Erythraeo mari ferebantur.

mes, wie die Gleichheit der Namen bekundet [1]). Die Edomiter waren schon im hohen Alterthum als grosse Handelsleute bekannt, besassen die Häfen Elath und Ezion-Geber am arabischen Meerbusen und scheinen sich zum Theil, um auch den Handel des mittelländischen Meeres in ihre Hände zu bekommen, an der syrischen Küste niedergelassen zu haben, die dann dort den Namen Phönizier erhielten; denn zwischen Idumäa und Phönizien scheinen Verpflichtungen bestanden zu haben, nach welchen sich auch die von Salomo und Hiram gemeinschaftlich unternommene Ausrüstung einer Handelsflotte in einem Hafen der Edomiten erklären lässt. Da nun die Phönizier aus Arabien stammten und als speculative Kaufleute bekannt sind, so ist es wohl denkbar, dass sie auch dort gewisse Punkte an der Küste in Besitz hatten, was auch wirklich von Strabo bestätigt wird, der aussagt, dass die Inseln Tyrus und Aradus; die heutigen Baharei-Inseln im persischen Meerbusen, einen Gottesdienst hätten, der dem phönizischen gliche, und dass die Einwohner derselben behaupteten, Aradus und Tyrus in Phönizien seien ihre Kolonien [2]). Aller Wahrscheinlichkeit nach hatten sich in allen grössern Hafenstädten Arabiens Phönizier, wie heutzutage Indier, niedergelassen; die Araber lieferten wohl nur Matrosen und brachten die indischen Waaren in Karawanen durch ihr Land nach Tyrus, da sie in der ältesten Zeit nie als grosse Handelsunternehmer, sondern beständig als Spediteure vorkommen. Indien, sagt Strabo, kannte Homer nicht, sonst würde er es erwähnt haben; Arabien, das man jetzt das glückliche nennt, war damals noch nicht reich, sondern arm und von Skeniten bewohnt; auch die Gegend, welche die Gewürze hervorbringt, hat keinen grossen Umfang, wesshalb diese Waaren selten und zu Rom theuer sind; nun aber sind dessen Bewohner wohlhabend und reich, was damals nicht der Fall war [3])." Auch Agatharchides bezeichnet die Sabäer und Gerrhäer noch als Spediteure, die durch den Waarentransport nach Phönizien sich grosse Reichthümer erworben hatten [4]).

Wann die Aegyptier den ersten Seeverkehr mit Indien anknüpften, ist schwer zu ermitteln, da er in das dunkle Alterthum hinaufzugehen scheint. Herodot und Diodor erklären den Sesostris für den Gründer einer Marine, welchen Champollion in Rhamses III, der von 1571—1503 v. Chr. regierte, wiedererkannte, und entdeckte dessen Kriegsthaten, welche lange in Zweifel gezogen wurden, in Abbildungen auf den Wänden des grossen Tempelsaales von Ibsambul und im Rhamesseum zu Theben; aber ihm zufolge schuf nicht Sesostris zuerst die ägyptische Marine, sie bestand schon mehr als 1800 Jahre vor unserer Zeitrechnung; denn im arabischen Gebirge nahe bei der Stadt Elethya befindet

---

1) אדום sowohl als φοίνιξ heisst roth; daher nennt Plin. 6, 29 (33) die Bewohner des Portus Daneon ein tyrisches Volk, welche Hafenstadt an der Mündung des Nilkanals in den Sinus Heroopolites an Dan bei Ezechiel 27, 19 erinnert, die in Idumäa lag und später Arsinoe hiess.

2) Strabo 16. e. 3. §. 4: Πλεύσαντι δ' ἐπὶ ἄλλαι νῆσοι, Τύρος καὶ Ἄραδός εἰσιν, ἱερὰ ἔχουσαι τοῖς Φοινικικοῖς ὅμοια· καί φασί γε οἱ ἐν αὐταῖς οἰκοῦντες τὰς ὁμωνύμους τῶν Φοινίκων νήσους, καὶ πόλεις ἀποίκους ἑαυτῶν.

3) Strabo 1. c. 2. §. 35.

4) Agatharchides ap. Huds. p. 64. Οὐδὲν γὰρ εὐπορώτερον Σαβαίων καὶ Γεῤῥαίων εἶναι δοκεῖ γένος, ἐκτεταμιευμένων πᾶν, τὸ πίπτον εἰς διαφορᾶς λόγον ἀπὸ τῆς Ἀσίας καὶ τῆς Εὐρώπης· οὗτοι πολύχρυσον τὴν Πτολεμαίου Συρίαν πεποιήκασιν· οὗτοι τῇ Φοινίκων φιλεργίᾳ κατεσκευάκασι λυσιτελεῖς ἐμπορίας, καὶ μυρία ἄλλα.

sich ein Hypogeon, das Grabmal des Marine-Offiziers Ahmosis, das mit einer Inschrift von mehr als 30 Columnen versehen ist, welche aussagt, dass der Verstorbene unter dem Könige Ahmosis, dem letzten der siebenzehnten Dynastie, zu Tanis in Seedienst trat, sich in mehreren Seetreffen auszeichnete, mit dem Könige nach Aethiopien segelte und endlich unter dem Könige Thuthmosis I, der von 1791 bis 1778 regierte, Admiral wurde[1]. Das zu Medinet-Habu abgebildete Seetreffen, das Champollion-Figeac ins 15. Jahrhundert v. Chr. setzt, beschreibt er, wie folgt: „Die ägyptische Flotte ist im Kampfe mit einem in der Schifffahrtskunde nicht weniger vorgerückten Feinde. Die Schiffe gehen mit Rudern und Segeln; beide Theile suchen einander so nahe wie möglich zu kommen, greifen an und fechten von Bord zu Bord. Taue und Haken werden geworfen, um das feindliche Fahrzeug zu fassen, man entert, die Besatzungen werden niedergemacht oder gefangen, im Handgemenge werden Schiffe umgestürzt und gehen unter mit Mann und Maus. Nach Form und Ausrüstung können diese Schiffe nicht zu langen Fahrten getaugt haben, aber die ägyptischen Meere waren nicht sehr schwierig; periodische Winde leiteten den Seefahrer längs den Küsten des rothen Meeres, und von der Meerenge, welche es mit dem indischen Ocean verbindet, war die Entfernung bis zur Halbinsel diesseit des Ganges nicht beträchtlich." Die Aegyptier hatten schon, wie Champollion versichert, im grauen Alterthume bedeutende Niederlassungen an den Küsten des rothen Meeres und sogar Besitzungen in Arabien, wie die reichen Kupferminen von El-Magarah und die Handelsstadt Sabut-el-Kadim am rothen Meere, wo man noch Säulen mit den Namen und Regierungsjahren der ägyptischen Könige Amenemdjiom III, Amenophis II, der von 1723—1697 regierte, Menephtha I, welcher von 1610—1577 v. Chr. herrschte und Rhamses sieht. Jene Besitzungen setzen nun nothwendig eine Seeverbindung mit Aegypten voraus, und wir finden auch, dass ein Weg von Kosseir nach Theben führte, weil man auf dieser Strasse ein in den Felsen eingehauenes Basrelief mit dem Namen des Königs Merenches trifft, der gegen das Jahr 2500 v. Chr. lebte. Aber auch noch andere Namen von ägyptischen Königen sind an den Küsten des rothen Meeres in Stein verewigt, die ein weit höheres Alter als Merenches und selbst als die sechs bekannten Könige der vierzehnten Dynastie haben sollen. Menephtha I, der Vater des siegreichen Sesostris, errichtete dem Gotte Phre einen Tempel an einem Orte, der gegenwärtig Wadi-el-Moye heisst und zwei Tagereisen vom Nil auf dem Wege nach Berenice liegt. Auch haben sich die persischen Könige um die Unterhaltung der Strasse von Koptos nach Koseir, die den Nil mit dem rothen Meere verband, verdient gemacht; denn man liest dort noch die in Hieroglyphen auf Felsen eingegrabenen Namen Kambyses, Darius und Xerxes mit den Daten ihrer Regierung: des Jahres 6 für den erstern, des Jahres 36 für Darius, des Jahres 12 für Xerxes, sowie auch den Namen Artaxerxes. Eine spätere Verbindungsstrasse bildete der Kanal, der von Arsinoe nach Bubastus lief, um darauf die Waaren aus dem rothen Meere nach Memphis zu befördern, welche Stadt Sesostris durch viele Denkmale verschönerte. Den Bau jenes Kanals soll nach Aristoteles Sesostris begonnen, aber bald wieder eingestellt haben, weil das Meer höher als das Land liege;

---

1) Champollion-Figeac, Aegypten. S. 192.

dann habe Darius die Arbeiten wieder aufgenommen, aber nicht vollendet, damit das Seewasser nicht das des Nils verderbe[1]). Allein Herodot, der die erste Unternehmung dieses Werkes dem Könige Necho beilegt, schreibt die Vollendung desselben dem persischen Könige Darius zu und bezeichnet genau den Lauf des Kanals von der Stadt Bubastis bis zu der arabischen Stadt Patumus am rothen Meere, mit der Angabe der Länge auf eine Fahrt von vier Tagen, und der Breite, dass zwei Dreiruderer nebeneinander fahren könnten[2]). Diodor eignet zwar ebenfalls dem Necho die erste Anlage zu, lässt ihn aber durch Darius nur bis auf einen gewissen Punkt bringen aus Furcht, Aegypten könne durch die höhere Lage des rothen Meeres überschwemmt werden, und erklärt den Ptolemäus Philadelphus für den Vollender des mit einer Schleusse versehenen Kanals, an dessen Ende er die Stadt Arsinoe setzt[3]); wohingegen Plinius sogar nicht einmal dem Ptolemäus die Vollendung, sondern nur die Führung desselben bis zu dem Bitter-See einräumt, weil er durch das um drei Ellen höher liegende Meer die Vermischung des Seewassers mit dem des Nils befürchtete, wodurch Aegypten des Trinkwassers beraubt würde, und rechnet dessen Länge von dem Portus Daneon bis zum genannten See zu 37½ Millien[4]). Diodor, Plutarch und Andere erzählen, dass vor Psammetich den Fremden die ägyptischen Häfen verschlossen waren, und dass die Aegyptier den an ihren Küsten ergriffenen Seefahrer entweder tödteten oder als Sklaven zurückbehielten; allein diess ist entweder ganz irrig, oder doch wenigstens nicht auf den ganzen Zeitraum zu beziehen, denn schon Homer lässt den Menelaus nach Aegypten in den Nil segeln, und Jesaias erwähnt ausdrücklich des ägyptischen Getraidehandels über das Meer nach Tyrus[5]). Die alten Aegyptier verabscheuten also nicht das Meer und hatten schon, wenn anders Champollions Zeitrechnung der ägyptischen Könige richtig ist, weit vor Sesostris eine Seemacht, deren Gründung Einige sogar erst dem Necho beilegen; ja Pauthier will in einem sinesischen Werke die Spur gefunden haben, dass sie schon 1113 v. Chr. zu Schiff an dem Hofe des Kaisers Tscheukung erschienen, indem er sich auf die nachstehenden Worte des Litaikisse beruft: „Im dritten Jahr der Regierung Tscheukung's erschienen Männer des Königreiches Nili am Hofe. Diese Männer rühmten sich, sie hätten ihr Königreich verlassen, daherziehend unter einer wandernden Wolke. Sie hörten die Stimmen des Donners wiederhallen. Einige stiegen in Dschonken oder umherirrende Seewohnungen, über die das Wasser ging. Sie hörten das Brüllen der grossen Wogen die sich über ihren Häuptern brachen. Wenn sie betrachteten die Sonne und den Mond, nützten sie ihre Lage, um die Lande und Königreiche zu erkennen. Sie berechneten den Grad der Kälte und der Wärme, um die Monate

---

1) Aristot. Meteor. 1, 14.

2) Herod. 2, 158. Cf. ibid. 4, 39.    3) Diod. Sic. 1, 33.

4) Plin. 6, 33 (29). Nach Strabo 17. c. 1 hatte Darius den Bau des Kanals fast ganz vollendet und liess ihn nur desswegen einstellen, um nicht Aegypten in einen See zu verwandeln; den noch übrigen Theil durchstachen die ptolemäischen Könige, die, um jener Gefahr vorzubeugen, den Kanal beim Eingang ins Meer mit einer Schleusse versahen. Es mag nun jenen Kanal vollendet haben, wer will, er wurde selbst unter den Ptolemäern wenig, und zu Strabo's Zeiten gar nicht gebraucht, man brachte die Waaren über den alten Landweg nach Koptos.

5) Hom. Od. 4, 351 ff. Jes. 23, 3.

des Jahres zu erkennen. Sie erkundigten sich nach den ersten Zeiten wie nach den Bräuchen des Reichs der Mitte. Der König unterwies sie in den Bräuchen, welche die Gäste zu beobachten haben, die aus der Fremde kommen.“ Sei dem nun, wie ihm wolle, durch die Gründung Alexandria's an der Mündung eines Nilarms musste wegen der vortheilhaften Lage jener Stadt, die mit dem mittelländischen und indischen Meere in directer Verbindung stand, Phöniziens Handel mit der Zeit von selbst fallen. Diesen Handelsweg eröffneten zuerst die Ptolemäer, die jedoch noch bis zum Jahre 198 v. Chr. die indischen Waaren meist über Phönizien und zum Theil aus arabischen Häfen bezogen, und nicht lange nachher, weil Phönizien nicht mehr zu Aegypten gehörte, sie direct über den arabischen Meerbusen aus Indien holten, welcher Verkehr aber noch nicht stark war, da zu ihrer Zeit kaum 20 Schiffe dazu verwendet wurden[1]). Unter den ersten römischen Kaisern nahm dieser Handel sehr zu, denn unter Augustus segelte jährlich von Myoshormos aus eine alexandrinische Handelsflotte von 120 Schiffen nach Indien[2]), welche jährliche Fahrt bei dem Einfalle der Vandalen in Aegypten, um 412 n. Chr., wenn nicht schon früher, eingestellt wurde und war, obgleich der Kaiser Justinian im Jahre 534 das vandalische Reich in Afrika durch den grossen Belisar wieder eroberte, um 550 noch nicht wieder ins Leben getreten; denn der Kaiser musste Hellestheaias, König von Aethiopien und Herrn von dem Lande der Homeriten in Arabien, zum Ankauf der Seide in Indien für das römische Reich ersuchen[3]). Erst 100 Jahre später, als die Mohammedaner in Besitz von Aegypten kamen, scheint jene alte Verbindung wieder erneuert worden zu sein; während jenes Zeitraumes war dieser Seehandel zu den Aethiopiern übergegangen.

Wann die Sinesen zuerst ihren activen Seehandel mit Indien anknüpften, ist ebenfalls nicht genau bekannt. Der Jesuit Martini behauptet, dass sie unter dem Kaiser Schihoangti, der von 246—210 v. Chr. tyrannisirte, zum ersten Male die indischen Küsten mit grossen Flotten bestrichen und sich einen grossen Theil derselben unterwürfig machten, was aber Deguignes verneint[4]). Dessenungeachtet besass Sina doch bereits unter dem Kaiser Wuti, der von 141—87 v. Chr. regierte, eine Seemacht, da Semathsian im dreizehnten Bande seiner historischen Denkwürdigkeiten erzählt, dass ein Admiral Wuti's mit einer Armee auf Schiffen mit Gemächern auf dem Verdeck (Lutschuan) auszog, um die Ostküsten von Sina, welche durch einen unabhängigen Häuptling beherrscht wurden, zu unterwerfen. Er nahm auch die ganze Bevölkerung von Kanton auf diese Schiffe und verpflanzte sie in die Provinz zwischen dem grossen Flusse Jangtsekiang und dem Flusse Hoai, wodurch Kanton lange Zeit

---

1) Strabo 17. c. 1. §. 13. Πρότερον μέν γε οὐδ' εἴκοσι πλοῖα ἐθάῤῥει τὸν Ἀράβιον κόλπον διαπερᾶν, ὥστε ἔξω τῶν στενῶν ὑπερκύπτειν· νῦν δὲ καὶ στόλοι μεγάλοι στέλλονται μέχρι τῆς Ἰνδικῆς καὶ τῶν ἄκρων τῶν Αἰθιοπικῶν.

2) Strabo 2. c. 5. p. 313 Siebenk. — — ἱστοροῦμεν, ὅτι καὶ ἑκατὸν καὶ εἴκοσι νῆες πλέοιεν ἐκ Μυὸς ὅρμου πρὸς τὴν Ἰνδικήν· πρότερον ἐκ τῶν Πτολεμαϊκῶν βασιλέων, ὀλίγων παντάπασι θαῤῥούντων πλεῖν, καὶ τὸν Ἰνδικὸν ἐμπορεύεσθαι φόρτον.

3) Procop. bell. Pers. lib. 1. p. 34. Hoeschel.

4) Deguignes, Idée générale du commerce et des liaisons que les Chinois ont eus avec les nations occidentales. In den Mém. de l'Acad. des Insc Tome 46.

seiner Einwohner beraubt wurde. Obgleich zwischen den Jahren 126 bis 115 v. Chr. ihr activer Landhandel mit Indien hervorgerufen wurde, so trat doch ihr activer Seehandel mit jenem Lande später ein, weil die am Meere gelegenen südlichen Länder Sina's damals noch nicht lange dem sinesiechen Reiche einverleibt waren und die Bewohner derselben noch auf einer allzu niedern Stufe der Civilisation standen, als dass von dort aus Seeunternehmungen ins Leben hätten treten können[1]). Nach dem topographischen Versuch über Kanton, welcher im Jahre 1819 durch den Viceköng dieser Provinz herausgegeben wurde, und den Pauthier seiner sinesischen Geschichte als Anhang beigefügt hat, kamen die Indier zuerst unter dem Kaiser Kuang-Wuti im Jahre 56 unserer Zeitrechnung zu Schiffe nach Kanton. Nichtsdestoweniger bemerkt Pauthier, im Widerspruche mit jenem, von Hiuanti, der von 147—167 n. Chr. regierte, dass unter der Regierung dieses Kaisers Indien, das römische Reich und andere Nationen Tribute an den Kaiser über das Ostmeer schickten, und dass um diese Zeit auch der Handel der Fremden mit Sina durch den Hafen von Kanton seinen Anfang nahm[2]). Dass aber Letzteres irrig ist, haben wir aus Ptolemäus ersehen, der schon die von Marinus Tyrius beschriebene Seefahrt der Indier nach Kanton zu berichtigen sucht, und überdiess muss die Seeschifffahrt schon zur Zeit des Kaisers Nganti (107—125 n. Chr.) bedeutend gewesen sein, weil der Pirat Tschangpelu 5—6 Jahre lang die sinesischen Meere unsicher machte. Ob nun damals schon die Sinesen nach Indien schiffiten, darüber ist nichts Sicheres vorhanden; jedoch wird in der sinesischen Geschichte ihr activer Seehandel nach Indien und Seilan bereits unter dem Gründer der Dynastie Liang, der den Namen Kaotsu Wuti führte und von 502—550 n. Chr. regierte, als sehr blühend geschildert, also zur Zeit des Kosmas, der dieses bestätigt, wenngleich Crawfurd versichert, dass von den vielen sinesischen Münzen, welche man in Indien hin und wieder gefunden hat, die ältesten doch nicht über das zehnte Jahrhundert hinaufgehen. Von den Steuern weiss Legoux, dass der Handel der Sinesen auf der Küste Koromandel sehr ansehnlich war. „Die Handelsverhältnisse von Hindustan mit Sina, sagt er, waren viele Jahrhunderte festgesetzt, ehe der berühmte Vasco de Gama uns den Weg nach dem Orient zeigte. Auch findet man auf der Küste Koromandel Spuren von einem sehr alten Verkehr der Sinesen mit den Hindus. So war unter andern in Nagur, einer Stadt des Königreichs Tandschore, zwei franz. Meilen südlich von Nagapatana gelegen, ein sinesisches Comptoir, wo sie einen Tempel nach den Regeln ihrer Baukunst errichteten; dieses Monument, welches völlig unangerührt dasteht, würde diesem Volke noch angehören, wenn die Mongolen es nicht durch entsetzliche Bedrückungen, deren die Hindus gar nicht fähig sind, gezwungen hätten, es zu verlassen. Ehemals kamen jährlich 10—12 Dschonken, mit verschiedenen Arten Waaren und Kunstprodukten der Sinesen beladen, nach der Küste Koromandel, welche nach Sina wieder zurückbrachten: bengalischen Salpeter, Muga-Seide, Gummilack, Borax, nebst einigen Hundert Ballen Musseline und andere

---

1) Deguignes l. c. On n'alloit point encore à la Chine par Canton situé dans un pays dont les habitans à peine réunis à la domination Chinoise, étoient encore peu policés.

2) Pauthier, China. S. 274.

Zeuge dieses Landes, Sapanholz zum Färben, Ebenholz von dem östlichen Arme der Ghats, Indigo von Agra, und die übrigen Handelsartikel von Bengalen, welche die Handelsschiffe vom Ganges dorthin brachten. Um sich den Seeräubern an der Küste Malabar nicht auszusetzen, versahen sich die Sinesen ebenfalls zu Nagur mit Pfeffer, Kardamomen, Sandel- und Bitiholz, Flossfedern des Hayfisches und Baumwolle von Surate. Alle diese verschiedenen Artikel des Gewerbfleisses und des Bodens der Hindus betrugen ungefähr 16,000,000 Frcs., womit dann die sinesischen Waaren und diejenigen, die ihre Dschonken bei der Durchfahrt durch die Molukken einnahmen, bezahlt wurden; es blieben noch ungefähr 8—900,000 Frcs. übrig, welche Sina in Gold dem Fleisse der Hindus zollen musste. Jetzt wird Sina aber durch europäische, besonders durch englische Schiffe mit indischen Waaren versehen." Die bedeutendsten Seehäfen Indiens haben wir bereits aus dem Periplus des rothen Meeres und aus Kosmas im ersten Theile kennen gelernt. Die Westküste blieb noch lange Zeit hindurch der Hauptsitz für den auswärtigen Seehandel. Als die Mohammedaner in Indien einfielen, erhoben sich Kambaya und Kalikut, wohin die arabischen Kaufleute von Mokka und Maskat, die persischen von Ormus und Gomron kamen, und später, als Vasco de Gama den Weg um Afrika nach Indien fand, wurden diese Städte von Goa, Surate und Bombay verdunkelt. Da sich aber die Haupthandelsartikel auf der Küste Koromandel befanden und die Schifffahrtskunde solche Fortschritte gemacht hatte, dass man nicht mehr der indischen Fahrzeuge zur Unterhaltung des Verkehrs zwischen den beiden Küsten der Halbinsel bedurfte, indem Seilan umsegelt wurde, nahmen alle diese Städte an Glanz ab, und auf der Ostküste fingen Nagapatana, Tranquebar, Pondichery, Madras, Kalkutta und andere Städte an zu blühen. Die alten Kanäle des Handels, die Jahrtausende lang durch Persien, Arabien, Aegypten gegangen waren, vertrockneten durch den Weg um das Vorgebirge der Guten Hoffnung, nur éin kleiner Bach ist übergeblieben, den die Armenier nach der Türkei und der Levante unterhalten. Surate, sagt Legoux, ehemals der Brennpunkt des Handels der Welt, der Vereinigungsplatz aller Kaufleute, die seit Jahrhunderten nicht aufgehört haben Reichthümer in Hindustan zu suchen, und der Hauptmarkt, wo alle Produkte des erstaunlichen Gewerbfleisses eines Volks vereinigt wurden, das nur den Handel und alle die Künste, wodurch er in die Höhe kommen kann, in Ehren hielt; Surate, sonst so reich, ist jetzt nur ein sehr gewöhnlicher Ort in Vergleich mit Kalkutta, Madras und Bombay. Jetzt macht die Stadt Surate keinen andern Umsatz mit den Europäern, als mit denjenigen Artikeln, welche in ihrem eigenen Bezirk fabricirt werden; es gehen dorthin noch Armenier und Georgier wegen der bengalischen Musseline und einer kleinen Quantität Zeug von der Küste Koromandel. Diese Versendungen ausgenommen, welche von geringer Bedeutung sind, kommen fast alle Produkte dieser Länder in die Niederlagen von Madras, Pondichery, Kalkutta und Tschandranagar.

---

## Vierter Abschnitt.

### Ausfuhr.

§. 1. Die Artikel, welche aus Indien ausgeführt wurden, waren sehr zahlreich und lassen sich nur mit der grössten Mühe in den griechischen und römischen Schriften auffinden. Sie entsprechen zwar nicht der heutigen Anzahl, aber aller Wahrscheinlichkeit nach gingen mehrere ins Ausland, die in den Schriften der Alten nicht aufgezeichnet sind, und über einigen schwebt noch eine Dunkelheit, welche die Strahlen der Wissenschaften bisher noch nicht zu verscheuchen vermochten. Die indischen Produkte waren so beliebt, dass sie, trotz der vielen Stimmen der Gelehrten, die sie aus philosophischen Grundsätzen für überflüssig und verderblich bewiesen, dennoch mehr gesucht, mehr zur Leidenschaft wurden; denn gegen den Strom der Sinnlichkeit bildet die Vernunft einen schwachen Damm. Bloss aus dem römischen Reiche bezog Indien jährlich nicht weniger als 50,000,000 Sesterzien, beinahe 403,645 Pf. St. in baarem Gelde, und die Waaren, die man dafür einkaufte, wurden zu Rom um das Hundertfache wieder verkauft, was also eine Summe von 40,364,500 Pf. St. ausmacht[1]). Dahingegen erklärt Hüllmann den Gewinn bloss zu Hundert vom Hundert, was aber nicht in den Worten des Plinius liegt[2]). Wie gross der Gewinn war, hängt von der Grösse der auf die Herbeischaffung der Waaren gegangenen Kosten ab. Die Griechen und Römer mussten weit mehr als 100 Procent an den Seegütern gewinnen, weil bei ihnen der Zinsfuss sehr hoch stand: zu Athen scheint der niedrigste 10 und der höchste, wie der von Seeschiffen, 72, zu Rom der niedrigste 12 und der höchste 75 Procent gewesen zu sein, und zudem konnte man nicht leicht ein Kapital auf Seehandel erhalten. Vincent bestimmt die Einnahme aus den Auctionen der Waaren, welche die englisch-ostindische Compagnie im Jahre 1802 hielt, nur zu 12,163,510 Pf. St., da sie allein für den Thee 2,000,000 Pf. St. ausgab; also war damals der Handel mit ostindischen Waaren weit gewinnreicher als heutiges Tages. So schliesst Vincent. Aber die Worte des Plinins darf man nicht buchstäblich nehmen, denn demnach würde jetzt, da der Preis der Waaren in Indien sich so ziemlich gleich bleibt, wenigstens noch das Fünfzigfache an den indischen Waaren gewonnen, weil viele damals zu Rom nicht um die Hälfte theurer waren als jetzt, andere, wie der Indigo, nicht einmal zu dem heutigen Preise stiegen, wie sich aus dem Preise ergibt, der weiterhin bei einzelnen Artikeln angeführt werden wird. Nach Davenant kosteten zu seiner Zeit die indischen Waaren im Lande selbst nicht den zehnten Theil, wofür man sie in Europa verkaufte. Wie gross der Gewinn an diesen Waaren war, ist aus Crawfurd's indischem Archipelagus zu entnehmen. Nach den ersten beiden Reisen der Engländer, so heisst es in jenem berühmten Werke, theilten die Unternehmer ungeachtet ihres Mangels an Erfahrung, Kenntniss und Geschicklichkeit,

1) Plin. 6, 26 (23). Digna res, nullo anno imperii nostri minus H-S quingenties exhauriente India et merces remittente, quae apud nos centuplicato veneant.

2) Hüllmann, Handelsgeschichte der Griechen S. 230.

einen Gewinn von 95 Procent, nach der dritten Reise einen Gewinn von 293, nach der fünften von 211, nach der sechsten 121, nach der siebenten 218, nach der achten 211, nach der neunten 160, nach der zehnten 148, nach der elften 320 und nach der zwölften 133—18 Procent. Obgleich dieser Gewinn selbst für jene rohen Zeiten ungeheuer war, stand er doch keineswegs in Verhältniss mit dem Unterschiede zwischen dem Einkaufspreise für die Waaren in Indien und dem Verkaufspreise, den die Verbraucher entrichten mussten. Eine Vergleichung dieser Einkaufs- und Verkaufspreise setzt uns in den Stand, uns von den ausserordentlich hohen Frachtkosten eine ziemlich genaue Vorstellung zu machen. Bei der dritten englischen Reise zum Beispiel ward eine Ladung Gewürznelken, die in Amboina für 2948 Pfd. St. 15 Schill. eingekauft war, in England für 36,287 Pfd. St., also mit einem Brutto-Gewinn von 1130 Procent verkauft. Dennoch bestand der ganze Netto-Gewinn dieser Reise nur aus 234 Procent, so dass, wenn die andern Waaren, aus welchen die Ladungen bestanden, eben so vortheilhaft waren, die Kosten der Rückfracht allein sich auf 896 Procent belaufen haben müssen. Zwanzig Jahre nach der ersten Eröffnung des Handels wurden nach der eigenen Angabe der Monopolisten Pfeffer und Gewürznelken zu 700, Muskatenblüthen zu 800 und Muskatennüsse zu 650 Procent verkauft. Dessenungeachtet überstieg der höchste Netto-Gewinn nie 300 und betrug nach einer Durchschnittssumme für alle zwölf Reisen nur 138 Procent. Der holländische Handel war in den ersten sechs Jahren völlig frei, und damals brachte er den grössten Gewinn. Der englische Handel ward freilich im Namen einer Compagnie betrieben, war aber in der That auch frei, da jede Reise in den ersten zwölf Jahren als ein gesondertes Geschäft behandelt wurde, dessen Gewinn die Glieder der Compagnie unter sich theilten. Nachdem die Holländer mit gemeinschaftlichem Capital zu handeln anfingen, sank der Gewinn in den ersten zwanzig Jahren im Durchschnitt bis zu $20^1/_2$ Procent jährlich herab; in den nächsten 20 Jahren fiel er auf $12^1/_2$, in dem dritten gleichen Zeitraume betrug er 19, in dem vierten $19^1/_2$, im fünften 18, im sechsten 22, im siebenten 28, im achten 19, im neunten 18, und in den letzten 25 Jahren oder von 1771 bis 1796 nur $12^1/_2$ Procent. Der ganze Gewinn betrug also während dieser Handelsperiode im Durchschnitt nur 19 Procent. Wir besitzen vom Jahre 1723 ein regelmässiges Verzeichniss über die Aktien der holländisch-ostindischen Compagnie, welches uns ein zuverlässigeres Verzeichniss von dem Zustande des Handels gibt, als die willkürlichen Dividenden der Directoren. In dem ersten Decennium standen die Stocks auf 656, im zweiten fielen sie bis auf 570, im dritten auf 470, im vierten auf 443, im fünften auf 437, im sechsten auf 338, in den darauf folgenden 13 Jahren auf 300 und 170, und in den letzten zwei Jahren auf 50, obgleich die Dividende abgeschmackterweise noch immer $12^1/_2$ Procent betrug[1]). Durch die Entdeckung des neuen Seewegs ist der Preis der indischen Waaren im Allgemeinen nicht gefallen, denn die Venetianer und Genuesen, die sie noch dazu aus der zweiten oder dritten Hand gegen baares Geld kaufen mussten, lieferten sie wohlfeiler und besser, weil der Weg kürzer und nicht so kostspielig war, auf welchem sie dieselben bezogen, und die Specereien nicht so viel an ihrer

1) Crawfurd, Indischer Archipelagus. S. 104 ff.

Güte verloren, als auf dem heutigen langen Seewege. Olivier bestätigt diess mit folgenden Worten: „Die Kosten des Waarentransportes in Persien sind sehr mässig, indem der Unterhalt der Lastthiere beinahe gar nichts kostet, und daher kommt es, dass die aus Tübet und Hindustan nach Konstantinopel und Smyrna zu Lande verführten Waaren, trotz der zahlreichen Durchgangszölle, doch daselbst wohlfeiler sind, als die, welche man zur See nach London oder Amsterdam zu Markte bringt[1].“ Nach Pausanias führten die alexandrinischen Kaufleute nur einen Tauschhandel mit Indien, das heisst, sie setzten ihre Waaren gegen indische um; Geld hätten die Indier nicht gekannt, da sie ohnediess Gold und sonstiges Metall reichlich besässen[2]. Ebenso spricht auch Philostrat nur von einem Tauschhandel[3]. Aber diess ist offenbar ein Irrthum, denn der Küstenbeschreiber des rothen Meeres bemerkt ausdrücklich, dass zumal in Barake, dem damaligen Haupthandelsorte, viel Geld eingeführt wurde, und Tacitus ist darüber ungehalten, dass der Frauen wegen fremden oder feindlichen Völkern so viel Geld für Edelsteine und Perlen zufliesst[4]; auch ist es leicht einzusehen, dass die Indier die grosse Menge ihrer Waaren, wonach das Ausland so begierig strebte, nicht gegen andere umsetzen konnten, weil sie wenige Bedürfnisse haben. Der Tauschhandel ist nur für die ältesten Zeiten anzunehmen, wie zur Zeit Salomo's, wo die indischen Produkte noch nicht zu einem allgemeinen Bedürfnisse geworden waren und man nur dann und wann, bloss mit einigen Schiffen, nach Indien fuhr, aber sicher nicht mehr im zweiten Jahrhundert nach Chr. Die Waaren, welche damals die alexandrinische Handelsgesellschaft in Indien einführte, waren unbedeutend, sie mögen, wie zu Devenant's Zeiten, kaum den fünften Theil des ganzen Werthes ausgemacht haben. Plinius sah den indischen Handel als verderblich für das römische Reich an, weil ihm jährlich eine sehr grosse Geldsumme entzogen werde und jedes Land selbst für seine Bewohner die bessten Nahrungs- und Heilmittel hervorbringe. Wie selten das Geld in Europa nach jener Zeit durch diesen Handel wurde, weist Legoux nach. „Es gibt Jahre, sagt er, wo durch die indischen und sinesischen Importen 3,000,000 Pfd. St. aus England herausgehen, die Frachten mit einbegriffen. Seit den Zeiten der Römer war durch den Handel des Orients das Geld in allen Provinzen dieses ungeheuren Reichs sehr selten geworden; diess fühlte man gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts noch deutlicher, als sich die ostindischen Waaren mittelst Konstantinopel und Alexandria in Deutschland und in die am nördlichsten gelegenen Theile Europa's verbreiteten; damals sah man das baare Geld in mehreren Gegenden dieses Welttheils ganz verschwinden; aber die Minen von Mexiko und Peru belebten den Handel Europa's mit Hindustan wieder, der aus Mangel an kostbaren Metallen auf dem Punkte stand, völlig einzugehen. Seitdem die Engländer in Besitz einiger reichen Provinzen von Ostindien gekommen sind,

---

1) Olivier, Reise nach Persien. Deutsch von Ehrmann. Weimar 1808. Th. 3. Abschn. 2.

2) Pausan. 3. c. 12. §. 3. Οἱ δὲ ἐς τὴν Ἰνδικὴν ἐσπλέοντες φορτίων φασὶν Ἑλληνικῶν τοὺς Ἰνδοὺς ἀγώγιμα ἄλλα ἀνταλλάσσεσθαι, νόμισμα δὲ οὐκ ἐπίστασθαι, καὶ ταῦτα χρυσοῦ τε ἀφθόνου καὶ χαλκοῦ παρόντος σφίσι.

3) Philostrat. vit. Apoll. 3, 35. Ἀγωγίμων Ἰνδικῶν ἀντιδόντες Αἰγύπτια.

4) Tacit. Ann. 3, 53. Atque illa feminarum propria, quis, lapidum caussa, pecuniae ad externas aut hostiles gentes transferentur.

wodurch ihnen durch die auf die Ländereien gelegten Abgaben eine bedeutende Summe Geldes wieder zufliesst, und durch ihren Handel mit indischen Waaren nach Sina, deren Ausfuhr man jährlich zu 20,000,000 Frcs. rechnet, hat sich fast das Gleichgewicht in dem Ausflusse der edeln Metalle vom Occident in den Orient wieder hergestellt." Alexander v. Humbold rechnet die noch im Anfange des 19. Jahrhunderts stattgefundene jährliche Silber-Produktion Amerika's auf 795,581 Kilogramm oder 3,394,160 1/2 preuss. Mark, welches Silber zum grossen Theil durch den Verkauf von ostindischen Waaren und gegen europäische Natur- und Kunsterzeugnisse in Besitz der Europäer kam, denn Davenant schätzt schon die Summe, die seit der Entdeckung von Amerika bis zu seiner Zeit nach Europa gebracht wurde, auf mehr als 1000,000,000 Pfd. St. Aber die spanischen Silberflotten sind verschwunden, Amerika bezieht schon direct die indischen Waaren und macht solche Fortschritte in der Industrie, dass es mit der Zeit der europäischen Erzeugnisse nicht mehr bedarf. England, obgleich es sich durch den ostindischen Handel so sehr bereichert hat, wird dereinst, wenn auch der Continent verarmt, des Looses von Venedig und Genua theilhaftig. Die englisch-ostindische Compagnie ersinnt zwar alle möglichen Wege zu ihrem Fortbestande, aber dennoch hat sie die grösste Mühe, um die Einnahme von den indischen Besitzungen, obgleich das Volk mit Abgaben überladen ist, mit der Ausgabe ins Gleichgewicht zu bringen. Im Jahr 1828—29 belief sich ihre Einnahme auf 23,350,370, ihre Ausgabe auf 23,994,503 Pfd. St., also ein Deficit von 644,133 Pfd. St. Die Schuld betrug 42,870,876, das Eigenthum 21,500,000 Pfd. St., mithin musste sie ihre Zahlungen einstellen. Doch später trat eine bessere Bilanz ein, denn die Einnahme von 1836 soll 20,200,000, die Ausgabe 18,030,000, also ein Ueberschuss von 2,170,000, und die Schuld am 30. April 1835 34,000,000 Pfd. St. betragen haben. Die Compagnie hat in der letzten Zeit durch den starken Verbrauch des Opiums bei den Sinesen und durch die weitere Ausdehnung des Handels in Asien gewaltig gewonnen; aber jetzt wollen die Sinesen sich nicht mehr vergiften lassen, Russland errichtet einen Damm in Mittelasien gegen die englische Waarenfluth, und Ostindien verarmt immer mehr, so dass es auch die wohlfeilern britischen Waaren, die seine Industrie vernichten, mit der Zeit nicht mehr wird kaufen können. So stürzt die englische Mechanik zur Bereicherung einiger Personen Millionen von Menschen in Armuth! Grossbritannien fabrizirte noch im Jahre 1760 jährlich nur für 200,000 Pfd. St. Baumwollenwaaren, als aber im Jahre 1767 der Zimmermann Jacob Hargraves eine Spinnmaschine, das sogenannte spinnende Hannchen (spinning Jenny) erfand, nahm diese Fabrikation zu und vergrösserte sich immer mit der Verbesserung der Spinnmaschine, bis sie durch die von Crompton erfundene Spinnmaschine und durch den von Cartwright erfundenen mechanischen Webstuhl zu der gegenwärtigen Grösse stieg, so dass im Jahre 1781 mehr als 5, im Jahre 1789 mehr als 32, im Jahre 1800 mehr als 56, im Jahre 1817 mehr als 126 und im Jahre 1830 mehr als 259 Millionen Pfund Baumwolle in Grossbritannien eingeführt wurden, und es jetzt jährlich für mehr als 36,000,000 Pfd. St. Baumwollenwaaren ins Ausland sendet. Dessenungeachtet geniesst das britische Volk erst seit 25 Jahren einen Vortheil aus Indien durch die Erweiterung des Handels, denn früher, als der Handel nach Indien noch ein Monopol der Compagnie war,

musste es jede Waare, die von Indien kam, theurer bezahlen, als wenn es dieselbe von den Nordamerikanern bezogen hätte, die zudem auch mehr britische Produkte ausgeführt haben würden als die Compagnie. Plinius hat sich nicht allein über seine Zeitgenossen zu beklagen, Europa dürstete von je her nach dem Besitze ausländischer Produkte, seit Alexander dem Grossen bis auf Augustus und unsere Tage herab. Kaum war Amerika entdeckt, und es musste uns seine Produkte, jedoch zu unserm Vortheil, liefern; jetzt schleppen wir aus allen Winkeln der Welt Gewürze, Spezereien, Material-, Arznei und andere Waaren zusammen, aber meist zum Nachtheil für unsern Landmann und Fabrikanten. Den Indiern war es nicht unangenehm, dass sich die Römer so sehr in ihre Produkte vernarrten, sie suchten daher mit ihnen auf freundschaftlichem Fusse zu leben und schickten zuweilen Gesandtschaften mit Geschenken an die römischen Kaiser ab, um die Handelsverbindungen zu erneuern und zu befestigen.

Die alexandrinische Handelsflotte lief im Juli oder dem ägyptischen Monate Epiphi aus Aegypten aus[1]), und die Schiffe, welche nach Indoskythien und Barygaza fuhren, blieben dort nur drei Tage, die aber, welche nach Limyrika gingen, daselbst etwas länger, welches kurze Verweilen alexandrinische Faktoreien in Indien voraussetzt, was aus Ptolemäus, der von einem langen Aufenthalte von ägyptischen Kaufleuten daselbst spricht[2]), zu erhellen, und auch die Tabula Peutingeriana anzudeuten scheint, die eines Tempels des Kaisers Augustus, welchen Vincent für den Kaiser Theodosius hält, zu Muziris erwähnt. Die Ausfuhr war im ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung schon sehr beträchtlich, wenn man bedenkt, das die alexandrinisch-indische Handelsgesellschaft jährlich 120 Schiffe befrachtete. Zwar waren die Seeschiffe der griechischen Kaufleute nicht so gross als unsere Ostindienfahrer, aber es gab doch deren, die, ausser der Ladung, der Schiffsmannschaft und 1000 Ochsenhäuten auf dem Verdeck, noch 300 Reisende an Bord hatten[3]); andere führten für $9\frac{1}{2}$ Talente (19,000 Gulden) ägyptische Güter aus Naukratis nach Griechenland[4]), ja Lucian sah im Hafen Piräeus ein ägyptisches Getraideschiff, das 120 Ellen lang, über 30 breit und 29 tief war; auf dem gebogenen Hintertheile stand eine goldene Gans, an den beiden Seiten des Vordertheils war die Göttin Isis, deren Namen das Schiff trug; hinten in dem schön gemalten und mit purpurner Flagge versehenen Schiffe befanden sich Zimmer, die Ladung von Ge-

---

1) Peripl. mar. Erythr. Ἀνάγονται δὲ καὶ αὐτοὶ οἱ πλέοντες μετὰ τῶν Ἰνδικῶν περὶ τὸν Ἰούλιον μῆνα, ὅς ἐστιν Ἐπιφί.

2) Ptolem. 1, 17.

3) Demosthen. in Phormionem ed. Tauchn. 1818. Tom. 4. p. 6. Γεγεμισμένης γὰρ ἤδη τῆς νεώς, ὡς ἀκούομεν, μᾶλλον τοῦ δέοντος, προςανέλαβεν ἐπὶ τὸ κατάστρωμα χιλίας βύρσας — — ἀπώλεσε δὲ πλέον, ἢ τριακόσια σώματα ἐλεύθερα χωρὶς τῶν ἄλλων.

4) Demosthen. in Timocrat. edit. Tauchn. Tom. 3. p. 89. Μετὰ ταῦτ' ἐμήνυσεν Εὐκτήμων ἔχειν Ἀρχέβιον καὶ Λυσιθείδην, τριηραρχήσαντας, χρήματα Ναυκρατητικὰ, τίμημα τάλαντα ἐννέα, καὶ τριάκοντα μνᾶς. Böckh berechnet das attische Talent zu 1375 Rthlr., die Drachme oder den Denarius zu $5\frac{1}{2}$ Groschen. Grotefend nimmt runde Zahlen an: 10 Sesterzien auf einen rheinischen Gulden, 20 Kreuzer auf einen Denar, und 2000 Gulden auf ein Talent. Da überhaupt die Reductionen sehr verschieden sind und man nicht immer weiss, was für Talente bei der Angabe von Summen zu verstehen sind, so folgen wir aus Bequemlichkeit der letztern.

traide war so gross, dass sie wohl ein Jahr lang zum Unterhalt für ganz Attika hinreichte, und es brachte dem Eigenthümer jährlich 12 Talente ein[1]). Jenes Schiff hatte demgemäss die Grösse unserer Linienschiffe ersten Ranges; aber von solchem Umfange waren sicher nicht die Indienfahrer jener Zeit, ein solches Schiff hätte eine Ladung von 2500 Tonnen einschliessen können, da unsere grössten Handelsschiffe nur 1400 Tonnen fassen. Theilt man die 50 Millionen Sesterzien, die nach Indien gingen, durch 120 oder die Anzahl der Indienfahrer, so kommt auf jedes Schiff eine Summe von 41,666 Gulden, also um die Hälfte mehr, als auf jedes Schiff der ersten holländischen Flottille, die Kapitain Houtmann 1595 nach Ostindien führte; denn diese bestand aus vier kleinen Schiffen und hatte nur 70,000 Gulden an Bord. Sprengel nimmt im Durchschnitt an, dass die holländische Gesellschaft in ihrem Flor jährlich 30 Schiffe nach Ostindien abschickte; ihr kostet jeder Ostindienfahrer von 500 Lasten für die ganze Hin- und Herreise, welche gemeinhin 22 Monate dauert, an Ausrüstung, Reparaturen unterwegs, Sold und Unterhaltung der Equipage von 115 Mann 197,944 Gulden. Die Baarschaft ausgenommen, welche jedes Schiff an Bord hat, ist die übrige Ladung von keinem grossen Werth. Die Gesellschaft berechnet die mitgegebenen Waaren nach Indien, und was sie nach Sina und Japan versendet, aller jährlich ausgerüsteten Schiffe, nicht höher als 1,571,100 Gulden, und den jährlichen Verlust an befrachteten Schiffen zu $4^1/_2$ Procent vom Einkaufspreise. Von dem ersten Anfang ihres indischen Handels sind bis 1722 nach Valentyn überhaupt 1481 Schiffe zurückgesegelt, die verunglückten mitgerechnet, welche für 351,683,000 Gulden Waaren geladen hatten. Diess macht im Durchschnitt für jedes Schiff 237,463 Gulden. Huysers zufolge segelten in 10 Jahren, von 1750—1759, von Indien 233 Schiffe nach den Niederlanden, deren Ladungen an Ort und Stelle zu 85,959,133 Gulden berechnet wurden; diess betrüge auf jedes Schiff im Durchschnitt 368,923 Gulden[2]). Vergleicht man dieses miteinder, so geht daraus hervor, dass die griechischen Seeschiffe 200—300 Tonnen gross waren, und demnach führten, wenn anders Strabo die Zahl der Schiffe richtig angegeben hat, was sehr zu bezweifeln ist, die Alexandriner ebensoviel Waaren aus Indien, als die Portugiesen, die zur Zeit ihrer fast hundertjährigen Alleinherrschaft über Indien jährlich nur, wie Guyon versichert, 15—20 grosse Schiffe nach Lissabon abgehen liessen, von wo die Engländer und Holländer die indischen Waaren beziehen mussten. „Der glänzende Handel der Portugiesen, sagt Crawfurd, beschäftigte während seiner ganzen Dauer jährlich kaum sieben Schiffe, denn von seinem Anbeginn im Jahr 1497 bis zum Jahr 1640, also in 143 Jahren, wurden im Ganzen nicht mehr als 980 Schiffe nach Indien gesandt. Von 1614—1730, der blühendsten Periode der holländisch-ostindischen Compagnie, belief sich die ganze Zahl der in Holland angekommenen Schiffe auf 1621, also jährlich im Durchschnitt nur auf 14. In den ersten 21 Jahren, als der günstigsten Periode des englischen Handels, betrug die Zahl der jährlich beschäftigten Schiffe etwa 4; von diesen wurden $12^4/_5$ Procent von

1) Luciani Navis.
2) M. E. Sprengel, Gegenwärtiger Zustand der ostindischen Handels-Gesellschaft in den vereinigten Niederlanden. Lübeck und Leipzig 1797.

den Holländern erbeutet, und die Ungeschicklichkeit der Schiffer war so gross, dass $10^{1}/_{2}$ Procent untergingen. Vom Jahre 1680 an besitzen wir genaue Verzeichnisse der durch die englisch-ostindische Compagnie beschäftigten Tonnenzahl. In der ersten Periode von 20 Jahren oder von 1680—1700, als der Handel bereits 100 Jahre betrieben war, betrug die jährlich erforderliche Tonnenzahl mit Inbegriff der sinesischen Waaren im Durchschnitt nur 4590, in der zweiten gleichen Periode 4232, in der dritten 6796, in der vierten 8861, in der fünften 13,250, und in der sechsten, also am Schlusse des vorigen Jahrhunderts, 26,300." Aber seitdem das Privilegium der englisch-ostindischen Compagnie etwas beschränkt wurde, hat der Handel bedeutend zugenommen. Nach amtlichen Berichten, welche Mac Culloch mittheilt, betrug Grossbritanniens Einfuhr aus Asien in den fünf nachbenannten Friedensperioden jährlich im Durchschnitt: von 1698—1701 für 656,031 Pfd. St., von 1749—1755 für 1,119,158 Pfd. St., von 1784—1792 für 3,179,136 Pfd. St., im Jahre 1802 für 5,794,906 Pfd. St., von 1816—1822 für 7,119,152 Pfd. St.; es führte nach Asien aus: in der ersten Periode 214,212, in der zweiten 714,105, in der dritten 1,795,747, in der vierten 2,929,816 und in der fünften 3,219,446 Pfd. St. Im Jahre 1829 bezog Grossbritannien für 7,859,883 Pfd. St. Waaren aus Ostindien und Sina, und führte in dieselben Länder für 6,462,128 Pfd. St. Waaren ein. Im Jahre 1840 fuhren nach der offiziellen Liste aus Indien, namentlich von Kalkutta, Madras, Bombay, Seilan, Singapur, Penang, den Philippinen, Siam, Jawa und Sumatra 238 englische Schiffe, mit 113,447 Tonnen befrachtet, nach England, und im Jahre 1841 von denselben Orten 350 Schiffe mit 162,448 Tonnen; im Jahre 1840 liefen aus Grossbritannien in die genannten indischen Häfen, Siam ausgenomen, 205 Schiffe mit 144,055 Tonnen, und im Jahre 1841 370 Schiffe mit 170,428 Tonnen: also führt England jetzt mehr Waaren nach, als aus Indien. Jetzt wollen wir zu den einzelnen indischen Produkten übergehen, die von den Alten, besonders den Griechen und Römern, gesucht wurden.

§. 2. Baumwolle. Zuerst hat uns Herodot von der Baumwolle als einem indischen Produkte in Kenntniss gesetzt[1]). Theophrast beschreibt die Pflanze als eine den Hundsrosen ähnliche Staude mit Blättern, die denen des schwarzen Maulbeerbaums gleichen, welche die Indier in Reihen pflanzen, die von weitem wie Weinstöcke aussehen[2]), und Aristobulus nahm wahr, dass die Frucht der wolltragenden Bäume Samen enthielt, welchen man herausnahm, bevor das Uebrige wie die Schafwolle gekrempelt wurde[3]). Es gibt mehere Arten Baumwolle, von welchen die eine sich besser zu diesem, die andere besser zu jenem Zeuge eignet, der Farbe nach weisse, gelbliche und röthliche. Sie wird

---

1) Herod. 3, 106.

2) Theophrast. Hist. plant. 4. c. 4. §. 8. Ἐξ ὧν δὲ τὰ ἱμάτια ποιοῦσι, τὸ μὲν φύλλον ὅμοιον ἔχει τῇ συκαμίνῳ, τὸ δὲ ὅλον φυτὸν τοῖς κυνορόδοις ὅμοιον. Φυτεύουσι δὲ ἐν τοῖς πεδίοις αὐτὸ κατ᾽ ὄρχους· διὸ καὶ πόῤῥωθεν ἀφορῶσιν ἄμπελοι φαίνονται. Dieses übersetzt Plinius 12, 13 (6) durch: Sed unde vestes lineas faciunt, foliis moro similis, calyce pomi cynorrhodo. Serunt eam in campis, nec est gratior vinearum prospectus.

3) Aristobulus ap. Strab. 15. c. 1. §. 21. Καὶ τῶν ἐριοφόρων δένδρων φησὶν οὗτος τὸ ἄνθος εἶχον πυρῆνα· ἐξαιρεθέντος δὲ τούτου, ξαίνεσθαι τὸ λοιπὸν ὁμοίως ταῖς ἐρέαις.

jährlich von Neuem gepflanzt, von welchen Pflanzen die Staude mit röthlicher Wolle eine Stütze erhält, wie unsere Weinstöcke, und in 7—8 Monaten gewinnt man zwei Aernten, von denen die erste die reichlichste und besste ist; denn sie wird wegen ihrer feinen langen Wolle für die feinsten Zeuge gebraucht. Diese Cultur ist sehr einträglich: ein Morgen Land bringt in den beiden Aernten ungefähr neun Centner Baumwolle hervor, die eine Einnahme von 780 Fres. abwerfen, und man rechnet, dass in Indien 700,000,000 Pfund zu Stoffen verarbeitet werden. Die rohe Baumwolle wurde schon frühzeitig ausgeführt [1]), aber Anfangs wohl nicht zum Verweben, sondern zum Ausstopfen von Kissen, Decken, Ruhebetten und Saumsätteln, wozu sie auch die Macedonier in Indien verwendeten [2]), wie denn auch jetzt noch von Surate eine Menge in die Türkei zum Polstern versendet wird, und von wo die Engländer jährlich mehr als 20,000 Kandis oder 10,000,000 röthlicher Baumwolle, welche die Provinz Guzurate erzeugt, nach Sina ausführen, wo man sie zu Nankins verarbeitet. Seit mehreren Jahren hat sich aber der Baumwollenbau verschlechtert und verringert, die amerikanische Baumwolle ist weit besser als die indische, und daher führten die Engländer von 227,760,000 Pfund, welche man im Jahre 1828 in Grossbritannien verbrauchte, nur 32,187,000 Pfund aus Ostindien ein. Die Griechen, welche im Gefolge Alexanders des Grossen waren, erwähnen zuerst, dass sich die Indier in Karpasos kleiden [3]), und der Verfasser des Periplus bemerkt, dass die Indier viele Kleider aus Karpasos verfertigen [4]), welches Wort die Lexika durch feine Leinwand erklären. Allein Karpasos bedeutet Baumwolle, denn im Sanskrit heisst sie Karpâsa, woraus das hebräische Karpas, das persische Kirpas und das arabische Korfos stammt, was auch zugleich bezeugt, dass schon in alter Zeit Baumwollenzeuge aus Indien ausgeführt wurden. Obgleich nun die Griechen und Römer den eigentlichen Namen für Baumwolle kannten, so bedienten sie sich dessen zur Bezeichnung der aus derselben verfertigten Stoffe sehr wenig, sondern häufig anderer Wörter. Zwar nennt Plinius die Staude gossipion und

---

1) Peripl. mar. Erythr. p. 5. καὶ ὀθόνιον Ἰνδικὸν τὸ πλατύτερον, ἡ λεγομένη μοναχή, καὶ σαγματογῆναι, und p. 8: καὶ ὀθόνιον, ἥ τε μοναχή, καὶ ἡ σαγματογήνη. Salmasius hält μοναχή für feines, σαγματογήνη für geringes Baumwollenzeug; Vincent erklärt aber letzteres Wort durch cotton for stuffing couches, mattresses, welche Erklärung richtig ist, denn σαγματογήνη kommt von σάγμα, was eigentlich Polsterung, Vollstopfung, Ausfüllung heisst, wie aus dem Stammworte σάττω erhellt, weshalb auch Strabo die Polsterung des Saumsattels τῆς σάγμα σάγης nennt. Unter μοναχή sind die breiten und langen Stücke der blauen Guinees zu verstehen, die heute noch häufig nach Afrika versendet werden. In den Digest. lib. 29. tit 4., wo von dem Eingangszoll der ausländischen Waaren in das römische Reich die Rede ist, kommt eine Stelle vor, welche also lautet: item lana, fucus, capilli Indici. Hier bezieht sich das Adjectiv auch auf lana, und demnach ist unter lana rohe Baumwolle zu verstehen, da die baumwollenen Zeuge schon vorher unter opus byssicum oder carbasea begriffen sind.

2) Nearchus ap. Strab. 15. c. 1. §. 20. τοὺς δὲ Μακέδονας ἀντὶ κναφάλλων αὐτοῖς χρῆσθαι, καὶ τῆς σάγμασι σάγης.

3) Strabo 15. c. 1. §. 71. Ὡς δ' εἰπεῖν, Ἰνδοὺς ἐσθῆτι λευκῇ χρῆσθαι, καὶ σινδόσι λευκαῖς καὶ καρπάσοις. Curt. 8, 9, Corpora usque pedes carbaso velant. — — distincta sunt auro et purpura carbasa, quae indutus est.

4) Peripl. mar. Erythr. p. 24. — καὶ καρπάσου, καὶ τῶν ἐξ αὐτῆς Ἰνδικῶν ὀθονίων τῶν χυδαίων.

xylon, und die Baumwollenzeuge lina xylina[1]); aber dieser erklärende Zusatz wurde selten angewendet, daher lässt sich nicht immer mit Zuversicht bestimmen, ob sie Leinen oder Baumwolle bezeichnen wollen, wohingegen es sich Vossius sehr erleichtert, indem er sagt: man müsse überall, wo bei den Alten von indischem Leinen, indischer Wolle, indischer Byssus die Rede sei, Seide verstehen[2]), was aber falsch ist, denn die Seide ist nie durch linum, aber wohl durch lana, und nur einmal bei Strabo durch byssus bezeichnet worden[3]); übrigens bietet das Erkennen der Seide in den Schriften der Alten nicht so viele Schwierigkeiten dar, als das der Baumwolle.

§. 3. Baumwollene Zeuge. Die Baumwolle wurde seit undenklichen Zeiten in Indien zu manchfaltigen Stoffen verarbeitet, weil sie dort einheimisch ist. Man gibt der Wolle, bevor sie gesponnen wird, ein aus Asche von Banjanenblättern, weisslicher Erde (Ole) und salpeterreichem Wasser bestehendes Dampfbad, wirft sie dann in ganz frisches Wasser, lässt sie trocknen, krempelt sie zum Spinnen, und ist sie zum Verweben zurecht gemacht, so pflegt man die Kette mit Reiswasser mittelst einer Bürste anzufeuchten und lässt dann den Kamm des Weberstuhls mehrere Male darüber hin- und hergleiten; sind die Fäden trocken, so überzieht man sie von Neuem entweder mit gesäuertem Reiswasser oder man reibt mit der Hand Sesamöl ein. Auch der Einschlag wird mit gesäuertem Reiswasser getränkt, und ist der Stoff breit, so arbeiten zwei Weber an einer Kette, indem der eine dem andern das Schiffchen zuwirft. Die Macedonier bewunderten schon die kunstvoll gewebten Zeuge von glänzend weisser und bunter Farbe, wie denn auch nach dem Ramajana schönfarbige und bunte Kleider die gewöhnliche Tracht der Bürger von Ajodhja war. Wann in Griechenland zuerst baumwollene Zeuge eingeführt wurden, ist nicht genau zu bestimmen; aber so viel ist gewiss, das schon vor Alexander dem Grossen, zur Zeit des Thucydides, um 400 v, Chr., baumwollene Kleider getragen wurden[4]), jedoch nicht allgemein; denn als der Philosoph Krates aus Theben von den athenischen Astynomen getadelt wurde, dass er sich in Sindones kleidete, entschuldigte er sich damit, dass auch Theophrast in solchen Kleidern erschiene, und da sie diess nicht glauben wollten, führte er sie in eine Barbierstube, wo sie ihn in Sindones gehüllt antrafen[5]). Die

---

1) Plin. 19, 2 (1). Auch Ctesias Ind. c. 22 spricht von ἱμάτια ξύλινα, worunter er nicht, wie Heeren meint, Kleider aus Baumrinde, sondern, wie Larcher richtig bemerkt, aus Baumwolle versteht, die schon Herodot 3, 47 εἴρια ἀπὸ ξύλου nennt, sowie er 7, 65 die aus Baumwolle bestehenden Kleider der Indier im persischen Heere durch εἵματα ἀπὸ ξύλων bezeichnet; denn es ist wahrhaft lächerlich, mit Passow annehmen zu wollen, dass die indischen Soldaten in Baumrinde gekleidet waren; diese ist eine Tracht der Büsser.

2) Vossius ad Melam 3, 7. Ubicunque apud veteres aut lini aut lanae aut byssi Indiae mentio fit, intelligendum id esse de Serico.

3) Strabo 15. c. 1. §. 20. τοιαῦτα δὲ καὶ τὰ Σηρικά, ἔκ τινων φλοιῶν ξαινομένης βύσσου. Salmasius versteht in dieser Stelle unter Byssus Baumwolle, aber davon hat Strabo unmittelbar vorher gesprochen.

4) Thucyd. 1, 6. 2, 49. Τὰ δὲ ἐντὸς οὕτως ἐκαίετο, ὥστε μήτε τῶν πάνυ λεπτῶν ἱματίων καὶ σινδόνων τὰς ἐπιβολάς, μήτ' ἄλλο τι ἢ γυμνὸν ἀνέχεσθαι. Das Wort σινδών, das schon Herodot kennt, bedeutet Stoff aus Baumwolle und wird insgemein von dem indischen Flusse Sindh abgeleitet, kann aber auch andern Ursprungs sein, wovon weiterhin die Rede sein wird.

5) Diogen. Laert. in Crat.

ägyptische Handelsflotte lud zu Barygaza (Barotsch) verschiedene Zeuge aus Baumwolle ein, theils geringe, die in der Landschaft Syrastrene und zu Minnagara gemacht wurden, theils feine, wie Sindones und Molochinen, die von Ozene und Tagare kamen. Was für Baumwollenzeuge jene Flotte einnahm, lässt sich leicht erkennen, weil jede Provinz seit Jahrtausenden besondere Arten fabrizirt.

Zeuge der Küste Malabar. Die bedeutendsten Fabriken dieser Küste befinden sich in der Provinz Guzurate, wo Surate die grösste Fabrikstadt ist, und der Hauptartikel, der hier verfertigt wird, ist ein leichter, mit Goldlahn broschirter Atlas, der Kimkabe genannt wird; der zweite Artikel der seidenen Stoffe heisst Massiru und ist ein Taffet, so dünn wie die oberste Schale einer Zwiebel, womit man einen grossen Handel in Persien, Arabien, Tübet und den benachbarten Landen treibt. Schon Homer spricht von einem Chiton des Odysseus, dessen Stoff so dünn wie die Schale einer dürren Zwiebel war[1]); ob aber das Kleid aus diesem Stoffe bestand, lassen wir dahingestellt sein. Zu Surate und in der Nachbarschaft wird ein blaues Zeug verfertigt, das Nilsarli heisst und von den blauen Guinees der Küste Koromandel durch seine Farbe und durch das Netz des Gewebes unterschieden ist; die Neger und die geringe Menschenklasse in Persien und Arabien lieben es sehr, wesshalb dieser Stoff, der wahrscheinlich derselbe ist, welchen der Küstenbeschreiber des rothen Meeres Monache nennt, meist nach jenen Ländern geht. Ebendaselbst macht man auch Gulbanis und Matabis, Gaze-Arten von weisser Farbe, die mit Gold- oder Silberlahn durchschossen sind und den Schönen im Harem zu Schleiern und Kleidern dienen, in welchen ähnlichen Kleiderstoffen schon die Macedonier die indischen Fürsten erblickten[2]). Plinius bemerkt zwar, dass der Attalus von Pergamus zuerst Goldfäden verweben liess[3]); allein diess ist irrig, schon zu Moses Zeiten hämmerte man das Gold dünn, schnitt es zu Fäden und schlug diese in das Gewebe ein[4]). Seidene oder andere Fäden mit Gold oder Silber zu überziehen, kannte das Alterthum nicht, es ist eine Erfindung neuerer Zeit; der Faden bestand ganz aus massivem Gold, und aus solchen Goldfäden machte man auch Kleidungsstücke ohne anderes Material. So sah Plinius die Kaiserin Agrippina mit einem Mantel angethan, der ganz aus massiven Goldfäden verfertigt war[5]), und die Tunika des Kaisers Heliogabalus war von derselben Art[6]). Beckmann glaubt, dass auch der schwere goldene Mantel des olympischen Jupiter, welchen der Tyrann Dionysius gegen einen wollenen wechselte, mit dem Bemerken, dass jener

---

1) Hom. Od. 19, 232. 2) Curt. 8, 9.

3) Plin. 8, 74 (48). Aurum intexere in eadem Asia invenit Attalus rex: unde nomen Attalicis. Beckmann in den Beiträgen zur Geschichte der Erfindungen 3. Theil 1. Stück glaubt, dass hier intexere für insuere gesetzt worden sei, weil Plinius 35, 36 (9) auch von einem mit Goldfäden eingenähten Namen: aureis litteris in palliorum tesseris intextum nomen sage, und schliesst aus der Stelle bei Sil. Ital. 14, 660, wo es heisst: quaeque Attalicis variata per artem Aulaeis scribuntur acu, dass die attalischen Zeuge mit der Nadel gestickt waren.

4) 2 Mos. 39, 3.

5) Plin. 33, 19 (3). Nos vidimus Agrippinam Claudii principis, edente eo navalis proelii spectaculum, assidentem ei, indutam paludamento, auro textili sine alia materie.

6) Lamprid. Heliogab. c. 23. Usus est aurea omni tunica.

soll befand. Diese schönfarbigen Schnupftücher kannten nun auch die Griechen und Römer, weil ausdrücklich der Sindones von Maslia im Periplus gedacht wird und der Ruhm der Färbereien von Kondawir uralt ist[1]. — Zitze. In der telingischen Sprache heissen sie Kite, was nach Legoux Blatt bedeutet, weil sich das Stück in drei Blätter theile, in der bengalischen Tschits, woraus die Franzosen chites, die Engländer chints bildeten; auch scheint das hebräische Sadin und das griechische Sindon damit verwandt zu sein, obgleich die Griechen unter letzterm Worte nicht allein bunte, sondern auch feine weisse Zeuge verstanden[2], und man insgemein annimmt, dass der Name Sindon dem indischen Flusse Sindhu entlehnt sei. Die schönsten Zitze liefern Masulipatnam, Madras und St. Thomas. Sie werden auf Perkales durchs Eintauchen in die siedende Farbe der Farbbütte gemalt, wenn die Figuren einfarbig sind; sind sie aber mehrfarbig, so wird die Tinte vermittelst eines Pinsels lauwarm aufgetragen. Die Gegenstände, welche man abbildet, besonders auf die Decken, sind gewöhnlich bizarr: allerlei fingirte Thiere, Bäume, Gesträuche, Blumen; und diese Zeugmalerei wird seit den ältesten Zeiten geübt, von Druckereien mittelst Formen, wie sie die Engländer in Indien eingeführt haben, mögen die Hindus nichts wissen, die immer jung und immer alt in allen ihren Künsten bleiben, keine Versuche mehr machen und daher weder steigen noch sinken, wie andere Völker. Herodot spricht auch von Völkern in der Gegend des kaspischen Meeres, welche Zeuge malten, zu deren Farbe sie Blätter von gewissen Bäumen nahmen, die sie zerstiessen und mit Wasser vermischten, und mit jener Farbe machten sie Figuren auf den Stoff, die so lange darauf hafteten, als nur noch Wolle vorhanden war[3]. In Aegypten kannte man noch nicht eine andere Art von Zeugmalerei durchs Eintauchen in die Farbbütte. Man trug nämlich auf den weissen Stoff zu gleicher Zeit, wie es scheint, verschiedene Beizen, die man, unter welchen Figuren sie auch aufgetragen sein mochten, auf dem Stoffe nicht bemerken konnte; wurde er aber in einen Kessel von einem einfarbigen siedenden Pigment getaucht, so zeigten sich bald darauf verschiedenartige Figuren. Auch erhielt man dieses durchs Eintauchen in eine Kaltbütte, aber die erlangten Farben waren

1) Der Periplus des rothen Meeres führt auch Zeuge unter dem Namen μολόχινα an, welches Wort Vincent durch cotton cloth of the colour of the mallows flower erklärt. Allerdings heisst μολόχη oder μαλάχη Malve, daher μολόχινα malvenfarbige Kleider, und welche solche färbten, nennt Plautus (Aul. act. 3, scen. 5. vers. 40.) molochinarii; aber was für eine Farbe hatten jene Kleider? Plinius 37, 36 (8) sagt von dem Edelstein Molochites: Non translucet molochites, spissius virens, et crassius quam smaragdus, a colore malvae nomine accepto. Demnach scheinen jene Gewande eine dunkelgrüne Farbe gehabt zu haben, aber wir glauben mit Vincent, dass sie nach der Farbe der Malvenblumen schön purpurroth waren, und dass jene μολόχινα aus den berühmten Färbereien von Kondawir hervorgingen, woher auch wahrscheinlich die purpurfarbigen Kleider kamen, die Ezechiel 27, 24 erwähnt.

2) Strabo 15. c. 1. §. 54: σινδόνας τε φοροῦσιν εὐανθεῖς, und §. 71: Ἰνδοὺς ἐσθῆτι λευκῇ χρῆσθαι, καὶ σινδόσι λευκαῖς.

3) Herodot 1, 203. Durch das in dieser Stelle vorkommende ζῶα werden, so wie durch θηρία, nicht allein Thiergestalten, sondern auch Blumen und andere Figuren bezeichnet. Pollux 7, 55. Ὁ δὲ κατάστικτος χιτών ἐστιν ὁ ἔχων ζῶα ἢ ἄνθη ἐνυφασμένα· καὶ ζωωτὸς δὲ χιτὼν ἐκαλεῖτο, καὶ ζωδιωτός. Hesychius, θηροειδεῖς ἐφαπτίδες· ποικίλως διηνθισμένοι. Jene Wörter bedeuten also im Allgemeinen bunte Figuren, daher heisst auch ζωγράφος der Maler überhaupt, und nicht der Thiermaler allein.

nicht sehr dauerhaft[1]. Hieraus ersieht man, dass der in neuerer Zeit auf ähnliche Weise betriebene Buntdruck schon längst bekannt war, und dass die Alten mehr chemische Kenntnisse besassen, als Neuere ihnen zugestehen. — Matabis von Masulipatnam. Diese Art Zitze wird nur zu Masulipatnam fabrizirt. Man bringt auf dem Zeuge goldene und silberne Blätter an, die mit einer Beize aus dem Katekambre so befestigt werden, dass sie sogar das Waschen vertragen können. Das Katekambre, wie die Portugiesen das indische Wort Katekambe, d. i. Masse des Arekasaftes, wiedergeben, wird auch Katetschu und japonische Erde genannt, und ist eigentlich der verdickte Saft der Arakanuss; aber es wird auch durchs Kochen des in Stücke zerschnittenen Arekaholzes und aus andern Pflanzen gewonnen. Dieses harzige Gummi gebraucht man zu vielen Zwecken. Es dient, wie gesagt, zu der Beize, womit man die Gold- und Silberblätter auf die Zeuge befestigt, zum Hauptbestandtheile der Tünche, womit man die Stellen des Stoffes bedeckt, welche durchs Eintauchen in die Farbbütte von der Farbe verschont bleiben sollen, zur Vermischung mit dem Safte anderer Pflanzen, um Lilla und Braun hervorzubringen, und zur Gerberei. Zu letzterm Zwecke führen es die Engländer seit mehreren Jahren häufiger nach Europa; denn das Leder soll dadurch besser und die Arbeit abgekürzt werden. Es ist nur zu befürchten, dass die Einfuhr dieser bittern Substanz sich in Zukunft vermehren und unser Hopfenbau vermindern wird, weil Bierbrauer der neuesten Zeit sie für ein taugliches Surrogat des Hopfens befunden haben. — Betilles. So heisst in der Sprache der Tamulen eine Art von gestreiftem Musselin, die im Lande Maleame gemacht und in der Levante, in Syrien, Persien, Arabien und den benachbarten Gegenden zu Schleiern und Männerkleidern am meisten verbraucht wird. — Organdis. Sie werden in Karnatika, besonders zu Kanschiwarom und Madrepak, fabriziert. — Schamedanis. Diese Art von broschirten Organdis mit farbigen oder weissen Blumen wird in der Provinz Kondawir gefertigt, hauptsächlich in der Stadt Kondawir und den umliegenden Dörfern. Die einzeln darin gewirkten Blumen und Bouquets sind so schön, dass sie die bessten gestickten Musseline übertreffen. Die Hindus weben die Schamedanis auf einem Stuhle, der dem ähnlich ist, worauf man in Lyon die seidenen Zeuge verfertigt; der Brokat wird aber nicht wie der dortige durch Fäden gemacht, die in die Kette verflochten sind und nach dem Gewebe des Ganzen abgeschnitten werden, sondern bloss mit Fäden, die vermittelst einer Schleife bei jedem Faden der Kette abgetheilt und durch den Wurf anderer Fäden zwischen jeder Reihe der Knoten unterstützt werden. Die Frauen pflegen daraus Schleier und Shawls für den Sommer zu tragen, die sehr weiss, leicht und nicht so theuer als Spitzen sind. — Basins, Zeuge mit einem doppelten Faden, deren es zwei Arten gibt: Dimiti Telingana und Dimiti Tamulana; jene ist schöner und wird in Ajanaon,

---

1) Plin. 35, 42 (11). Pingunt et vestes in Aegypto inter pauca mirabili genere, candida vela postquam attrivere illinentes non coloribus, sed colorem sorbentibus medicamentis. Hoc cum fecere, non apparet in velis: sed in cortinam pigmenti ferventis mersa, post momentum extrahuntur picta. Mirumque, cum sit unus in cortina colos, ex illo alius atque alius fit in veste, accipientis medicamenti qualitate mutatus. Nec postea ablui potest: ita cortina non confusura colores, si pictos acciperet, digerit ex uno, pingitque dum coquit. Et adustae vestes firmiores fiunt, quam si non urerentur.

Wisapur und Schelingi, diese in der Stadt Gudelur und den umliegenden Dörfern gemacht. Man hat auch vierdräthige Basins, mit zwei zusammengefügten Fäden in der Kette und ebenso vielen im Einschlage, das Netz ist aber nicht geköpert. — Guingangs und Marschays. Der Guingang, der in Paliakate fabrizirt wird, hat mehrere breite rothe oder roth und blau melirte Streifen, die aus Fäden bestehen, welche in die Kette des Stücks gehen, die man aber nie in den Fäden des Einschlags antrifft; der Guingang Marschay ist ebenfalls ein Stoff mit Streifen, die man aber entweder mit dem Pinsel auf die weissen Stoffe malt, oder durch Eintauchen in die Farbe erhält. Aus diesen Stoffen werden beinahe allgemein die Kleider der Bewohner von Asien gemacht. — Pinasse, ein Zeug mit geköpertem Netz, das in der Kette blaue und in dem Einschlag weisse Fäden hat; es ist ein mittelmässiger Stoff, der unter die blauen Waaren gezählt und auf der ganzen Küste Koromandel gefertigt wird. Dass geköperte Zeuge schon sehr alt sind, beweisen Bänder, womit ägyptische Mumien umwickelt waren.

Zeuge von Bengalen. Die ägyptische Handelsflotte bezog von dem Handelsorte Ganges, der an dem Flusse gleichen Namens lag, die schönsten Sindones[1]). Nun ist bekannt, dass in Bengalen, zumal in der Stadt Dakka und den benachbarten Dörfern, seit einer langen Reihe von Jahrhunderten die schönsten Musseline von ganz Indien fabrizirt werden, deren Hauptniederlage sich zu Dakka befindet. Einige leiten das Wort Musselin von der Stadt Mossul oder Mussul ab, aber Olivier versichert, dass man weder Musselin, noch die sogenannten Perses in Persien fabrizirt, sondern aus Indien dahin bringt[2]); andere wollen es von der indischen Stadt Masulipatnam ableiten, allein es stammt von dem indischen Worte Masseli, womit die Hindus alle zarten Zeuge bezeichnen. Den ersten Rang unter den Musselinen nehmen die Nansuks ein, in der bengalischen Sprache Nojansuk genannt. Die Baumwolle, welche man dazu nimmt, ist sehr lang und gelblich und wird in Bihar und Bengalen gebaut. Diese Musseline können nur in Kellern gemacht werden, die mit Wasser angefüllt sind, damit die sehr feinen Fäden durch die Wasserdämpfe stets feucht bleiben; ein Theil der Nansuks wird auch in Dakka gestickt. Legoux liess im Jahre 1777 zu Dakka ein Stück Nansuk von 16 Ellen weben und nach dem von ihm entworfenen Muster sticken, welcher Musselin so fein war, dass, wenn man ihn auch sechsfach übereinander gelegt hatte, doch noch die Farbe der Haut durchschimmerte, und wenn man ihn einfach auseinander legte, so schien es als ob ein Dunst den Augen vorüberschwebte. Er überreichte ihn in Paris der Fräulein v. Condé, die über dessen vollkommene Schönheit und ausserordentliche Feinheit erstaunte und ihn mehreren der berühmtesten Fabrikanten zeigte, die alle behaupteten, nie einen so schönen Musselin gesehen zu haben, und es bis dahin für unmöglich hielten, die Baumwolle zu einem so hohen Grade von Feinheit zu verarbeiten. Gestickte kostbare Kleiderstoffe gingen schon zu Ezechiels Zeiten aus Indien nach Tyrus, und dass die Römer auch so feine Stoffe kannten,

---

1) Peripl. mar. Erythr. p. 36: καθ' ὃν καὶ ἐμπόριόν ἐστιν ὁμώνυμον τῷ ποταμῷ ὁ Γάγγης, δι' οὗ φέρεται τό τε μαλάβαθρον, καὶ ἡ Γαγγιτικὴ νάρδος, καὶ πινικὸν, καὶ σινδόνες αἱ διαφορώταται αἱ Γαγγιτικαὶ λέγομεναι.

2) Olivier l. c. Theil 3. Abschn. 10.

leuchtet aus mehreren antiken Gemälden hervor, wie aus den Gewanden der beiden herkulanischen Tänzerinnen, die so fein wie ein Dunst sind, denn alle Körperformen scheinen durch. Sehr passend nannte daher Varro solche Kleider vitreas togas, und Publius Syrus ventum textilem oder nebulam lineam. Baines aber schreibt in seiner Geschichte über die Kattunmanufakturen von den Dakka-Musselinen: „Diese Kunstweberei ist in diesen Gegenden seit dem Falle des mongolischen Reiches bedeutend herabgekommen, da die Nachfrage, wie sie früher von dem Hofe und dem hohen indischen Adel verlangt wurde, sich grösstentheils verloren hat. Die Engländer können durch ihre mechanischen Erfindungen die Baumwollenwaaren wohlfeiler liefern als die Indier, wesshalb sie auch schon einen bedeutenden Absatz dieses Artikels in Indien haben. Es ist daher zu befürchten, dass jene hohe Kunstfertigkeit; die sich in gewissen Familien forterbte, mehr und mehr verschwinden wird." — Mallemoles, in der bengalischen Sprache Matabi. Diese Zeuge, welche weicher als die Nansuks sind, werden in dem Bezirk von Maldo, einem kleinen Kanton von Bengalen, fabrizirt und nicht mit Baumwolle, sondern mit Gold- und Silberlahn gestickt. — Dornas, eine Art Musseline, die in den Fabriken von Dakka am besten gemacht werden und den Betilles auf der Küste Koromandel gleichen, aber ihre Streifen und ihr Gewebe sind nicht so dicht, jedoch sind sie besser und theurer als die Betilles. — Kasses, ein feiner glatter dichter Stoff mit plattem Faden, der hauptsächlich zu Hemden dient und dessen Hauptfabriken sich in Nundia, Maldo und Schungolbari befinden. — Amames. Der Name dieses Stoffes rührt von dem Worte her, welches Badewanne bedeutet, weil die Hindus Hemden daraus machen, die sie nach dem Bade, oder wenn sie sich gewaschen haben, anziehen. Das Gewebe, welches glatt und dicht ist, hat viele Aehnlichkeit mit den Perkales und besteht aus einer besondern Art Baumwolle. — Baffetas. Er nimmt den fünften Rang oder die letzte Klasse der feinen und starken Zeuge von Bengalen ein und lässt sich von jeder Art Baumwolle fertigen; man fabrizirt ihn in Bengalen, in der Provinz Bihar, der Provinz Kasi in grosser Menge und macht daraus Hemden, Betttücher, Männer- und Frauenanzüge, und in den europäischen Kattunfabriken wird er gedruckt. — Garats, das geringste unter den Zeugen des Ganges. Man bedient sich dieses Stoffes, wie der Karwas auf der Küste Koromandel, zum Einpacken der schönen Waaren, und seine Fabrikation ist durch die Europäer vermehrt worden, weil sie ihn drucken lassen. Bengalen soll im verflossenen Jahrhundert noch jährlich 3,000,000 Stück baumwollene Zeuge geliefert haben, welche auf der Stelle einen Werth von 28,000,000 Rupien hatten [1]).

Teppiche von Patna. Die Alten schätzten zwar die babylonischen Teppiche, die sehr theuer waren, sehr hoch, aber wahrscheinlich ist es, dass unter jenem Namen auch patnaische zu den Griechen und Römern gelangten. Homer spricht schon von purpurfarbigen, glänzenden und feinwolligen, die über Sitze und Betten ausgebreitet wurden, Aeschylus von schönen bunten Fussteppichen, die man dem Agamemnon spreitete [2]),

---

1) Sprengel l. c. Seite 59.
2) Aeschyl. Agam. 923. 11.

Ἐν ποικίλοις δὲ θνητὸν ὄντα κάλλεσιν
Βαίνειν, ἐμοὶ μὲν οὐδαμῶς ἄνευ φόβου.
Λέγω κατ' ἄνδρα, μὴ θεὸν, σέβειν ἐμέ.

Aristophanes kennt medische, in welchen Rosshähne und Bockhirsche eingewirkt waren [1]), und Plautus führt buntgewirkte kampanische und purpurfarbige mit allerhand Figuren durchwirkte alexandrinische Teppiche an [2]). Auch waren sie dem Virgil nicht unbekannt [3]). Philo, der als Abgeordneter an den Kaiser Caligula den Luxus in Rom beobachtet hatte, fand die Betten, worauf die Römer bei den Mahlzeiten sich legten, mit Schildpatt, Elfenbein und andern kostbaren Gegenständen ausgeschmückt; sie glänzten von Gold und Perlen, purpurne Decken, mit Gold und den buntfarbigsten Figuren und Blumen kunstreich durchwirkt, prangten auf denselben. Uebrigens ist es im ganzen Orient eine alte allgemeine Sitte, den Weg, welchen Fürsten und hohe Personen zum Besuche zurücklegen, mit Teppichen zu belegen, wie diess die Puranas berühren. Wie die patnaischen Teppiche fabrizirt werden, lehrt Legoux, aus dessen Beschreibung man zugleich einen Begriff von der Figurenweberei der Alten erlangt. In Patna werden Teppiche verfertigt, sagt er, die nicht den Glanz und nicht völlig die Schönheit der Dessins der europäischen haben, diese aber an Festigkeit, sowohl durch ihre Qualität als ihre Dicke, übertreffen. In Bengalen und den übrigen Provinzen des nördlichen Indiens, wo die Luft rauh und sehr kalt während der drei Wintermonate ist, begnügt man sich damit, diese Teppiche in den Sälen und Zimmern auszubreiten, und sie sind bereits ohne Hülfe von Kaminfeuer und ohne Oefen hinreichend, um so viel Wärme zu erhalten, dass man gar keine unangenehme Empfindung von der Kälte der Luft hat. Diese Teppiche, die man nach allen Dimensionen, welche man ihnen geben will, verfertigen lässt, sind im Handel unter dem Namen patnaische bekannt, weil hauptsächlich an diesem Orte die bessten und grössten gemacht werden, wovon einige 120 Fuss in die Länge und 50 bis 60 Fuss in die Breite haben. Der Weberstuhl, worauf man sie fertigt, gleicht dem unserer Hautelisse-Tapeten; er ist aus ähnlichen Stücken zusammengesetzt, aber nach sehr verschiedenem Verfahren erlangt man das Dessin und den Sammetstreifen. Die Hindus verfertigen ihre Teppiche auf einem baumwollenen Aufzuge von sehr starkem Faden, worin das Dessin mittelst der hellsten, festesten und am bessten zusammenpassenden Farben ausgedrückt ist; aber der Sammetstreifen wird nicht durch die in den Aufzug geschlungenen Fäden gebildet, die nach dem Gewebe abgeschnitten werden, noch durch die Fäden eines zweiten Aufzugs, die man auf den Kammstäben in dem Maasse, wie der Teppich gewebt wird, abschneidet; er wird lediglich von Fäden gebildet, die durch einen doppelten Knoten an jedem Faden des Aufschlags befestigt und durch andere Fäden, welche aus jeder Reihe von Knoten hervorgegangen, fest erhalten werden. Diese Art, die indischen und persischen

---

Χωρὶς ποδοψήστρῶν τε καὶ τῶν ποικίλων
Κηδὼν ἀΰτεῖ.

1) Aristoph. Ran. 937.

Οὐχ ἱππαλεκτρυόνας μα Δί', οὐδὲ τραγελάφους, ἅπερ σὺ,
Ἃ'ν τοῖσι παραπετάμασιν τοῖς Μηδικοῖς γράφουσιν.

2) Plaut. Pseudol. 1. a. 2. sc. 13 v.

Ut ne peristromata quidem aeque picta sint Campanica
Neque Alexandrina belluata conchyliata tapetia.

Belluata hat die Bedeutung von ζωωτά, ζωδιωτά, θηροειδῆ, wie wir oben S. 336 Anm. 3 nachwiesen, es beschränkt sich nicht auf Thiere allein.

3) Virg. Aen. 7, 277. Instratos ostro alipedes pictisque tapetis.

Teppiche anzuscheeren, unterscheidet diese Fabrikatur von der in Europa. Dieses nämliche Verfahren wird ebenfalls in Smyrna und der Türkei befolgt; aber indem die Teppichfabriken dieser letzten Länder die Methode der Hindus nachahmen, geben sie ihren Arbeiten nicht die nämliche Dicke. So dick die von Persien selbst sind, so kommen sie doch in dieser Rücksicht den hindustanischen nicht gleich. Lange haben wir patnaische Teppiche auf dem Wege von Persien erhalten, als ob sie aus diesem Lande wären, sowie auch die gefärbten Zeuge; lange hat man ebenfalls den Orientalen in dem Weben der Teppiche, die wir für vollkommener als die unsrigen halten, nachahmen wollen; aber wir irrten uns in einiger Hinsicht. Die Teppiche des Orients verdienen ihren Ruf, sie verdanken ihn aber bloss ihrer Stärke, ihrer Dicke, der vorzüglichen Schönheit ihrer Farben und des Wollwerks. Alle Teppiche von Patna haben kleine sammtartige Zweige, die wie blonde Haare wellenförmig laufen, sich sehr fein anfühlen lassen und vier bis fünf Zoll in die Länge messen. Das Gesetzbuch Manu berührt auch Teppiche aus Wolle von Nepal [1]).

Shawls von Kasmir. Die Schafwolle von Kasmir ist die feinste, weisseste und seidenartigste der Welt. Man verarbeitet sie in Srinagar zu Shawls, die nach Surate und Bengalen versendet werden, von wo sie nach den verschiedenen Gegenden der Erde abgehen. Die schönsten Shawls werden aber von der Brustwolle wilder tübetanischer Ziegen verfertigt, welche mehr dem Biberhaar gleicht, als der gewöhnlichen Wolle; ein Shawl aus dieser Wolle kostet 150 Ducaten, da der aus der Schafwolle von Kasmir nur 50 kommt [2]). Der Delhi-Gazelle zufolge ist der grosse Markt für jene Wolle in dem zu Ladakh gehörigen, 20 Tagereisen von der nördlichen Grenze von Kasmir entfernten Kilghet. Es gibt zwei Gattungen dieser Wolle; diejenige, welche sogleich gefärbt werden kann, ist weiss; die andere aschfarbige Gattung aber, welche sich nur mit vieler Mühe bleichen lässt, wird meist in ihrem natürlichen Zustande verarbeitet. Jede Ziege liefert jährlich ungefähr zwei Pfund Wolle, und das Pfund der bessten wird zu Kilghet mit etwa einer Rupie bezahlt. Nachdem die feine Wolle sorgfältig von den Haaren geschieden worden, wird sie mehrere Male mit Reisstärke gewaschen, welches Verfahren als höchst wesentlich gilt, und die Kasmirer schreiben die unnachahmliche Feinheit ihrer Fabrikate den Eigenschaften des Wassers ihres Thales zu. Unter den Mongolen waren in Kasmir 30,000 Webstühle beschäftigt, zur Zeit der afghanischen Könige sank diese Zahl bis auf 18,000 herab, und gegenwärtig sind nicht mehr als 6000 im Gange. Der Werth der sämmtlichen Shawls, welche jährlich von Kasmir ausgeführt werden, beläuft sich im Durchschnitt auf 1,800,000 Rupien, wovon Randschit Singh zwei Dritttheile in Natura für sich nimmt, als einen Theil der Gesammteinkünfte der Provinz, die sich jährlich auf ungefähr 25 Lak Rupien belaufen [3]). Burnes erfuhr, dass vor Kurzem für die Höfe von Preussen und Russland einige Shawls verfertigt wurden, jeder zu 15,000 Rubeln. Die Tuche von Kasmir sind auch schöner als unser Kasemir, sie halten über 60 Ellen in die Länge und mehr als ½ Elle in die Breite. Dass die Fabrikation jener schönfarbigen Stoffe schon Jahrtausende zählt, haben wir bereits aus den Worten des Ktesias im ersten Theile ersehen.

1) Manu 5, 120. 2) Nic. Witsen l. c. I. p. 342. 3) Ausland 1834. Nr. 83.

Diess sind nun die vorzüglichsten Zeuge, welche die Indier fabriziren. Es ist keinem Zweifel unterworfen, dass die Griechen und Römer von diesen die meisten und kostbarsten eingeführt haben, denn ihr Hang zum Besitz seltener ausländischer Waaren war allzu gross, als dass sie diese schönen Stoffe unberücksichtigt gelassen haben sollten. Einige behaupten, dass die Griechen und Römer, mit Ausnahme der purpurfarbigen, keine farbigen und bunten Kleider trugen, sondern dass diese nur zum Schmuck der Götterstatuen, zum Bühnenanzug für die Schauspieler, und zur Gefallsucht leichter Frauen und Mädchen gedient hätten. Indess kommen schon im Homer buntgewebte Gewande vor: so webte Helena Kämpfe der Trojaner mit den Griechen in ein grosses Gewand [1]), die Gattin des Hektor ein Gewand mit buntem Blumenwerk [2]), Minerva trägt ein feines buntgewirktes Gewand eigener Arbeit [3]), und so erkennt Elektra ihren Bruder Orestes an dem bunten Kleide wieder, das sie ihm gewebt hatte [4]). Homer und Thucydides verstehen unter ὑφαντά bunte Kleider, gleichviel, ob sie bunt gewebt, gestickt oder gefärbt waren [5]). Bunte Kleider legte man gewöhnlich an den Dionysien an [6]), aber auch an andern Tagen trugen sie Weichlinge, und besonders Frauen und Kinder zu Plato's Zeiten [7]); ja die prunksüchtigen Athener gingen nicht allein in purpurfarbigen, sondern auch in bunten Gewanden einher [8]). Bunte Blumen webte und stickte man zu Aristoteles Zeiten in Zeuge, wie aus einem seiner Werke erhellt, worin er von der verschiedenen Erscheinung der Farben handelt, jenachdem sie sich bei andern Farben befinden [9]). Wenn die Griechen keine bunten Kleider getragen hätten, so würde Polygnot in seinen Gemälden die Frauen nicht mit buntem Kopfputz dargestellt haben [10]), und selbst die Vasengemälde bezeugen diese Tracht. Man sieht auf griechischen Vasen Figuren mit gelbem, braunem, rothem, purpurfarbigem und grauem Gewande [11]); andere Figuren haben geblümte Kleider, und bei Millin bemerkt man auf einer Vase zwei Mädchen, die dem Minotaurus geopfert werden sollen, mit Kleidern aus gewürfeltem Stoffe [12]); ebenso erblickt man auf Vasengemälden farbige, bunte und gewürfelte Tücher, die um den Kopf gewunden sind. Auch die Griechen in Kleinasien liebten solche Kleidung, denn

---

1) Hom. Il. 3, 125. 2) Hom. Il. 22, 441.

3) Hom. Il. 5, 735. cf. Od. 15, 107.

4) Aeschyl. Choeph. 231.

Ἰδοὺ δ' ὕφασμα τοῦτο, σῆς ἔργον χερός.
Σπάϑης τε πληγάς· εἰς δὲ ϑηρίων γραφήν.

5) Hom. Od. 13, 136. ἐσϑῆτά ϑ' ὑφαντήν und 13, 218. ὑφαντά τε εἵματα καλά. Thucyd. 2, 97. ὑφαντά τε καὶ λεῖα.

6) Arrian. Ind. c. 5. Pollux 4, 118. Καὶ τὸ ϑήραιον τὸ Διονυσιακὸν, καὶ χλανὶς ἀνϑινή.

7) Plato, Polit. 8, 9. Ὥςπερ ἱμάτιον ποικίλον, πᾶσιν ἄνϑεσι πεποικιλμένον --- ὥςπερ οἱ παῖδές τε καὶ γυναῖκες τὰ ποικίλα ϑεώμενοι.

8) Athen. 12. c. 12. Hesych. ϑήραιον· πέπλον τὸ ποικίλον· οἱ Ἀττικοί· δοκεῖ δὲ ἀπὸ Θήρας τῆς νήσου προςηγορεῦσϑαι. Die Ableitung, welche Hesychius gibt und auch Passow angenommen hat, ist aber zu verwerfen, weil auch ζωωτόν dieselbe Bedeutung hat.

9) Aristotel. Meteorolog. 3, 4.

10) Plin. 35, 35 (6). Polygnotus Thasius, qui primus mulieres lucida veste pinxit, capita earum mitris versicoloribus operuit.

11) Man sehe Stackelbergs Gräber der Hellenen.

12) Millin, Peint. des Vases Grecs.

Demokrit von Ephesus sagt bei Athenäus: „Die Kleidung der Joner ist veilchenblau, purpur- und safranfarbig und mit Rhomben versehen; sie tragen quittengelbe, purpurfarbige und weisse Sarapides, sowie purpurne, veilchenblaue, hyacinthfarbige, feuerfarbige und himmelblaue Kalisires von korinthischer Arbeit [1]." Böttiger drückt sich über die Kleidung der Römerinnen wie folgt aus: „Denn da der Wohlstand den Römerinnen von Stande nicht erlaubte, öffentlich in einer andern als in der bestimmten Matronalkleidung zu erscheinen, diese aber ausser der Falbel von Purpur und Goldstreifen an der Tunika durchaus keine andere als weisse Farbe zum Oberkleide, und keine andern Zeuge, als feingewebte wollene und halbseidene gestattete, so kam alles darauf an, diesen weissen Gewändern den höchsten Grad von Glanz und Glätte zu geben, dessen sie fähig waren. Wenn man in Ovids Kunst zu lieben, und bei andern Dichtern fast eben so viel Modefarben bei den Kleidern der Damen erwähnt findet, als in den neuesten Musterkarten zu finden sind, muss man nicht vergessen, was auch Ferrari schon bemerkt hat, dass hier bloss von der Mittelklasse geputzter und dienstfertiger Frauen in Rom, die man libertinas nennt, nicht von Matronen die Rede sei, die ausser Gold und Purpur nichts en couleur trugen, wenn sie nicht muthwillig auf ihren Stand Verzicht thaten [2]." Aber ungeachtet dessen, dass die Römerinnen auch feine baumwollene, leinene und ganzseidene Kleider trugen, verhält sich doch die Sache nicht so, wie Böttiger sie angibt. Mitten in den Wirren des punischen Kriegs, im Jahre Roms 541, gab der Volkstribun C. Oppius die sogenannte lex Oppia zur Einschränkung des weiblichen Luxus. In diesem Gesetze wird nun den Frauen ausdrücklich das Tragen bunter Kleider untersagt [3], und dieses Gesetz, das sicher für Matronen, nicht für Libertinen, gegeben wurde, ward nach Beendigung jenes Kriegs, trotz des Widerstandes von Seiten des Porcius Cato und der beiden Volkstribunen, wieder abgeschafft. Vopiscus spricht sich noch klarer aus, er sagt, der Kaiser Aurelian habe den Matronen erlaubt, purpurne Tuniken und die übrigen Kleidungsarten zu tragen, da sie vorhin nur anderfarbige tragen durften [4]. Dass ferner die Römerinnen sowohl farbige als bunte Kleider getragen haben, erhellt deutlich aus dem Corpus juris, wo sie unter dem Frauenschmuck aufgezählt werden [5]. Welche Farben am beliebtesten waren, erfährt man aus Plautus, der Himmelblau und Gelb in verschiednen Nuanzen anführt, als Ringelbumen-, Safran-, Mennig-, Wachs- und Quittengelb [6], und dieses bestätigen die antiken Wandgmälde zu Pompeji, in welchen das Gewand der Figuren meist gelb oder himmelblau ist. Doch bei diesen Farben blieb es nicht, Ovid empfiehlt den Schönen alle Farben, welche nur die Blumen im

---

1) Athen. 12. c. 9. 2) Böttiger, Sabina 2. Th. S. 89 u. 109.

3) Das Gesetz lautet bei Liv. 34, 1. Ne qua mulier plus semiunciam auri haberet: neu vestimento versicolori uteretur: neu juncto vehiculo in urbe oppidove, aut propius inde mille passus nisi sacrorum publicorum causa veheretur.

4) Vopisc. Aurelian. c. 46. Idem concessit, ut blatteas matronae tunicas haberent, et ceteras vestes, cum antea coloreas habuissent.

5) Dig. 34. tit. 2. l. 32. §. 7. Titia mundum muliebrem Septiciae legavit: ea putabat, sibi legata et ornamenta et monilia, in quibus gemmae et margaritae insunt, et annulos, et vestem tam coloriam, quam versicoloriam.

6) Plaut. Epit. 2. a. 2. sc.

Frühling darbieten[1]), und Artemidor glaubt, dass dem weiblichen Geschlecht ein buntes und geblümtes Kleid gezieme, zumal der Hetäre und der reichen Dame, jener zum lockenden Erwerb, dieser wegen des Luxus[2]). Schliesslich wollen wir aus Champollion-Figeac einige Zeuge anführen, die in alten ägyptischen Gräbern aufgefunden wurden und wohl grösstentheils aus Indien stammten, zum Beweis, dass schon weit vor Christi Geburt die Webkunst so hoch als heutiges Tages stand. „Ein gewürfeltes Gewebe, dass dem heutigen Zeug Louisine entspricht; ein in der Kette gestreiftes; ein leinenes mit blaugestreiftem Saum; ein leinenes Zeug mit starker Befranzung am Saum, die aus einem in diesen Saum geknüpften Broche gebildet ist und wie eine ausgekehlte Einfassung aussieht; ein in der Kette gestreifter Stoff, woran der Einschlag ganz durch die Kette überzogen ist; Musseline von abwechselnder Feinheit; feine Baumwollen- und Wollenzeuge; ein sammetartiger Stoff auf Leinwandgrund; ein broschirter Stoff, der wie die Gobelins gearbeitet ist; ein broschirtes Gewebe nach Art der Gobelins mit fein ausgenähten Eigennamen eines Pharao". Aehnliche Ueberreste von der Kunstweberei der Alten kamen uns selbst zu Gesicht.

§. 4. Perlen. Vor allen Perlen, die das Alterthum kannte, hatten die indischen den Vorzug; sie zeichneten sich durch ihre Grösse, ihr vortreffliches Wasser, ihre Ründe und ihre Schwere aus, welche Eigenschaften ihnen jetzt noch alle Kenner beilegen. Die Entstehung der Perlen, die sich im Thiere, zuweilen auch inwendig an der Schale mehrerer Muschelarten befinden, ist noch nicht bekannt; denn was die Alten von dem Einfluss des Thaues und des Gewitters erzählen, ist leerer Wahn. Nach Theophrast trifft man sie in einer Gattung des Austerngeschlechts, die den Steckmuscheln ähnlich, aber kleiner ist[3]). In diesem Geschlechte gibt es nun auch eine Gattung, nämlich Ostrea ephippium, welche Perlen erzeugt, die aber meist ungestaltet und von schlechtem Wasser sind. Isidor von Charax, der um Christi Geburt lebte, nennt die Perlenmuschel pinna, und spätere Schriftsteller, wie der Küstenbeschreiber des rothen Meeres und Ptolemäus, nennen die Perle selbst πιννικόν oder πινικόν[4]). Androsthenes berichtet, dass die Indier die Muschelart, welche die Perlen enthält, Berberi nennen[5]); aber Plinius wusste schon, dass dieses kostbare Produkt in mehreren Muschelarten gefunden wird, besonders in denen,

1) Ovid. Arsamat. 3, 185.

Quot nova terra parit flores, cum vere tepenti
Vitis agit gemmas, pigraque cedit hiems:
Lana tot, aut plures succos bibit.

2) Artemid. Oneirocr. 2, 3. Γυναιxὶ δὲ ποιxίλη xαὶ ἀνθηρὰ ἐσθὴς συμφέρει, μάλιστα δὲ ἑταίρᾳ xαὶ πλουσίᾳ, ἡ μὲν γὰρ διὰ τὴν ἐργασίαν, ἡ δὲ διὰ τὴν τρυφὴν ἀνθηραῖς ἐσθῆσι χρῶνται.

3) Theophr. de lap. §. 36. Γίνεται δὲ ἐν ὀστρέῳ τινι παραπλησίῳ ταῖς πίνναις, πλὴν ἐλάττονι.

4) Salmasii Plinian. exercit. p. 1124. ed. Paris. 1629. Πινιxὸν in der Bedeutung von Perle sucht man in Passow's griech. Wörterbuch vom Jahr 1819 bis 1823 vergebens; er versteht nur darunter die braune Seide des Bartes der Steckmüschel (pinna), die aber πίννινον oder ἔριον πίννινον heisst; schon im Hebräischen heisst panin die Perle.

5) Athenaeus 3. c. 8. wo das ganze Kapitel von den Perlen handelt. Berberi ist vermuthlich verschrieben aus Skr. Manâarîtâ, d. i. die Reine, die Perle woher margarita stammt.

die wir jetzt Mytilus margaritifer und Mya margaritifera nennen[1]). Man fischte sie bei der Insel Epiodorus (Ramisseram) zwischen Tapropane (Seilan) und dem Festlande, da, wo jetzt noch Taucher sie mühsam dem Meere entwühlen, und zu welcher Zeit sich unzählige Kaufleute von Hindustan und andern Ländern auf Seilan einfinden, um die Muscheln mit verborgenem Schatze, die je Hundert versteigert werden, auf gutes Glück zu erstehen. Die Perlen wurden schon im hohen Alterthume sehr hoch geschätzt, Hiob, der nach Petavius 1575 v. Chr. starb, setzt sie unter die grössten Kostbarkeiten[2]), und Plinius schreibt ihnen von allen Sachen den grössten Werth zu[3]). Sie waren nicht allein von den Griechen und Römern sehr gesucht, sondern auch von den Persern und den Indern selbst, so dass noch viele aus den Handelsorten Apologos (Oboleh) und Omana am persischen Meerbusen, die zwar auch wohl schön waren, aber doch nicht den indischeu gleich kamen, nach Barygaza verschifft wurden[4]). Arrian bemerkt, dass in Indien die Perle gegen das dreifache Gewicht an reinem Golde geschätzt werde[5]), was aber viel zu niedrig angegeben ist: denn die heutigen Indier bezahlen, wie Legoux versichert, eine Kugelperle von schönem Wasser, die 9—10 Linien im Durchmesser hält, mit 3000 Rupien, und Garcias ab Horto gibt den Werth für eine, die 100 Gran wiegt, auf 1500 Friedrichsd'or an. Merkwürdig war das Gesetz bei den Indiern, dass derjenige, der die Perlen und Edelsteine schlecht durchbohrte, nicht allein den Schaden ersetzen, sondern auch noch eine Geldstrafe von 250 Panas entrichten musste, und wer jene Kostbarkeiten entwendete, hatte sein Leben verwirkt[6]). Die Gestalt der Perlen ist verschieden. Die Römer nannten die grossen kugelförmigen uniones; die birnförmigen oder unsere Glockenperlen elenchi, die halbkugelförmigen tympania, und welche die schönste weisse Farbe hatten, exaluminati margaritae. Sie wurden auf der Insel Epiodorus durchbohrt, woher auch mit Perlen gestickte baumwollene Zeuge kamen, die den römischen Damen zu Falbeln an ihren Kleidern dienten[7]), und der Hauptmarkt für das Ausland war zur Zeit des Verfassers der Küstenbeschreibung des rothen Meeres zu Nelkinda. Der Perlenluxus scheint frühzeitig von Asien nach Griechenland übergegangen zu sein, da Theophrast schon erwähnt, dass die griechischen Damen sich mit kostbaren Halsschnüren aus Perlen schmücken[8]). Wie die persischen Grossen nur im rechten Ohr ein goldenes Gehänge mit Perlen trugen, so war auch in Athen ein Ohrgehänge im rechten Ohre des Knaben das Abzeichen der vornehmen Geburt, wohingegen die Mädchen

---

1) Plin. 9. c. 35 oder §. 54—60, wo überhaupt von den Perlen die Rede ist.
2) Hiob 28, 18.
3) Plin. l. c. Principium ergo culmenque omnium rerum pretii margaritae tenent.
4) Peripl. mar. Erythr. p. 20. Εἰςφέρεται δὲ ἀπὸ ἑκατέρων τῶν ἐμπορίων εἴς τε Βαρύγαζαν καὶ εἰς Ἀράβιαν πινικὸν πολὺ μὲν, χεῖρον δὲ τοῦ Ἰνδικοῦ.
5) Arrian. Ind. c. 8. Καὶ γὰρ εἶναι παρ' Ἰνδοῖσι τὸν μαργαρίτην τριστάσιον κατὰ τιμὴν πρὸς χρυσίον τὸ ἄπεφθον.
6) Manu 8, 323. 9, 286.
7) Peripl. mar. Erythr. p. 34. Ἐν ἑνὶ τόπῳ περονεῖται παρ' ἀκτὴν τῆς Ἠπιοδώρου συλλεγόμενον πινικόν· φέρονται γὰρ ἐξ αὐτῆς σινδόνες μαργαρίτιδες λεγόμεναι. Vgl. Salmas. Plin. exerc. p. 1173 u. Böttigers Sabina 2. Th. S. 117.
8) Theophr. de lap. §. 36. Τῶν σπουδαζομένων δὲ λίθων ἐστὶ καὶ ὁ μαργαρίτης καλούμενος, διαφανὴς μὲν τῇ φύσει, ποιοῦσι δ' ἐξ αὐτοῦ τοὺς πολυτελεῖς ὅρμους.

in jedem Ohr ein Gehänge trugen [1]). Die goldenen Ohrgehänge hatten gewöhnlich zwei bis drei Glockenperlen, die bei jeder Kopfbewegung ein Geklapper verursachten, wesshalb sie auch crotalia genannt wurden [2]). So hat man zu Pompeji ein Frauenskelet mit drei goldenen Ringen und zwei Ohrgehängen, woran an jedem Ende des Querstäbchens zwei schöne Perlen hingen, aufgefunden [3]); in solchem Ohrenschmuck befanden sich auch zuweilen Edelsteine [4]), und vielleicht waren die ἕρματα τρίγληνα bei Homer Ohrgehänge mit drei Glockenperlen [5]). Der Geschmack an Perlen fand erst zu Pompejus Zeiten bei den Römern Eingang. Pompejus der Grosse führte in seinem dritten Triumphe, den er wegen der Besiegung asiatischer Fürsten und Völker 61 v. Chr. hielt, allein 33 Perlenkronen und sein Bildniss in Perlen-Mosaik auf [6]). Diese Pracht musste bei den Römern, die überhaupt das Seltene liebten, Lust zum Besitz eines so kostbaren Naturerzeugnisses erwecken, und Arrian erzählt, dass die Kaufleute, welche in Indien Waaren einkauften, noch zu seiner Zeit viele Perlen von dort brachten, die von den reichen Römern so gierig gesucht würden, wie vorhin von den begüterten Griechen [7]). Der Philosoph Seneka war sehr unwillig über die vielen Perlen, welche die Römerinnen in den Ohren trugen; der Unsinn der Frauen ging soweit, dass sie sich nicht eher vor ihren Männern beugten, bis das doppelte oder dreifache väterliche Vermögen in ihren Ohren baumelte [8]). Die römischen Damen trugen Halsschnüre aus Perlen, die eine Million Se-

---

1) Apulej. de. habit. doctr. Plat. lib. 1. Auri tantum, quantum puer nobilitatis insigne in auricula gestavit (Plato). Conf. Diog. Laert. in Plat. Isidor. Orig. 19. c. 31. Jnaures ab aurium foraminibus nuncupatae, quibus preciosa genera lapidum dependuntur. Harum usus in Graecia, puellae utraque aure, pueri tantum dextra gerebant.

2) Plin. 9, 56 (35). Hos digitis suspendere, et binos ac ternos auribus, feminarum gloria est. Subeunt luxuriae ejus nomina, et taedia, exquisita perdito nepotatu· siquidem cum id fecere, crotalia appellant, ceu sono quoque gaudeant, et collisu ipso margaritarum. Böttiger, Sabina 2. Th. S. 156. sagt: Natürlich nahm man in der Folge statt der kostbaren Perlen öfter Steine oder kleine Metallkügelchen, und nannte diese Ohrengehänge crotala (l. crotalia)." Hiernach sollte man vermuthen, als wenn nur Ohrgehänge aus Stein oder Metallkügelchen crotalia genannt worden seien, was aber durch die angeführte Stelle des Plinius widerlegt wird. Juven. 6, 458. Auribus extensis magnos commisit elenchos. Petron. c. 67. Domini mei beneficio crotalia nemo habet meliora.

3) Antiquités des environs de Naples, par M. I. L. R. (Le Riche). Naples 1820. p. 47. Prés de ce monument on a trouvé le squelette d'une femme qui tenait un enfant dans ses bras, et deux autres enfans, dont les squelettes étaient entrelacés avec celui de la femme, probablement leur mére. Elle avait trois anneaux d'or, et des boucles d'oreilles de belles perles. Un des anneaux avait la forme d'un serpent entortillé, dont la tête se dirigeait vers l'extrémité du doigt. Sur un autre était gravé un foudre et les boucles d'oreilles consistaient en une traverse ayant á chaque bout deux perles suspendues á un fil d'or.

4) Digest. 34. tit. 2. l. 32. §. 8. Cum inaures, in quibus duae margaritae elenchi et smaragdi duo, legasset.

5) Hom. Il. 14, 182. Od. 18, 296.

6) Plin. 37, 6 (2).

7) Arrian. Ind. c. 8.

8) Seneca de benef. Video uniones non singulos singulis auribus comparatos: junguntur inter se, et insuper alii bini supponuntur. Non satis muliebris insania viros subjecerat, nisi bina ac terna patrimonia singulis auribus pependissent. Wie sehr die Römerinnen auf die Perlen versessen waren, können wir auch bei Martial. 8, 81 lesen.

sterzien oder 100,000 Gulden kosteten[1]), Busengeschmeide, worin 34 halbkugelförmige Perlen mit 34 cylinderförmig geschliffenen Edelsteinen abwechselten[2]), mit kostbaren Perlen besetzte Kleider, Schuhe, Armspangen und dergleichen; ja die Verschwendung an Perlen war so gross, dass man sie nicht allein auf den Anzug verwendete, sondern sogar Möbel damit verzierte, und da selbst die geringe Volksklasse Roms sich mit Perlen schmückte, so musste der Handel in diesem Artikel damals bedeutend sein. Schwelger lösten sogar kostbare Perlen in Essig auf und verschlangen diesen Kalktrank, wie Clodius, der bei einem Mahle aus dem Ohrgehänge der Metella eine Perle von einer Million Sesterzien an Werth nahm, sie in Essig auflöste und so der Gurgel weihte, und ebenso jedem seiner Gäste eine aufgelöste zu trinken gab[3]). Auch der Kaiser Caligula pflegte seinen Gaumen durch solchen Trank zu kitzeln[4]). Die prachtliebende und verschwenderische Kleopatra, Königin von Aegypten, welche die zwei grössten und schönsten Kugelperlen, die das Alterthum kannte, besass, ging einst mit Antonius eine Wette ein, dass sie in einer Mahlzeit 10,000,000 Sesterzien oder 1,000,000 Gulden verzehren wollte. Antonius, dem diess unglaublich schien, wurde davon überzeugt, indem sie eine von diesen Perlen aus ihrem Ohrgehänge nahm, diese in Essig auflöste und einschlürfte. So wollte sie es auch mit der Perle des andern Ohres machen, wenn nicht Lucius Plancus sie abgehalten und die Wette für gewonnen erklärt hätte, wodurch denn nach Kleopatra's Tode die gerettete Perle in die Hände der Römer kam, die sie theilen liessen und dem Venusbilde im Pantheon zu Rom als Ohrenschmuck weihten. Wie hoch hierin der Aufwand gestiegen war, bezeugt dieses, dass Julius Cäsar der Mutter des Brutus eine Perle für 6,000,000 Sesterzien kaufte[5]), und dass Lollia Paulina, die Gemahlin des Kaisers Caligula, einst bei einem Mahle für 40,000,000 Sesterzien Perlen und Smaragde (Juwelen) an Kopf-, Hals-, und Armschmuck trug[6]).

§. 5. Edelsteine. Indien ist reich an verschiedenartigen Edelsteinen von der grössten Schönheit. Das Königreich Golkanda besitzt allein mehrere Diamantgruben, und viele Flüsse und Bäche führen Diamanten und andere edle Steinarten mit sich, wie schon Plinius und Dionysius Periegetes bemerken[7]). Die Indier schätzen die Edelsteine sehr hoch und

---

1) Tertullian. de. habit. mul. Uno lino decies sestertium.

2) Digest. 34. tit. 2. l. 32. §. 9. Cum quaedam ornamentum mammilarum ex cylindris triginta quatuor et tympanis margaritis triginta quatuor legasset. Cylindri sind keine cylinderförmige Perlen, wie Böttiger in seiner Sabina 2. Th. S. 154 übersetzt, sondern cylinderförmig geschliffene Edelsteine. Plin. 37, 20 (5): Ideo cylindros ex iis (beryllis) facere malunt, quam gemmas, quoniam est summa commendatio in longitudine. Derselbe sagt ebendaselbst §. 34, (8): Huic (chrysoprasio) et amplitudo ea est, ut cymbia etiam ex ea fiant: cylindri quidem celerrime. Juvenal. 2, 61. Tu nube atque tace, donant arcana cylindros. Die Cylinder waren an beiden Enden mit Gold eingefasst. Plin. 37, 20 (5). Aliis convenit non oportere perforari, quorum sit absoluta bonitas, umbilicis tantum ex auro capita comprehendentibus.

3) Horat. Sat. 2, 3, 239. Plin. l. c.   4) Sueton. Caligul. c. 37.

5) Sueton. Caes. c. 50. Sed ante alias dilexit M. Bruti matrem, Serviliam, cui et proximo suo consulatu sexagies sestertio margaritam mercatus est.

6) Plin. 9, 58 (35).

7) Plin. 37, 76 (13). Dionys. Perieg. v. 1118—1122:

Ἄλλοι δ' ἰχνεύουσιν ἐπὶ προβολῇσιν ἀναύρων
Ἤπου βηρύλλου γλαυκὴν λίθον, ἢ ἀδάμαντα
Μαρμαίροντ', ἢ χλωρὰ διαυγάζουσαν ἴασπιν,

schmücken damit Kopf, Arme und Beine, legen aber keinen Werth auf den Schnitt derselben, sondern nur auf den Stein selbst; daher werden fast alle Diamanten, Sapphire, Rubine und Smaragde bei ihnen ungeschnitten getragen: bloss den Amethyst, den Topas und den Beryll schneiden sie seit uralten Zeiten, wozu sie sich des einheimischen Diamantspathes bedienen. In der Steinschneidekunst haben sie jedoch keine grossen Fortschritte gemacht, ihre Steine stehen den von Europäern geschnittenen an Lebhaftigkeit und Glanz weit nach. Mit Edelsteinen wird überhaupt seit den ältesten Zeiten im ganzen Orient ein grosser Luxus getrieben. In Persien werden sie, wie Chardin wahrnahm, von dem männlichen ebenso häufig als von dem weiblichen Geschlecht getragen; die Perser haben oft 15 mit Edelsteinen eingefasste Ringe an den drei mittlern nur beringten Fingern, und ausserdem tragen die Männer noch eine Halskette mit 7, 8 und mehreren Steinen; ihr Dolch, ihr Schwert, ihre Ceremonienmütze, ihr Pferdegeschirr ist mehr mit Edelsteinen besäet als besetzt. Der berühmte Pfauenthron, welchen der Grossmogul besass, bestand aus gediegenem, mit Diamanten, Rubinen, Sapphiren und Smaragden bedecktem Golde, an welchem zwei Pfauen mit ausgebreiteten Schweifen aus Edelsteinen die Seiten bildeten, und zwischen diesen befand sich ein aus einem einzigen Smaragd geschnittener Papagei von natürlicher Grösse. Den Werth dieses Throns, der vor 100 Jahren von Nadir Schach geraubt wurde, schätzte Tavernier auf 160,500,000 Frs. Wann der Geschmack an jenen kostbaren Naturprodukten in Griechenland aufgekommen, lässt sich nicht genau angeben; im Homer hommt noch kein Name von irgend einem Edelsteine vor, obgleich er von phönizischen Halsketten aus Gold und Elektron, und von anderm Frauenschmuck redet, was sehr auffallend ist, da doch schon bei Hiob und Moses zwölf mit Namen bezeichnet werden, die sie zum Theil jetzt noch haben und dem Sanskrit entlehnt sind [1]). Indess ist diess allen ältern griechischen Schriftstellern bis auf Alexander den Grossen herab gemein, dass sie dieselben gar nicht berühren, wo sie doch gleichsam dazu genöthigt sind, wie wenn sie von dem Luxus der Perser und den Seltenheiten Indiens handeln; dahingegen erwähnen die römischen sie, wo sich nur eben Gelegenheit darbietet [2]). Dass man nun in dem so kultivirten Zeitalter des Homer in Griechenland noch nicht deren Werth kannte und sich derselben noch nicht zum Schmucke bediente, ist durchaus unannehmbar; vielmehr lässt sich vermuthen, dass der Dichter unter dem Worte Elektron dieselben begreift, wenngleich sich Buttmann in der neuesten Zeit noch für Bernstein erklärt [3]). Der wurde aber sicher damals noch nicht von der Ostsee nach Griechenland ausgeführt, und das Elektrum, das man nebst dem Golde als die köstlichsten Kleinode zu Sophokles Zeiten betrachtete, kaufte man zu Sardes in Lydien [4]). Der Bernstein ist kein Produkt Kleinasiens,

Ἦ καὶ γλαυκιόωντα λίθον καθαροῖο τοπάζου,
Καὶ γλυκερὴν ἀμέθυστον ὑπερῆμα πορφυρέουσαν.

1) Hiob. c. 28. 2. Mos. 28, 17—20.

2) Wir haben zwar ein griechisches Werk, das über die Wunderkräfte der Edelsteine handelt, unter dem Namen Orpheus περὶ λίθων; aber dieses Produkt ist nicht dem Argonautengefährten zuzuschreiben, sondern weit jünger.

3) Buttmann, Mythologus Th. 2. Anhang.

4) Sophocl. Antig. 1038: Κερδαίνετ', ἐμπολᾶτε τὸν πρὸς Σάρδεων
Ἤλεκτρον, εἰ βούλεσθε, καὶ τὸν Ἰνδικὸν
Χρυσόν. Dass der Dichter hier unter ἤλεκτρον

aber wohl war die dortige Gegend reich an Gold und Edelsteinen, selbst der Sarder hat seinen Namen von der Stadt Sardes, weil er dort erzeugt ward[1]); den Lychnites fand man bei Orthosia in Karien und den benachbarten Orten[2]), woher jetzt noch aus der Gegend von Mukla unser edler Topas kommt, der wohl vorzugsweise den Namen Elektron geführt haben mag; Jaspis brachte Phrygien und Kappadocien hervor. Demnach scheint die Stadt Sardes ein bedeutender Markt für Gold und Edelsteine gewesen zu sein. Erwägen wir nun, dass bei den ältern Griechen noch keine bestimmten Namen für die Edelsteine vorkommen, und dass das Elektrum bei Homer zu Halsketten, zum Schmuck der Wände in dem Palaste des Menelaus, und bei Hesiod zur Verzierung des herakleischen Schildes verwendet wurde, so ist es höchstwahrscheinlich, dass man in den ältesten Zeiten darunter Juwel oder Edelsteine, wie auch Hüllmann vermuthet[3]), später den Bernstein und zuletzt, wegen der Aehnlichkeit der Farbe, die Metallmischung aus Gold und Silber verstanden hat[4]). Die Griechen bedienten sich der Edelsteine vorzüglich zu Siegelringen, wesshalb sie auch Sphragides genannt wurden; in den ältesten Zeiten aber siegelten sie, wie später noch die Lacedämonier, mit einem von Würmern angefressenen Stück Holz[5]), und als einen der ersten Siegelringe kann man den Ring des Polykrates, Herrschers von Samos, betrachten, dessen Stein nach Plinius ein Sardonix gewesen sein soll, nach Herodot aber ein Smaragd, der von Theodoros aus Samos, dem Sohne des Telekles, gestochen war[6]). Erst zur Zeit Alexanders des Grossen gewann man in Griechenland einen allgemeinen Geschmack an Edelsteinen, der aber nicht zu einer so übertriebenen Verschwendung stieg, wie bei den Römern, und seitdem erhob sich auch die Steinschneidekunst, in welcher sich vor allen Pyrgoteles, Kronias, Apollonides und Dioskurides auszeichneten. Ersterer hatte allein von Alexander die Erlaubniss erhalten, sein Bild

---

die Composition aus Gold und Silber verstanden habe, solches kleinliche Spiel lässt sich dem Golde gegenüber nicht von ihm erwarten; vielmehr kann man Ἰνδικόν auch auf ἤλεκτρον beziehen, und so haben wir indische Edelsteine.

1) Plin. 37, 31 (7). E diverso ad hoc sarda utilissima, quae nomen cum sardonyche communicavit. Ipsa gemma vulgaris, et primum Sardibus reperta.

2) Plin. 37, 29 (7). Ex eodem genere ardentium, lychnis appellata a lucernarum accensu, tamen praecipuae gratiae. Nascitur circa Orthosiam, totaque Caria, ac vicinis locis. Da wir aus dieser Gegend unsern edeln Topas beziehen, so scheinen die Alten ihn unter dem Namen Lychnis verstanden zu haben, und ebenso heisst er auch wohl, wegen der Aehnlichkeit der Farbe und des Lichtes, ἤλεκτρον, denn dieses Wort ist mit ἠλέκτωρ, ἠέλιος, ἥλιος, die strahlende Sonne verwandt.

3) Hüllmann, Handelsgeschichte der Griechen. S. 63 ff.

4) Die Stellen sind im Homer Od. 4, 73. 15, 459. 18, 295. Hesiod. scut. 142. Dass Schilde mit Gemmen besetzt wurden, ersieht man aus Propert. 4, 10, 21: Picta nec inducto fulgebat parma pyropo. Die Stelle bei Aristoph. Equit. v. 532: ἐκπιπτουσῶν ἠλέκτρων, καὶ τοῦ τόνου οὐκέτ' ἐνόντος, ist von der Leier des Kratinus zu verstehen, die wohl mit Gemmen verziert war, wie bei Apul. Florid. p. 114 ed. Bipont. Quid? quod et lyra ejus auro fulgurat, ebore candicat, gemmis variegat.

5) Theophr. hist. plant. 5. c. 1. §. 2. Πλὴν ὑπὸ τὸν φλοιὸν ὑποδυόμενοι σκώληκες ἐπιπολῆς ἐγράφουσι τὸ στέλεχος οἷς καὶ σφραγῖσι χρῶνταί τινες. Daher sagt Aristophanes Thesmophor. 427: θριπήδεστα σφραγίδια. Hesych. θριπόβρωτος· οἱ Λάκωνες σφραγῖσιν ἐχρῶντο ξύλοις ὑπὸ σητῶν βεβρωμένοις κατασημαινόμενοι, ὁπότε βούλοιντο.

6) Plin. 37, 2 (1) Herod. 3, 41.

zu graviren; aber die unter seinem Namen noch vorhandenen zwei Steine mit Kopfstücken des Alexander und des Phocion sind allem Anscheine nach unächt; jedoch besitzen wir von seinen beiden Zeitgenossen noch ächte Kunstwerke: von Kronios eine Terpsichore, von Apollonides das Fragment eines liegenden Stiers. Dioskurides schnitt den Kaiser Augustus in Stein und von ihm sind noch mehrere Kunstgeschöpfe auf uns gekommen, wie zwei Augustusköpfe, Merkurius Kriophoros, Jo, Herkules mit dem Cerberus, Perseus, ein Hermaphrodit mit Amoretten, Demosthenes und andere. Das Siegel des Kaisers Augustus war Anfangs eine Sphinx, dann das Bild Alexanders und zuletzt sein eigenes, von der Hand des Dioskurides gestochenes Bildniss, dessen sich auch die nächstfolgenden römischen Kaiser bedienten [1]). Geschnittene Steine aus dem Alterthume haben sich in sehr grosser Anzahl erhalten, wir besitzen noch Exemplare von beinahe 100 Künstlern. Am meisten wurden die cylinderförmigen Steine geschätzt, dann die linsenförmigen und zuletzt die kreisförmigen und runden; die eckigen fanden wenig Beifall [2]); und um ihnen mehr Feuer zu geben, erhielten sie eine Unterlage, einige eine Gold-, andere eine Silberfolie. Bei den Römern zeigte sich erst seit den asiatischen Kriegen, wo sie den Luxus des Orients kennen lernten, und besonders durch den Triumphzug des Pompejus, in welchem schöne Gemmen zur Schau getragen wurden, ein Hang zu diesen Kostbarkeiten [3]), und seitdem wurden in Rom auch Daktyliotheken angelegt. Scaurus, Sulla's Stiefsohn, besass die erste, die so lange die einzige blieb, bis Pompejus die von dem König Mithridat erbeutete dem Capitol weihte; nachher legte Cäsar in dem Tempel der Venus Genetrix sechs, und Marcellus eine in dem palatinischen Apollotempel an. Die römischen Juristen unterschieden gemmae von lapilli, indem sie unter jenen durchsichtige, unter diesen undurchsichtige Steine verstanden [4]), welcher Unterschied aber nicht immer beobachtet wurde und ebenso trivial ist, wie der von Edelstein und Halbedelstein. Die Edelsteine wurden von den Griechen auch zu Ohrgehängen, Busengeschmeiden und Armbändern benutzt und dienten zugleich, weil man ihnen übernatürliche Kräfte zuschrieb, als Amulette; auch verzierte man goldene Becher mit Smaragden oder grünen Steinchen, aber dabei blieb es nicht bei den Römern, diese besetzten Kleider und Schuhe, Schüssel und Teller, Tisch und Stuhl, Schild und Schwert, Wagen und Ross, kurz alles, was sich nur auszeichnen sollte, mit Gemmen und Perlen [5]). Der Aufwand ging so weit, dass

---

1) Plin. 37, 4 (1). Sueton. Octav. c. 50. In diplomatibus libellisque et epistolis signandis initio sphinge usus est, mox imagine Magni Alexandri: novissime sua, Dioscoridis manu sculpta, qua signar iensecuti quoque principes perseverarunt.

2) Plin. 37, 75 (12).

3) Plin. 37, 6 (1). Victoria tamen illa Pompeji primum ad margaritas gemmasque mores inclinavit.

4) Digest. 34. tit. 2. l. 19. §. 17. Gemmae autem sunt pellucidae materiae, quas, ut refert Sabinus libris ad Vitellium, Servius a lapillis eo distinguebat, quod gemmae essent pellucidae materiae, veluti smaragdi, chrysolithi, amethysti, lapilli autem contrariae superioribus naturae, ut obsidiani, vejentari.

5) Eutrop. 9, 26 (16) sagt vom Kaiser Diocletian: Ornamenta gemmarum vestibus calceamentisque indidit. Nam prius imperii insigne in chlamyde purpurea tantum erat, reliqua communia. Tertullian. de habitu femin.: Gemmarum quoque nobilitatem vidimus Romae de fastidio Parthorum gentilium suorum coram

man eine Daktyliothek an den Händen trug, an jedem Finger sechs Ringe mit Edelsteinen[1]. Solcher Luxus war für Indien sehr einträglich, da die meisten aus jenem Lande bezogen wurden. Plinius führt zwar an, dass die Indier auch gefärbtes Glas für Edelsteine verkauften, aber diess scheint irrig zu sein, solche falsche Edelsteine wurden wahrscheinlich auf den Glashütten zu Alerandria fabrizirt; denn jene Stadt war die erste Kaufmannsschule für den Betrug. Die Edelsteine, welche die Griechen und Römer aus Indien erhielten, waren nach der von ihnen beliebten Farbenordnung hauptsächlich folgende:

## A. Weissliche.

Diamant. Plinius nimmt sechs Arten an, die aber seiner Beschreibung gemäss nicht alle zu unserm Diamantgeschlecht gehören[2]. Er hält jenen Edelstein, der lange nur einigen wenigen Fürsten bekannt gewesen sei, für das Kostbarste von allen Sachen, was er vorhin von den Perlen bemerkte. Das Wort adamas, womit die spätern Griechen und Römer den Diamant bezeichnen, bedeutete früher bloss gehärtetes Eisen, Stahl; es wurde erst um die Mitte des ersten Jahrhunderts n. Chr. dieser Steinart wegen ihrer Härte beigelegt, die vorhin den Namen Krystall oder Jaspis führte[3]. Dieser harte Stein, der weder durch Eisen, noch durch Feuer vernichtet werden konnte, zersprang aber, wie Plinius berichtet, geweicht in frischem warmen Bocksblut, zwischen Hammer und Amboss. Wunderbar, dass das Bocksblut so grosse Kraft besitzt! Jedoch geht aus dieser Stelle hervor, dass die Alten schon den Diamant nach dem Gefüge der Blätter zu spalten wussten; denn sie kannten seine dodekaedrische Krystallisation, sowie auch seine Elektrizität. Man schrieb ihm die wunderthätigen Eigenschaften zu, dass er das Gift unwirksam mache, Furcht und Schrecknisse verscheuche, wesshalb er zu Amuletten diente, und die Steinschneider fassten kleine Stückchen in Stahl ein; um damit andere Edelsteine zu schneiden[4]. Die Diamant-Minen in Indien befinden sich hauptsächlich zwischen den Flüssen Pennar und Krischna

---

matronis erubescentum, nisi quod nec ad ostentationem fere habentur. Latent in circulis smaragdi, et cylindros vaginae suae solus gladius sub sinu movit, et in peronibus uniones emergere de luto cupiunt. Virg. Aen 4, 261 — atque illi stellatus iaspide fulva Ensis erat. Virg. Geor. 2, 506. Ut gemma bibat von einem mit Edelsteinen besetzten Becher. Vgl. Digest. 34. tit. 2. lex 19. Plin. 37 6 (2).

1) Martial. 11, 60. Senos Charinus omnibus digitis gerit,
Nec nocte ponit, anulos:
Nec cum lavatur. Causa quae sit, quaeritis?
Dactyliothecam non habet.

Martial. 5, 11. Sardonychas, smaragdos, adamantes, iaspidas uno
Versat in articulo Sella, Severe, meus.

2) Plin. 37, 15 (4) Cf. Solin. c. 52 und Isidor 16, 13.

3) Strabo 15. c.. 1. §. 67. Φέρει δὲ καὶ λιθίαν ἡ χώρα πολυτελῆ, κρυστάλλων καὶ ἀνθράκων, καθάπερ τῶν μαργαριτῶν. Salmas. Plin. exerc. p. 1093 bemerkt ganz richtig, dass Strabo unter κρύσταλλοι, wie auch Diodor, alle weisslichen Edelsteine, also auch den Diamant, und unter ἄνθρακες alle rothen und feuerfarbigen begreife; aber er irrt darin, dass er in Indien keinen Krystall annimmt. Der Diamant kommt nach Beckmann unter dem Namen Jaspis Offenb. Joh. 21. v. 11. 18 u. 19 vor.

4) Plin. l. c. Expetuntur a scalptoribus, ferroque includuntur, nullam non duritiam ex facili cavantes.

bei Kuddapa, Nandial und Banganpalli; bei Ellora, in Gondwara am mittlern Mahanudi-Flusse und bei Pannah in Bundelkhund. Wie ergiebig diese Minen sind, geht daraus hervor, dass die Engländer daraus einst 3,000,420 Pfd. Sterl. jährlicher Einkünfte zogen. Die Indier untersuchen die Steine im Schatten eines Baumes oder beim Lampenlicht: der an Farbe dem reinsten Wasser gleicht, ist der vorzüglichste, dann folgt der grünliche und zuletzt der gelbliche. Plinius hat vollkommen Recht, dass er den Fundort der Diamanten in Goldlager setzt. In Indien findet man sie beim Golde, in Brasilien bei Gold und Platina, und im Jahr 1830 hat man in den uralschen Goldlagern, in welchen man seit 1823 Platina entdeckte, auch Diamanten gefunden; ja die Sinesen wollen wissen, wie auch Plinius andeutet, dass der Patschelo, welches Wort eine Transcription des Sanskr. Wadschra (Diamant) ist, im Gold entstehe [1]). Die meisten Mineralogen bezweifelten das Vorhandensein von Diamanten, in Afrika, wie Plinius erwähnt; indess hat man sich in der neuesten Zeit von der Wahrheit überzeugt, die Franzosen erhielten drei Diamanten, die bei Konstantine, dem alten Cirta in dem goldhaltigen Sande des Flusses Kumel aufgefunden wurden. Der grösste Diamant, den die Alten kannten, überstieg nicht die Grösse einer Haselnuss, jetzt aber besitzt der königliche Schatz in Portugal einen rohen brasilianischen, der 1680 Karat wiegt und auf 224,000,000 Pfd. Sterl. geschätzt wird, und Crawfurd erfuhr, dass auch der kleine Fürst auf Borneo einen grossen Diamant besitzt, der vor etwa 100 Jahren in den Gruben von Landak gefunden ward. Er ist noch in seinem rohen Zustande und wiegt 367 Karat, oder nach dem gewöhnlich angenommenen Verhältnisse zwischen rohen und geschliffenen Diamanten, halb so viel, nachdem er geschnitten ist, also $183^1/_2$ Karat, d. i. $11^1/_2$ Karat weniger, als der Diamant des Kaisers von Russland. — Opal. Der Opal der Alten, der häufig aus Glas nachgemacht wurde, scheint nach der Beschreibung des Plinius der Zirkon oder Sargon zu sein, der auf Seilan gefunden wird, weil er ihm den indischen Namen Sangenon gibt, der wohl aus Sargon hervorgegangen sein kann; unser Opal, welches Wort aus dem indischem stammt, war vermuthlich der Iris der Alten. Er nahm den dritten Rang unter den Edelsteinen bei den römischen Damen ein und wurde desshalb so hoch geschätzt, weil er in vielen Farben spielte, die Durchsichtigkeit eines reinen Krystalls, das schwache Feuer des Karfunkels, den Purpurglanz des Amethystes, das Meergrün des Smaragdes und das Gelb des Safrans hatte. Die Griechen und Römer legten ihm vorzugsweise den Namen Paederos bei, und so musste die unnatürliche Lüsternheit ein Prädikat der Naturschönheit werden. Wie sehr man nach dem Besitz eines solchen ausgezeichneten Steines strebte, erfahren wir aus Plinius. Der Senator Nonius besass einen Ring mit einem Opal, der 20,000 Sesterzien geschätzt wurde und Ursache war, dass Antonins den Besitzer desselben proscribirte, der aber floh und ihn allein von seinen Gütern mitnahm [2]). — Asteria, ein Stein, der wie die Pupille ein Licht in sich schloss und schwer zu graviren war: noch einen andern nennt Plinius Astrios, der fast so weiss

---

1) Foe-kue-ki p. 91. Die ägyptische Handelsflotte nahm den Diamant nebst dem Hyacinth in Barake, dem Seehafen der Nelkynder, ein. Peripl. mar. Erythr. p. 31.
2) Plin. 37, 21—22 (6). 37, 46 (9).

wie Krystall war und Licht verbreitete; beide wurden in Indien und Karmanien gefunden, die karmanischen waren aber besser als die indischen[1].

## B. Grüne.

Smaragd. Dieser Edelstein galt nach dem Diamant für den kostbarsten. Plinius gibt 12 Arten an, von welchen die skythische die erste, die baktrianische die zweite und die ägyptische die dritte Stelle einnahm; die übrigen 9 Arten wurden in Metallbergwerken, besonders in Kupferminen gefunden, waren also eigentlich keine Smaragde, sondern Malachite[2]. Einige behaupten, die Alten hätten unsern Smaragd nicht gekannt, sondern unter dieser Benennung alle grünen Edelsteine, als Praser, Jaspis, Malachit verstanden, indem sie sich darauf stützen, dass unter den aus dem Alterthum auf uns gekommenen geschnittenen Steinen sich keine Smaragde befänden, aber wohl Smaragd-Praser. Doch Plinius bemerkt schon, dass die Smaragde wegen ihres wohlthätigen Einflusses auf das Gesicht überhaupt, die skythischen und ägyptischen aber wegen ihrer Härte nicht gravirt wurden[3]. Andere gehen noch weiter und behaupten sogar, sie hätten unter Smaragd auch grüne Glasflüsse begriffen, indem sie sich auf die Säule im Tempel des Herkules zu Tyrus berufen, die nach Herodot aus Smaragd gewesen sein soll[4]; allein jene Säule erklärt schon Plinius für Pseudosmaragd. Treffliche Beweisgründe! So könnte man auch sagen, wir begriffen grünes Glas unter Smaragd; denn wie lange ist nicht der sacro catino zu Genua von den Geschichtschreibern für Smaragd ausgegeben worden. Gewiss verbanden die Alten unter der Benennung Smaragd Steine von bestimmter Sphäre und rechneten den Jaspis nicht darunter, weil Theophrast und Plinius beide deutlich unterscheiden[5]. Da die Smaragde, die allerdings damals eine grössere Begriffssphäre als jetzt hatten, den ersten Rang nach den Diamanten einnahmen, so mussten sie kostbare Steine sein, und solche waren die skythischen, die man jetzt noch am Baikal und auch in Indien, zumal in Golkonda und Pegu findet, wie Chardin versichert, der sicher Edelsteine kannte. Aus dem Indischen ist auch der Name in die andern Sprachen übergegangen, denn der Smaragd heisst im Sanskrit Marakata, welches die Sinesen in Molokiatho, die Perser in Zemerud, die Griechen in Smaragdos, aber auch Maragdos veränderten: die Hebräer wechselten M mit B und schrieben Bareketh, Barkath. Ferner setzt Plinius den Fundort des ägyptischen bei der Stadt Koptos in Thebais. Diese alten Gruben hat Caillaud auf Veranlassung des Pascha von Aegypten, Mehemed Ali, wieder aufgefunden und dem Pascha 10 Pfund Smaragde aus denselben überreicht. Auch Chardin hatte von den Persern vernommen, dass sie, ehe Amerika entdeckt war,

1) Plin. 37, 47—48 (9). 2) Plin. 37, 16—19 (5).

3) Plin. 37, 17 (5). Quamquam Scythicorum Aegyptiorumque duritia tanta est, ut nequeant vulnerari. Solin. c. 15. Nec aliam ob causam placuit, ut non sculperentur, ne offensum decus, imaginum lacunis corrumperetur: quamquam qui verus est, difficulter vulneretur.

4) Herod. 2, 44.

5) Theophr. de lap. Καὶ ἐν Κύπρῳ ἥ τε σμάραγδος καὶ ἡ ἴασπις. Plin. 37, 19 (5). Nam et hoc genus reperiri, et in Cypro inventum ex dimidia parte smaragdum, ex dimidia jaspidem.

ihre Smaragde, die von höherer Farbe und härter als die occidentalischen waren, aus Aegypten bezogen, und die beiden arabischen Reisenden berichten schon über 700 Jahre vor Chardin, dass sie aus Aegypten nach Persien zum Verkauf gebracht wurden [1]). Wenn nun letztere wirklich Smaragde sind, so haben die Alten auch die unsrigen gekannt; nur den peruvianischen konnten sie nicht kennen. Theophrast schreibt von dem baktrianischen, dass er in den benachbarten Sandwüsten beim starken Wehen der Etesien, wodurch die kleinen Steinchen entblösst würden, gefunden und zur Verzierung, besonders der goldenen Pokale, eingesetzt werde [2]). Von den Edelsteinen kommt der Smaragd am ersten in den griechischen Schriften vor, wird jedoch erst von Herodot erwähnt, und man schätzte ihn später so hoch, dass er auch die Bedeutung von Juwel überhaupt erhielt, wie aus mehreren Stellen klar vor Augen tritt [3]). In der spätern Römerzeit nannte man den schönsten Smaragd den neronianischen nach dem Künstler Nero, der, wie Epiphanius anführt, ihn ausnehmend schön zu poliren erfand [4]). — Beryll. Hierunter begreift Plinius unsern Aquamarin, das Katzenauge, den Chrysoberyll, den Chrysopras und überhaupt alle Edelsteine, deren Grün blässer als das der Smaragde ist. Sie kamen aus Indien, wo sie nach ihrer Krystallisation sechseckig polirt und als Cylinder ausgeführt wurden, wie heute noch das Katzenauge von Malabar und Seilan in solcher Gestalt nach Europa gelangt. Die Römer fassten diese Cylinder an beiden Enden mit Gold ein und bildeten daraus, gewöhnlich in Verbindung mit Perlen, Halsketten [5]). — Jaspis. Er kommt schon bei Moses unter dem Namen Jaschpheh vor und zeigt sich zwar in allen Farben, von welchen aber die purpur-, rosen- und smaragdfarbigen am höchsten geschätzt wurden. Man bezog aus Indien vorzüglich den smaragdähnlichen, der im ganzen Orient als Amulet, zumal von den Frauen an den Schenkeln zur Beschleunigung der Geburt, getragen wurde [6]); hauptsächlich sollte er vor Spuk und Gespenstern

---

1) Bei Ehrmann. S. 511.

2) Theophr. de lap. Οἷς δὲ εἰς τὰ λιθόκολλα χρῶνται ἐκ τῆς Βακτριανῆς εἰσὶ πρὸς τῇ ἐρήμῳ· συλλέγουσι δ᾽ αὐτοὺς ὑπὸ τοὺς ἐτησίας, ἱππεῖς ἐξίοντες, τότε γὰρ ἐμφανεῖς γίνονται, κινουμένης τῆς ἄμμου, διὰ τὸ μέγεθος τῶν πνευμάτων· εἰσὶ δὲ μικροὶ καὶ οὐ μεγάλοι. Plin. 33. praef. §. 2. Turba gemmarum potamus, et smaragdis teximus calices, ac temulentiae causa tenere Indiam juvat, et aurum jam accessio est.

3) Wir wollen hier nur einige Beispiele anführen. Plin. 9, 58 (35) sagt: Lolliam Paulinam — — vidi smaragdis margaritisque opertam, alterno textu fulgentibus, toto capite, crinibus, spira, auribus, collo, monilibus, digitisque; quae summa quadringenties HS. colligebat. Jener theure Schmuck sollte nur aus Perlen und Smaragden bestanden haben? Er enthielt sicher die kostbarsten Steine, die damals nur zu haben waren, und daher sind smaragdi hier Juwelen. Dass die Halsgehänge nicht immer aus Smaragd, oder einer einzeln Steinart bestanden, beweist noch das vor der Porta St. Lorenzo in einem Sarkophag aufgefundene, in welchem Chrysolithe mit Hyacinthen abwechselten. S. Böttigers Sabina 2. Th. S. 155. So bezeichnet auch der römische Jurist die Perlen und Juwelen in den Ohrgehängen. Digest. 34. tit. 2. l. 32. §. 8. Cum inaures, in quibus duae margaritae elenchi et smaragdi duo, legasset. Auch so ist die Stelle bei Tibull. 1, 1, 51 zu erklären: O quantum est auri potius, pereatque smaragdi.

4) Salmas. Plin. exerc. p. 1105.

5) Plin. 37, 20 (5). Solin. c. 52. Isidor 16, 7.

6) Plin. 37, 37 (8). Dioscor. 5, 160.

schätzen[1]. Der Jaspis führt auch den Beinamen Sphragis, Siegelstein, weil er am besten das Siegel im Wachs wiedergab, oder in der asiatischen Siegelerde, womit die Bewohner von Kleinasien ihre öffentlichen sowohl als ihre Privatbriefe versiegelten[2]). Man verfertigte aus dem Jaspis allerlei kleine Kunstsachen: so sah Plinius einen solchen Stein von 15 Unzen, woraus ein bepanzertes Nerobild gemacht worden war.

## C. Blaue.

Sapphir. Einige sind der Meinung, die Griechen und Römer hätten diesen Edelstein nicht gekannt; was sie unter Sapphir verstanden, sei unser Lasurstein. Allerdings beschreibt Plinius ihn als einen blauen undurchsichtigen Stein mit Goldpunkten (Schwefelkiespunkten), was der Eigenschaft unsers Lapis lazuli entspricht[3]); aber die Alten begriffen unter Sapphir mehrere Arten blauer Steine, nicht den Lasur allein, von welchen jene, die keine Schwefelkiespunkte enthielten und in die Purpurfarbe oder das Violette spielten, die kostbarsten waren, welche, wie der Bischof Epiphanius, ein Schriftsteller des vierten Jahrhunderts bezeugt, aus Indien und Aethiopien kamen, und von hohen Personen in Braceletten und Halsketten getragen wurden[4]). Unser Sapphir wird nun in ziemlicher Menge auf Seilan gefunden, und diesen sollten die Griechen und Römer nicht gekannt haben, die mit Indien seit Alexander dem Grossen in Verbindung standen und so grosse Summen an Edelsteine aller Art verschwendeten? Sicher war er ihnen nicht unbekannt. Es gab in der damals bekannten Welt keine schöne Steinart, oder die Römer besassen dieselbe, ja sie kannten mehrere als wir; denn selbst aus dem Innern Afrika's, dessen eigene Edelsteine wir jetzt fast gar nicht kennen, gelangten dieselben nach Rom. Und wie viele aus dem Alterthum bewahren noch die Kabinette auf, deren Fundort wir heute nicht mehr angeben können! Der Name Sapphir als Edelstein ist sehr alt, er kommt schon im Hiob, im zweiten Buche Mosis und andern Stellen des alten Testaments vor, und nach ihm soll auch eine Insel im arabischen Meerbusen den Namen Sappheirine geführt haben[5]); aber dem Küstenbeschreiber

1) Dionys. Perieg. 724—725: Φύει δὲ κρύσταλλον, ἴδ' ἠερόεσσαν ἴασπιν,
Ἐχθρὴν ἐμπούσῃσι, καὶ ἄλλοις εἰδώλοισι.

2) Cic. pro Flacco c. 16. Obsignata erat creta illa Asiatica, quae fere est omnibus nota nobis: qua utuntur omnes non modo in publicis, sed etiam in privatis litteris. Cic. in Verrem 6, 26. Cum epistola allata esset, signum iste animadvertit in cretula.

3) Plin. 37, 39 (9). Sapphirus enim et aureis punctis collucet. Caeruleae sapphirorum cum purpura optimae apud Medos: nusquam tamen perlucidae. Praeterea inutiles scalpturae, intervenientibus crystallinis centris. Quae sunt ex iis cyanei coloris, mares existimantur. Theophr. de lap. §. 23. ἡ σάπφειρος· αὕτη δ' ἐστὶν ὥσπερ χρυσόπαστος, und ferner καὶ ἣν καλοῦσι σάπφειρον· αὕτη γὰρ μέλαινα, οὐκ ἄγαν πόῤῥω τοῦ κυανοῦ τοῦ ἄῤῥενος.

4) Epiphanius de duodecim gemmis §. 5. Ἔστι γὰρ ὁ βασιλικὸς χρυσοστιγής· οὐ πάνυ δὲ οὗτος θαυμαζόμενος, ὡς ὁ δι' ὅλου πορφυρίζων. Salmasius Plin. exerc. p. 132 führt einen griechischen Schriftsteller später Zeit an, der schon den Sapphir von dem Lasurstein unterscheidet, indem er sagt: Σάπφειρος λίθος φαιὸς λαζουροχρόος. Hieraus leuchtet zugleich hervor, dass das persische Wort Lazuardi, welches blaue Farbe bedeutet, schon in die griechische Sprache übergegangen war.

5) Stephan. Σαπφειρίνη, νῆσος ἐν τῷ Ἀραβίῳ κόλπῳ· ἐκ ταύτης ὁ Σάπφειρος λίθος.

des rothen Meeres zufolge wurde er aus dem indischen Hafen Barbarikum ausgeführt. Eben so wenig als zu zweifeln ist, dass die Alten unsern Sapphir kannten, eben so sicher begriffen sie auch unter jenem Worte unsern Lasur, weil Plinius den medischen Sapphir für den besten erklärt. Chardin und Tavernier erfuhren nun, dass die persischen Kupfergruben, besonders bei Tauris, das im alten Medien liegt, Lasur lieferten, der aber eine Art Kupfererz ist, dessen schöne blaue Farbe sich mit der Zeit trübt und endlich verschwindet, wohingegen die aus dem Lasur der Bokharei gewonnene unvergänglich ist: mithin konnte der sogenannte medische Sapphir nicht der besste sein, er gehörte zum Kupfergeschlecht. Indess führt Plinius noch einen andern blauen Stein an, den Cyanos, der auch zuweilen mit Goldpunkten vermischt war, die sich aber von denen des Sapphirs unterschieden [1]). Dieser Cyanos ist wohl nun unser Lasur, der in den bokharischen Gebirgen oder nach Plinius in Skythien bricht, zum Kieselgeschlecht gehört, unsere ächte Ultramarinfarbe liefert und nach Ostindien ausgeführt wird, von wo er dann weiter nach Europa gelangt. Die Alten kannten auch schon Ultramarin, das unter dem Namen Armenium bei Dioskorides, Plinius und Andern vorkommt, und so theuer war, dass derjenige, der etwas damit gemalt haben wollte, sich selbst diese Farbe anschaffen musste. Dieses Armenium muss aber von dem Caeruleum (Bergblau) unterschieden werden, es ist die theuerste von allen Farben, die Plinius erwähnt. Das römische Pfund, das nur 24 Loth hielt, kostete 300 Sesterzien oder 30 Gulden [2]), da das Caeruleum nur 8 Denare galt [3]). Es wurde aus dem Lapis Armenius, das ist dem persischen Lapis lazuli gezogen, und war also nicht das ächte Ultramarin. Ob die Alten dieses gekannt haben, ist zweifelhaft; zu vermuthen ist es wohl, weil sie den bokharischen Lasur erhielten, und Plinius eines Caeruleum Scythicum gedenkt. — Türkiss. Den Callais oder nach dem Periplus καλλάϊνος λίθος holte man aus dem Seehafen Barbarikum. Er war ein blaugrüner Edelstein, von dem man mehrere bei einander fand, also unser Türkiss, der, obgleich Salmasius ihn nicht dafür gelten lässt, noch in der Bokharei und in Ostpersien in traubenförmigen Knospen gefunden wird. Plinius unterscheidet zwar an einer andern Stelle den Callais von der Callaina, aber bei genauer Untersuchung findet kein Unterschied statt [4]). Chardin bezeichnet Nischapur in Khorasan und das Gebirge Firuskuh zwischen Hyrkanien und Parthien, vier Tagereisen von dem kaspischen Meere, als die Fundorte der Türkisse in Persien, von welchem letztern Berge diese Steine im Orient Firuse genannt würden, und Witsen

1) Plin. 37, 38 (9). Reddetur et per se cyanos, accommodata gratia paulo ante nominato colore caeruleo. Optima Scythica — — — Inest ei aliquando et aureus pulvis, non qualis in sapphirinis.

2) Plin. 35, 28 (6). Armenia mittit, quod ejus nomine appellatur. Lapis est hic quoque chrysocollae modo infectus: optimus est, qui maxime vicinus est, communicato colore cum caeruleo. Solebant librae ejus trecenis nummis taxari. Dioscor. 5, 105.

3) Plin. 33, 57 (13).

4) Plin. 37, 33 (8). Callais e viridi pallens. Nascitur post aversa Indiae, apud incolas Caucasi montes Phycaros, apud Sacas et Dahas, amplitudine conspicua, sed fistulosa ac sordium plena. Sincerior multo praestantiorque in Carmania. Plin. 37, 56 (10). Callais sapphirum imitatur, candidior, et litoroso mari similis. — Callainas vocant e turbido callaino. Ferunt plures simul inveniri conjunctas.

erzählt, dass man in Badakhschan den Rubin Balais (rosenrothen Rubin), Türkiss und Lapis Lazuli finde; letzterer würde aus den Bergen gewonnen, indem man sie durch Feuer erhitze und durch Aufguss von Essig deren Bruch bewirke[1]. Auch Timkowski erwähnt, dass man aus den badakhschanschen Gebirgen Gold, Rubine, schwere Amethyste, Türkisse und Lasur, jährlich mehr als 300 Pud gewinne, und Karawanen von Badakhschan bringen heutiges Tages noch diese Naturprodukte nach Indien.

## D. Purpurfarbige oder violette.

Von den purpurfarbigen Edelsteinen wurde der erste Rang dem indischen Amethyst angewiesen, der seinen Namen nach der Eigenschaft trägt, die der Aberglaube ihm zuschrieb, dass er nämlich vor der Trunkenheit schütze. Seine Grundfarbe ist violett, die in manche andere Farbe spielt, so dass die Alten sieben Arten annahmen. Den in die Hyacinthfarbe schillernden nennen die Indier, weil diese Farbe bei ihnen, wie Plinius wissen will, Sacon heisse, Sacondion, und wenn er etwas klarer sei, Sapenos. Der mit rosenrothem Schimmer war bei den Römern sehr beliebt, sie nannten ihn Paederos, Anteros, Gemma Veneris, und alle diese Arten waren leicht zu graviren[2]. Zu den purpurfarbigen Edelsteinen rechnet man auch den Hyacinth. Was für einen Stein die Alten darunter verstanden, darüber ist man heute noch nicht einig. Der unserige ist orangegelb, feuerfarbig, der des Plinius ist zwar sehr vom Amethyst unterschieden, nähert sich ihm doch am meisten von allen andern Edelsteinen; sein violetter Glanz tritt nicht so hervor, als der des Amethystes[3]. Isidor nennt ihn einen blauen Stein mit einem Purpurschimmer, der sich, jenachdem das Licht darauf falle, bald stark, bald schwächer zeige, auch wohl ganz verschwinde; er habe den Namen von der Hyacinthblume und sei wegen seiner Härte schwer zu gewinnen[4]. Aus solchen allgemeinen Angaben lässt sich schwer etwas genau bestimmen, und auf solche Weise beschrieben die Alten ihre Steine und Pflanzen, was den Vermuthungen der heutigen Forscher einen grossen Spielraum gewährt. Salmasius will in dem Hyacinth der Alten unsern Rubin erkennen, welcher Ansicht Vincent folgt, und Passow hält ihn für unsern Sapphir. Bisweilen gibt der Fundort eine Aufklärung, dieser war nun nach Plinius vorzüglich Indien; aber Seilan ist sowohl durch unsern Hyacinth, unsern Rubin, unsern Sapphir, als durch den Hyacinth der Alten berühmt[5]. Am wahrscheinlichsten war er unser Rubin, der im Sanskrit Padmarâga, Lotusfarbe heisst.

1) Witsen l. c. I. p. 418.  2) Plin 37, 40 (9).
3) Plin 37, 41—42 (9)
4) Isidor. 16, 9. Hyacinthus ex nominis sui flore vocatur. Hic in Aethiopia invenitur, caeruleum colorem habens. Optimus qui nec rarus est, nec densitate obtusus, sed ex utroque temperamento lucens purpuraque refulgens: hic autem non rutilat aequaliter, sed cum facie coeli mutatur. Sereno enim perspicuus est atque gratus, nubilo coram oculis evanescit, atque marcescit, in os missus frigidus est, in sculpturis durissimus, nec tamen invictus. Nam adamante scribitur et signatur.
5) Cosmas ap. Montf. p. 336. Ταπροβάνη· ἐν ᾗ εὑρίσκεται ὁ λίθος ὁ ὑάκινθος. Durch dieses Beispiel wird zugleich Passow's Vermuthung, dass ὑάκινθος als mascul. wohl nie vorkomme, widerlegt. Bei spätern Giechen sind die Edelsteine sehr häufig gen. masc. So sagen Epiphanius und Stephanus ὁ σάπφειρος.

## E. Rothe und gelbe.

Die Griechen nannten diese Edelsteine ἄνθρακες, die Römer Carbunculi, und begriffen darunter mehrere Arten, nach Isidor zwölf, die alle im Dunkeln wie eine glühende Kohle leuchteten, daher ihr Name [1]. Es gehören also unter diese Benennung die Rubine: der ponceaurothe Spinell, der rosenrothe Balais, der hyacinthröthliche Rubicell; dann die Granaten: der Almadin, der Pyrop, der Granatit, und andere. Plinius theilt sie in die Indischen, die Garamantischen oder Carchedonischen, die Aethiopischen und die Alabandischen. Auch wurden sie an mehreren Orten in Europa gefunden. Man rechnete ferner darunter die indischen Steine Sandaresus, der Goldpunkte hatte, und den Lychnis, der erwärmt Spreu und Papierschnittchen anzog und wahrscheinlich unser Topas ist, der diesen Namen aus Skr. Tapus, Feuer, wie den griechischen Lychnis aus λύχνος, Licht, Leuchter, führt und am schönsten in citronengelber Farbe auf Seilan gefunden wird [2]. Alle diese Arten waren schwer zu graviren und liessen beim Versiegeln das Wachs nicht gut von sich [3], wurden aber doch auch in Griechenland zum Theil zu Siegelsteinen gebraucht, besonders die aus Karthago und Massilien eingeführten, welche sehr theuer waren, indem ein sehr kleiner 40 Goldstater oder 186$^{2}/_{3}$ Thlr. kostete [4]. Was für eine Steinart nun jedesmal die Alten unter ἄνθραξ oder Carbunculus verstanden, muss errathen werden; jedoch lässt sich bisweilen aus der Angabe der verfertigten Gegenstände bestimmen, welche Art sie nicht war. So z. B. sagt Plinius, dass man aus den indischen Carbunculis Gefässe mache, welche einen Sextarius oder beinahe $^{1}/_{2}$ berl. Quart fassten. Diese waren nun sicher weder Rubine, noch Granaten, noch Topase. Zu diesen Klassen können eben so wenig gerechnet werden der carchedonische Carbunculus und der Lychnites, aus welchen man Trinkgefässe, als der orchomenische Andrax, woraus man Spiegel machte [5]. Die Carbunculi wurden häufig aus Glas nachgemacht, worin man eine sehr grosse Kunst erlangt hatte, wie einige antike Glasgemmen zeigen, die kein Bläschen haben, ganz durchsichtig und durch und durch gefärbt sind, so dass man sie wirklich für Edelsteine halten sollte. — Sarder. Er führt nach Plinius seinen Namen von der Stadt Sardes in Lydien, wo er zuerst gefunden ward [6], und ist

1) Isidor. 16, 13. Omnium ardentium gemmarum principatum carbunculus habet. Carbunculus autem dictus quod sit ignitus ut carbo, cujus fulgor nec nocte vincitur. Lucet enim in tenebris, adeo ut flammas ad oculos vibret. Genera ejus XII.

2) Plin. 37, 25—30 (7).

3) Plin. l. c. Omnia autem haec genera scalpturae contumaciter resistunt, partemque cerae in signo tenent.

4) Theophr. de lap. §. 18. Ἄνθραξ καλούμενος, ἐξ οὗ καὶ τὰ σφραγίδια γλύφουσιν, ἐρυθρὸν μὲν τῷ χρώματι, πρὸς δὲ τὸν ἥλιον τιθέμενον ἄνθρακος καιομένου ποιεῖ χρόαν. Τιμιώτατον δ', ὡς εἰπεῖν· μικρὸν γὰρ σφόδρα τετταράκοντα χρυσῶν. Ἄγεται δὲ οὗ ἐκ Καρχηδόνος καὶ Μασσαλίας. Aristot. Meteorol. 4, 9. Ταῦτα γὰρ φαίνεται κρατούμενα ὑπὸ τοῦ πυρός· ἥκιστα δὲ τῶν λίθων ἡ σφραγίς, ὁ καλούμενος ἄνθραξ. Dieser feuerbeständige ἄνθραξ scheint entweder der Rubin, oder der Almadin gewesen zu sein.

5) Theophr. de lap. §. 31. Τὸ ἀνθράκιον τὸ ἐξ Ὀρχομένου τῆς Ἀρκαδίας — κάτοπτρα δὲ ἐξ αὐτοῦ ποιοῦσι.

6) Plin. 37, 31 (7) Ipsa gemma vulgaris, et primum Sardibus reperta, wo Salmasius nach Isidor Sardis lesen will, welche Conjectur aber nicht zu billigen

ein mehr oder minder durchsichtiger Stein von rother Farbe in manchen Abstufungen, unser Carneol, der im Alterthume fast allgemein zu Siegelringen gebraucht wurde. Aus Indien bezog man drei Arten, die alle schön durchsichtig waren; aber den schönsten lieferten einige Steinbrüche in Babylonien, die jedoch schon zu Plinius Zeiten nicht mehr solche Ausbeute gegeben haben sollen[1]). Heute besitzen wir noch in Sammlungen viele Intaglio's aus sehr schönem, blutrothem, dem Pyrop ähnlichem Carneol, welche von den grössten griechischen Künstlern gravirt sind. Unsere Mineralogen kennen den Fundort dieses herrlichen Steines nicht; aber aus Plinius und Epiphanius erfahren wir, dass er in Babylonien brach[2]). — Onyx. Man hat ihn in vielen Varietäten, in wachsgelber, incarnatrother, dunkelrother, brauner, schwarzblauer Grundfarbe, die immer mit milchweissen Streifen, wie sich auf den Fingernägeln befinden, durchzogen ist, daher der Name. Der schönste kam aus Indien und wurde zu Siegelringen gravirt[3]). Hier müssen wir bemerken, dass der Onyx des Kieselgeschlechts nicht mit dem Onyx des Kalkgeschlechts verwechselt werden darf, wie so häufig geschieht: esterer ist ein Edelstein, durch den andern wird der Alabaster bezeichnet[4]); beide haben übrigens nichts mit einander gemein als die weissen Streifen des Fingernagels; dieser bricht in grossen Stücken, woraus man allerlei Gegenstände verfertigte, hauptsächlich aber, weil sich in dieser Steinart die Salbe gut hielt, Salbenfläschchen in Birnenform[5]), welche die Dichter kurzweg Onyches oder Alabastra nennen[6]); jener hingegen, der Edelstein, diente nur zu Siegelringen, sein Volumen erlaubt nicht, grosse Gegenstände aus ihm zu verfertigen. — Sardonyx. Dieser Stein besteht, wie der Name lehrt, aus dem Sarder oder Carneol mit Onyxschichten[7]), und man findet von ihm in mehreren Flüssen Indiens die schönsten Exemplare, zuweilen von solcher Grösse, dass die Indier Degengriffe, Messerschalen, Kistchen, Dosen und andere Kunstsachen daraus verfertigen; auch werden sie von ihnen durchbohrt und zu Halsketten angeschnürt.

ist. Isidor. 16, 8. Sardius dicta, eo quod primum reperta sit a Sardis: haec rubrum habet colorem marmoribus praestans, sed inter gemmas vilissima.

1) Plin. l. c. Sed laudatissima circa Babyloniam, cum lapicidinae quaedam aperirentur, haerens in saxo cordis modo: hoc metallum apud Persas defecisse traditur.

2) Epiphanius de duodecim gemmis. Πρῶτος λίθος σάρδιον τὸ Βαβυλώνιον, οὕτω καλούμενον· ἔστι μὲν πυρωπὸς τῷ εἴδει καὶ αἱματοειδής.

3) Isidor. 16, 8. Onyx appellata, quod habet in se permixtum candorem in similitudinem unguis humanae. Plin. 37, 24 (6). Die ägyptische Handelsflotte lud den Onyx zu Barygaza (Barotsch) ein. Peripl. mar. Erythr. p. 27.

4) Dioscor. 5, 153. Ἀλαβαστρίτης, ὁ καλούμενος ὄνυξ. Plin. 36, 12 (7). Onychem etiam tum in Arabiae montibus, nec usquam aliubi, nasci putavere nostri veteres: Sudines in Germania. Potoriis primum vasis inde factis, dein pedibus lectorum sellisque — — — Hunc aliqui lapidem alabastriten vocant, quem cavant ad vasa unguentaria, quoniam optime servare incorrupta dicitur.

5) Plin. 9, 56 (35). Elenchos appellant fastigata longitudine, alabastrorum figura in pleniorem orbem desinentes.

6) Hor. Carm. 4, 12, 17. Nardi parvus onyx eliciet cadum. Martial. 7, 94: Unguentum fuerat, quod onyx modo parva gerebat. Martial. 11, 8: Quod Cosmi redolent alabastra, focique Deorum.

7) Isidor. 16, 8. Sardonyx ex duum nominum societate vocata est. Est enim ex onychis candore et Sardo. Constat autem tribus coloribus: subterius nigro, medio candido, superius mineo. Haec sola in signando nihil cerae evellit. Reperitur autem apud Indos et Arabes detecta torrentibus. Genera ejus quinque.

Scipio Afrikanus brachte sie zuerst nach Rom, wo sie bald in grosses Ansehen kamen, als Siegelsteine, weil sie das Siegel sehr rein ausdruckten, sehr geachtet und zuweilen in Kästchen von Elfenbein aufbewahrt wurden [1]). Es haben sich noch viele vortreffliche antike Cameen aus indischem Sardonyx erhalten; die grösste, die bis jezt bekannt ist, befindet sich in der königlichen Sammlung der geschnittenen Steine zu Paris und stellt die Apotheose des Germanikus vor.

§ 6. Krystall. Die schönsten Krystalle kamen aus Indien, wie jetzt noch die sogenannten seilanischen Kiesel, die sich durch ihre Härte und Klarheit auszeichnen, und die herrlichen Krystalle aus den Ghats. Bei der Stadt Tandschore findet man sie von weisser, gelber, violetter und brauner Farbe, die in genannter Stadt und zu Tritschinopalli geschnitten und verkauft werden; auch Nepal liefert Krystalle von grossem Umfang. Nach den indischen hatten die Schweizerkrystalle den grössten Ruf, den sie noch heute behaupten [2]). Man verfertigte daraus hauptsächlich, weil sie das Getränke lange kühl erhalten, Trinkbecher, die zuweilen gravirt waren und gewöhnlich Züge aus der Mythe oder Gegenstände der niedern Sinnlichkeit darstellten [3]); jedoch besass der Kaiser Nero auch zwei, worauf Verse aus dem Homer eingegraben waren, die er, als man ihm gerade beim Mahle die Nachricht von dem Abfall seiner ihm noch treu gebliebenen Heere überbrachte, vor Wuth zerbrach [4]). Solche Gefässe hiessen Diatreta, und dazu wurden nicht die fehlerlosen Krystalle oder die Acenteta genommen, sondern die harte Körner und braune Flecken hatten, welche aber die Kunst verdeckte [5]). In Krystallwaaren machten die Römer grossen Aufwand, sie verdrängten häufig die goldenen und silbernen Gefässe, zumal die Pokale. Plinius kannte eine Familie von mittlerm Stande, die sogar eine Schale besass, welche 150,000 Sesterzien oder 15,000 Gulden gekostet hatte; ja man traf Giesskannen aus indischem Krystall von vier Sextarien oder zwei berliner Quart, Vasen, welche eine Amphora oder 24 berliner Quart fassten [6]). Die Krystalle dienten auch zu Brenngläsern, womit die Aerzte Wunden ausbrannten [7]), und die vornehmen Römerinnen trugen Krystallkugeln als Abkühlungsmittel in ihren Händen [8]). Diese Waare brachte die alexandrinische Handelsflotte nach dem Hafen Puteoli (Puzzuolo), wo die allgemeine Niederlage der indischen, arabischen und ägyptischen Produkte für Italien war, die von da nach Rom und weiter gingen [9]).

1) Plin. 37, 23 (6). Juven. 13, 139: — — gemmaque princeps Sardonychus loculis quae custoditur eburnis. Martial. 4, 28: Indos sardonychas, Scythas smaragdos.

2) Plin. 37, 9—10 (2). Oriens et hanc (crystallum) mittit, sed Indicae nulla praefertur — — — laudata in Europae Alpium jugis.

3) Martial. 8, 77. Candida nigrescant vetulo crystalla Falerno.

4) Sueton. Nero c. 47. Nunciata interim etiam ceterorum exercituum defectione, litteras prandenti sibi redditas concerpsit, mensam subvertit: duos scyphos gratissimi usus, quos Homericos a caelatura carminum Homeri vocabat, solo illisit.

5) Plin. l. c. Martial. 12, 70: O quantum diatreta valent.

6) Plin. l. c. Juven. 6, 154: Grandia tolluntur crystallina.

7) Plin. l. c. Orpheus de lap. in Crystallo.

8) Propert. 2, 18, 60. Et manibus dura frigus habere pila. Man fand einst in Rom 20 solcher Kugeln in einer Urne von Alabaster. Siehe Böttiger, Sabina Th. 2. S. 209.

9) Martial. 12. 74: Cum tibi Niliacus portet crystalla cataplus
Accipe de circo pocula Flaminio. Zwar will hier Sal-

§ 7. Gold. Indien war von den ältesten Zeiten her wegen seines Reichthums an Gold berühmt. Das Buch Hiob spricht schon von dem Golde aus Ophir und bekundet dadurch zugleich, wenn es wirklich ein so hohes Alter hat, dass Indien schon 1500 Jahre v. Chr. Geburt mit dem Abendlande in Verkehr stand [1]). Auch Jesaias kennt Gold aus Ophir, welcher Name im alten Testamente gewöhnlich dem Golde beigelegt wird, woraus erhellt, dass man es aus Indien bezog, wie Sophokles ebenfalls das Gold zu Sardes indisches Gold nennt [2]). Von dem äthiopischen Golde wird fast im ganzen Alterthum nicht gesprochen, Strabo sagt sogar, in Aethiopien sei weder Gold noch Silber, und Lukan behauptet, dass in ganz Libyen diese beiden Metalle sich nicht finden, selbst der Verfasser des Periplus führt nicht einmal die Ausfuhr des Goldes aus Aethiopien an, da doch schon Herodot weiss, dass Aethiopien reich an Gold ist und die Karthager Libysches Gold gegen ihre Waaren eintauschen [3]). So schlecht benutzten spätere Schriftsteller den Herodot, der doch häufig gut unterrichtet war! Herodot berichtet zuerst, dass Indien reich an Gold sei, das aus Gruben, Flüssen und durch Raub von den goldgrabenden Ameisen gewonnen werde, und dass die Eingebornen dem persischen Könige Darius 360 Talente Goldsand als Abgabe jährlich entrichteten [4]). Megasthenes zufolge setzten die Derdä, rohe Bewohner in den nördlichen Gegenden von Kasmir, den von den Ameisen, oder vielmehr von den Schakalen ausgescharrten Goldsand, den sie nicht zu schmelzen verstanden, an den ersten bessten Kaufmann ab [5]). Die Indier, die das Gold und Silber als aus Feuer und Wasser bestehend erklären und seit alten Zeiten Gold-, Silber- und Edelstein-Minen ausbeuten, sind der Betreibung eines kunstgemässen Bergbaues und Hüttenwesens, wie schon vor mehr als 2000 Jahren der griechische Bergmann Gorgos bemerkte, unkundig und gewinnen heute das meiste Gold aus Flüssen, dessen Körner sie durch Quecksilber ausscheiden [6]). Es wurde schon vor 3000 Jahren ausgeführt, denn die salomonische Flotte tauschte es gegen andere Waaren ein, etwa gegen Weihrauch, Korallen und andere Artikel zum Gebrauche der Indier, die wir aus der heutigen Einfuhre ergänzen können. Der Verfasser des Periplus erwähnt, obgleich er von dem goldenen Chersonesus redet, der Ausfuhr des Goldes nicht, da doch bekannt ist, dass noch später in Indien das Silber gegen Gold mit Vortheil umgesetzt wurde, weil dieses Land reicher an Gold als an Silber ist. Nach Crawfurd werden aus der Insel Singapore an der Südspitze

---

masius in Plinian. exerc. p. 1093 nur alexandrinisches Glas unter crystalla verstehen, in welcher Bedeutung es auch schon bei Plinius vorkomme, und erklärt die pocula des folgenden Verses für römisches Glas, das schlechter als das alexandrinische Krystallglas gewesen sei, wo es sich doch offenbar aus dem ganzen Gedichte ergibt, dass die Pokale vom flaminischen Markte irdene Becher waren. Aber diese Annahme beruht auf dem Irrthum, weil Salmasius der Meinung war, dass Indien keinen Krystall erzeuge. Puteoli war der Hafen für Italien, wo die alexandrinische Handelsflotte ihre Waaren auslud. Siehe Sueton. Octav. c. 98. und Cicero pro Rabir. Posth., welcher letztere die Handelsflotte auch cataplus Puteolanus nennt.

1) Hiob. 28, 16. 2) Jesaias 13, 12. Sophocles, Antig. 1039.

3) Herod. 3, 114. 4, 196. 4) Herod. 3, 94.

5) Strabo 15. c. 1. §. 44. Καὶ τῷ τυχόντι τῶν ἐμπόρων ἄργον διατίθενται, χωνεύειν οὐκ εἰδότες.

6) Manu 5, 113. 7, 62. Strabo 15. c. 1. §. 30.

von Malakka oder dem goldenen Chersonesus der Alten Silber- und Goldbarren in grossen Quantitäten aus- und eingeführt; Goldstaub, sagt er, kommt von Celebes, Borneo, Sumatra und der östlichen Küste der malayischen Halbinsel und geht hauptsächlich nach Kalkutta; im Jahre 1826 wurden 6720 Unzen Goldstaub versendet [1]). Ein Brecheisen, ein Beil und einige hölzerne Geräthschaften sind die Werkzeuge jener Inselbewohner, womit sie zwölf und mehrere Klafter tief den Goldsand aus der Erde herausarbeiten. Sie graben oft Monate lang, ohne so viel Gold, als der Werth eines Thalers beträgt, zu gewinnen, und zuweilen ist nach langem Graben alle Arbeit vergeblich, und sie müssen die Grube verlassen [2]). In Siam wird nicht so viel Gold ausgebeutet, als das Land verbraucht, weil man viel zum Vergolden der Tempel und Götzenbilder verwendet, wesshalb der übrige Bedarf aus Malakka eingeführt wird [3]). Die Birmanen finden in ihren Flüssen und Bächen unter dem Goldsand auch Körner von Platina, welches Metall sie Tschinthan nennen, von welchem Major Burney, britischer Resident am Hofe von Awa, der asiatischen Gesellschaft in Kalkutta einiges übersandte [4]).

§ 8. Stahl. In den Pandekten wird unter den in das römische Reich eingehenden Waaren auch indisches Eisen angeführt, und Curtius erzählt, dass Alexander von den Indiern 100 Talente (5500 Pfund) weissglänzendes Eisen zum Geschenk erhalten habe [5]). Unter dem ferrum ist aber kein Eisen, sondern Stahl zu verstehen; denn Legoux versichert, dass das wenige Eisen, welches in Indien aus der Oberfläche der Minen gezogen werde, so weich und so biegsam sei, dass es nur zu sehr wenigen Gegenständen, wie zu Schüsseln, Ketten gebraucht werden könne, und daher führe man viel Eisen ein; der hindustanische Stahl sei aber vortrefflich, er bestehe aus zusammengeschmolzenem Stahl, der aus Braunstein gemacht werde, welcher am vorzüglichsten bei Pendalkota, einer Festung am Krischna in Orissa, breche, in welcher Stadt auch die besten Damascener-Klingen fabrizirt würden. Dieser vortreffliche Stahl ist der sogenannte Wuz, der nach den Erfahrungen, welche Buchanan und Heyne in Ostindien eingezogen haben, durch's Zusammenschmelzen von Stabeisen und Kohlen, oder durch's Glühen mit Pflanzen, die sich verkohlen, hervorgebracht wird. Nach einem Bericht im Magazin für die Litteratur des Auslandes enthält das Erz, dessen man sich dazu bedient, 52 Theile Eisen-Oxyd und 48 Theile Quarz, und wird in dem Bezirk von Salem, wo der Stahl bereitet wird, in grosser Menge auf der Oberfläche des Bodens gefunden. Man zerreibt dasselbe und trennt es durch Auswaschungen vom Quarz. Der 3—4 Fuss hohe konische Schmelzofen wird aus Thon erbaut, und der Blasebalg besteht aus zwei Hundefellen mit einem Bambusrohre. Als Brennmaterial gebraucht man bloss Holzkohlen. Der Blasebalg wird vier Stunden in Bewegung gesetzt, in welcher Zeit das Erz schmilzt, dann lässt man

---

1) Crawfurd, Tagebuch der Gesandtschaft an die Höfe von Siam und Cochin-China. Weimar 1831. Kap. 19. S. 842.

2) Sprengel l. c. S. 101. Dionys. Perieg. 1114:

Τῶν δ' οἱ μὲν χρυσοῖο μεταλλεύουσι γενέθλην,
Ψάμμας εὐγνάμπτῃσι λαχαίνοντες μακέλῃσιν.

3) Crawfurd l. c. Kap. 14. S. 643. 4) Ausland vom Jahr 1832. S. 984.

5) Digest. 39. tit. 4. lex 16. Ferrum Indicum. Curt. 9, 8. — et ferri candidi talenta centum.

es ausfliessen, durchhaut das festgewordene Metall noch im rothen Zustande mit einer Axt und übergibt die Stücke den Schmieden, welche sie bei Weissglühhitze in Stangen hämmern. Nachgehends schneiden sie dieselben in kleine Stücke und legen davon ein Pfund nebst dem trocknen Holze der Cassia auriculata und einigen grünen Zweigen der Asclepias gigantea in einen Schmelztiegel, der durch eine feuchte Thondecke vor dem Zutritt der Luft bewahrt wird. Einige 20 dieser Schmelztiegel werden in einen kleinen Ofen gestellt, mit Kohlen bedeckt, und nach Verlauf von zwei Stunden ist die ganze Operation beendet. Der Stahl, den man auf diese Weise gewinnt, ist vortrefflich, aber das Verfahren so unvollkommen, dass von 72 Theilen des Metalls kaum 15 übrig bleiben [1]. Faraday und Stodart schreiben die vortrefflichen Eigenschaften dieses Stahls dem darin enthaltenen Alumium zu. Heutiges Tages sind die Waffen- und Messerfabriken zu Monghir am Ganges und Lucknow berühmt; Mandelsloh rühmt auch die Klingen, welche zu Menangkabo auf Sumatra verfertigt werden, und Dalton, der sich mehrere Monate bei den Dayaks auf Borneo aufhielt, erfuhr, dass diese wilden Völker einen vorzüglichen Stahl lieferten, ihre Krisklingen schnitten mit Leichtigkeit durch Eisen und gewöhnlichen Stahl, ohne dass sie Scharten bekamen; er selbst will mehrere Federmesser mit ihren Dolchen in Späne geschnitten haben. Der römische Jurist versteht demnach unter Ferrum Indicum feine ostindische Eisen- und Stahlwaaren, da Apulejus die Kunst der Härtung des Eisens (ferri temperaturacula) bei den Indiern besonders hervorhebt [2]. Indische Eisen- und Stahlwaareu wurden von Arabien aus nach dem äthiopischen Hafen Aduli verschifft, und wie es scheint, bezogen die Phönizier schon zu Ezechiels Zeiten diese indischen Artikel über Arabien [3]. Auffallend ist es, dass Plinius nicht den indischen Stahl berührt: er räumt dem serischen den ersten und dem parthischen den zweiten Rang ein, welche beiden Arten gar keinen weichen Zusatz erhielten, sondern ganz reiner Stahl wären [4]. Jener serische Stahl wurde vermuthlich in der Bokharei bereitet, da nach dem Mahabharata die Sakas, Tukharas und Kankas Schwerter und Dolche nach Indien brachten; denn Sina hat keinen grossen Ruf in Stahlwaaren und bezieht dieselben heute aus andern Ländern. Auch die im ganzen Alterthum berühmte Stahlfabrikation der Chalyber führt Plinius nicht an, nach welchen der Stahl sogar Chalybs genannt wurde, was ihm doch nicht fremd sein konnte: daher muss er unter dem parthischen Stahl den der Chalyber verstehen, die am schwarzen Meere wohnten, wo jetzt noch für Armenien, Persien die Eisen,- Stahl- und Kupferwaaren verfertigt werden. Daimachus zufolge zeichneten sich die chalybischen, sinopischen, lydischen und lacedämonischen Stahlwaaren

---

1) Magazin für die Litteratur des Auslandes 1839. Nr. 54.

2) Apulej. Florida ed. Bipont. p. 115.

3) Peripl. mar. Erythr. p. 5. Ὁμοίως δὲ καὶ ἐπὶ τῶν ἔσω τόπων τῆς Ἀραβικῆς σίδηρος Ἰνδικὸς, καὶ στόμωμα, καὶ ὀθόνιον Ἰνδικόν. Ezechiel 27, 19. „Dan und Javan Meusal brachten auf deine Märkte glänzendes Eisen, Kassia und Rohr zu deinem Handel.“ Wo aus den beiden letztern Gegenständen, welche indische Produkte sind, zu schliessen ist, dass auch das glänzende Eisen dazu gehört.

4) Plin. 34, 41 (14). Ex omnibus autem generibus palma Serico ferro est. Seres hoc cum vestibus suis pelipusque mittunt. Secunda Parthico: neque alia genera ferri ex mera acie temperantur: ceteris enim admiscetur mollior complexus.

vor den übrigen aus; der sinopische und chalybische Stahl eignete sich zu Zimmermannswerkzeugen, der lacedämonische zu Feilen, Eisenbohrern, Grabsticheln und Steinhauerwerkzeugen, der lydische zu Feilen, Schwertern, Scheermessern und feinen Messern[1]). Der Verfasser der Wunderdinge, welches Werk früher dem Aristoteles zugeschrieben ward, aber nur eine spätere Compilation ist, sagt, dass das Eisen der Chalyber weit mehr glänze, als das übrige, dass es an Farbe dem Silber gleiche und nicht leicht dem Rost unterworfen sei. Man gewann es aus Eisensand, der in den Flüssen gefunden und sorgfältig gewaschen wurde, um ihn von allen fremdartigen Theilen zu befreien; dann that man ihn in den Schmelzofen ohne sonstigen Zusatz, und setzte zur Beförderung des Flusses den Stein Pyrimachus zu, den man dort in Menge traf[2]). Was für ein Stein der Pyrimachus, welchen auch Teophrast als Zuschlag zur Beschickung des Eisenerzes empfiehlt[3]), gewesen ist, darüber haben wir, unsers Wissens, noch keinen Aufschluss; aber aller Wahrscheinlichkeit nach ist er der Flussspath, dessen man sich noch auf einigen Hütten bedient, um die strengflüssigen Erze in Fluss zu bringen. Nach Aristoteles wurde der Stahl in Griechenland hervorgebracht, indem man mit Hinzusetzung des Steines Pyrimachus das Eisen mehrmals schmelzte und jedesmal die Scorie wegschüttete; je öfter diess geschah, desto besser wurde der Stahl; aber man machte es nicht oft flüssig, weil das Eisen dadurch verlor[4]). Die Celtiberier in Spanien, die in Verfertigung der Waffen sehr berühmt waren, bereiteten den Stahl, indem sie das Eisen in die Erde verscharrten, es dort so lange liegen liessen, bis ein grosser Theil desselben sich in Rost verwandelt hatte; was übrig geblieben und nicht verkalkt oder gesäuert war, schmiedeten sie hernach aus und machten daraus Schwerter, mit welchen die römischen Heere Helm und Schild spalteten. Diese Methode herrscht noch in Japan, wo die Säbelklingen so vortrefflich sind, dass man damit Nägel durchhauen kann, ohne der Schneide zu schaden. Auf ebendieselbe Weise werden auch die berühmten Damascener-Klingen verfertigt, deren Damascirung Johannes Damascenus um 750 n. Chr. erfunden haben, und deren künstliche Härtung nach Le Blanc durch Moschus und Ambra hervorgebracht werden soll. Plinius lässt die Härtung des Stahls von der Beschaffenheit des Wassers abhangen und glaubt, dass wegen dieses Vorzuges Bilbilis in Spanien, Turiasso und Comum in Italien gute Stahlwaaren liefern[5]); aber Beckmann behauptet, dass es bei der Härtung auf die Beschaffenheit des Stahls, und vielmehr auf den Grad der Hitze, als auf das Wasser ankomme[6]); indess ist es bekannt, dass je kälter das Wasser,

---

1) Daimach. ap. Stephan. v. Λακεδαίμων. Στομωμάτων γὰρ τὸ μὲν Χαλυβδικὸν, τὸ δὲ Σινωπικὸν, τὸ δὲ Λύδιον, τὸ δὲ Λακωνικόν. Καὶ ὅτι Σινωπικὸν καὶ Χαλυβδικὸν εἰς τὰ τεκτονικὰ, τὸ δὲ Λακώνικον εἰς ῥίνας καὶ σιδηροτρύπανα καὶ χαρακτῆρας καὶ εἰς τὰ λιθουργικὰ, τὸ δὲ Λύδιον καὶ αὐτὸ εἰς ῥίνας, καὶ μαχαίρας καὶ ξύρια καὶ ξυστῆρας.

2) Aristot. de mirabil. auscult. c. 49. 3) Theophr. de lap. §. 19.

4) Aristot. Meteorolog. 4, 6.

5) Plin. l. c. Summa autem differentia in aqua est, cui subinde candens immergitur. Haec alibi atque alibi utilior nobilitavit loca gloria ferri, sicut Bilbilin in Hispania et Turiassonem, Comum in Italia, cum ferraria metalla in his locis non sint. Cf. Martial. 1, 50, 12: Salone, qui ferrum gelat. Justin. 44, 3.

6) Beckmann, Beiträge zur Geschichte der Erfind. 5. Band. 1. Stück. — Stahl.

desto härter bei gleicher Hitze der Stahl wird, und dass weiches Wasser weniger härtet, als hartes. Feine Stahlwaaren wurden nicht in Wasser, sondern in Oel abgelöscht, da sie in Wasser leicht bis zur Brüchigkeit gehärtet werden konnten[1]). Das Eisen ist schwieriger zu bearbeiten, als das Kupfer, daher bestanden die ältesten Waffen, sowohl zum Angriff als Schutz, aus Kupfer oder Bronze. Schon wird zwar früh des Eisens erwähnt, wie im Pentateuch und Hiob, aber doch meist als eines unverarbeiteten Metalls; verarbeitet kommt es als Bettlade[2]), Axt[3]), und Schreibgriffel vor[4]), dann an einer Stelle als unbestimmte Angriffswaffe[5]), und an einer andern, wie es scheint als Schutzwaffe[6]). Selbst im Zeitalter des Homer, wo man doch die Härtung des Eisens zu Aexten, Beilen vermittelst des Wassers kannte[7]), und weit später wurden noch alle Waffen aus Kupfer oder Bronze verfertigt. Merkwürdig ist es, dass, wie Dodwell in seiner Reisebeschreibung von Griechenland anführt, alle Waffen, welche man bisher in Griechenland in der Erde aufgefunden hat: Schwerter, Helme, Lanzenspitzen, aus Bronze bestehen; nur ein Schwert, das unserm Hirschfänger gleicht und nicht über 2 Fuss 5 Zoll mit dem Griff lang ist, und ein Helm, der bei Athen gefunden ward, sind aus Eisen. Der englische Gelehrte meint zwar, dass die in den Gräbern entdeckten ehernen Waffen keine Kriegswaffen gewesen, sondern eigens dafür gemacht worden seien; aber es war überhaupt Sitte des Alterthums, was man im Leben trug und liebte, wenn es möglich und nicht zu kostbar war, auch mit ins Grab zu nehmen, selbst den verstorbenen Kindern gab man ihr Spielzeug mit, und noch dazu werden nicht allein in Gräbern, sondern überall, wo der Tod einen Bewaffneten überraschte, fast nur Waffen aus Bronze gefunden. So sah man in einem bei Abbeville in Frankreich aus einem Torflager in der Nähe des Meeres aufgegrabenen antiken Schiffe mehrere Menschenskelette, deren Waffen, Helm und Schwert, aus Bronze bestanden[8]), und Graf Caylus traf in den europäischen Antikensammlungen, die er fast alle selbst besuchte, nur zwei römische Schwerter aus Eisen. Dass antike eiserne Waffen jetzt so selten aufgefunden werden, darf uns nicht befremden und zum Schlusse verleiten, dass eherne mehr gebräuchlich waren als eiserne; es rührt daher, dass das Eisen bei weitem schneller verwittert als die Bronze. Wenn die ehernen von den eisernen verdrängt wurden, lässt sich nicht genau bestimmen, sicher bei dem einen Volke früher, als bei dem andern, und anfänglich mögen beide Metalle noch lange gleiche Dienste geleistet haben; aber so viel ist gewiss, dass die Perser in der Schlacht bei Marathon, 490 v. Chr., sich noch der ehernen Pfeilspitzen bedienten, denn heute werden deren noch eine Menge auf dem Schlachtfelde aufgefunden, die den in Persien ausgegrabenen gleichen. Zur Zeit des Herodot müssen doch die eisernen Waffen fast allgemein im Gebrauch gewesen sein, weil er von den Massageten bemerkt, dass sie, da ihr Land kein Eisen erzeuge, alle ihre Waffen aus Kupfer verfertigen[9]), was

1) Plin. l. c. Tenuiora ferramenta oleo restingui mos est, ne aqua in fragilitatem durentur.

2) 5. Mos. 3, 11. 3) 5. Mos. 19, 5. 4) Hiob 19, 24.

5) 4. Mos. 35, 16. 6) Hiob 20, 24. 7) Hom. Od. 391—393.

8) Klaproths Untersuchung der Metallmasse antiker eherner Waffen und Geräthe, im Journal für die Chemie, Physik etc. 4. Bd. 3. H. Seite 356.

9) Herod. 1, 215.

er mit Stillschweigen übergangen hätte, wenn es damals noch häufig der Fall gewesen wäre. Wie die Waffen, so bestanden auch die meisten Werkzeuge im hohen Alterthum aus Bronze, und heutiges Tages sind sie in Japan fast alle noch aus Kupfer. Als Caillaud die Smaragdgruben der Alten in Aegypten entdeckt hatte, fand er in den unterirdischen Gängen Werkzeuge, Gefässe und Lampen, die alle von Bronze waren, und Graf Caylus bemerkt, dass man bis zu seiner Zeit, trotz der vielen Entdeckungen, auch kein einziges Stück antikes Eisen in Aegypten ans Licht gezogen habe [1]). Wie wenig man noch in der Bearbeitung des Eisens um 600 v. Chr. in Griechenland und Kleinasien erfahren war, erhellt aus einem eisernen Fussgestell, an welchem das bewundert wurde, dass die durch Hammer getriebenen Eisenstücke nicht mit Nägeln oder Stiftchen zusammengenietet, wie es bisher geschah, sondern zusammengelöthet waren. Dieses Fussgestell, ein Werk des Glaukus von Chios, schätzte wegen der Erfindung der Eisenlöthung Alyattes, König von Lydien, für welchen es gemacht worden war, so hoch, dass er es nebst einem silbernen Krater als Weihgeschenk nach Delphi schickte, wo es Pausanias noch nach 800 Jahren sah, aber ohne silbernen Krater, der den Räuber mehr ansprach als das gelöthete Eisen [2]). Das Eisen wurde überhaupt im Alterthum wenig zu Kunstwerken verwendet, weil es, nach der Meinung des Pausanias, sich schwer zu Statuen verarbeiten liesse [3]). Können wir Plinius Glauben schenken, so verstand man früher die Kunst das Eisen rostfrei zu machen, die aber zu seiner Zeit verloren gegangen war. Er erzählt nämlich, dass in der Stadt Zeugma eine eiserne Kette vorhanden sei, mit welcher Alexander der Grosse die dortige Brücke über den Euphrat verbunden habe, in welcher die neuen Glieder vom Rost angefressen würden, die alten aber davon verschont blieben [4]). Sonst überzog man das Eisen gewöhnlich, um es vor Rost zu schützen, mit Bleiweiss, Gips oder flüssigem Pech, und neuerdings will ein Engländer entdeckt haben, dass das Eisen vor Rost sicher bleibe, wenn man es in eine Mischung von einem Theil concentrirter Auflösung gewöhnlicher Soda und drei Theilen Wasser tauche.

§ 9. Kupfer. Der Sammler der Wunderdinge erzählt, dass bei den Indiern ein so glänzendes reines rostfreies Kupfer angetroffen werde, von welchem Darius mehrere Trinkgefässe besessen habe, dass es, wenn es der Geruch nicht verrathen hätte, an Farbe nicht vom Golde zu unterscheiden war [5]). Legoux sah nun in Indien ein Metall aus Zink und

1) Caylus, Recueil d' Antiquités. 1. p. 241. Quoi qu'il en soit, je n'ai vû dans le nombre des cabinets de l' Europe dont j'ai visité la plus grande partie que deux lames d'épées de fer, que l'on puisse regarder comme Romaines. Elles sont dans le cabinet des Jésuites de Lyon. Il n'y en a même qu' une qui soit entière. Malgré la rouille et tout ce qui contribue à détruire ce métal, il est étonnant que du nombre prodigieux d'armes que les Romains ont fabriqué pour leur usage, il ne s'en soit pas conservé quelque vestige dans des lieux secs, et principalement dans un pays chaud comme l'Egypte, qui fournit tous les jours tant d'antiquités de toutes les nations, et où l'on n'a jamais trouvé le plus petit morceau du fer. Tout y est bronze, pierre, ou terre cuite.

2) Herod. 1, 25. Pausan. 10, 16.

3) Pausan. 10, 18. Σιδήρου δὲ ἐργασίαν τὴν ἐπὶ ἀγάλμασι χαλεπωτάτην καὶ πόνου συμβέβηκεν εἶναι πλείστου.

4) Plin. 34, 43 (14).

5) Aristot. de mirab. auscult. c. 50. Φασὶ δὲ καὶ ἐν Ἰνδοῖς τὸν χαλκὸν οὕτως εἶναι λαμπρὸν καὶ καθαρὸν καὶ ἀνίωτον, ὡς μὴ διαγινώσκεσθαι τῇ χρόᾳ πρὸς τὸν

Rosettenkupfer zubereitet, das nicht so brüchig als unser gelbes Kupfer ist und eine schönere Farbe hat[1]): also Tomback, unter welchem Worte die Malayen Weisskupfer, wir aber rothes Messing verstehen. Doch aus diesem Stoffe scheinen die Trinkgefässe des Darius nicht bestanden zu haben, weil sie nicht vom Rost angegriffen wurden; sie waren entweder stark mit Gold (das malayische Suasso) oder mit Silber versetzt. Sei dem, wie ihm wolle, wir sehen daraus, dass die Kunst der indischen Metallarbeiter frühzeitig Beifall im Auslande fand, welche auch noch heute die verschiedenen Metalle sehr gut zu legiren wissen und auf ihren Vasen in Birngestalt sehr künstliche kleine Arbeiten anbringen. Diodor schreibt, dass Indien nicht wenig Kupfer besitze, und dem Periplus zufolge wurde viel Kupfer (vermuthlich Geschirre aus Messing) von Barygaza in die persischen Häfen Apologos und Omana verschifft[2]). Kupfererz trifft man in den Provinzen Kasmir, Adschmir, Agra, Nepal, in welcher letztern sich auch zu Batgang bedeutende Kupfer- und Bronzefabriken befinden. Wir müssen hier bemerken, dass die Alten eine feinere Nase hatten als wir, weil sie das Metall am Geruche kannten; ja der Wardein prüfte den Gehalt der Münzen durch Gesicht, Gefühl und Geruch[3]), und daher sagt bei Plautus die Dienerin Scaphia zu der Hetäre Philematium, welche einen silbernen Spiegel in der Hand gehabt hatte: „Nimm ein leinenes Tuch und wasche dir die Hände ab, damit Philolaches nicht wittere, dass du Silber berührt hast[4]).“ Aristoteles behauptet nun, Gold sei geruchlos, weil es keinen Geschmack habe; Kupfer und Eisen gäben Geruch von sich, wenn die Feuchtigkeit nicht ausgebrannt sei, die Skorien seien aber ohne allen Geruch; Silber und Zinn trügen mehr oder weniger Geruch an sich, jenachdem sie mit Feuchtigkeit geschwängert seien[5]).

§ 10. Elfenbein. Elfenbeinarbeiten kommen frühzeitig in Griechenland vor; schon Homer spricht von elfenbeinernen Thüren[6]), von Schwertscheiden aus Elfenbein[7]), von Bettladen, die mit Gold, Silber und Elfenbein verziert waren[8]), von Zügeln mit Elfenbeinschmuck[9]), und von Backenstücken des Pferdegeschirres, welche von Elfenbein glänzten, das in Lydien oder Karien mit Purpur gefärbt war[10]). Es fragt sich nun, woher wurde das im Homer erwähnte Elfenbein bezogen, da es sowohl ein Produkt Indiens als Athiopiens ist? Aus Indien. Diess beweist ganz klar die Ladung der salomonischen Handelsflotte, die, ohne das Uebrige zu erwähnen, in Pfauen, welche nur in Indien einheimisch sind, und in Elfenbein bestand[11]). Auch noch später kam es nur aus diesem Lande, wie aus Ezechiel erhellt, nach welchem die Bewohner von Dedan das-

---

χρυσόν· ἀλλ' ἐν τοῖς Δαρείου ποτηρίοις βατιακὰς εἶναί τινας καὶ πλείους, ἃς εἰ μὴ τῇ ὀσμῇ, ἄλλως οὐκ ἦν διαγνῶται πότερον εἰσὶ χαλκαῖ ἢ χρυσαῖ.

1) Le Goux l. c. 2. Th. S. 397.

2) Diod. Sic. 2, 36. Γίνεται γὰρ ἐν αὐτῇ πολὺς μὲν ἄργυρος καὶ χρυσὸς, οὐκ ὀλίγος δὲ χαλκὸς καὶ σίδηρος, ἔτι δὲ κασσίτερος. Peripl. mar. Erythr. p. 20.

3) Arrian. in Epictet. 1, 20. Ὁ ἀργυρογνώμων προςχρῆται κατὰ δοκιμασίαν τοῦ νομίσματος τῇ ὄψει, τῇ ἀφῇ, τῇ ὀσφρασίᾳ.

4) Plaut. Mostell. act. 1. sc. 3. Scaph. Linteum cape, atque exterge tibi manus. Phil. Quid ita obsecro? Scaph. Ut speculum tenuisti, metuo ne oleant argentum manus; Ne usquam argentum te accepisse suspicetur Philolaches.

5) Aristot. de sensu et sensili c. 5.

6) Hom. Od. 19, 562. 7) Hom. Od. 8, 404. 8) Hom. Od. 23, 200.

9) Hom. Il. 5, 583. 10) Hom. Il. 4, 141. 11) 1. König. 10, 22. 2. Chron. 9, 21.

selbe nebst Ebenholz nach Tyrus brachten[1]), wobei durchaus nicht zu denken ist, dass das Elfenbein aus Aethiopien nach dem persischen Meerbusen ging und von hier ferner nach Tyrus, da es auf einem weit nähern und bequemern Wege zu dieser Stadt gelangen konnte; aus Aethiopien wurde es erst in späterer Zeit verführt[2]). Die grossen Zähne, von welchen man einige hatte, die über 200 Pfund wogen, wurden wegen ihrer Seltenheit in den Tempeln aufgehängt; denn diese dienten, wie im Mittelalter die Kirchen, statt der jetzigen Naturalienkabinete[3]). Wenn man nun erwägt, welche Gegenstände die Alten daraus verfertigten, so kann man wohl annehmen, dass der Verbrauch dieses Artikels sehr stark war; denn was nur auf Pracht Anspruch machen sollte, musste von Gold und Elfenbein sein: so liess sich schon Salomo einen Thronsessel aus Gold und Elfenbein[4]), und der König Achab ein Haus aus Elfenbein errichten[5]). Die Indier selbst machen grossen Gebrauch von diesem Material, sie benutzen es zu Ohrringen seit uralten Zeiten, wie ihre alten Götterbilder zeigen, und verwenden es zu allerlei Kunstsachen[6]). Doch nirgendwo wurde es mehr zu einem schönern Zweck angewandt als in Griechenland, man schuf daraus die erhabensten Götterbilder, denn da wandelten nur die Götter in ihrer himmlischen Gestalt. Man verband es gewöhnlich mit Gold, so dass die sichtbaren Fleischtheile an den Statuen, wie Gesicht, Arme und Füsse, aus Elfenbein, das Uebrige, wie Haare, Gewand, aus Gold bestanden, und es gab dort mehr als 100 solcher kostbarer Statuen, von welchen die meisten der ältern Kunst angehörten und eine übermenschliche Grösse hatten. Um sich einen Begriff von den Kunstgeschöpfen dieser Gattung zu machen, wollen wir hier eine schwache Skizze von den drei vorzüglichsten entwerfen. Das grösste Meisterstück, das die Welt je sah und Cassiodor zu den sieben Wunderwerken der Welt zählt[7]), war der olympische Jupiter in dem Tempel zu Olympia, den die kunstvolle Hand des Phidias schuf. Der Herrscher der Götter prangte auf einem Throne gerade dem Eingange des Tempels gegenüber; das Bild war mit dem Throne 60 Fuss hoch, und der Künstler vollendete es innerhalb acht Jahre in den ersten Jahren der 87. Olympiade. Um sein Haupt schlang sich ein Kranz von goldenen Oelzweigen, und zwei glänzende Edelsteine sprühten das Feuer seiner Augen[8]); auf seinem Mantel waren durch matte und glänzende Bearbeitung des Goldes Sternbilder und Lilien abgebildet; auf seiner rechten Hand stand die Siegesgöttin, ebenfalls von Gold und Elfenbein; in der linken hielt er einen prachtvollen emaillirten Scepter,

1) Ezechiel 27, 15

2) Pausan. 5, 12. Φιλότιμοι δὲ ἐς τὰ μάλιστά μοι καὶ ἐς θεῶν τιμὴν οὐ φειδωλοὶ χρημάτων γενέσθαι δοκοῦσιν οἱ Ἕλληνες, οἷς γε παρὰ Ἰνδῶν ἦγετο καὶ ἐξ Αἰθιοπίας ἐλέφας ἐς ποίησιν ἀγαλμάτων.

3) Plin. 8, 10. Magnitudo dentium videtur quidem in templis praecipua.

4) 1. Kön. 10, 18. 2. Chron. 9, 17. 5) 1. Kön. 22, 39.

6) Arrian. Ind. c. 16.

7) Cassiod. variar. 7, 15. Ferunt prisci seculi narratores fabricarum septem tantum terris attributa miracula — — Jovis Olympici simulacrum, quod Phidias primus artificum summa elegantia ebore auroque formavit.

8) Pausan 5. 11. und Plin. 36, 4 (5) beschreiben dieses Kunstwerk. Wir haben die Augen aus Edelsteinen hinzugefügt, weil nach Plato in Hipp. mag. Phidias solche seinen berühmten Werken einsetzte. Es war überhaupt den Künstlern des Alterthums nicht fremd, ihren Gebilden Augen von einem andern Material einzusetzen: so wurde in dem Venustempel zu Pompeji eine Dianenbüste aus Bronze aufgefunden, woran die Augen aus Email waren.

worauf ein Adler ruhte, seine Befehle erwartend. Der Thronsessel bestand aus Gold, Elfenbein und Ebenholz und war mit eingelegten Edelsteinen, gemalten Bildern und kleinen Statuen verziert; vier Siegesgöttinnen tanzten geschlossen um jeden Fuss des Throns, und noch zwei Siegesgöttinnen standen an jedem Fusse desselben aufrecht; auf jedem der beiden Vorderfüsse des Throns war dargestellt, wie die thebanischen Kinder von den Sphinxen geraubt wurden, und wie Apollo und Diana mit ihren Pfeilen die Kinder der Niobe erlegten. Vier Querstäbe verbanden die Thronfüsse; auf dem ersten Stabe, der die beiden Vorderfüsse verband, standen sieben Figuren (die achte war zu Pausanias Zeiten verschwunden), welche sich mit Kampfübungen belustigten, und auf den übrigen Stäben war der Kampf des Herkules mit den Amazonen in Relief vorgestellt, iu welchem man 29 streitende Personen nebst dem Theseus erblickte. An dem goldenen Schemel, worauf die Füsse des Gottes ruhten, war der Kampf des Theseus mit den Amazonen in erhobener Arbeit abgebildet, und neben demselben lagen goldene Löwen; ganz oben am Throne umgaben die Schultern des Gottes an einer Seite die drei Grazien, an der andern die drei Horen. Schon 150 Jahre nach der Aufstellung hatten sich an diesem Werke die Fugen so erweitert, dass es Damophon ausbessern musste; zu Cäsar's Zeiten wurde es vom Blitze beschädigt, und als es der Kaiser Caligula nach Rom versetzen wollte, lachte Jupiter plötzlich so laut, dass das Gerüst einstürzte und die über jenes Wunder erschrockenen Arbeitsleute flohen [1]); aber doch besänftigte der Kaiser Theodosius den Götterkönig endlich und führte ihn ruhig nach Konstantinopel, wo er, nach Meyer's Angabe, im Jahre 475 durch den Brand des Palastes Lausus, in welchem mehrere ausgezeichnete Kunstwerke und eine Bibliothek von 120,000 Bänden ein Raub der Flammen wurden, verschwand. Das berühmteste Kunstwerk nächst diesem war ein Standbild der Minerva aus besagtem Material, auch von Phidias ausgeführt, das 26 Ellen oder 39 par. Fuss gross war und im zweiten Jahre der 85. Olympiade im Parthenon zu Athen aufgestellt wurde. Den Kopf deckte ein Helm, worauf eine Sphinx und an beiden Seiten Greife abgebildet waren; in dem Gesichte waren aus Edelsteinen der Göttin entsprechende grosse Augen eingesetzt, über welche sich vermuthlich zwei schwarze Halbbogen als Augenbrauen hinzogen; das bis auf die Füsse reichende goldene Gewand, das nach Thucydides 40 Talente oder 2200 Pfund wog, war so angelegt, dass man es leicht abnehmen konnte, daher raubte es Lachares unter Demetrius Poliorketes und büsste dafür sein Leben bei den Koronäern ein [2]). Zur Brustwehr diente die Aegis mit einem elfenbeinernen Medusenhaupt in der Mitte, und Schlangen bildeten den Gürtel; auf der rechten Hand stand eine vier Ellen hohe und zur Göttin hinblickende Siegesgöttin von Gold und Elfenbein, in der linken hielt sie einen Speer, neben welchem Erichthonius als Drache lag; an die Füsse lehnte sich ein Schild, der inwendig den Gigantenkampf, auf der gewölbten Oberfläche den Amazonenstreit, in erhobener

---

1) Sueton. Calig. c. 57. Olympiae simulacrum Jovis, quod dissolvi transferrique Romam placuerat, tantum cachinnum repente edidit, ut machinis labefactis opifices diffugerint.

2) Thucyd. 2, 13. Ἀπέφαινε δ' ἔχον τὸ ἄγαλμα τεσσαράκοντα τάλαντα σταθμὸν χρυσίου ἀπέφθου, καὶ περιαιρετὸν εἶναι ἅπαν.

Arbeit darstellte, worin Phidias sich und seinen Gönner Perikles abgebildet hatte, wegen welcher Entweihung er aber von Menon angeklagt und in den Kerker geworfen wurde, worin er um die 88. Olympiade starb[1]. An dem Rande der Sohlen war der Kampf der Lapithen und Centauren, und an dem Fussgestelle die Geburt der Pandora mit 20 Göttern in Relief angebracht[2]. Das dritte chryselephantinische Hauptwerk war die Jum im Heräum bei Mykenä, ein Kolossalgebilde des Polyklet. Die Göttin, die wie der olympische Jupiter auf einem Throne sass, aber nicht so gross als dieser war, trug eine goldene Stirnbinde, in welcher die drei Grazien und die drei Horen in erhobener Arbeit abgebildet waren; in der linken Hand hielt sie einen Scepter mit einem Kuckuck, in der rechten einen Granatapfel, und über ihrem Fussschemel hing eine Löwenhaut; an dem Throne waren Weinreben ausgearbeitet, und neben ihr stand Hebe, gleichfalls aus Gold und Elfenbein. Nero weihte ihr ein goldenes Stirnband nebst einem grossen Purpurmantel und der Kaiser Hadrian einen goldenen Pfau, dessen Schweif von Edelsteinen in alle Farben schillerte[3]. Auch unter den ersten römischen Kaisern wurden noch einige Statuen aus Elfenbein ausgearbeitet; so weihte der Kaiser Titus dem Britannicus eine Reiterstatue, und Hadrian liess für den Tempel des olympischen Jupiter zu Athen einen kolossalen Jupiter aus Gold und Elfenbein ausführen; allein die Römer hatten im Ganzen wenig Kunstsinn, sie verwendeten für öffentliche Denkmale, wenn andere Länder sie nicht hergaben, wenig und suchten nur die aus Griechenland geraubten Kunstwerke in ihre Paläste oder auf ihre Landgüter der Seltenheit wegen, und weil es Mode geworden war, zu verbannen. Die Alten verstanden das Elfenbein zu erweichen und ihm jede beliebige Form zu geben, wozu sie sich Plutarch zufolge des Gerstenabsudes bedienten, was jedoch Einige in Zweifel ziehen wollen, die aber nicht bedacht haben, dass es noch heute geschieht[4]. Um die Materie des Elfenbeins dauerhafter zu machen, soll nach dem Zeugnisse des Chrysostomus sich Phidias bei dem olympischen Jupiter des Schwefels bedient haben, und damit es nicht schnell verkalke, wurden die Statuen beständig mit Oel feucht gehalten, wesshalb auch die Stelle, wo der olympische Jupiter stand, mit einem Rand eingefasst war, um das aus dem Bilde triefende Oel aufzufangen und desshalb war zu Rom die Statue des Saturn inwendig mit Oel angefüllt[5]. Statt der Elephantenzähne, die sehr theuer waren, gebrauchte man auch die Zähne des Nilpferdes, oder sonstige Gebeine: so vertrat an der goldenen Statue der Kybele auf der Insel Prokonnesus das Bein des Hippopotamus die Stelle des Elfenbeins[6].

---

1) Plutarch. Pericl. c. 31.

2) Die Beschreibung ist hauptsächlich aus Pausan. 1. c. 24 u. 25, und aus Plin. 36, 4 (5) zusammengetragen.

3) Pausan. 2, 17.

4) Pausan. 5, 12. Κέρατα δὲ καὶ βοῶν καὶ ἐλεφάντων ἐς ὁμαλές τε ἐκ περιφεροῦς, καὶ ἐς ἄλλα ὑπὸ πυρὸς ἄγεται σχήματα. Die Erweichung des Horns kennt schon Aristoteles. Metereol. 4, 7: καὶ τούτων τὰ μὲν μαλακτὰ, οἷον κέρας. Siehe auch Junius de pict. veter. 3. c. 11.

5) Plin. 15, 7. Existimatur et ebori vindicando a carie utile esse. Certe simulacrum Saturni Romae intus oleo repletum est.

6) Plin. 10, 10. Dentibus ingens pretium, et deorum simulacris laudatissima ex iis materia. Pausan. 8, 46. Μητρὸς Δινδυμήνης ἄγαλμα ἔλαβον ἐκ Προκοννήσου· τὸ δὲ ἄγαλμά ἐστι χρυσοῦ, καὶ αὐτοῦ τὸ πρόσωπον ἀντὶ ἐλέφαντος, ἵππων τῶν ποταμίων ὀδόντες εἰσὶν εἰργασμένοι.

Ferner verfertigte man aus Elfenbein oder fournirte damit: Schreibtäfelchen (pugillares oder pugillaria, δίπτυχα), die wie ein Buch aus zwei Blättern bestanden, inwendig mit Wachs bestrichen waren, um darein mit einem Griffel zu schreiben, und auswendig oft schöne Arbeiten in Relief veranschaulichten; Tischfüsse, Sophas[1]), die kurulischen Stühle und Scepter der römischen Senatoren, Leiern, Wagen, Kistchen, Kämme, Würfel, der Griff des Vorschneidemessers[2]), des einzigen Messers, das die Griechen und Römer auf den Tisch brachten, um die Fleischspeisen klein zu schneiden, die jeder Gast nebst den übrigen Speisen, wie die heutigen Indier, mit den Fingern ass[3]); denn die Gabeln kamen erst in der letzten Hälfte des 15. Jahrhunderts in Jtalien auf, wie Beckmann versichert. Auch zu dem Brode bedurfte man keines Messers, es war so dünn wie unsere Kuchen, und wurde gebrochen[4]). Aus dem gebrannten Elfenbein machte man eine schwarze Farbe, die Atramentum elephantinum hiess, und deren sich besonders der Maler Apelles bediente[5]). Weil das Elfenbein leicht verkalkt, so sind fast nur unbedeutende antike Werke aus demselben auf uns gekommen, bloss einige kleine Figuren und eine Flöte, deren Stücke an einer silbernen Röhre befestigt sind[6]).

§. 11. Ebenholz. Ezechiel führt schon unter unserm Namen das Ebenholz an, das aus Indien in die arabischen Häfen am persischen Meerbusen gebracht und dann ferner durch Karawanen nach Tyrus befördert wurde, woraus hervorzugehen scheint, dass die Phönizier es damals wohl nur aus Indien bezogen, nicht aus Aethiopien, da auch der Küstenbeschreiber des rothen Meeres anführt, dass von Barygaza viel von diesem Holz in die persischen Häfen Apologos und Omana versendet werde[7]). Theophrast kennt zwei Gattungen, von welchen die eine zum schönen Baume (Melanoxylon Roxb.) gedieh und selten war, die andere aber nur staudenartig (Anthyllis cretica Lin.) wuchs und in Indien sehr allgemein war[8]). Dioskorides schätzt das indische nicht so hoch als das äthiopische; denn jenes hatte weisse und braune Adern, dieses aber war ganz schwarz ohne sonstige Streifen und gab im Feuer einen angenehmen Geruch, den aber Neuere nicht empfinden können[9]). Das Ebenholz wächst häufig in Ostindien, besonders trifft man davon

1) Die prachtliebenden Agrigentiner besassen solche Sophas, wie Timäus bei Aelian. hist. var. 12, 29 berichtet: ὅτι ἀργυραῖς ληκύθοις καὶ στλεγγίσιν ἐχρῶντο. καὶ ἐλεφαντίνας κλίνας εἶχον ὅλας.

2) Clemens Alexandr. paedag. lib. 2. p. 161. Τὸ μαχαίριον, τὸ ἐπιτραπέζιον, ἀργυρόηλον - - ἐξ ἐλέφαντος πεποιημένον τὴν λαβήν.

3) Hom. Od. 14, 453: Οἱ δ' ἐπ' ὀνείαθ' ἑτοῖμα προκείμενα χεῖρας ἴαλλον.
Ovid. Ars amat. 3, 755: Carpe cibos digitis; est quiddam gestus edendi:
Ora nec immunda tota perunge manu.
Martial. 5, 78, 6: Ponetur digitis tenendus unctis.

4) Iuven. 5, 66: Ecce alius quanto porrexit murmure panem,
Vix fractum, solidae jam mucida frusta farinae. Daher das Brodbrechen beim Abendmahle des Herrn.

5) Plin. 35, 25 (6). 6) Winkelmann, Kunstgeschichte 4, 8.

7) Ezechiel 27, 15. Peripl. mar. Erythr. p. 20.

8) Theophr. hist. plant. 4, 4. Ἴδιον δὲ καὶ ἡ ἐβένη τῆς χώρας ταύτης· ταύτης δὲ δύο γένη· τὸ μὲν εὔξυλον καὶ καλόν, τὸ δὲ φαῦλον. Σπάνιον δὲ τὸ καλόν, θάτερον δὲ πολύ. Plin. 12, 9 (4). Duo genera ejus (ebeni): rarum id, quod melius, arboreum, trunco enodi, materie nigri splendoris, ac vel sine arte protinus jucundi: alterum fruticosum, cytisi modo, et tota India dispersum.

9) Dioscor. 1, 129.

in Kotschin-Sina sehr grosse Wälder; aber das besste wird heute aus Mozambik und den maskarenischen Inseln in Ostafrika ausgeführt. Virgil und Solin lassen dieses Holz nur in Indien wachsen[1]), da doch schon Herodot weiss, dass es auch ein Produkt Afrika's ist[2]), und die Aethiopier dem persischen Grosskönige 200 Stämme alle drei Jahre als Tribut lieferten[3]). In Griechenland machte man schon frühzeitig Statuen daraus: so waren im Tempel der Dioskuren zu Argos die von Dipönos und Skyllis um 580 v. Chr. verfertigten Statuen des Kastor und Pollux nebst ihren Kindern Anaxis und Mnasinus und deren Müttern Hilaira und Phöbe aus Ebenholz, an welcher Gruppe nur das Huf der Pferde aus Elfenbein bestand[4]). Auch wurde es häufig zu Drechsler- und Tischlerarbeiten und zur Augenarznei verwendet[5]).

§. 12. Sandel- und Sapanholz. Das Sandelholz, das im Sanskrit Walgu und Tschandana heisst, von welchen Wörtern jenes bei den Hebräern in Algumim und dieses bei Kosmas iu Tzandanon und bei uns in Sandel überging, wurde schon zu Salomons Zeiten ausgeführt und später noch in grossen Ladungen von Blöcken und Stangen von Barygaza in die persischen Seehäfen Apologos (Oboleh) und Omana verschifft[6]). Der Baum, dessen Holz hart, schwer und voll Oel ist, wächst auf den Ghatsgebirgen der Küste Malabar in grossen Waldungen, in Maisore Nieder-Kanara und auf der Insel Seilan, wo es aber selten und bei weitem nicht so gut ist als im Bezirk der Stadt Mangalore. Man unterscheidet drei Arten: weisses, gelbes und rothes Sandelholz, von denen erstere, die weder einen hervorstechenden Geruch noch Geschmack hat, nicht so gesucht ist als die beiden übrigen Arten, und die Stücke, welche aus dem Stamme alter Bäume gehauen werden und gemeiniglich $4\frac{1}{2}$ Fuss lang sind, bilden die erste, die Stangen aber, welche nicht fünf Zoll im Durchmesser halten, die zweite Sorte. Die Hindus bedienen sich des gelben Holzes gegen mehrere Krankheiten, ziehen aus demselben ein nervenstärkendes Oel und verfertigen daraus wegen seines angenehmen Geruchs Möbel und Räucherkerzen, zu welchen beiden letztern Zwecken die englisch-ostindische Compagnie jährlich gegen 1600 Centner nach Kanton versendet. Das rothe Sandelholz ist ziemlich selten, der Kandi, (5 par. Centner) kostet 145 Frcs. 12 Sous, und wird hauptsächlich zum Färben der Baumwolle und Seide gebraucht; es gibt eine falbe braune Farbe, aber gemischt mit Sapanholz und andern Ingredienzen liefert es eine schöne rothe Farbe, Ponceau, Scharlach Karmoisin, Purpur, Violett, Da nun die persischen Purpurfärbereien sehr berühmt waren, so ist zu vermuthen, dass man auch zu denselben Sandelholz verwendete, wie aus der Einfuhr dieses Holzes in das persische Reich, das nach Jaubert heute noch dieses Produkt aus Indien bezieht, sich zu ergeben scheint,

---

1) Virg. Georg. 2, 116: Divisae arboribus patriae. Sola India nigrum
Fert ebenum.
Solin. c. 52. Sed ut piper sola India, ita et hebenum sola mittit.

2) Herod. 3, 114.

3) Herod. 3, 97. Plin. 12, 8 (4), welcher aber διηκοσίας φάλαγγας irrig durch centenas phalangas übersetzt.

4) Pausan. 2, 22.

5) Dioscor. l. c.

6) Peripl. mar. Erythr. p. 20. Ἀπὸ μὲν Βαρυγάζων εἰς ἀμφότερα ταῦτα τῆς Περσίδος ἐμπόρια πλοῖα μεγάλα χαλκοῦ, καὶ ξύλων σαγταλίνων, καὶ δοκῶν, καὶ κεράτων, καὶ φαλάγγων σησαμίνων καὶ ἐβενίνων.

und daher ist auch wohl unter Sandix Indica, womit nach Vopiscus das schöne Purpurtuch gefärbt war, das der römische Kaiser Aurelian von dem Könige der Perser zum Geschenk erhalten hatte, rothes Sandelholz zu verstehen [1]). Der Verfasser des Periplus erwähnt auch, dass in die genannten persischen Häfen Stangen von Sesamholz aus Indien eingeführt wurden. Was für ein Holz er darunter versteht, darüber suchen wir in den Lexicis vergeblich Aufschluss; unser Sesam kann nicht zu den Bäumen gerechnet werden, er ist ein Schotengewächs, und sonst wird es noch von Dioskorides, wo einige ohne Grund συκάμινα lesen wollen, und von Kosmas berührt. Dioskorides sagt, dass trügerische Kaufleute Sesamholz für Ebenholz verkaufen, man könne es aber, zu Spänen geschnitten, erkennen, denn alsdann spiele es in die Purpurfarbe, in welchen wenigen Worten wir das Sapanholz (Caesalpinia sapan) bezeichnet glauben, das fest und dunkelroth von Farbe ist, auf der Küste Koromandel wächst und hauptsächlich zum Rothfärben, dann zu Drechsler- und Tischlerarbeiten dient, und vermuthlich dasselbe Holz ist, welches Anquetil Duperron auf der genannten Küste traf und unter dem Namen Sisemholz, das auch Ablus genannt werde, anführt [2]). Die Tamulen nennen das Sapanholz Wartenguen, die Siamesen, bei denen es sich sehr häufig in Wäldern findet und es den beträchtlichsten Ausfuhrartikel nach Sina und Bengalen bildet, Fang, und die Jawaner das bei ihnen wachsende Holz zum Rothfärben Seschang.

§. 13. Aloe- oder Adlerholz. Sprengel will den griechischen Namen Agallochon aus der arabischen Sprache herleiten, in welcher dieses Holz Agalladschin und Ud Alhendi heisse, auf welchen Gedanken er wahrscheinlich durch Dioskorides, nach welchem jenes dem Cytrus (Thuia articulata Vahl.) ähnliche Holz aus Indien und Arabien gebracht wurde, und durch Isidor, der jenen Baum auch in Arabien setzt, verfiel [3]). Allein jenen grossen Waldbaum trifft man erst in Hinderindien, in Siam, Kambodscha und weiterhin auf den nach Süden herabliegenden Inseln bis Japan, und desshalb muss jener Name indischen Ursprungs sein, wie er denn auch im Sanskrit Agaru oder Aguru, d. i. nicht schwer, heisst, woraus die Malayen Agila, die Araber Agalladschin und Ud Alhendi, die Hebräer Ahalim und Ahaloth, die Griechen Agallochon, die Lateiner Aloë und die Deutschen Aloe oder Adlerholz bildeten. Dr. Roxburgh setzt diese Pflanze, welche er unter dem Namen Aquilaria Agallocha beschreibt, in die Klasse und Ordnung der Decandria monogynia; sie hat eine Dolde zum Blüthenstand, trägt eine Steinfrucht und ein lancettförmiges Blatt [4]). An diesen Bäumen befinden sich zuweilen, jedoch höchst selten, gewisse knotige Auswüchse, die das kostbare Räucherwerk liefern, das nach dem Gewicht des Goldes verkauft und von den Eingebornen durch Hülfe der Nase, oder in der Nacht, weil diese Maserkröpfe ein Licht von sich werfen, aufgesucht wird. Jenes liebliche Räucherwerk wurde schon zu Salomons Zeiten ausgeführt, ein Beweis,

---

1) Vopisc. Aurelian. c. 29. Dicitur enim sandix Indica talem purpuram facere, si curetur.

2) Diosc. 1, 129. Anquetil Duperron, Reise nach Ostind. S. 85.

3) Dioscor. 1, 21. Ἀγάλλοχον ξύλον ἐστὶ φερόμενον ἐκ τῆς Ἰνδίας καὶ Ἀραβίας. Isidor. Orig. Aloa in India et Arabia gignitur, arbor odoris suavissimi ac summi. Denique lignum ipsius vice thymiamatum adoletur altaribus.

4) Crawfurd, Tagebuch der Gesandtschaft etc. Kap. 14, S. 654.

dass wenigstens 1000 Jahr v. Chr. ein Handelsverkehr mit Hinterindien angeknüpft war[1]). Das Holz dient den Indiern nicht allein zur Verfertigung von Möbeln, sondern auch gegen viele Krankheiten, wie es denn auch die griechischen und römischen Aerzte gegen Verschleimung des Magens, gegen Seitenstechen, Leberübel, Magenschwäche und zur Beförderung eines guten Athems gebrauchten; auch würzte man damit den Wein, um ihm einen angenehmen Geschmack und eine schöne Farbe zu geben, welche Kunst besonders die Weinhändler von Narbonne verstanden[2]). Zu Kosmas Zeiten und noch im 12. Jahrhundert war der Hauptmarkt dieses Artikels auf Seilan.

§. 14. Bambusrohr. Den Indiern dient dieses nützliche Gewächs zu vielen Gegenständen im häuslichen Leben; sie verfertigen daraus Trinkgefässe, grosse Wasserkrüge und andere Geräthe; höhlen die Geschosse von grossem Umfange zu Röhren für Wasserleitungen aus, flechten aus den dünn geschnittenen Streifen Matten, die so schön und mit so vielen Figuren bemalt sind, dass sie den Tapeten an die Seite gesetzt werden können und den Zimmerwänden eine gefällige Zierde verleihen. Die Jawaner flechten aus Bambus auch Hüte, die oft mit Korallen, schönen Steinchen und Muscheln verziert sind, und bilden daraus Blasinstrumente. Man gewinnt ferner aus demselben Zucker, Essig und eine Art von Confect, und die Knoten dieses Gewächses enthalten einen dicken, süssschmeckenden Saft, der sich zuweilen zu festen Stücken erhärtet und unter dem Namen Tabaxir bekannt ist. Herodot, Ktesias und die Macedonier gedenken schon dieses Rohrs als einer grossen Merkwürdigkeit, und Theophrast erkennt das indische Rohr, das vornämlich am Flusse Akesines wachse, als eine von dem europäischen ganz verschiedene Gattung; die männliche Pflanze sei voll, die weibliche hohl, und es erreiche eine bedeutende Grösse und Dichtigkeit, so dass es zu Wurfspiessen benutzt werde[3]). Plinius, der dasselbe wiederholt, fügt noch hinzu, dass man solches Rohr von der Dicke eines Baumes in Tempeln sehen könne[4]), wonach es also ausgeführt und aller Wahrscheinlichkeit nach auch zu Spazierstöcken gebraucht wurde, wenigstens führt Böttiger an, dass die Stäbchen der Sonnenschirme, welche die Römerinnen trugen, aus Bambusrohr bestanden[5]). Aus Herodot ist bekannt, dass jeder Babylonier einen Stock trug, bei den Griechen und Römern hingegen waren gewöhnlich nur die alten und schwachen Leute damit versehen, und daher bildeten die Lateiner von baculus, Stock, das Wort imbecillis, imbecillus schwach, krank; jedoch gingen auch bei ihnen Stutzer, Sänger und Schauspieler selten ohne Stock aus[6]).

---

1) Psalm 45, 9. Hohel. 4, 14. Sprüche 7, 17.

2) Diosc. l. c. Plutarch. Symp. 6, 7. Οὐκοῦν καὶ τὸν οἶνον οἱ μὲν ἀλόαις χρωτίζοντες, ἢ κιναμώμοις, καὶ ἐφηδύνοντες, ὥςπερ γυναῖκα καλλωπίζουσιν εἰς τὰ συμπόσια, καὶ προαγωγεύουσιν. Plin. 14, 8 (6): De reliquis in Narbonnensi genitis asseverare non est: quoniam officinam ejus rei fecere tingentes fumo, utinamque non et herbis ac medicaminibus noxiis. Quippe etiam aloïn mercantur, qua saporem coloremque adulterant.

3) Theophr. hist. plant. 4. c. 11. §. 13.

4) Plin. 16, 65. (36). Arundini quidem Indicae arborea amplitudo: quales vulgo in templis videmus.

5) Böttiger, Sabina Th. 2. S. 191.

6) Imbecillis heisst nicht: ohne Stock, sondern mit einem Stock, sich auf einen Stock stützend; in ist hier verstärkend, wie es in der ältern lateinischen Sprache

§. 15. Zimmt. Der Zimmt ist lange bekannt, er kommt schon neben der Kassia im Pentateuch vor[1], und Herodot berichtet zuerst, dass er nebst Kassia, Weihrauch, Myrrhe und Ledanun allein in Arabien wachse[2]; an einer andern Stelle aber bemerkt er, dass Arabien ihn nicht erzeuge, sondern dort werde er bloss gesammelt, über welche Gewinnung er uns nachstehendes Märchen mittheilt. „Den Zimmt sammeln die Araber auf eine wunderbare Weise, denn wo er entsteht, und welches Land ihn erzeugt, können sie nicht angeben, nur halten einige dafür, dass er in den Gegenden wachse, in welchen Dionysus erzogen wurde. Sie sagen, grosse Vögel brächten jene trocknen Reischen, die wir nach den Phöniziern Kinnamomon (Zimmt) nennen, zu den Nestern, die sie aus Lehm an jähe Felsen bauen, welche kein Mensch ersteigen könne. Die Araber wenden aber, um diese zu erlangen, dieses kluge Mittel an: sie zerschneiden das Fleisch von gefallenen Rindern, Eseln und andern Lastthieren in sehr grosse Stücke, bringen dieselben in jenen Gegenden und legen sie nahe bei den Nestern nieder, während sie sich selbst weit entfernen. Wenn nun die Vögel herunterfliegen und die grossen Fleischstücke in ihre Nester tragen, so stürzen diese auf die Erde, worauf jene hinzugehen und den Zimmt sammeln, welcher dann von ihnen in die andern Länder gelangt[3])". Diess erinnert uns an Marco Polo, der auch erzählt, dass die Indier, um die in tiefen unzugänglichen Felsenritzen befindlichen Diamanten zu erhalten, Fleischstücke hinabwerfen, welche Vögel mit dem anklebenden Schatze herauftragen. Indess scheint aus Herodots Erzählung hervorzuschimmern, dass Indien das Zimmtland war, denn die Mythe gibt den Berg Meru als den Erziehungsort des Dionysus an[4]; dass aber Theophrast, Agatharchides und Andere Arabien für das Vaterland des Zimmts halten[5], mag zum Theil daher kommen, dass man auch Nysa in Arabien für den Erziehungsort des Dionysus hielt[6], jedoch ist wohl diess der eigentliche Grund, dass man ihn über jenes Land bezog. Die Griechen und Römer begnügten sich noch lange mit der Aussage der Phönizier, dass die Araber den Zimmt aus gewissen Vogelnestern sammelten. Aristoteles nennt den Vogel Kinnamomos, der in seinem Lande Zimmt aufsucht, daraus auf Zweige hoher Bäume sein Nest baut, das die dortigen Einwohner mit Pfeilen herabschiessen, um den Zimmt zu erhalten, und Plinius, der dasselbe dem Aristoteles nacherzählt, setzt den Vogel in Arabien und nennt ihn Kinnamologos, d. i. Zimmtleser[7]; Dionysius Periegetes lässt Vögel mit ächtem Zimmt von unbewohnten Inseln nach Arabien kommen, und Martial, Statius und Ausonius legen jene Eigenschaft dem Vogel Phönix bei[8]. Doch wusste Theo-

---

mehrmals vorkommt, z. B. invalidus für valde validus bei Lucret. 1, 969, und impotens für valde potens bei Hor. carm. 3, 30. v. 3.

1) 2 Mos. 30, 23. 24. 2) Herod. 3, 107.

3) Herod. 3, 111. Die Phönizier scheinen absichtlich das Wort Kinnamomon, wie bei ihnen und den Hebräern der Zimmt hiess, als ein compositum aus קֵן (Ken) Nest und אָמוֹן (Amon) sicher, also sicheres, hohes Vogelnest, gedeutet zu haben; denn Seltenheit ist mit Theurung gepaart.

4) Theophr. hist. plant. 4, 4. ἀλλ' ἐν Ἰνδοῖς φανῆναι καὶ ἐν τῷ ὄρει τῷ Μηρῷ καλουμένῳ· ὅθεν δὴ καὶ τὸν Διόνυσον εἶναι μυθολογοῦσι.

5) Theophr. hist. plant. 9, 5. Agatharch. ap. Huds. p. 61

6) Diod. Sic. 3, 64. 7) Aristot. hist. animal. 9, 13. Plin. 10, 50 (33).

8) Dionys. Perieg. 944: Ὄρνιθες δ' ἑτέρωθεν ἀοικήτων ἀπὸ νήσων
Ἦλθον φύλλα φέροντες ἀκηρασίων κινναμώμων.

phrast schon, obgleich er den Baum nach Arabien versetzt, das die Rinde der jungen Sprösslinge den vorzüglichsten Zimmt liefert; denn er theilt ihn in fünf Sorten ein: die erste sei die an der Spitze der jungen Triebe von der Länge einer Spanne oder etwas länger, dann folge zunächst in einem kürzern Maasse die zweite, und so fort bis zur fünften Sorte, welche die an der Wurzel bilde, weil sich da die schlechteste Rinde befinde [1]). Auch Dioskorides nimmt fünf Sorten an und nennt die besste, welche in dünnen knotenreichen Reischen von dunkler Farbe und sehr angenehmem Geruche bestand, nach der Aehnlichkeit mit der mosylitischen Kassia, Mosylum [2]), ein Name, den eine Seestadt in Aethiopien führte, von wo Zimmt und Kassia ausgeführt wurde [3]), was Euler vermuthlich zu der irrigen Bemerkung in seinem Waaren-Lexikon veranlasste, auf der Insel Seilan heisse der besste Zimmt Musilitio. Das wahre Zimmtland will endlich Plinius entdeckt haben, die Erzählung von den Vögeln, welche den Zimmt sammeln, verwirft er als eine Fabel und behauptet, dass weder Zimmt, noch Kassia in Arabien wachse, sondern in Aethiopien. Er beschreibt das Gewächs als eine Staude von zwei Ellen Höhe und vier Zoll Dicke, die sechs Zoll von der Erde Reischen treibt, an Blatt dem Origanum gleicht, trocknen Boden liebt, grünend noch keinen Geruch von sich gibt und in Ebenen zwischen Dorn- und Brombeersträuchen wächst, wesshalb das Sammeln mit Schwierigkeit verbunden sei [4]). Augenscheinlich ist diess nicht das Gewächs, von welchem wir den Zimmt erhalten; aber doch setzt auch Strabo in Aethiopien eine Zimmtgegend, und Vincent will in neuerer Zeit noch afrikanischen Zimmt gesehen haben, der aber schlecht war [5]); er bemerkt, dass zuerst ein Scholiast des Dionysius Periegetes den Zimmt als ein Erzeugniss Seilan's anführe, und Bruce glaubt, weil die Alten ihn nicht als ein Produkt der besagten Insel erwähnen, dass er später von Afrika aus dahin verpflanzt worden sei. Es mag nun in Afrika wirklich Zimmt wachsen, aber doch führen schon Aristobulus, der Kriegsgefährte Alexanders des Grossen, und 500 Jahre später Apulejus und Philostratus ihn als ein indisches Gewächs an [6]), wesshalb es zu rügen ist, dass Theophrast,

---

Martial. 6, 55: Quod semper casiaque cinnamoque
Et nido niger alitis superbae
Fragras plumpea Nicerotiana.
Statius Silv. 2, 6. v. 87. Phariaeque exemta volucri
Cinnama.
Auson. Idyll. 11. v. 16. Quem novies senior Gangeticus anteit ales,
Ales cinnameo radiatus tempora nido.

1) Theophr. hist. plant. 9, 5. Ὅταν δὲ ἐκκόψωσιν ὅλον τὸ κινάμωμον, διαιρεῖν εἰς πέντε μέρη· τούτου δὲ τὸ πρῶτον τὸ πρὸς τοῖς βλαστοῖς τὸ βέλτιστον εἶναι, ὃ τέμνεται σπιθαμιαῖον ἢ μικρῷ μεῖζον· ἑπόμενον δὲ τὸ δεύτερον, ὃ καὶ τῇ τομῇ ἔλαττον· εἶτα τὸ τρίτον καὶ τέταρτον· ἔσχατον δὲ τὸ χείριστον, τὸ πρὸς τῇ ῥίζῃ· φλοιὸν γὰρ ἐλάχιστον ἔχειν.

2) Dioscor. 1, 13.

3) Plin. 6, 34, (29): Promontorium et portus Mossylicus, quo cinnamomum devehitur. Peripl. mar. Erythr. p. 7.

4) Plin. 12, 42 (19).

5) Strabo 16. c. 4. §. 14. Vincent l. c. 2. Th. p. 135. A specimen of African cinnamon i have seen in the curious and scientifick collection of Dr. Burgess; it is small, hard, and ligneous, with little fragrance.

6) Aristobul. ap. Strab. 15. c. 1. §. 22: ἔχειν δὲ καὶ κιννάμωμον, καὶ νάρδον, καὶ τὰ ἄλλα ἀρώματα τὴν νότιον γῆν τὴν Ἰνδικὴν ὁμοίως ὥσπερ τὴν Ἀραβίαν, καὶ τὴν Αἰθιοπίαν. Apuleji Flor. p. 115. ed. Bipont. Eorum igitur Indorum non

Agatharchides, Dioskorides, der Küstenbeschreiber des rothen Meeres, Plinius, Ptolemäus und Kosmas diess nicht berühren. Der Zimmt ist in Indien einheimisch, im Sanskrit heisst er Sawernaka, Urana, und Marschall leitet cinnamomum aus dem Indischen cacyn-nama ab, was süsses Holz bedeute, wohingegen es andere für eine Zusammensetzung aus Canna, welches im Hebräischen, Griechischen, Lateinischen und mehreren andern Sprachen Rohr bedeutet, und aus Amomum, welches etwas Erwärmendes, Pikantes bezeichnet, halten. Weil die abgestreifte Rinde ein Röhrchen bildet, so nennen die Franzosen den Zimmt bloss Röhrchen, cannelle, woher unser Wort Caneel; ebenso nannten die Griechen und Römer ihn auch zuweilen Rohr-Kassia, κασσία σύριγξ, cassia fistula, welche aber mit der cassia fistula der heutigen Apotheken nicht verwechselt werden darf, und daher vermuthen wir, dass Kaneh (Rohr) bei Ezechiel, zumal da es neben der Kassia erwähnt wird, nicht indischen Kalmus, sondern Zimmt bezeichne. Zwar behauptet Salmasius, dass der Zimmt der Alten aus feinen Reischen bestanden habe, die schon lange nicht mehr ausgeführt worden wären, und ihre cassia fistula sei unser heutiger Zimmt[1]; indess redet Theophrast deutlich von der Rinde des Zimmtbaumes und erklärt mit Recht den Zimmt, der zunächst vom Wurzelende stammt, für den geringsten. Dass nun die Griechen und Römer glaubten, der Zimmt und die Kassia seien arabische Produkte, erklärt sich daraus, weil sie dieselben aus Arabien bezogen, und ebenso hielten die Römer diese Artikel, als ihnen dieselben später aus dem Hafen Mosylum zugeführt wurden, auch für äthiopische Erzeugnisse. Auffallend ist es, dass der Verfasser des Periplus nicht von cinnamomum, sondern nur von cassia spricht, die bloss aus äthiopischen Häfen ausgeführt wurde; er muss daher unter cassia auch den Zimmt begriffen haben, und vermuthlich wurden diese Waaren von den Indiern selbst nach den arabischen und äthiopischen Küsten hingebracht, indem sie dieselben für ihren Alleinhandel aufhoben; weniger wahrscheinlich ist es, dass die Araber und Aethiopier allein diese gewinnreichen Specereien aus Indien geholt haben sollen, ohne dass die alexandrinischen Kaufleute ihre Aufmerksamkeit darauf richteten. Der Zimmt war sehr theuer, das römische Pfund von 24 Loth kostete 1000 Denare oder $333^1/_3$ Gulden, ein Preis, wofür man jetzt in Indien 500 Pfund kaufen kann; denn nach Legoux kostet der Kandi auf der malabarischen Küste nur 375 Frs., und jener hohe Preis stieg noch, da der König der Gebanitä in Arabien, dem auch die Häfen von Aethiopien gehörten, das Monopol hatte und die Zerstörung der Zimmtpflanzen durch die Barbaren vorschützte, um die Hälfte[2]; ja der Zimmt war zu

---

aeque miror eboris strues, et piperis messes, et cinnami merces, et ferri temperaturacula, et argenti metalla, et auri fluenta. Philostr. vit. Apollon. 3, 4. Ἐντεῦθεν φασὶν ὑπερβαλεῖν τοῦ Καυκάσου τὸ κατατεῖνον ἐς τὴν ἐρυθρὰν θάλασσαν· εἶναι δὲ αὐτὸ ξυνηρεφὲς ἰδέαις ἀρωμάτων· τοὺς μὲν γὰρ δὴ πρῶνας τοῦ ὄρους τὸ κιννάμωμον φέρειν, προσεοικέναι δὲ αὐτὸ νέοις κλήμασι. Diess ist der auf den Ghatsgebirgen der Küste Malabar wachsende Zimmt, eigentlich Kassia.

1) Salmas. Plin. exerc. p. 1303.

2) Plin. 12, 42 (19). Jus ejus a Gebanitarum rege solo proficiscitur: in edicto mercatu vendit. Pretia quondam fuere in libras denariûm millia. Auctum id parte dimidia est: incensis, ut ferúnt, silvis ira barbarorum. In dieser Stelle findet Eichhorn in seiner Geschichte des ostindischen Handels vor Mohammed S. 78 Zimmtsaft, den er das Pfund zu 166 Rthlr. 16 gGr. angibt; allein der Gelehrte hat sich von dem Worte jus verblenden lassen.

des Arztes Galenus Zeiten, der von 131 bis 200 n. Chr. lebte, so selten, dass man ihn nur in den Schränken der Grossen vorfand. Indess gibt es in der gegenwärtigen Zeit noch Zimmt, der mehr kostet als das gleiche Gewicht an Gold, denn nach Crawfurd erzeugt Kotschin-Sina 10 Sorten, von denen man die erste, die dem König ausschliesslich vorbehalten ist und womit kein Unterthan bei Todesstrafe handeln darf, den Katti von $1^1/_3$ Pfund mit 320 Dollars bezahlt; der Pikul der schlechten Sorte kostet zu Faifo 12, der gewöhnlichen 50—60, der feinen 600 Quans, und der auserlesenen 1000 spanische Dollars. Der grösste Theil der Zimmtärnte von Kotschin-Sina, in Betrag von 250—300,000 Pfund, wird nach Sina versendet, das diesen Zimmt, der nicht von der Epidermis frei ist und sich desshalb nicht für den europäischen Markte eignet, dem der Insel Seilan vorzieht [1]). Auf Seilan wachsen die Bäume, welche den bessten Zimmt liefern, theils wild, theils in besondern Pflanzungen in der südwestlichen Ecke der Insel, und die Eingebornen unterscheiden ebenfalls 10 Sorten. Hier pflegte die niederländische Gesellschaft 8—10,000 Ballen Zimmt, jeden zu 80 Pfund zu gewinnen und bezahlte jeden Ballen mit 5 Pagoden oder $22^1/_2$ Gulden [2]). Auch jetzt gewinnt man noch auf jener Insel jährlich 8000, und auf den Ghats der Küste Malabar 2500 Centner. Der Zimmt diente den Griechen und Römern wegen seiner erwärmenden Eigenschaft besonders gegen Husten, Wassersucht, Urinzwang, zur Beförderung der menses, zur Schärfung des Gesichts, mit Honig vermischt zur Vertreibung der Sommersprossen [3]), und sie bereiteten aus demselben die koztbare Zimmtsalbe auf folgende Weise. In Myrobalanenöl kochte man Holz vom Balsambaume von Jericho, wohlriechenden Kalmus und wohlriechende Binsen, beides vom See Tiberias. Diess war die erste Verrichtung; dann that man Zimmt, Samen vom Balsambaume von Jericho und Myrrhe in das mit den erstgenannten Specereien geschwängerte Oel, liess dasselbe mehrere Tage stehen, indem man es zuweilen umrührte, drückte es zuletzt aus und setzte noch Honig hinzu. Man konnte das Pfund für 25—300 Denare, $8^1/_3$—100 Gulden, kaufen, so verschieden wurde die Salbe durch die dazu genommenen Ingredienzen angefertigt. Auf jene Weise wurden alle Salben zubereitet, man kochte zuerst geringere Aromate in Oel, welche zu diesem Zwecke στύμματα, spissamenta genannt wurden, setzte dann die kostbaren Specereien hinzu, welche zu diesem Gebrauche ἡδύσματα, condimenta hiessen und der Salbe die Blume und den Namen gaben [4]).

§. 16. Cassia. Dass die Cassia und der Zimmt von einem und demselben Baume stammen, berichtet Galen zuerst [5]), und diess behaupten auch neuere Botaniker; Link aber findet einigen Unterschied in den Rippen der Blätter und nimmt, weil auch die Blumen der Kassia weit grösser

---

1) Crawfurd, Tagebuch der Gesandtschaft etc. S. 416. 730. 798.

2) Sprengel l. c. S. 68.    3) Dioscor. 1, 13.

4) Dioscor. 1, 74. Plinius, der überhaupt nicht genau wiedergibt, was er Andern entlehnt, unterscheidet lib. 13, 2 (1) nicht die στύμματα von den ἡδύσματα der Salbe, wie Dioscorides, sondern sagt: Prodigiosa cinnamomino pretia. Adjicitur cinnamo balaninum oleum, xylobalsamum, calamus, juncus, balsami semina, myrrha, mel odoratum: unguentum hoc crassissimum. Pretia ei a X., XV., ad X., CCC.

5) Galen. de antid. 1. p. 70. Καὶ γὰρ καὶ γίνεταί ποτε κιννάμωμον ἐκ μεταβολῆς τῆς κασσίας, ὥστε ὅλον μὲν ὁρᾶσθαι τὸ οἷον δένδρον ἀκριβὲς κασσίαν, ἀκρέμονας δέ τινας ἐν αὐτῷ κιννάμωμον, συνεχεῖς τοῖς κλάδοις τῆς κασσίας εὑρίσκεσθαι.

seien, Persea Cinnamomum und Persea Cassia an. Sprengel meint zwar, dass alle Schriftsteller des Alterthums von Ezechiel an die Cassia als ein Produkt Arabiens bezeichneten; allein das ist irrig, denn Strabo bemerkt schon, dass die meiste Kassia aus Indien komme[1]), und Plinius stellt es ganz in Abrede, dass Arabien Zimmt oder Cassia erzeuge[2]); auch der Verfasser des Periplus findet Cassia nur in Aethiopien, worunter aber nicht unsere heutige Cassia lanceolata, deren Blätter unter dem Namen Sennes-Blätter aus Oberägypten kommen, zu verstehen ist. Arabien erzeugt wohl die Cassia lanceolata, aber nicht die Persea Cassia, kein Reisender der neuern Zeit hat letztere dort wahrgenommen; es verhält sich mit ihr, wie mit dem Zimmt, weil sie von da aus weiter verbreitet wurde, so glaubte man, sie wüchse dort. Auch aus der Stelle Ezechiels, welche Sprengel anführt, ergibt sich ganz klar, dass sie nicht in Arabien wuchs; denn darin heisst es: „Und Dan und Javan von Usal brachten auf deine Märkte glänzendes Eisen, Cassia und Rohr zu deinem Handel[3])." Es ist aber aus der Geschichte bekannt, wie selten das Eisen in Arabien war und welchen Ruf das indische hatte; und was für ein Rohr erzeugt Arabien, das sich zu dem Handel der Tyrier eignete? Das wohlriechende kam nach Jeremias nicht aus Seba und Arabien, sondern aus fernem Lande[4]). Da nun Javan von Usel sicher Ocila, der Hafen der Gebanitä des Plinius ist, in welchen Zimmt eingeführt ward[5]), so glauben wir frei behaupten zu dürfen, dass Ezechiel unter Kaneh (Rohr) Zimmt versteht, wie auch Vincent in jenem Verse die älteste Erwähnung von dem Handel zwischen Indien und Arabien findet, denn Dan sei ein Stamm Israels zwischen den Philistern und Joppe, der in diesem Alter die Waaren durch Karawanen nach Joppe beförderte, die später über Rhinokolura gingen, und Javan Meusal liege in Arabien, also zeige dieser Vers deutlich, dass die Araber zwischen Tyrus und Indien die Zwischenhändler waren, welcher Umstand vor der Belagerung von Tyrus, spätestens 560 v. Chr. stattgefunden haben müsse. Dem Herodot wurde erzählt, dass die Kassia in einem See in Arabien wachse, woran sich aber den Fledermäusen ähnliche geflügelte Thiere von grosser Kraft aufhielten, welche gegen die Eingebornen, wenn sie dieselbe schneiden wollten, kämpften, wesshalb sie bei dieser Verrichtung ihren Körper ganz mit Leder überziehen müssten[6]). Plinius verwirft diess zwar als eine Fabel, aber er tischt uns von seiner äthiopischen Kassia ein eben so lächerliches Märchen auf. Die drei Ellen hohe Staude soll nämlich neben den Zimmtebenen auf Bergen wachsen, mehr mit einer dünnen Haut, als mit einer Rinde bekleidet sein, welche von dem Holze befreit würde, indem die dortigen Bewohner Stücke von zwei Zoll Länge abschnitten, diese in Häute frisch geschlachteter Thiere einwickelten und so lange darin liegen liessen, bis die darin erzeugten Würmer das Holz abgenagt hätten, denn die Rinde mundete ihnen nicht wegen ihrer Bitterkeit[7]). Dioskorides nennt die erste Sorte Cassia Zigeir, Galen Gizi, der Verfasser des Periplus Gizeir, welche Wörter mit dem hebräischen Kiddah verwandt

1) Strabo 16. c. 4. §. 25. τινὲς δὲ τὴν πλείω (κασσίαν) ἐξ Ἰνδῶν εἶναι.
2) Plin 12, 41 (18). Non sunt eorum cinnamomum aut casia: et tamen Felix appellatur Arabia.
3) Ezechiel 27, 19. 4) Jeremias 6, 20. 5) Plin 12, 42 (19).
6) Herod. 3, 110. 7) Plin 12, 42. 43 (19).

sind, unter welcher Benennung die Cassia schon im Pentateuch vorkommt; die zweite hiess Achy, von den alexandrinischen Kaufleuten Daphnitis genannt, die dritte Mosylitis; die übrigen, wie Aphysemon, Moto und Dacar waren geringe Sorten; Strabo spricht auch noch von Pseudocassia und der Verfasser des Periplus von Cassia sclerotera [1]). Plinius bestimmt das Pfund der bessten Sorte zu 50 Denaren oder $16^2/_3$ Gulden, der übrigen zu 5 Denaren, aber die Daphnitis, welche er auch Isocinnamon nennt und die bei Dioskorides nur die zweite Sorte bildet, zu 300 Denaren oder 100 Gulden [2]). Der Cassia schrieben die griechischen und römischen Aerzte dieselbe Wirkung zu, die sie am Zimmt erprobt hatten, verdoppelten aber, weil sie schwächer als der Zimmt sei, die Dosis, und beim Verbrennen der Leichen pflegte man sie nebst Zimmt, Myrrhe, Weihrauch und dergleichen auf den Scheiterhaufen zu schütten [3]).

§. 17. **Pfeffer.** Der Pfeffer wurde aus dem Lande Kottonara (Kotschin), das ihn in vorzüglicher Güte und Menge erzeugte, auf einbäumigen Kähnen nach Barake (Ram d'Illa), dem Seehafen von Nelkynda (Nileswara) gebracht, wo ihn die ägyptische Handelsflotte einnahm [4]). Dieses Produkt, dessen Name aus dem Sanskrit Pippalî in alle übrigen Sprachen mit mehr oder weniger Entstellung überging, ist eine Rankpflanze, die sich um Pfähle oder Bäume windet, im zweiten Jahre Trauben wie unsere Johannisbeeren trägt, worin sich die Körner befinden und auch in Siam, auf Seilan, Sumatra, Jawa, Banka und Borneo gezogen wird, aber nirgendwo von so vorzüglicher Güte gedeiht als in der Gegend von Mahé und Tellicherry im Reiche Kotschin, wo auch noch heute dessen Bewohner Schiffe aus einem einzigen Baumstamme bauen, womit sie bis Goa und weiter ins hohe Meer fahren [5]). Dioskorides und Plinius lassen noch den langen, weissen und schwarzen Pfeffer auf einem und demselben Baume wachsen, da sie schon Teophrast eines Bessern belehren konnte, der zwei Arten annimmt und den langen Pfeffer von dem schwarzen unterscheidet [6]). Dioskorides zufolge ist der lange der noch nicht vollkommen zur Reife gelangte, der schwarze runde der völlig reife, und der weisse der unreife Pfeffer [7]). Allein der weisse und

---

1) Diosc. 1, 12. Strabo 16. c. 4. § 14. Peripl. mar. Erythr. p. 6.

2) Plin. 12, 43 (20). His addidere mangones, quam daphnoidem vocant, isocinnamon cognominatam: pretiumque ei faciunt X., CCC.

3) Martial. 11, 54. Unguenta, et casias, et olentem funera myrrham,
Turaque de medio semicremata rogo,
Et quae de Stygio rapuisti cinnama lecto,
Improbe de turpi, Zoïle, redde sinu.

4) Plin. 6, 26 (23). Regio autem, ex qua piper monoxylis lintribus Baracen convehunt, vocatur Cottonara. Peripl. mar. Erythr. p. 31. Φέρεται δὲ πέπερι, μονογενῶς ἐν ἑνὶ τόπῳ τούτῳ τῷ ἐμπορίῳ γεννώμενον πολὺ, λεγόμενον Κοττοναρικόν.

5) Guyon l. c. 2. Th. 1. Absch. §. 2.

6) Theophr. hist. plant. 9, 20. Τὸ δὲ πέπερι καρπὸς μέν ἐστι· διττὸν δὲ αὐτοῦ τὸ γένος· τὸ μὲν γὰρ στρογγύλον ὥςπερ ὄροβος, κέλυφος ἔχον καὶ σάρκα καθάπερ αἱ δαφνίδες, ὑπέρυθρον· τὸ δὲ ἀπόμηκες, μέλαν σπερμάτια μηκωνικὰ ἔχον· ἰσχυρὸν δὲ πολὺ τοῦτο μᾶλλον θατέρου, σπερματικὰ δὲ ἄμφω.

7) Diosc. 2, 188 (189). Ἔστι δὲ τὸ μὲν μακρὸν ἐπιτεταμένον τῇ δήξει, καὶ ὑπόπικρον διὰ τὸ ἄωρον - - τὸ δὲ μέλαν ἥδιον καὶ δριμύτερον τοῦ λευκοῦ, καὶ εὐστομαχώτερον, καὶ μᾶλλον διὰ τὸ εἶναι ὥριμον, ἀρωματίζον, εὐχρηστότερόν τε εἰς τὰς ἀρτύσεις· τὸ δὲ λευκὸν καὶ ὀμφακίζον, ἀσθενέστερον τῶν προειρημένων. Plin. 12, 14 (7). Semina a junibero distant parvulis siliquis, quales in faseolis videmus. Hae, priusquam dehiscant, decerptae, tostaeque sole, faciunt quod vocatur piper

schwarze Pfeffer sind die Beeren eines und desselben Gewächses, dieser besteht aus unreifen Beeren, die an der Sonne getrocknet und dadurch schwarz werden, der weisse hingegen ist die völlig reife Frucht, die aber selten zu uns verführt wird; denn jener, welchen wir erhalten, ist meistens durch Abbeizung der schwarzen und runzeligen Hülle des schwarzen Pfeffers bereitet worden. Der lange Pfeffer ist die Frucht eines andern Gewächses, das mit dem vorigen grosse Aehnlichkeit hat, und auch dieser wird mit den Aehren im unreifen Zustand an der Sonne getrocknet. Unser langer Pfeffer wächst nicht in Schoten, wie Plinius berichtet, sondern in Aehren, aber wohl der Mohrenpfeffer (Piper Aethiopicum), dessen Hülsen sich die Sinesen, weil die Körner zu scharf sind, statt des Pfeffers bedienen. Der Pfeffer hat eine erwärmende Kraft, daher diente er den Alten zur Magenstärkung, zur Schärfung des Gesichtes, zur Beförderung der Verdauung und gegen Urinzwang; der schwarze wurde auch häufig als Gewürz gebraucht. Zu Rom kostete der lange Pfeffer 15, der weisse 7, der schwarze 4 Denare das Pfund, wohingegen bei unsern Materialisten das Pfund vom erstern nur 6, vom zweiten 22 und vom letztern 8 Silbergroschen gilt. Der Charakter des europäischen Verkehrs mit Indien, sagt Crawfurd, zeigt sich in seinen verschiedenen Perioden auf die interessanteste Weise, wenn wir unsere Aufmerksamkeit auf die Geschichte des Pfefferhandels wenden. Im alten Rom ward der Pfeffer zu 3 Sch. $5^1/_3$ D. das Pfund verkauft, der im Einkaufspreis auf Malabar wohl nicht mehr als $6^7/_{100}$ Piaster das Pikul kostete, der Gewinn war demnach beinahe 1600 Procent. Munn gibt den Preis des Pfeffers in Indien auf $6^7/_{100}$ Piaster das Pikul an; in Aleppo war er bereits um 860 Procent gestiegen, und auf dem englischen Markte kostete er 3 Sch. 6 D. das Pfund, mithin 75 Procent mehr als in Aleppo und 1580 Procent mehr als in Indien, also eben so viel als er zur Zeit des Plinius den Römern kostete. Um das Jahr 1588 ward auf den Märkten des kaspischen Meeres der Pfeffer mit 591 Procent Gewinn verkauft; gegen das Ende der portugiesischen Herrschaft in Indien, im Jahre 1592, kam das Pfund 4 Sch., $14^2/_7$ Procent theurer als vor der Endeckung des Weges um das Vorgebirge der Guten Hoffnung, so dass in dieser Hinsicht Europa durch diese Entdeckung mehr verloren als gewonnen hat. In der kurzen Zeit des holländischen Pfeffermonopols stieg der Preis in Europa auf 8 Sch., also 100 Procent höher als der portugiesische und $128^4/_7$ Procent höher als der altrömische Preis, mithin müssen die Holländer 3895 Procent gewonnen haben. Durch die Mitbewerbung der Franzosen, Holländer und Engländer zu Anfang des 17. Jahrhunderts stieg zwar der Preis des Pfeffers in Indien, aber dennoch sank der Verkaufspreis in England bis auf 1 Sch. 8 D. das Pfund, auf welchem Preise er noch am Ende des vorigen Jahrhunderts stand. Im Jahre 1818 kostete er 7 D. das Pfund und wirft noch einen Gewinn von 92 Procent ab. Zu Anfang des 17. Jahrhunderts betrug der Verbrauch des Pfeffers in England 450,000 Pfund, und in ganz Europa 6,000,000; im Jahre 1818 betrug er in England 1,113,000 Pfund und in ganz Europa 15,896,000 Pfund. Die Gesammtproduktion auf Malabar wird auf 6000 Kandis oder 3,840,000 Pfund geschätzt. Nach Sina

---

longum: paulatim vero dehiscentes maturitate ostendunt candidum piper: quod deinde tostum solibus, colore rugisque mutatur.

werden von den Europäern jährlich 20,560 Pikuls oder 2,741,333 Pfund gebracht, und da man annehmen kann, dass die Sinesen eben so viel einführen, so beträgt die ganze Einfuhr 5,482,666 Pfund[1].

§. 18. Kubeben. Theophrast nennt unter den Specereien, die aus Indien und Arabien ausgeführt wurden, auch Comacum, von welchem das eine dieses Namens eine Frucht war, das andere aber den kostbarsten Salben beigemischt wurde[2]. Nach Salmasius ist das erstere die Kubebe, die Frucht des Kumakbaumes (Piper Cubeba Lin.), die noch heutiges Tages auf Jawa, wo sie häufig wächst, Cumuc, im übrigen Indien Cubab, im Sanskrit Kupippalî, d. i. schlechter Pfeffer heisst und von Dioskorides dem Jüngern Myrtidanum genannt wird[3]; unter dem andern Comacum, was den feinsten Salben zugesetzt wurde, vermuthet Sprengel unsere Muskatennuss (Nux moschata), zumal da Plinius es als eine Nuss bezeichnet, deren Oel zu Salben gebraucht werde, wobei jedoch zu bemerken ist, dass das Pfund von diesem Comacum nur 40 Ass oder 50 Kreuzer galt, da jetzt das Pfund Muskatennüsse 50 Silbergroschen kostet[4].

§. 19. Gewürznägelein. Zuerst gedenkt Plinius der Gewürznägelein, die er als ein dem Pfeffer ähnliches Korn beschreibt, das aber grösser und zerbrechlicher sei, Caryophyllum heisse, des Wohlgeruches wegen eingeführt werde und in einem indischen Haine wachsen soll[5]. Die Gewürznägelein wachsen aber nur auf den Molukken, ein Zeichen, dass schon damals die Indier mit den entfernten östlichen Inseln in Handelsverbindung standen. Zur Zeit des Kosmas wurden sie nach Seilan gebracht, wo die Hauptniederlage noch zu Al Edrisi's Zeiten war[6].

§. 20. Kardamomen. Das griechische und lateinische Wort Cardamomum stammt vermuthlich aus dem arabischen Kordam, im Sanskrit heisst die Pflanze Prithwîkâ. Theophrast wusste noch nicht recht, wo das Kardamomon und das Amomon einheimisch waren; er sagt, einige setzen beides in Medien, andere in Indien, woher auch die Narde und die meisten Artikel dieser Art kommen[7]. Dioskorides hält Indien und Arabien für die Heimath der Kardamomen, von denen die bessten aus Komagene,

---

1) Crawfurd, indischer Archipelagus S. 207.

2) Theophr. hist. plant. 9, 7. Οἷον πρὸς τῷ κινναμώμῳ καὶ τῇ κασίᾳ καὶ κώμακον, ἕτερον δὲ εἶναι τὸ κώμακον καρπὸν, τὸ δὲ ἕτερον παραμίσγουσιν εἰς τὰ σπουδαιότατα τῶν μύρων.

3) Galen. Διοσκορίδης ὁ νεώτερος Ἰνδικὸν φυτὸν ἐν Ἰνδίᾳ εἶναί φησιν παραπλήσιον τῷ τοῦ πεπέρεως, οὗ ὁ καρπὸς ὀνομάζεται μυρτίδανον, ὅτι μύρτῳ ἔοικεν. Salmas. Plin. exerc. p. 1308.

4) Plin. 12, 63 (28). In Syria gignitur et cinnamum, quod camacum appellant. Hic est succus nuci expressus, multum a succo vero cinnami differens, vicina tamen gratia. Pretium in libras, asses quadraginta.

5) Plin. 12, 15 (7). Est etiamnum in India piperis grani simile quod vocatur caryophyllon, grandius fragiliusque. Tradunt in Indico luco id gigni. Advehitur odoris gratia.

6) Cosmas ap. Montf. p. 337. Καὶ ἀπὸ μὲν τῶν ἐνδοτέρων, λέγω δὴ τῆς Τζινίστας καὶ ἑτέρων ἐμπορίων δέχεται μέταξιν, ἀλοὴν, καρυόφυλλον, τζανδάναν, καὶ ὅσα κατὰ χώραν εἰσί. Al Edrisi p. 38. Aromata vero, quae in eodem Climate (Seilan) reperiuntur, sunt caryophylla, sandalum, canfora, et lignum aloes, quorum omnium nihil invenitur in aliis climatibus.

7) Theophr. hist. plant. 9, 7. Τὸ δὲ καρδάμωμον καὶ ἄμωμον οἱ μὲν ἐκ Μηδείας, οἱ δὲ ἐξ Ἰνδῶν καὶ ταῦτα καὶ τὴν νάρδον καὶ τὰ ἄλλα ἢ τὰ πλεῖστα κομίζεσθαί φασιν.

Armenien und dem Bosporus eingeführt wurden [1]), was zugleich bekundet, dass die indischen Produkte auch über das schwarze Meer nach Griechenland und Rom gingen; nach Plinius, der vier Sorten annimmt, erzeugte sie eine dem Amomum ähnliche Staude, die in Arabien und Medien wuchs [2]). Indess wachsen die Kardamomen nur in Indien und sind die Frucht der Pflanze Alpinia Cardamomum Willd. oder Amomum Cardamomum Roxb. oder Amomum repens Lin., deren Stengel, Blätter und Blüthe dem Banjanenbaum ähneln, und die ohne Cultur auf dem westlichen Arme der Ghats vom Vorgebirge Komorin bis zum zwanzigsten Grade der Breite wächst. Die Frucht, welche einen sehr aromatischen, ein wenig zuckerartigen und pikanten Geschmack hat, besteht aus einem sehr kleinen runden Kerne von unregelmässiger Form und bräunlicher, zuweilen auch gelblichweisser Farbe, wovon sich 5, 7, höchstens 9 in einem dreieckigen dicken weichen Sacke befinden, der durch einen dünnen, ungefähr eine halbe Linie langen Fruchtstiehl, welcher aus dem Kardamomenbaum heraustritt, befestigt ist. Der Baum liefert nur eine Aernte und bringt nicht viel ein, wesshalb das Gewürz theuer ist und das Man zu 52 Frcs. verkauft wird. Alle asiatischen Völker verbrauchen sie stark, um ihre Gerichte damit zu würzen, und in den nördlichen Provinzen von Hindustan zieht man daraus ein geistiges Wasser; sie werden nach Persien, Arabien, Sina und Japan versendet, aber nicht nach Europa. Crawfurd traf auch in Siam und Kambodscha Kardamomen-Wälder mit Pflanzen von zweierlei Art, die sich der König vorbehalten hat und streng bewachen lässt. Die sehr aromatischen Samenkörner erster Qualität, deren Kapseln weiss und dreimal grösser als die der feinsten Malabarischen sind, heissen Krawan und werden manchmal das Pikul von $133^1/_3$ engl. Pfund zu 500 Dollars in Sina verkauft: die der zweiten Qualität werden Riu genannt [3]). Den Griechen und Römern dienten die Kardamomen wegen ihrer erwärmenden Kraft gegen Epilepsie, Husten, Hüftschmerzen, Krämpfe, Leibschneiden und wegen ihres Wohlgeruchs als Ingredienz zu köstlichen Salben [4]); zu Rom kostete das Pfund der bessten Sorte 12 Denare oder 4 Gulden,

§. 21. Amomum. Wie bereits im vorigen Paragraphen bemerkt worden, konnte Theophrast nicht bestimmen, ob das Amomum aus Indien oder aus Medien kam, in Hinsicht des Geruchs vergleicht er es mit dem Balsam [5]). Dioskorides, der das Amomum in das Armenische, Medische und Pontische theilt und das erstere für das besste hält, beschreibt das Gewächs als eine kleine Staude, die den Samen traubenförmig aus dem Holze hervortreibt [6]), was mit dem Samensack der Kardamomen im Einklang steht, besonders da dieses Gewächs nach Plinius mit dem der Kardamomen grosse Aehnlichkeit haben soll. Letzterer lässt die Amo-

1) Diosc. 1, 5. Καρδάμωμον ἄριστον τὸ ἐκ τῆς Κομαγηνῆς καὶ Ἀρμενίας καὶ Βοσπόρου κομιζόμενον· γεννᾶται δὲ ἐν Ἰνδίᾳ καὶ Ἀραβίᾳ.

2) Plin. 12, 29 (13). Simile his et nomine et frutice cardamomum, semine oblongo. Metitur eodem modo et in Arabia. Quatuor ejus genera.

3) Crawfurd, Tagebuch der Gesandtschaft etc. Kap. 14. S. 651.

4) Dioscor. 1, 5. Μίγνυται δὲ καὶ εἰς τὰς τῶν μύρων στύψεις.

5) Theophr. de odor. p. 743. Παραπλησίαν δ' ἔχει τούτῳ (βαλσάμῳ) τὴν δύναμιν καὶ τὸ ἄμωμον.

6) Diosc. 1, 14. Ἄμωμον ἐστὶ θαμνίσκος οἱονεὶ βότρυς ἐκ ξύλου, ἀντιπεπλεγμένος ἑαυτῷ. Isidor. Orig. Frutex ejus botrosum semen reddens, sibi connexum flore albo veluti violae, foliis similibus bryoniae.

mumtraube nicht allein in den drei genannten Ländern wachsen, sondern auch von der indischen wilden Weinrebe stammen und fügt hinzu, dass Seleukus, König von Syrien, versucht habe, diese Pflanze und die Narde aus Indien in Arabien zu verpflanzen, was aber fehl geschlagen sei[1]. Wenn nun das Amomum ein Produkt Armeniens, Mediens und des Pontus war, wozu der Versuch des Seleukus die Pflanze aus Indien in Arabien anzupflanzen, da sie doch schon in seinem Reiche wuchs? Allein das Amomum kam nur über diese Länder aus Indien. Linné bestimmte diese Pflanze als Cissus vitiginea, welcher Bestimmung Sprengel früher beitrat, aber später erklärte er, dass man nicht angeben könne, was für eine Pflanze die Alten unter Amomum begriffen. Unsere Materialisten verkaufen unter dem Namen Amomum oder englisches Gewürz braunröthliche Beeren von der Grösse der Pfefferkörner, welche aus Ostindien kommen und wovon das Pfund 8 Silbergroschen kostet; aber dieses ist nicht das Amomum der Alten, von welchem das in Trauben eingeführte 60 Denare und das von der Hülle entblösste schon 48 Denare kostete. Offenbar verwechselten die Alten Amomum zuweilen mit Kardamomum, und verstanden unter ersteren entweder Amomum Kardamomum Willd., eine gewürzhafte Pflanze, die auf Jawa und Sumatra wächst und weissliche Blumen mit gelben Lippen hat, deren Samen die Indier wie die Kardamomen gebrauchen, oder die Pflanze Amomum granum paradisi Lin., von welcher die auf Malabar wachsenden braunrothen Paradieskörner kommen die wie Trauben in der Kapsel eingeschlossen und einen aromatischen Geruch verbreiten. Salmasius glaubt, dass die Griechen und Römer unter Amomum auch jedes unvermischte Aroma begriffen, weil Hesychius den Weihrauch, Uvienus den Zimmt Amomum nenne, wovon auch die alten ägyptischen balsamirten Leichen den Namen Mumien trügen[2], wozu wir noch bemerken, dass auch die Perser den wohlriechenden Asphalt, womit die Aegyptier ihre Leichen einbalsamirten, Muminahi nennen. Bei den Griechen und Römern diente das Amomum gegen Podagra, gegen Augenentzündungen, zur Beförderung des Schlafes, zur Linderung des Schmerzes, und bildete einen Bestandtheil der kostbaren Salben, womit die Zecher ihr Haupt parfümirten und die Todten eingerieben wurden[3].

§. 22. Malabathrum. Unter Malabathrum verstehen wir jetzt das Blatt der Kassia, welches angenehm riecht, lieblich schmeckt und der Länge nach drei starke Nerven hat. Salmasius hat aber bewiesen, dass die Griechen und Römer unter Malabathrum den Betel der Orientalen (Piper Betel Lin.) begriffen, der mit dem heutigen Malabathrum grosse Aehnlichkeit hat, aber statt drei, fünf Blattnerven zählt! Fast alle Gelehrten sind mit Salmasius einverstanden, aber in der neuesten Zeit hat sich Hüllmann gegen den grossen französischen Forscher erklärt,

1) Plin. 12, 28 (13). Amomi uva in usu est, Indica vite labrusca: ut alii existimavere frutice myrthuoso, palmi altitudine. Plin. 16, 59 (32). Non ferunt amomi nardique deliciae, ne in Arabia quidem ex India nave peregrinari: tentavit enim Seleucus rex.

2) Salmas. Plin. exerc. p. 401.

3) Diosc. l. c. Martial 8, 77. Sisapis, Assyrio semper tibi crinis amomo
Splendeat et cingant florea secta caput.
Persius 3, 103 — — tandemque beatulus alto
Compositus lecto, crassisque lutatus amomis
In portam rigidos calces extendit.

indem er das Malabathrum der Alten für das Blatt vom Laurus Cassia hält [1]). Doch das Malabathrum der Alten ist wirklich Betel, wie es auch ebenso der Verfasser des Periplus ausdrücklich nennt; denn sein πέτρος stammt aus dem Sanskrit Patra, d. i. Blatt, und dieses Wort ging in der Telinga-Sprache in Betre und Betle über und bedeutet Betel. Schon Herbelot bemerkt, dass der allgemeinste Name für Betel Betré oder Betle sei, welches erstere auch Barra ausgesprochen werde, was in Indien überhaupt jedes Pflanzenblatt bedeute, aber vorzugsweise von dem Blatte des Tambul gebraucht werde [2]). Malabathrum ist aus Sanskrit Malaja-patra gebildet, d. i. Blatt von Malabar, weil der Betel besonders auf jener Küste wächst; im Hitopadesa heisst er Tâmbûlî. Dem Periplus zufolge brachte ein uncultivirtes, untersetztes Volk mit breitem Gesicht und eingedrückter Nase, Sesatä genannt, jene Blätter an die Grenze der Siner, wo man sie zusammenrollte und in drei Sorten theilte: die aus einem grossen Blatt bestehende hiess Malabathrum hadrosphaerum, die aus einem mittlern Mal. mesosphaerum, die aus einem kleinen Mal. microsphaerum [3]). Dieses Volk nennt Ptolemäus Besadä, und setzt es über das Land Kirrhadia, wo das besste Malabathrum wuchs [4]). Es waren also Völker jenseit des Ganges aus dem heutigen birmanischen Reiche und der Umgegend, die mongolischer Abkunft sind und von dem sinesischen Kaiser Wuti um 130 v. Chr. aus der Tartarei zwischen der Wüste Gobi und der sinesischen Mauer dahin vertrieben wurden [5]), wo noch der meiste und vorzüglichste Betel wächst, keine Völker aus dem östlichen Tibet und der anstossenden kalmückischen Choschotey, wie Hüllmann vermuthet; denn da wächst weder Betel, noch Laurus Cassia. Crawfurd sagt: „Von der Areka- und Betelnuss sind die Siamesen vielleicht die anhaltendsten und beharrlichsten Consumenten unter allen Völkern des Ostens und übertreffen in dieser Hinsicht selbst die Malayen. Der Boden und das Klima sind zur Hervorbringung beider ganz besonders geeignet, und die Wohlfeilheit dieser Artikel, welche die Folge davon ist, trägt ohne Zweifel, in Verbindung mit dem indolenten Charakter des Volks, dazu bei, die Consumtion so bedeutend zu machen. Sie pflegen jene Artikel, bis auf Weglassung des Katetschu, ebenso, wie in andern Ländern, zu bereiten [6]).“ Dioskorides und Plinius beschreiben das Malabathrum als ein Blatt, das, wie eine Wasserlinse, ohne Wurzel auf Sümpfen und Teichen schwimme [7]). Allein diess ist irrig, es ist, wie der Hopfen, eine Rankpflanze, die nur im feuchten Boden gedeiht, und daher findet man sie am Strande des Meeres und an Flüssen, auch wohl an sonstigen sumpfigen Orten, was vielleicht zu dem Irrthum der beiden genannten Schriftsteller Anlass gab. Die Betelblätter werden, wenn man sie von den Nerven befreit hat, mit Seemuschelkalk angerieben, wodurch

---

1) Hüllmann, Handelsgeschichte der Griechen S. 211 ff.

2) Herbelot in voce: Son nom le plus commun est Betré ou Betlé, dont le premier se prononce aussi barra, qui signifie chez les Indiens en général la feuille de quelque plante, et qui s'applique par excellence á la feuille de Temboul en particulier.

3) Peripl. mar. Erythr. p. 37.

4) Ptolem. 7. 2. ὑπὲρ δὲ τὴν Κιῤῥαδίαν, ἐν ᾗ φασι γίνεσθαι τὸ κάλλιστον μαλάβαθρον.

5) Witsen l. c. I. p. 265. 6) Crawfurd, Tagebuch etc. Kap. 12. S. 483.

7) Dioscor. 1, 11. Plin. 12, 59 (26).

sie, wie schon Plinius bemerkt, einen etwas salzigen Geschmack erhalten.[1]); dann werden feine Gewürze, wie Kardamomen, fein geschnittene Arekanuss und dergleichen in dieselben eingerollt. Dioskorides macht aufmerksam, dass Einige das Malabathrum für das Blatt der indischen Narde hielten, sie täuschten sich aber durch die Aehnlichkeit des Geruches[2]). In diesem Irrthum ist auch noch Plinius befangen. An einer Stelle hält er es für das Blatt, wie es oben auch Dioskorides angegeben hat, an einer andern hingegen für das Blatt der Spiknarde, das er auch, wie der Küstenbeschreiber des rothen Meeres das Malabathrum, in drei Sorten theilt, wovon er die erste Sorte microsphaerum zu 75, die zweite mesosphaerum zu 60, die dritte hadrosphaerum zu 50 Denaren ansetzt[3]). Die Römer nannten auch, wie die Indier, das Malabathrum vorzugsweise Blatt (folium) oder indisches Blatt (folium Indicum); daher ist Malabathrinum gleich Foliatum[4]). Das Malabathrum wurde zur Zeit des Verfassers der Küstenbeschreibung des rothen Meeres von dem Handelsplatze Ganges nach Barake gebracht, wo es die ägyptische Handelsflotte zugleich mit dem der letztern Gegend, die sowohl wegen der Menge als wegen der Güte desselben berühmt war, wie noh heutiges Tages, einnahm[5]). Also wieder ein Beweis, dass es nicht das Blatt der Laurus Cassia sein konnte, denn diese wächst nur auf der Küste Malabar, und dann trifft man sie auf Jawa, Sumatra und in Sina. Die Griechen und Römer bedienten sich des Malabathrums zur Magenstärkung, gegen Augenentzündungen, kauten es zur Beförderung eines guten Athems, legten es zwischen die Kleider gegen die Motten, und zogen vor allem ein Oel aus demselben, das zu den köstlichsten Salben verwendet ward[6]). Stellen

---

1) Plin. l. c. quodam salis gustu.

2) Diosc. 1, 11. Μαλάβαθρον ἔνιοι ὑπολαμβάνουσιν εἶναι τῆς Ἰνδικῆς νάρδου φύλλον, πλανώμενοι ὑπὸ τῆς κατὰ τὴν ὀσμὴν ἐμφερείας.

3) Plin. 12, 26 (12).

4) Dioscor. 1, 76. Martial. 11, 27: At mea me libram foliati poscat amica. Aber Plinius begeht einen Fehler, indem er lib. 13, 2 (1) sagt: Nardinum sive foliatum.

5) Peripl. mar. Erythr. p. 31 u. 36.

6) Dioscor. 1, 11. Plin. 12, 59 (26).
Horat. carm. 2, 7 — coronatus nitentes
Malobathro Syrio capillos. Hier steht Malobathro für Malobathrino. Blumenkränze und Pomade fehlten bei keinem Trinkgelage, das auf das Mahl folgte. Plutarch. Symp. 3, 1. Aristoph. Acharn. 1091. Solon verbot noch den Verkauf von Pomaden, und die Lacedämonier vertrieben die Parfumeurs aus Sparta. Athen. 15. c. 14. §. 34; aber später duftete jeder Grieche und Römer. Man hatte nicht allein Blumenkränze um den Kopf gewunden, um wegen der Abkühlung desto länger trinken zu können, sondern auch zuweilen noch um den Hals, damit sich die Nase auch laben konnte, welche Kränze die Dichter Hypothymiades nennen. Athen. 15. c. 14. §. 36. Ueberhaupt bekränzten sich die Griechen und Römer bei jeder festlichen und frohen Gelegenheit. Bekränzt war, der eine frohe Botschaft überbrachte, der opferte, das Opferthier, der Sieger in den öffentlichen Kampfspielen: in den olympischen und delphischen mit Lorbeer, in den isthmischen mit Pinien, in den nemeischen mit Eppich; Palmzweige aber erhielten alle Sieger. Pausan. 8, 48. Auch die Todten wurden bekränzt. Die Götterbilder bekränzte man besonders mit Heliochrysos. Dioscor. 1, 57. Welche Arten von Blumen, Blättern und Zweigen die Alten zu Kränzen anwendeten, lehren Theophrast hist. plant. 6. c. 6—8. und Athenäus im 15. Buch. Bei diesem allgemeinen Gebrauch ernährten sich viele arme Leute von dem Kränzeflechten. Horaz sagt zwar: syrisches Malabathrum, aber das Malabathrum kam nur aus Indien, wie Dioskorides ausdrücklich anführt; eben so muss man auch unter merx Syra bei Hor. carm. 1, 31 indische, arabische

wir dieses nun zusammen, so war das Malabathrum der Alten ein zusammengerolltes, salzig schmeckendes, schon mit dem heute im Orient gebräuchlichen Namen bezeichnetes und auch in Hinterindien wachsendes Blatt, das fast zu demselben Zwecke gebraucht wurde, zu welchem die heutigen Indier den Betel gebrauchen, alles Eigenschaften, die wir an dem heutigen Malabathrum nicht treffen, mithin war es Betel.

§. 23. Spiknarde. Im Griechischen heisst sie νάρδου στάχυς, ναρδοστάχυς, im Lateinischen spica nardi, über welche Bedeutung von στάχυς und spica lange gestritten wurde. Scaliger behauptete schon ganz richtig, dass beides hier bulbus, Bolle bedeute, und führte aus Cato spica allii und spica ulpici als Beweis an; Salmasius aber trat gegen Scaliger auf und suchte in einer langen ermüdlichen Abhandlung zu beweisen, dass στάχυς nicht Bolle, Wurzel, sondern, wie gewöhnlich, Aehre, Stengel mit Aehre bedeute, denn Dioskorides unterscheide in der Beschreibung der indischen Narde deutlich στάχυς von ῥίζα[1]). Allein Salmasius hat Unrecht. Als zwiebelartiges Gewächs hat die Spiknarde gleichsam zwei Wurzeln, wie sich Theophrast ausdrückt, indem er sagt: „Die Meerzwiebel, die Bolle, die Gartenzwiebel scheinen zwei Arten von Wurzeln zu haben, welches Einige überhaupt allen Gewächsen mit Knollen in der Erde beilegen, eine fleischichte und eine faserige[2]).“ Die fleischichte Wurzel, um mit Theophrast zu reden, oder die Bolle, nannten nun die Griechen sowohl στάχυς als ῥίζα, und die Lateiner spica[3]). Dio-

---

und persische Produkte verstehen, wie unter Orontea myrrha bei Propert. 1, 2. die arabische Myrrhe; denn bis 30 v. Chr. bezogen die Römer fast alle Produkte der genannten Länder aus Antiochia in Syrien, und später noch, als diese Produkte schon über Alexandria in Aegypten kamen, versetzte man sie nach Syrien, wie Plinius zeigt, der das Malabathrum noch in Syrien, aber nun auch in Aegypten wachsen lässt. Plin. 12, 59 (26). Dat et malobathron Syria, arborem folio convoluto, arido colore; ex quo exprimitur oleum ad unguenta: fertiliore ejusdem Aegypto. Laudatius tamen ex India venit.

1) Salmas. Plin. exerc. p. 1061 ss. Die Stelle des Dioskorides, worauf Salmasius fusst, steht 1, 6. und lautet: πλείονας δὲ ἔχουσα τοὺς στάχυς ἀπὸ τῆς αὐτῆς ῥίζης, καὶ πολυκόμους καὶ περιπεπλεγμένους.

2) Theophr. hist. plant. 1, 6. Πάντα δὲ ταῦτα (σκίλλα, βολβός, κρόμμυον) δοκεῖ καθάπερ δύο γένη ῥιζῶν ἔχειν, τοῖς δὲ καὶ ὅλως τὰ κεφαλοβαρῆ καὶ κατάρριζα, τήν τε σαρκώδη ταύτην καὶ φλοιώδη, καθάπερ ἡ σκίλλα, καὶ τὰς ἀπὸ ταύτης ἀποπεφυκυίας.

3) So sagt Theophr. de odor. p. 741. §. 28 ed. Schneid., dass das Nardenöl von den Wurzeln gemacht werde; ἀπὸ ῥιζῶν δὲ τό τε ἴρινον καὶ τὸ νάρδινον. So schreiben Nikander (Theriaca 937) und Arrian (Exped. Alex. 6, 22) νάρδου ῥίζα für νάρδου στάχυς. Die fleischichte Wurzel oder der Wurzelschopf, nicht die Aehre, wurde also zur Bereitung der Salbe gebraucht, wie auch aus Dioskorides erhellt, indem er dem Salbenbereiter anempfiehlt, die Wurzeln zuvor von dem Drecke zu befreien. Dios. l. c. ἐπὶ δὲ τῆς χρείας ἀφαιρεῖν δεῖ, εἰ προσείη ταῖς ῥίζαις πηλός. Plinius nennt ebenfalls die fleischichte Wurzel spica: so lib. 29, 11 (3) die Knoblauchsbolle allii spica. Diese Bedeutung ist in den Wörterbüchern noch nicht bemerkt worden. Passow erklärt die Spiknarde als eine Pflanze, aus deren ährenförmiger Blüthe das wohlriechende Nardenöl bereit ward, wo es aber heissen muss: aus deren Wurzelschopf oder Bolle etc. Ovid (Metam. 15, 398) sagt daher aus Unkunde der Sache nardi aristas. Wegen der Aehnlichkeit mit einem runden Schlauche nennt Nikander den Wurzelschopf der Narde auch schlauchförmige Wurzel, ῥιζάς θυλακόεσσα. Alexipharm. 402—404:

Ἀλλὰ σὺ πολλάκι μὲν σταδίην εὐανθέα νάρδου
Ῥιζάδα θυλακόεσσαν ὀπάζεο, τήν τε Κίλισσαι
Πρηόνες ἀλδαίνουσι περὶ πλημμυρίδα Κέστρου. Bei dieser Stelle bemerkt der alte Scholiast richtig: καὶ θυλακόεσσαν καλεῖ τὴν ἐμφερῆ θυλάκῳ σχή-

skorides gibt zwei Arten Spikuarde an, von welchen die eine die indische, die andere die syrische genannt werde, welche letztere aber den Namen führe nach einem indischen Berge, dessen eine Seite nach Syrien hin blicke, denn in Syrien selbst werde sie nicht gefunden. Diese sogenannte syrische Narde sei gelb von Farbe, sehr wohlriechend, habe einen kleinen Wurzelschopf, bittern Geschmack und einen Geruch wie Cyperus. Diess ist die Narde, welche dem Verfasser des Periplus zufolge über Ozene, und zwar von den oberhalb dieser Stadt gelegenen Orten, über Proklais (Peschawer), wie über das benachbarte Skythien nach dem Seehafen Barygaza gebracht ward, wo sie die ägyptische Handelsflotte einlud, und die er mit verstümmelten Namen Kattyburine Patropapige (vermuthlich Paropamisische) und Kabalite (Kabulische) nennt[1]. Neuere Botaniker haben nun auf dem Hindukuh an der Grenze des alten syrischen Reichs eine Narde mit gelber Blume getroffen, die Sprengel für Patrinia scabiosaefolia Fisch. hält. Ferner, fährt Dioskorides fort, gebe es ein Geschlecht der indischen Narde, welche die gangetische genannt werde, die den Namen nach dem Flusse Ganges trage, der einem Berge vorbeifliesse, an dessen Fusse sie wachse; die zunächst am Flusse an wasserreichen Orten hervorspriesse, sei zwar mehr emporgeschossen und habe mehrere aus haarartig ineinandergeflochtenen Blättern bestehende Bollen, aber sie sei schwächer an Kraft, als die auf dem höhern Theile des Berges wachsende, welche wohlriechender sei, kleine Bollen habe, an Geruch dem Cyperus gleiche und übrigens die Eigenschaften der sogenannten syrischen Narde besitze[2]. Diese gangetische Narde ist Patrinia Jatamansi Don. oder Valeriana Jatamansi Jones, welche die Indier von dem Handelsorte Ganges nach Barake brachten, und die jetzt auch noch nach Jones und Roxburgh auf dem Ganges aus Tübet kommt[3], in einem aus Blätterfasern ineinander verwickelten zwiebelartigen Wurzelschopfe von röthlicher Farbe, sehr lieblichem Geruch und bitterm Geschmack besteht, an deren Spitze des zottigen Stengels sich büschelweise purpurfarbige Blumen befinden; sie wächst auch in Bengalen und Nepal, heisst im Sanskrit Dschatâmânsî, d. i. Haarbüschel-Narde, und wird von den indischen Aerzten wegen ihrer mannigfaltigen Heilkräfte gegen verschiedene Krankheiten angewendet, von den europäischen jetzt aber durch den einheimischen Baldrian ersetzt. Die Beschreibung, welche Plinius von dieser Pflanze gibt, ist nichts als Wirrwarr, eine Zusammenstoppelung von Narde und Malabathrum[4]. Zu Rom kostete das Pfund dieser Wurzelköpfe 100 Denare, und gewinnsüchtige Kaufleute gossen Wasser oder Palmenwein, mit Spiessglas versetzt, in die Schöpfe, damit sie die Wagschale mehr durchzogen. Die Spiknarde hat eine erwärmende trocknende

ματι, ἴσως δὲ εἶπεν ἀπὸ τῆς ῥίζης· τοιαύτη γὰρ ταύτης ἡ τῆς νάρδου ῥίζα, θυλακώδης τῷ εἴδει. Die auf den cilicischen und syrischen Bergen wachsende Narde, die zwei oder mehrere Bollen ansetzte, wurde nun nach ihrer Schlauchform auch θυλακῖτις genannt. Diosc. 1, 8. ἡδὲ ὀρεινὴ νάρδος, καλουμένη δὲ ὑπό τινων καὶ θυλακῖτις καὶ νῆρις, γεννᾶται ἐν Κιλικίᾳ καὶ Συρίᾳ. Zu jener Stelle macht Marcellus Vergilius die lächerliche Bemerkung: die Narde würde θυλακῖτις genannt, weil sie von den Kaufleuten aus Cicilien und Syrien in Säcken nach Griechenland gebracht worden wäre. Unter spica Cilissa bei Propert. 4, 6. v. 74 versteht Salmasius Safran; sie ist aber Valeriana tuberosa, die sich häufig auf den Gebirgen von Cicilien findet.

1) Peripl. mar. Erythr. p. 27. 2) Diosc. 1, 6.
3) Peripl. mar. Erythr. p. 31 und 36. Vincent l. c. 2 Th. p. 459.
4) Plin. 12, 26 (12).

Kraft und wurde daher von den Griechen und Römern in vielen Krankheiten gebraucht, wozu diese erforderlich war; die Salbe, welche daraus bereitet wurde, war sehr theuer.

§. 24. Ingwer. Nach Dioskorides und Plinius kam diese Wurzel, welche Einige früher für die Pfefferpflanze hielten, Dioskorides aber für die eines eigenen Gewächses erkennt, aus Arabien und Troglodytika [1]. Sprengel behauptet, dass das Wort Ingwer aus dem Arabischen stamme, wo es Zindschebil heisse, und dass jetzt auch diese Wurzel in den beiden genannten Ländern wachse, obgleich sie heutiges Tages aus Indien verführt werde. Vermuthlich kam sie aber über diese beiden Länder aus Indien, denn Ptolemäus sagt ausdrücklich, dass sie auf Seilan wachse [2], und da auch Dioskorides erwähnt, dass sie in irdenen Gefässen eingemacht nach Italien gebracht werde, um sie zu den Speisen zu geniessen [3], wie sie ebenfalls so heute noch aus Bengalen zu uns herüberkommt, so ist es sehr wahrscheinlich, dass sie nur aus Indien versendet wurde, wo sie nach ihrer Gestalt im Sanskrit Sringawera, d. i. horngestaltig, heisst, aus welchem Worte auch die Benennung Zingiber und unser Ingwer herzuleiten ist. Sie wurde wegen ihrer erwärmenden Kraft als ein magenstärkendes Mittel in der Medizin gebraucht.

§. 25. Kostus. Eine Wurzel von einem äusserst angenehmen Geruch. Dioskorides erklärt die weissliche aus Arabien für die vorzüglichste, welcher die schwärzliche indische und dann die buchsbaumfarbige syrische an Güte folge [4]. Linné nennt die Pflanze Costus Arabicus; allein unsere neuern Botaniker haben sie weder in Arabien, noch in Syrien aufgefunden, welche beiden Länder Plinius auch nicht berührt. Sie wächst nur in ostindischen Wäldern, nach Plinius besonders auf der Insel Patala [5], wenigstens wurde sie aus dem dortigen Seehafen Barbarikum ausgeführt [6], und heisst im Sanskrit Kuschtha. Der Kostus, von dem das Pfund 6 Denare kostete, hat eine erwärmende Kraft und wurde gegen Brustleiden, Convulsionen, Blähungen und sonstige Krankheiten genommen, und aus dieser Wurzel bereitete man die Salbe Amaracinum, denn die Kostuswurzel heisst auch Amaracum [7], wie die Kyzikener und Sikuler eigentlich das Sampsuchum oder den Majoran nannten [8]; hauptsächlich aber wurde sie zum Räucherwerk bei dem Opfer verwendet [9].

---

1) Diosc. 2, 189 (190). Ζιγγίβερις ἴδιον ἐστὶ φυτὸν, γεννώμενον ἐν τῇ Τρωγλοδυτικῇ καὶ Ἀραβίᾳ πλεῖστον. Plin. 12, 14 (7).

2) Ptolem. 7, 4.

3) Diosc. l. c. Ὑπ' ἐνίων μέντοι ταριχεύεται διὰ τὸ εὔσηπτον, καὶ διακομίζεται ἐν κεραμίοις εἰς Ἰταλίαν, εὐχρηστοῦντα εἰς βρῶσιν· λαμβάνεται δὲ μετὰ ταρίχου.

4) Diosc. 1, 15. Das bei Horat. carm. 3, 1. v. 44 vorkommende Achaemeniumque costum steht für Indicum costum.

5) Plin. 12, 25 (12). Radix costi gustu fervens, odore eximio, frutice alias inutile. Primo statim introitu amnis Indi in Patale insula, duo sunt ejus genera, nigrum, et quod melius, candicans. Pretium in libras X, VI.

6) Peripl. mar. Erythr. p. 22.

7) Theophr. de odore p. 741. §. 28 ed. Schneid. Ἀπὸ ῥιζῶν δὲ τό τε ἴρινον καὶ τὸ νάρδινον καὶ τὸ ἀμαράκινον ἐκ τοῦ κόστου· τοῦτο γὰρ ὀνομάζουσι τὴν ῥίζαν. Passow erklärt in seinem Lexikon ἀμάρακον oder ἀμάρακος als ein unbekanntes Bollen- oder Zwiebelgewächs, und zweitens als unsern Majoran. Aus dieser Stelle geht aber hervor, dass es neben der Bedeutung von Majoran auch die der Kostuswurzel hat.

8) Diosc. 3, 47. 9) Plin. 22, 56 (24).

Das Räucherpulver unterschieden die Griechen in Diapasma und Synthesis, die beide aus einer Zusammenmischung verschiedener beliebiger Aromate bestanden [1]. Die Synthesis wurde mit wohlriechendem Weine angefeuchtet, ihr Geruch hielt länger an, als der des Diapasma: man streute sie in Kleiderschränke, um den Kleidern einen lieblichen Duft zu verschaffen; das Diapasma hingegen war ein trockenes Pulver, das nur von Einigen etwas mit Wein befeuchtet ward: man streute es zwischen die Kleider und ins Bett, damit der Haut gleichsam ein Wohlgeruch mitgetheilt werde, und vertrat demnach die Stelle der Salbe.

§. 26. Cyperus. Der indische Cyperus, der dem Ingwer glich, beim Kauen safranartig und bitter befunden wurde und den Ausfall der Haare schnell beförderte, wenn man sich damit salbte [2], war die gelbe Wurzel, welche heute Kurkuma (Crocus Indicus) genannt und meist als Farbmaterial gebraucht wird. Von diesem Cyperus ist aber der cilicische, syrische und kykladische verschieden; letzterer ist nach Sprengel Cyperus rotundus Lin., der jetzt noch häufig auf den Kykladen wächst, und dessen wohlriechende Wurzel die Griechen zwischen die Kleider legen. Die Gerrhi, ein skythisches Volk am Borysthenes oder dem heutigen Dnieper, balsamirten mit der Cyperuswurzel ihre Könige ein. Wenn nämlich ein König gestorben war, so öffneten sie seinen Leib, nahmen das Eingeweide heraus und füllten denselben mit zerstossenem Cyperus, Räucherwerk, Eppichsamen und Aniskörnern an; war diess geschehen, so nähten sie ihn wieder zu, überzogen den ganzen Körper mit Wachs und führten ihn alsdann auf einem Wagen zu einem andern Volke [3].

§. 27. Aromatischer Kalmus. Der Calmus aromaticus, der in Indien wächst, ist die wohlriechende Wurzel von dem sogenannten spanischen Rohr, welche wir Calamus Indicus nennen. Das Decoct dieser Wurzel in Verbindung mit Queckwurz oder Eppichsamen diente den Griechen und Römern gegen die Wassersucht und gegen Nierenübel; den Husten heilte sie, indem man den Dampf derselben durch eine Röhre in den Mund einliess; auch wurde sie zu lindernden Umschlägen, sowie zu Räucherwerk verwendet [4]. Mit diesem Kalmus muss aber der Judäische nicht verwechselt werden, obgleich er dieselbe Wirkung in der Medicin hat. Heute wird noch eine andere Art Kalmus aus Indien gebracht, Acorus aromaticus, eine Gattung Schwertlilien, den Dioskorides in Kolchis setzt, aber vermuthlich über dieses Land aus Indien kam [5].

§. 28. Macer. Dioskorides beschreibt das Macer mit wenigen Worten als eine gelblichrothe Rinde von astringirendem Geschmack, die

---

1) Teophr. de odore p. 408. §. 57.

2) Diosc. 1, 4. Ἱστορεῖται δὲ καὶ ἕτερον εἶδος κυπείρου ἐν Ἰνδίᾳ γεννώμενον, προςεοικὸς ζιγγιβέρει, ὃ διαμασσηθὲν προκῶδες καὶ πικρὸν εὑρίσκεται· καταχρισθὲν δὲ, παραχρῆμα ψιλοῖ τὰς τρίχας. Plin. 21, 70 (18). Est et per se Indica herba, quae cypira vocatur, gingiberis effigie, commanducata croci vim reddit. Cypero vis in medicina psilothri.

3) Herod. 4, 71.

4) Diosc. 1, 17. Plin. 12, 48 (22). Calamus quoque odoratus in Arabia nascens, communis Indis atque Syriae est. Plin. 24, 50 (11). Et quoniam plura genera (arundinis) fecimus, illa qua in Iudaea (l. India) Syriaque nascitur odorum unguentorumque causa, urinam movet cum gramine aut apii semine decocta. Hier ist India, nicht Judaea, wie aus der ersten Stelle erhellt, die wahre Lesart. Solin. c. 25. Mittit India et calamos odoratos, potentes adversum intestinae aegritudinis incommoda.

5) Diosc. 1, 2.

aus Barbaria kam, und deren Absud gegen Blutspeien, Dysenterie und Bauchfluss getrunken ward[1]. Der Verfasser des Periplus erwähnt ebenfalls, dass Macer aus Aethiopien versendet werde[2]), und Plinius nennt Macir die röthliche, aus Indien kommende Rinde einer grossen Wurzel, die den Namen nach ihrem Baume trage, den er aber nicht kenne, und deren Decoct mit Honig vornehmlich die Dysenterie hebe[3]). Auch nach Galen wurde dieses Heilmittel aus Indien bezogen[4]). In Indien wird nun die zweite Schale der Muskatennuss, unsere Muskatenblume, Macis genannt, was einige bewogen hat, sie für das Macer der Alten zu halten; aber die Beschreibung desselben lässt sich doch nicht ganz auf unser Macis anwenden; vielleicht ist es die Konessi-Rinde von den Oleanderbaume (Nerium antidysentericum), der auf Malabar wächst. Bei Dioskorides kommt auch unter dem Namen Naskaphthum, von andern Narkaphthum genannt, eine aus Indien ausgeführte Rinde vor, welche der Rinde des Maulbeerenbaumes glich und zu Räucherwerk diente[5]). Diese Rinde hielt Sprengel anfangs für Muskatenblume (Macis), nahm aber später seine Ansicht zurück.

§. 29. Aloe. Die Aloe-Pflanze wächst nach Dioskorides häufig in Indien, woher man auch das bittere Gummiharz bezog; die in Arabien, Asien und auf einigen Inseln, wie auf Andros, wachsende gab zwar kein so gutes Gummi als die indische, es eignete sich aber doch sehr zur Heilung der Wunden[6]). Arabien erzeugt mehrere Gattungen wild, wie Aloe Arabica Lin., Aloe Succotrina Cand., Aloe vulgaris, und die sogenannte Leber-Aloe, welche Dioskorides für die besste hält, kommt von Malabar und andern Gegenden Indiens. Sie hat eine astringirende, schlaferregende und trocknende Kraft und diente zur Beförderung des Stuhlgangs, Reinigung des Magens, Hemmung des Blutauswurfs, Heilung der Gelbsucht, Vernarbung der Wunden und gegen andere Uebel; man verfälschte sie mit Gummi und Akaziensaft[7]).

§. 30. Bdellium. Das Bdellium, das andere auch Madelkon, Bolchon nannten, führt Dioskorides als das Gummi eines sarazenischen (arabischen) Baumes an, das bitter von Geschmack, wohlriechend, durchsichtig und dem Ochsenleim ähnlich sei; ein anderes, schmutziges und schwarzes, komme in einer grossscholligen Masse aus Indien; auch werde aus der Stadt Petra in Arabien ein trockenes, harzartiges und schwärzliches von minderer Kraft ausgeführt[8]). Das arabische Bdellium ist nach Sprengel das Gummi der Palme Borassus flabelliformis, welche die Araber Dum nennen, aus deren Früchten auf den Mollukken ein süsser und essbarer Saft gewonnen und zu ganzen Täfelchen verdickt werde. Indess erklärt Sonnini für einen Irrthum, dass die Art von Baumharz, die man bei uns aus Afrika und beiden Indien unter dem Namen Bdellium erhält,

---

1) Diosc. 1, 111 (110). Μάκερ φλοιός ἐστι κομιζόμενος ἐκ τῆς Βαρβάρου, ὑπόξανθος, παχύς, στύφων ἱκανῶς κατὰ τὴν γεῦσιν· πίνεται δὲ πρὸς αἵματος πτύσιν, καὶ δυσεντερίας, καὶ κοιλίας ῥευματισμόν.
2) Peripl. mar. Erythr. p. 6.
3) Plin. 18, 16 (8). Et macir ex India advehitur, cortex rubens radicis magnae, nomine arboris suae: qualis sit ea, incompertum habeo. Corticis melle decocti usus in medicina ad dysentericos praecipuus habetur.
4) Galen. de facult. simpl. 7. p. 66.
5) Diosc. 1, 22.
6) Dioscor. 3, 22 (25). Plin. 27, 5 (4).
7) Diosc. 3, 22 (25).
8) Diosc. 1, 80.

aus den Stengeln der Fächerpalme fliesse, wenigstens sei es ganz gewiss, dass man aus der in Thebais Dum oder Dum Saidi genannten und dort sehr gemeinen Fächerpalme weder Harz, noch irgend eine andere Art von ähnlicher Substanz ziehe; Bdellium sei nichts anders, als das Harz der gemeinen und unvollkommenen Myrrhe[1]). Das aus Indien von den Handelsorten Barbarikum und Barygaza eingeführte Bdellium, welches mit dem skythischen des Galen und dem baktrianischen des Plinius gleich sei, hält Sprengel mit Harduin für Benzoe. Allein Plinius gibt das Pfund Bdellium zu 3 Denaren an, da bei uns das Pfund Benzoe das Doppelte kostet, wo doch eher der entgegengesetzte Preis eintreten muss; denn in Rom waren die indischen Waaren weit theurer als sie jetzt sind. Von unserm Bdellium-Gummi, das in grossen rothbraunen durchsichtigen Massen zu uns kommt und auf glühende Kohlen gestreut, angenehm riecht und von bitterm Geschmack ist, kostet das Pfund 10 Silbergroschen, was der von Dioskorides angegebenen Beschaffenheit und dem alten Preise des Bdelliums entspricht. Nur aus Plinius ist zu vermuthen, dass die Alten unter Bdellium auch Benzoe verstanden haben können, weil er bemerkt, dass das Bdellium mit Mandeln verfälscht werde und das baktrianische viele weisse nägelartige Flecken habe, da auch jetzt unter dem Namen Benzoe ein theils weissgraues, theils röthliches, mit mandelähnlichen weissen Stückchen vermischtes Harz zu uns eingeführt wird. Er legt dem Bdellium noch die Namen Brochon, Malacha und Maldacon bei und setzt den Baum auch in Medien, Babylonien und Baktriana[2]). Das indische Bdellium, das schon im Pentateuch unter dem Namen Bdolach vorkömmt[3]), soll das Gummi der Amyris Agallochum sein, und wenn es auch ein arabisches gab, so wurde dieses vermuthlich aus Datteus gummifer Lamarx gewonnen. Es hat eine erwärmende und erweichende Kraft und wurde gegen Verhärtungen, Kröpfe, Wasserbrüche, Seitenstechen, Blähungen und mehrere andere Uebel gebraucht.

§. 31. Lycium. Das Lycium gewann man aus einem dornigen Baum oder Strauch mit drei Ellen langen Aesten, woran sich dem Buchsbaum ähnliche Blätter und schwarze bittere pfefferartige Früchte befanden; der Baum hiess Pyxakantha und auch Lycium, und wuchs vornehmlich in Lycien und Kappadocien. Das durchs Auskochen des Holzes sowohl als der Frucht erlangte Gummi, welches zuweilen durch Beimischung von Oeltrestern, Wermuth oder Kuhgalle während des Kochens verfälscht wurde, sah von Aussen schwärzlich, im Bruche aber röthgelb aus und hatte einen bittern astringirenden Geschmack. Das indische Lycium aber, das Dioskorides für das beste hält, wurde aus dem dornigen Strauche Lonchitis gewonnen, der von der Erde an drei Ellen lange gerade Schösslinge trieb, die dicker als die des Brombeerstrauches waren, und dessen Blätter denen des Oelbaumes glichen; das Gummi hatte eine Safranfarbe und wurde nach Plinius von den Indiern in Ka-

1) Sonnini, Reisen in Ober- und Niederägypten. Deutsch v. Bergk. Kap. 43. S. 226.

2) Plin. 12, 19 (9). Adulteratur amygdala nuce — — — Bactriano nitor siccus, multique candidi ungues.

3) 1 Mos. 2, 12. 4 Mos. 11, 7.

meel- oder Rhinozerosschläuchen versendet[1]). Sprengel hält die Pyxakantha für Rhamnus infectorius Lin., der in ganz Griechenland und Kleinasien wachse, und aus dessen Beeren noch jetzt ein Pigment zum Gebrauche der Techniker gekocht werde; was die Alten aber unter dem indischen Lycium verstanden, sei zweifelhaft, vermuthlich Katetschu oder Kino. Das Katetschu ist eigentlich der verdickte Saft der Arekanuss, aber es wird auch durchs Kochen aus dem Arekaholze und andern Pflanzen gewonnen. So sagt Crawfurd: „Das einzige, was im Grossen und mit gutem Erfolg auf der Insel Singapore gebaut worden, ist die Art Uncaria, welche das Katetschu oder die Terra Japonica liefert, ein hartes Product, für welches sich der Boden von Singapore, wie derjenige aller benachbarten grössern Inseln, ganz besonders zu eignen scheint. Die holländische Niederlassung Rhio, auf einer dieser Inseln, liefert den Hauptvorrath dieses Artikels, den die Bewohner des Archipels consumiren. Die Pflanze ist ein hartes einheimisches Klettergewächs, welches 3 oder 4 Fuss hoch wird und in 12 Monaten zur Reife gelangt. Es ist sehr ergiebig, denn man kann rechnen, dass jede Pflanze jährlich zwischen 5 und 6 Pfund Katetschu liefert. Man gewinnt es, indem man bloss die Blätter kocht, den Saft eindickt und ihm bei dieser Gelegenheit eine kleine Quantität rohen Sago zusetzt. Es kann das Pikul von 133⅓ Pfund für 3 spanische Dollars geliefert werden. Auf Singapore wird noch wenig producirt, in der benachbarten Niederlassung Rhio dagegen sollen jährlich über 4000 Tonnen Katetschu gebaut werden[2].“ Das Kino-Gummi, das aus rothbraunen Stücken von bitterm astringirenden Geschmack besteht, kommt von dem hohen Strauch Nauclea Gambir Hünter, der eine Menge gerade ausgebreitete Aeste und eiförmige glatte Blätter hat. Da man sich Dioskorides zufolge des Lyciums auch zum Gelbfärben der Haare bediente, so begriff man unter dem indischen vermuthlich das Gummi guttae, das in grossen safranfarbigen Stücken zu uns gebracht und sowohl von den Malern als in der Heilkunst gebraucht wird. Das Lycium wurde von den griechischen und römischen Aerzten wegen seiner astringirenden Kraft zur Heilung von Geschwüren, gegen Augenübel, Blutauswurf, Milzinflammationen, den Biss toller Hunde, die Gelbsucht und gegen andere Krankheiten angewendet. Das indische nahm die ägyptische Handelsflotte zu Barbarikum und Barygaza ein.

§. 32. Myrrhe. Der Küstenbeschreiber des rothen Meeres führt an, dass die ägyptische Handelsflotte Myrrhe aus Barygaza ausführte[3]. Dioskorides kennt nun wohl arabische, troglodytische und böotische Myrrhe, aber keine indische[4]); und wir beziehen auch dieses Gummi aus Arabien, das selbst viel nach Indien versendet. Indess wächst auch in Indien Myrrhe, die Plinius zufolge von einem Dorngewächse kam, aber nicht von der besten Art war[5]), und vermuthlich war diese Myrrhe

1) Diosc. 1, 132. — χρώματι κροκῶδες, οἷόν ἐστι τὸ Ἰνδικὸν, διαφέρον τοῦ λοιποῦ καὶ δυναμικώτερον. Plin. 24, 77 (14). Indici differentia, glebis extrinsecus nigris, intus rufis, cum fregeris, cito nigrescentibus. Adstringit vehementer cum amaritudine. Ad eadem omnia utile est, sed praecipue ad genitalia. Plin. 12, 15 (7) Lycion aptissimum medicinae, quod est spumosum. Indi in utribus camelorum aut rhinocerotum id mittunt.

2) Crawfurd, Tagebuch der Gesandtschaft etc. Kap. 19. S. 320.

3) Peripl. mar. Erythr. p. 27. 4) Diosc. 1. 77 und 78.

5) Plin. 12, 35 (16). Fallacissime autem adulteratur Indica myrrha, quae ibi

der Saft der indischen Akantha, von welcher schon Theophrast redet, und die Sprengel als Hedysarum Alhagi Lin. bestimmt. Nach Loureiro soll der 5 Fuss hohe Strauch Litsaea trinervia Jussieu oder Laurus Myrrha Loureiro, der besonders in Kotschin-Sina wächst, die wahre Myrrhe liefern [1].

§. 33. Gummilack. Bei dem Verfasser des Periplus kommt eine Stelle vor, nach welcher aus arabischen Häfen nebst andern indischen Waaren auch λάκκος χρωμάτινος nach Aduli verschifft wurde [2]. Hierunter will Salmasius ein farbiges Kleiderzeug verstehen, weil auch die zunächst vorhergehenden Artikel Kleiderstoffe seien [3], und Beckmann hält es, bloss auf Salmasius gestützt, für eine Art bunt gefärbter oder vielfarbiger Kleider. Allein λάκκος findet sich nirgend als Kleiderstoff, und daher erklärt es Vincent richtig für unsern Gummilack. Salmasius behauptet zwar, den Indiern sei das Wort Lack unbekannt, sie gebrauchten dafür Trec, die Perser, Araber und Türken hätten ihr Lac oder Loc, was rothe Farbe bedeute, aus dem Neugriechischen λάκχη geschöpft, welches letztere wieder durch Versetzung eines Buchstaben aus dem Altgriechischen κάλχη, was Purpur bezeichne, gebildet worden sei [4]; aber den Hindus ist das Wort Lack wohl bekannt, es heisst im Sanskrit Lakka und ist aus dieser Sprache in die übrigen übergegangen; das Insekt, welches dieses Produkt verursacht, nennen sie Lakkinia, und die Bengalen den Gummilack selbst La. „Diese Substanz, schreibt Legoux, macht einen wichtigen Artikel unserer Exporten aus, indem sie zu vielen Bedürfnissen und zu den Künsten gebraucht wird. Sie ist das Produkt des Saftausbruchs eines grossen Baumes von der Familie der Mimosen, welches durch den Stich eines bei den Hindus Lakkinia genannten Flügelinsekts veranlasst wird. Das Gallinsekt entsteht auf den Zweigen dieses Vegetabils, grade wie die Galläpfel auf der Eiche unserer Gegend. Sie lassen den Auswuchs durchs Feuer gehen, um ihn von den fremden holzigen und erdigen Theilen, welche ihn bedecken, zu reinigen; nachher lösen sie ihn in einem Spiritus auf, giessen dann den noch weichen Lack in eiserne Formen und lassen ihn in solchen Täfelchen trocknen. Er ist von einer röthlichen oder rothbraunen Farbe, zerreiblich, von einem angenehmen Geruch und halbdurchsichtig. Den besten erhält man aus den Provinzen Lahore, Pendschab und Multan; der Man kostet 11 oder $11\frac{1}{2}$ Rupien Sikka, und jedes Jahr gehen allein auf dem Ganges für 3,000,000 Frs. aus." Von dem siamesischen Lack berichtet Crawfurd Folgendes: „Unter den Insekten ist Coccus lacca, im siamesischen Krang genannt, das einzige, welches Erwähnung verdient. Es liefert eine schöne Farbe und ein Gummi, welches im Handel Lack heisst und neuerdings von besonderer Wichtigkeit geworden ist, nachdem man in Bengalen ein wohlfeiles Verfahren entdeckt hat, einen sehr guten Färbestoff aus demselben herzustellen. Die

---

de quadam spina colligitur. Hoc solum pejus India offert, facili distinctione: tanto deterior est.

1) Theophr. hist. plant. 9. c. 1. §. 2. Οἷόν φασι τὴν ἄκανθον τὴν Ἰνδικὴν, ἀφ' ἧς γίνεται τὸ ὅμοιον τῇ σμύρνῃ.

2) Peripl. mar. Erythr. p. 5. Ὁμοίως δὲ καὶ ἐπὶ τῶν ἔσω τόπων τῆς Ἀραβικῆς σίδηρος Ἰνδικὸς, καὶ στόμωμα, καὶ ὀθόνιον Ἰνδικὸν τὸ πλατύτερον, ἡ λεγομένη μονάχη, καὶ σαγματογῆναι, καὶ περιζώματα, καὶ καυνάκαι, καὶ μολόχινα, καὶ σινδόνες ὀλίγαι, καὶ λάκκος χρωμάτινος.

3) Salmas. Plinian. exerc. p. 1160. 4) Salmas. Plinian. exerc. p. 1152.

Orte, welche diese Substanz liefern, sind die Wälder von Pitsaluck und Sokotai, nebst denen von Tschangmai und andern Theilen Lao's; auch die Gebirge des Isthmus, welcher zwischen den Baien von Bengalen und Siam liegt. Der siamesische Lack ist von der vorzüglichsten Qualität, weil er mehr Färbestoff enthält, als der bengalische oder peguanische [1]." Der Baum, worauf die Lackschildlaus lebt, wird von unsern Botanikern Butea genannt, von welchem es zwei Gattungen gibt: Butea frondosa und Butea superba Willd.

§. 34. Indigo. Dioskorides theilt den Indigo in zwei Arten, in den natürlichen, der gleichsam ein Ausschlag indischer Rohrgewächse sei, und in den künstlichen, den die Färber erhielten, wenn sie die purpurfarbige Blume von der Färbeküpe abschöpften und trockneten. Für den vorzüglichsten hält er den blauen saftigen und leichten [2]. Plinius, der ebenfalls zwei Arten annimmt, bemerkt, dass der Indigo als Pulver schwarz aussehe, als Tinctur aber in die Purpurfarbe (das Violette) und das Blaue spiele. Man verfälschte ihn, indem man Taubenkoth mit ächtem Indigo, oder selinusische Kreide oder Siegelerde mit Waid färbte und diess ihm beimischte; aber der Betrug wurde beim Verbrennen entdeckt, da der unverfälschte eine schöne Purpurflamme und einen Seegeruch (oder wie wir uns ausdrücken, einen Veilchengeruch) von sich gab [3]. Indess weder Dioskorides noch Plinius kannten die Gewinnung des ächten Indigo. Wie dieser gebaut und gewonnen wird, wollen wir daher hier aus Legoux mittheilen. „Seit undenklichen Zeiten, sagt er, bauen die Hindus die Indigopflanze, die sie Anil, die daraus gezogene Substanz aber Nil nennen. Die Pflanze gedeiht auf mittelmässigem, selbst auf dem magersten Boden, der mit den Stengeln und Zweigen, sowie mit dem Satz, woraus der Indigo gezogen ist, gedüngt wird. Aber den besten Dünger geben die Schafe. Sie pferchen daher einige Tage das Land und bauen es dann zum zweiten Male um. Man säet alsdann die Anilkörner und befeuchtet das junge Kraut, jenachdem die Luft trocken, alle 6 oder 7 Tage mittelst Kanäle, und sobald es stärker geworden, alle 10 Tage. Es gibt in Indien mehrere Arten Anil. Die beste wächst in der Provinz Agra und heisst Nilbodi, das ist glänzendes Blau, da dieser Indigo dunkelblau ist und keinen kupferichten und violetten Wiederschein gibt, wie die übrigen Arten. Eine andere Art auf der Küste Koromandel nennt man Newrikum oder Nerium. die dritte Anileweli. Die Anil-Anpflanzungen werden jedes Jahr, und fast immer auf demselben Boden, erneuert, weil die Pflanze im zweiten Jahre schon an

1) Crawfurd, Tagebuch der Gesandtschaft etc. Kap. 14. S. 669.

2) Diosc. 5, 107. Τοῦ δὲ λεγομένου Ἰνδικοῦ τὸ μὲν αὐτομάτως γίνεται, οἱονεὶ ἔκβρασμα ὂν τῶν Ἰνδικῶν καλάμων· τὸ δὲ βαφικόν ἐστιν ἐπανθισμὸς πορφυροῦς ἐπαιωρούμενος τοῖς χαλκείοις, ὃν ἀποσύραντες ξηραίνουσιν οἱ τεχνῖται· ἄριστον δὲ ἡγητέον εἶναι τὸ κυανοειδές τε καὶ ἔγχυλον, λεῖον.

3) Plin. 35, 27 (6). Ab hoc maxima auctoritas Indico. Ex India venit, arundinum spumae adhaerescente limo: cum teritur, nigrum: at in diluendo mixturam purpurae caeruleique mirabilem reddit. Alterum genus ejus est in purpurariis officinis innatans cortinis: et est purpurae spuma. Qui adulterant, vero Indico tingunt stercora columbina: aut cretam Selinusiam: vel anulariam vitro inficiunt. Probatur carbone. Reddit enim, quod sincerum est, flammam excellentis purpurae: et dum fumat, odorem maris. Ob id quidam e scopulis id colligi putant. Pretium Indico X, X in libras. In medicina Indicum rigores et impetus sedat, siccatque hulcera.

wenig färbende Stoffe enthält, als dass man daraus grossen Gewinn ziehen könnte. Wenn die Pflanze in voller Blüthe ist und sich schon einige Früchte zeigen, wird sie an regenlosen Tagen vor Sonnenaufgang geschnitten und im Schatten getrocknet. Man schlägt alsdann mit Stöcken auf einer Tenne die Blätter von der Pflanze, schwingt und pulverisirt sie, und hebt das Pulver in gut verschlossenen irdenen Gefässen auf, um es vor Feuchtigkeit zu schützen. Um nun aus diesem Pulver den Indigo zu ziehen, thut man es in ein grosses unglasirtes irdenes Gefäss von feiner Masse, und giesst soviel Wasser hinzu, als die Lage des Pulvers dick ist. Eine Stunde nachher schüttet man stark alkalisirtes Kalkwasser zur Hälfte des ersten Aufgusses hinzu und rührt das Ganze alle halbe Stunden um. Nach Verlauf von 5 bis 6 Stunden wird das Wasser abgegossen, auf den Satz frisches Wasser in dem frühern Verhältniss, jedoch ohne Kalkwasser, gegossen, umgerührt wie vorher, und dann die Infusion filtrirt wie die erstere. Diess wird so lange wiederholt, bis das Sediment dem Wasser nur wenig Farbe mittheilt, wo es alsdann weggeworfen wird. Zeichen der Gährung sind den Indiern, wenn der Extract dunkelgrün gefärbt ist, einen ziemlich starken Geruch hat, und auf der mit einem violetten Rahm bedeckten Oberfläche sich Luftblasen zeigen, oder wenn eine hineingeworfene Eierschale beständig auf- und niedersteigt. Der Indigo wird nur bei einem trockenen und warmen Wetter fabricirt, indem die Gefässe den Sonnenstrahlen ausgesetzt sind. Diese verschiedenen Infusionen werden nun in eine grosse Kufe gegossen und so lange mit einem Stocke mässig geschlagen, bis der Satz anfängt niederzufallen. Von dem Niederschlag lässt man alsdann das Wasser ablaufen, knetet ihn zusammen, lässt ihn 2 bis 3 Tage im Schatten, sodann an der Sonne trocknen. Aus dem Anil von Kotschin-Sina, der Dinaxan genannt wird, bereiten die Einwohner einen grünen Indigo, womit sie alle seidene, baumwollene und wollene Stoffe in jeder Schattirung von Grün färben." Der Indigo wird auf dem ganzen Archipelagus mit dem Sanskritnamen Nila genannt, woraus Crawfurd richtig schliesst, dass die Hindus die Inselbewohner in der Benutzung dieses Gewächses unterrichtet haben. Von der gemeinen Indigopflanze gibt es ausser der wilden noch 3 bis 4 kultivirte Sorten auf Jawa; auf Sumatra ist noch eine andere Art, die Marsden zuerst entdeckte, und die daher den Namen Marsdenia tinctoria erhielt; die Malayen nennen sie Tarum Azar, diese ist nicht ein halbholziger Strauch mit klein gefiederten Blättern, wie der gemeine Indigo, sondern eine windende Pflanze mit 3—5 Zoll langen Blättern[1])." Das feine von den Färbeküpen gewonnene Pigment, welches Dioskorides und Plinius erwähnen, ist unser blauer Carmin. „Wirklich wird, sagt Beckmann, das feine theure Pulver, was jetzt unter dem Namen blauer Carmin verkauft wird, dessen Zubereitung, so viel ich weiss, noch niemand öffentlich bekannt gemacht hat, aus dem abgehobenen Schaum einer blauen Färbebrühe gemacht, in dem nämlich die feinsten Färbetheilchen hängen bleiben. Der Schaum oder die Blume einer Blauküpe, welche, wie die Färber sagen, angekommen ist und treibt, spielt mit mancherlei Farben, unter denen man nicht selten den alten Purpur bemerkt, desswegen er ganz wohl purpurfarbig

1) Crawfurd, Indischer Archipelagus S. [illegible]

heissen kann. Auch die Waidfärber des 16. Jahrhunderts haben von ihren Küpen eine Farbe abgesondert und statt des theuern Indigo's verkauft. So hat man auch in Purpurfärbereien den Schaum gesammelt und zu einem purpurfarbigen Carmin eintrocknen lassen[1]." Die aus dem Schaume der Purpurküpe erlangte Farbe nannten die Römer Purpurissum, obgleich Plinius hierunter nur die in der siedenden Purpurtinctur gesättigte Kreide versteht. Um das plinianische Purpurissum zu erhalten, that man, wenn Purpur gefärbt wurde, Silberkreide in die siedende Brühe, welche eher die Kreide sättigte, als die Wolle. Die purpurfarbige Kreide wurde alsdann aus dem Kessel genommen und bildete die beste Qualität des Purpurissum; die Kreide, welche hierauf in die Farbbrühe kam, bildete die zweite und so fort. Mit so gefärbter Kreide wird auch unser Carmin verfälscht, und auf ähnliche Weise werden die Pastellfarben und die groben Malerlacke gemacht. Das puteolanische wurde dem tyrischen, gätulischen und lakonischen Purpurissum vorgezogen, obgleich von dort sehr kostbarer Purpur kam, weil zu Puteoli meist violetter Purpur gefärbt wurde und die Kreide Krapp einsog. Das canusische war am schlechtesten. Jenachdem die Güte wurde das Pfund mit 1—30 Denaren bezahlt. Wenn die Maler einen Zinnoberglanz machen wollten, so nahmen sie Sandyx zur Grundfarbe, wenn sie Purpur darstellen wollten, Blau, und trugen dann auf beides mit Eiern geträunktes Purpurissum[2]. Der Indigo war zu Plinius Zeiten noch nicht lange eingeführt worden und wurde bei den Griechen und Römern nicht zum Zeugfärben, sondern bloss als Malerfarbe zur Mezzatinta, wozu er heutiges Tages in der Ölmalerei nicht mehr dienen kann, und in der Medizin gegen Inflammationen und Geschwulste angewendet[3]. Indess muss der Indigo doch schon früh in Aegypten bekannt gewesen sein, denn in den Grabgemälden von Gurnah auf dem Gebiete des alten Theben, welche die Tribute von verschiedenen Völkern darstellen, die im 18. Jahrhundert v. Chr. Thuthmosis III. oder Möris erhielt, will Champollion-Figeac auch Indigo erkennen und nach Thomsen waren die blauen Streifen an den Mumienbinden ebenfalls mit Indigo gefärbt. Das Pfund kostete zu Rom nur 8—10 Denare, was eine auffallende Erscheinung ist, dass er damals wohlfeiler war, als jetzt und dennoch konnten die Maler selbst sich ihn nicht wegen des hohen Preises anschaffen, er musste ihnen von denen geliefert werden, für welche sie malen sollten, was ein trübes Licht auf den Vermögenszustand der damaligen Maler wirft; ja Vitruv versichert, dass sie sich statt des Indigo's der mit Waid gefärbten selinusischen

---

1) Beckmann, Beiträge zur Geschichte d. Erf. 4. Band. 4. Stück. — Indigo.

2) Plin. 35, 26 (6). E reliquis coloribus, quos a dominis dari diximus, propter magnitudinem pretii, ante omnes est purpurissum e creta argentaria: cum purpuria pariter tingitur, bibitque eum colorem celerius lanis. Praecipuum est primum, fervente aheno rudibus medicamentis inebriatum. Proximum, egesto eo, addita creta in jus idem. Et quoties id factum est, levatur bonitas pro numero, dilutiore sanie. Quare Puteolanum potius laudabatur, quam Tyrium, aut Gaetulicum, vel Laconicum, unde pretiosissimae purpurae. Causa est, quod hysgino maxime inficitur, rubiamque cogitur sorbere. Vilissimum a Canusio. Pretium huic a singulis denariis in libras, ad triginta. Pingentes sandyce sublita, mox ovo inducentes purpurissum, fulgorem minii faciunt. Si purpuram facere malunt, caeruleum sublinunt, mox purpurissum ex ovo inducunt.

3) Plin. 33, 57 (13). Non pridem apportari et Indicum est coeptum, cujus pretium X. VIII in libras. Ratio in pictura ad incisuras, hoc est, umbras dividendas ab lumine.

Kreide oder Siegelerde bedienten[1]. Die Griechen nannten den Indigo Ἰνδικόν ohne Zusatz, wie Dioskorides, oder auch Ἰνδικὸν μέλαν, wie der Verfasser des Periplus und Galen. Plinius, der diese beiden Benennungen vorfand, glaubte nun, dass sie auch Verschiedenes bezeichneten, und macht daher ein Indicum zu einer schwarzen Farbe[2]. Beckmann hält auch μέλαν Ἰνδικόν nicht für Indigo, sondern für Tusche, sinesische Tinte, und sucht seine Ansicht durch die zwei angeführten Stellen des Plinius zu begründen, wo er an der einen von dem Indigo als von einer bekannten, an der andern als von einer unbekannten Sache spreche[3]. Allein darauf ist nicht zu bauen, wir haben bereits oben bei dem Malabathrum gesehen, wie wenig Plinius die von ihm behandelte Sache durchdachte, und daher sagt schon Salmasius, Plinius habe von einem Indigo als Atrament geträumt, und mit Recht behauptete er, dass er den Bestand der Sache nicht habe erfahren können, denn wo nichts sei, könne man nichts erfahren[4]. Den sichersten Beweis, dass μέλαν Ἰνδικόν nicht von Ἰνδικόν verschieden ist, finden wir bei Galen und Paulus Aegineta, die dem erstern dieselben Heilkräfte zuschreiben, als Dioskorides dem andern, und bei dem Verfasser des Periplus, der sich nur des erstern Ausdruckes für Indigo bedient, den die ägyptische Handelsflotte zu Barbarikum einnahm. Jetzt führt die englisch-ostindische Compagnie jährlich gegen 4,000,000 Pfund Indigo aus Ostindien aus.

§. 35. Drachenblut. Die Alten fabelten, das eigentliche Cinnabari sei das aus dem Kampfe des Drachen mit dem Elephanten geflossene vermischte Blut, und daher lebt der Name Drachenblut (Sanguis draconis) noch bei uns fort. Allein der Verfasser des Periplus wusste schon, dass es ein Baumharz war, welches auch auf der Insel Dioskoris (Sokotara) gewonnen ward[5]. Unser Drachenblut ist der verdickte Saft mehrerer indischer Kalmus-Arten, wie Calamus Rotang Lin., Calamus rudentum Loureiro, Calamus draco Willdenow: aber die feinste Sorte beziehen wir heute von den kanarischen Inseln, es ist das blutrothe Harz des Baumes Dracaena draco Lin., das in Stücken von der Grösse einer Wallnuss vorkommt. Plinius hatte schon erfahren, dass das Wort Cinnabaris indischen Ursprungs sei, das auch wirklich im Sanskrit Tschînawarî heisst und eigentlich Kuchen von Sina bedeuten soll, weil dieses Product zuerst in Kuchenform aus Sina gebracht worden sei, wo der Baum nach Deguignes dem Jüngern in der Provinz Setschuan und auf der Insel Heinan wächst. Da einige Aerzte nun glaubten, getäuscht durch das doppelsinnige Wort Cinnabaris, das zugleich Drachenblut und Zinnober bedeutet, beides sei nicht verschieden, so macht Dioskorides sie darauf aufmerksam, dass dieses in Spanien aus einem mit Silbersand vermischten Stein in Oefen bereitet werde, eine hellere Farbe habe, der Gesundheit

---

1) Plin. 35, 12 (6). Vitruv. 7, 14. Item qui propter inopiam coloris Indici cretam Selinusiam aut annulariam vitro, quod Graeci isatin appellant, inficientes, imitationem faciunt Indici coloris.

2) Plin. 35, 25 (6), wo vom atramentum die Rede ist. Apportatur et Indicum ex India, inexploratae ad hue inventionis mihi.

3) Beckmann l. c. 4) Salmas. Plin. exerc. p. 255.

5) Peripl. mar. Erythr. p. 17. Γίνεται δὲ ἐν αὐτῇ καὶ κιννάβαρι τὸ λεγόμενον Ἰνδικόν, ἀπὸ τῶν δένδρων ὡς δάκρυ συναγόμενον. Passow schreibt in seinem Lexikon, dass κιννάβαρι Ἰνδικόν im Lateinischen schlechtweg Indicum heisse. Allein diess ist irrig, unter letzterem Worte verstanden die Römer bloss Indigo.

schädlich sei und nur von den Malern zu den kostbaren Wandverzierungen gebraucht werde: jenes aber führe man aus Libyen ein, sei theuer und so selten, dass die Maler kaum einige Striche damit machten; übrigens sei es von Farbe blutroth, wesshalb einige glaubten, es sei das Blut des Drachen[1]. Ob Dioskorides unter dem libyschen Drachenblut das der kanarischen Inseln, oder irrthümlich das indische begreift, lassen wir unerörtert; nach Rüppell wächst aber auch der Drachenblutbaum in der Provinz Godjam in Abyssinien. Das Drachenblut wurde im Alterthum häufig gegen Augenkrankheiten angewendet, aber einige Aerzte bedienten sich statt dessen, aus Mangel an Sachkenntniss und verleitet durch die Gleichheit des Namens, des schädlichen Zinnobers[2]. So stand es noch zu den Zeiten des Plinius um die Heilkunst in dem gebildeten Rom! Vor Hippokrates, der im Anfange des peloponnesischen Kriegs starb, waren in Griechenland keine eigentlichen Aerzte für die innere Heilkunde, sondern nur Wundärzte. Die Kranken, welche genasen, machten einen Bericht über ihre Krankheit mit Angabe der angewandten Heilmittel, der in den Tempeln, zumal des Aeskulap, zur Belehrung aufgehängt wurde, wo jeder, der sich krank fühlte, die wider seine Krankheit geeigneten Mittel auffinden konnte. Hippokrates, diese Krankheitsberichte benutzend, brachte zuerst seine Erfahrungen in ein System und wurde somit der Schöpfer der Arzneiwissenschaft, welches Feld lange bloss in Griechenland bebaut wurde; denn die Stadt Rom hatte schon 535 Jahre gestanden, ohne einen Arzt gehabt zu haben, und der erste, welcher sich dort niederliess, war ein Grieche Namens Archagathos, dem die Stadt über seine Ankunft höchst erfreut, das Bürgerrecht verlieh, ein Haus kaufte und Anfangs den Titel Wundarzt beilegte, welchen sie aber bald, da er von nicht Anderm, als Schneiden und Brennen wusste, in Schinder veränderte[3]. Welche Kenntniss der Arzneimittel die Aerzte noch im ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung besassen, haben wir bereits gesehen, es fehlte ihnen das Wesentliche; denn das Recipe kannte man noch nicht, jeder Arzt musste bei dem Materialisten die Heilmittel kaufen und die Arznei selbst bereiten[4]; aber um sich der Mühe der Selbstbereitung zu überheben, kaufte er auch oft fertige Pflaster und Augensalben von Quacksalbern und Augensalbe-Fabrikanten, von welchen letztern zufällig nachstehende Namen auf uns gekommen sind: Marcus Ulpius Herakles, C. Cap. Sabinianus, Q. Jul. Muranus, Q. Cerealis Quintilianus, M. Jul. Chariton, G. Sat. Sabinianus, L. Saccus Menander, C. Sulp. Hypnus, Dec. P. Flavianus. Diese Fabrikanten bedienten sich eines Steines, worauf ihr Name und die Bestimmung der Augensalbe eingegraben war, wie C. Cap. Sabiniani nardinum ad impetum (gegen Entzündung), Q. Jul. Murani melinum ad claritatem um denselben ihrem Fabrikate, etwa in Wachs, aufzudrücken[5]. Der

---

1) Diosc. 5, 109.

2) Plin. 29, 8 (1). Comperique vulgo pro cinnabari Indica in medicamenta minium addi, inscitia nominis, quod esse venenum docebimus inter pigmenta.

3) Plin. 29, 6 (1).

4) Plutarch. de educ. puer. 18. Καθάπερ ἰατροὶ τὰ πικρὰ τῶν φαρμάκων τοῖς γλυκέσι χυμοῖς καταμιγνύντες τὴν τέρψιν ἐπὶ τὸ συμφέρον πάροδον εὗρον.

5) Plin. 34, 25 (11). Nunc quoties incidere in libellos, componere ex his volentes aliqua, hoc est, impendio miserorum experiri commentaria, credunt Seplasiae omnia fraudibus corrumpenti. Jam quidem facta emplastra et collyria mercantur. — Caylus, Recueil d'Antiquités tome I. p. 225.

Arzt hatte eine Arzneistube, wohin sich Kranke theils zur Cur, theils zur Abholung von Heilmitteln begaben [1]). In solchen Stuben sah man Badewannen, Salbenbüchsen, kleine Becher, Schröpfköpfe, Klystirspritzen und andere Werkzeuge [2]). Damals gab es noch keine Apotheken unserer Zeit, die Pharmacopolae der Alten waren Quacksalber, die den ganzen Tag auf dem Markte sassen und ihre Heilmittel anpriesen, welche sie in Töpfen, Büchsen und Schächtelchen aufbewahrten; aber vernünftige Leute verachteten ihr Geschwätz [3]). Diejenigen, welche die Arzneiwaaren verkauften, hiessen bei den Römern Seplasiarii, auch Pigmentarii und Medicamentarii, und waren also unsere Materialisten. Apotheca heisst Waarenlager, Magazin, Vorrathskammer und bei den Römern vorzugsweise Weinkeller, der beliebteste Aufenthaltsort der Schoppenstecher aus der niedern Volksklasse [4]). Im Mittelalter wurden die Eigenthümer und Vorsteher solcher Magazine Apotheker genannt. „Im 13. und 14. Jahrhundert, sagt Beckmann, hiess auch oft derjenige Apotheker, welcher bei Höfen, oder in vornehmen Häusern die eingemachten Speisen, vornehmlich die mit Zucker überzogenen Früchte für die Tafel zurichtete, also der Conditor war. Unsere Apotheken unterscheiden sich eigentlich dadurch, dass sie vornehmlich die Materialien zu Arzneien führen, und daraus nach jeder ihnen von Aerzten oder Andern gegebenen Vorschrift kunstmässig verfertigen. Die arabischen Aerzte in Afrika sollen zuerst im eilften Jahrhunderte die Zurichtung der Arzneien nach ihrer Vorschrift besondern Künstlern übertragen haben, daher noch so viele arabische Kunstwörter in der Apothekerkunst; daher die ersten Apotheken in Unter-Italien und Spanien. Ihre gesetzmässige Einrichtung scheinen sie zuerst durch das bekannte Medizinaledikt des Kaisers Friedrich II. für die Königreiche Neapel und Sicilien erhalten zu haben. In dieser Verordnung heissen die Bereiter Confectionarii, die Apotheke Statio; Stationarius scheint der Eigenthümer derselben und der den Handel besorgte, zu sein, und Apotheca heisst nur noch Materialkammer. Die Confectionarii scheinen aber nach einer ihnen allgemein und gesetzlich gegebenen Vorschrift Arzneien gemacht zu haben, aus denen die Aerzte für jeden Kranken, die ihnen am heilsamsten dünkten, auslasen; denn der Recepte wird noch nicht gedacht. Die eigentlichen Apotheken entstanden erst seit dem vierzehnten Jahrhundert [5]).“ Die Maler nahmen zur Darstellung des Blutes Drachenblut, dessen sich auch schon die ältern Maler zu ihren Monochromen bedienten [6]); das Pfund kostete 50 Sesterzien oder 5 Gulden, da der heutige Preis nur von 20—50 Silbergroschen ist; man verfälschte es mit Bocksblut oder Arlesbeeren [7]).

---

1) Plato de leg. 1. p. 646. Τοὺς εἰς τὰ ἰατρεῖα αὐτοὺς βαδίζοντας ἐπὶ φαρμακοποσίᾳ ἀγνοεῖν οἰόμεθα, ὅτι μετ' ὀλίγον ὕστερον καὶ ἐπὶ πολλὰς ἡμέρας ἕξουσι τοιοῦτον τὸ σῶμα, οἷον εἰ διὰ τέλους ἔχειν μέλλοιεν ζῆν οὐκ ἂν δέξαιντο.

2) Pollux 10, 46. Ἐπὶ δὲ τῶν παρὰ τοῖς ἰατροῖς ἐκλουτρέων, ὀνομαζομένων Ἀντιφάνης ἐν Τραυματίᾳ· κατεσκευασμένος λαμπρότατον ἰατρεῖον ἐν χαλκοῖς πάνυ λουτηρίοισιν, ἐξαλίπτροις, κυλιχνίοις, σικύαισιν, ὑποθέτοισι.

3) Maximus Tyrius dissert. 10. Μιμεῖταί που καὶ Φαρμακοπώλης ἰατρόν. Cato bei Gellius 1, 15. Itaque auditis, non auscultatis, tanquam pharmacapolam; nam ejus verba audiuntur, verum ei se nemo committit, si aeger est.

4) Cic. Philipp. 2, 27. Apothecae totae nequissimis hominibus condonabantur.

5) Beckmann, Beiträge z. Gesch. d. Erfind. 2. B. 4. Stück — Apotheken.

6) Plin. 33, 38 (7).

7) Plin. 33, 39 (7). Cinnabari veteres, quae etiam nunc vocant monochro-

§. 36. **Zucker.** In Europa wurde der Zucker seit Alexanders Expedition nach Indien bekannt, denn Nearch berichtet zuerst, dass man in Indien aus Rohr ohne Bienen Honig gewinne[1]), das ist Zucker, den die Griechen und Römer anfänglich Rohrhonig nannten, und welchen Ausdruck sie auch noch später beibehielten, als ihnen der besondere Name Saccharum schon bekannt war[2]). Theophrast führt drei Arten Honig an, die eine entstehe aus Blumen, die andere aus der Luft, die dritte in dem Rohrgewächse[3]), das ist in unserer Sprache: Honig, Manna, Zucker. Zuerst bedient sich des Wortes Saccharon Dioskorides, indem er sagt, dass so eine Art verdickten Honigs heisse, der in Indien und dem glücklichen Arabien an Rohren gefunden werde, wie Salz beschaffen sei, und so auch zwischen den Zähnen zerspringe[4]); dann nennt Plinius Saccharon einen Honig, der in Arabien, vorzüglicher aber in Indien an Rohren wie Gummi gesammelt werde, weiss sei, zwischen den Zähnen zerspringe, höchstens die Dicke einer Haselnuss habe und nur in der Medizin gebraucht werde[5]). Seneca spricht von einem Honig auf den Blättern des Rohrs in Indien, den entweder der Thau des Himmels, oder die süsse und fette Feuchtigkeit des Rohrs selbst erzeuge[6]): der Philosoph Alexander Aphrodisäus erklärt das Sacchari der Indier als einen Thauhonig, der durch die Sonne auf indischen Rohren verdickt worden, wie sich ein solcher auch auf dem Berge Libanon finde[7]); Isidor redet von einem verdickten Honig, der in Indien und Arabien in Salzgestalt an Zweigen hänge[8]). Man sieht nun aus dieser Zusammenstellung, dass die Griechen und Römer den indischen Honig oder Zucker für eine Art Manna hielten, weil sie ihm auch Arabien als Heimath anweisen, wo der kleine stachelichte Strauch Alhagi wächst, der bei starker Sonnenhitze an den Blättern und Zweigen einen Saft wie Honig ansetzt, welcher sich bei kühler Nacht zu sehr kleinen dunkelgelben Körnern verdickt; es ist das Manna der Israeliten, welches die Araber Tarandschabin oder Talendschubin nennen, woraus man jetzt noch Brode macht: so traf Bore im Jahre 1832 die Tamarix mannifera oder Alhagi Maurorum, Taraf der Araber, eine Tagereise von Sinai in Menge; Frauen und Kinder sammelten das Manna, das tropfenartig von den Zweigen der

---

mata, pingebant. — Cinnabaris adulteratur sanguine caprino, aut sorbis tritis. Pretium sincerae, nummi quinquaginta.

1) Nearch. ap. Strab. 15. c. 1. §. 20. Εἴρηκε δὲ καὶ περὶ τῶν καλάμων, ὅτι ποιοῦσι μέλι, μελισσῶν μὴ οὐσῶν.

2) Peripl. mar. Erythr. p. 7. καὶ μέλι τὸ καλάμινον, τὸ λεγόμενον σάκχαρι.

3) Theophr. fragm. de melle. — Ὅτι αἱ τοῦ μέλιτος γενέσεις τριτταί· ἢ ἀπὸ τῶν ἀνθῶν — ἄλλη δ᾽ ἐκ τοῦ ἀέρος — ἄλλη δ᾽ ἐν τοῖς καλάμοις.

4) Diosc. 2, 104. Καλεῖται δέ τι καὶ σάκχαρον, εἶδος ὂν μέλιτος ἐν Ἰνδίᾳ καὶ τῇ εὐδαίμονι Ἀραβίᾳ πεπηγότος, εὑρισκόμενον ἐπὶ τῶν καλάμων, ὅμοιον τῇ συστάσει ἁλσί, καὶ θραυόμενον ὑπὸ τοῖς ὀδοῦσι καθάπερ οἱ ἅλες.

5) Plin. 12, 17 (8). Saccharon et Arabia fert, sed laudatius India: est autem mel in arundinibus collectum gummium modo, candidum, dentibus fragile, amplissimum nucis avellanae magnitudine, ad medicinae tantum usum.

6) Seneca epist. 85. Ajunt inveniri apud Indos mel in arundinum foliis, quod aut ros illius coeli, aut ipsius arundinis humor, dulcis aut pinguior gignit.

7) Salmas. Plin. exerc. p. 1021. Aphrodisaeus Alexander in Problematis: Quod sacchari Indi apellant, mellis in arundinibus coagulum est, sole cogente rores ad mellis dulcedinem, quod idem in monte Libano fieri certum est.

8) Isidor. Orig. lib. 20. Antea autem mella de rore erant, inveniebanturque in arundinum foliis, unde Virgilius: Hactenus aërii mellis caelestia dona. Siquidem hucusque in India et Arabia repperitur coagulum ramis inhaerens in similitudinem salis.

Büsche herabfiel. Indess behauptet Salmasius, hauptsächlich sich auf die fünf letztern Schriftsteller berufend, dass das Saccharum der Alten nicht unser Zucker von der Pflanze Saccharum officinarum Lin. sei, sondern der von Natur verdickte Saft des Bambusrohrs, den die Araber Tabaschir nennen; das Zuckerrohr, woraus unser Zucker jetzt gewonnen werde, hätten zwar die Alten gekannt, aber man hätte damals noch keinen Zucker daraus bereitet, sondern nur den Saft zum Trank ausgedrückt; ihn zu sieden und so den eigentlichen Zucker herzustellen, hätten weit später die Araber oder die Indier erfunden[1]). Dieser Ansicht sind sehr Viele zugethan. Gesner drückt sich hierüber also aus: „Der Name Sacchar oder Saccharum ist zwar auch bei den Alten bekannt, aber man verstand darunter eine Art von Manna oder solchen Saft, der auf gewissen Rohren, sonderlich Morgens gefunden wurde. Das Saccharum der Alten ist also ein Saft gewesen, der aus einem Rohre hervorgedrungen, und wie ein Gummi an demselben hart geworden ist. Dahingegen unser Zucker aus zerstossenem Rohre gekocht wird und nicht viel über 800 Jahre, und zwar zuerst bei den Arabern bekannt geworden ist. Wiederum etwas anderes war der Saft, den man gleichfalls aus dem Rohre presste, aber nur zum Trinken gebrauchte[2]).“ Sprengel sagt, der verdickte Zucker in Salzgestalt scheine jene durch die Natur hervorgebrachte Verdickung in den Knoten des Bambusrohrs gewesen zu sein, das μέλι καλάμινον, wie schon Salmasius behaupte; Moses Chorenensis, der in der Mitte des fünften Jahrhunderts nach Chr. schrieb, habe zuerst unseres Zuckers erwähnt, der damals schon an den Ufern des Unter-Euphrats, in Elymais, gebaut worden sei, dessen Rohr die Araber etwas später nach Spanien und Sicilien verpflanzt hätten, wo es das Mittelalter hindurch mit Vortheil cultivirt worden sei. Salmasius will seine Gründe hauptsächlich in den Heilkräften finden, welche die Alten dem Saccharum zuschrieben. Dioskorides hält es für den Unterleib zuträglich und für magenstärkend, wenn man es in Wasser aufgelöst trinke; ferner für wirksam gegen Urinbeschwerden und Nierenleiden, und wenn man damit die Pupillen bestreiche, so nehme es die Dunkelheit fort. Diese Wirkungen schrieb man nun auch dem Honig und dem Manna zu, und daher vergleicht Galen das Saccharum mit dem Honig und sagt, wie Julius Scaliger richtig die Worte dieses Arztes erklärt: der indische Honig sei nicht so nachtheilig dem Magen, und nicht so dursterregend, wie der unserige. Diese Erklärung verwirft Salmasius, auf Dioskorides hinweisend, der das Saccharum nicht für ein dem Magen nachtheiliges, sondern für ein magenstärkendes Mittel angebe, und findet in den Worten des Galen nur den Sinn, dass das Saccharum weder dem Magen schädlich, noch durstbefördernd sei, also könne es, da es keinen Durst erzeuge, unser Zucker nicht sein[3]). Ferner hat Salmasius im Hesychius aufgefunden, dass das Saccharum ein Abführungsmittel war[4]), und schliesst daraus, dass es unser Zucker nickt sein könne, weil er diese Eigenschaft nicht besitze. Jene Eigenschaft legt Plinius ebenfalls

1) Salmas. Plin. exerc. p. 1018. ss.

2) Gesner, Chrestomathia Pliniana p. 773.

3) Salmas. Plin. exerc. p. 1019. οὔτε κακοστόμαχον ἐστὶν ὡς τὸ παρ' ἡμῖν, οὔτε διψῶδες. Dass aber in solchen Sätzen oft οὔτως ausgelassen wird, finden wir Beispiele bei Lamb. Bos de Ellips. Graec.

4) Hesych. Σάκχαρον, τοῦτο ἐμφερὲς ἐστὶ κόμμει, γεννώμενον ἐν τῇ Ἰνδικῇ, κοιλίας λυτικόν.

dem Honig bei, und das Manna ist wirklich purgirend, aber Niebuhr bemerkt, dass man in Kurdistan, zu Diarbekr, zu Ispahan und in andern asiatischen Ländern bei den Speisen und in dem Backwerk anstatt des Zuckers Manna brauche, das doch nicht, wenn man auch viel von solchen Sachen esse, purgire. So verschieden wirkt oft dasselbe Mittel in verschiedenen Ländern! Uebrigens beweisen die Worte des Salmasius: dass die Alten, wenn sie den Zucker gekannt hätten, ihre Backwerke und Speisen eher mit ihm als mit Honig versüsst haben würden, gar nichts; denn es gibt jetzt noch viele Länder, wo man statt des Zuckers noch immerfort Honig gebraucht, wie in Griechenland, Italien und in andern Gegenden, wo noch der Honig mit Sorgfalt gewonnen wird, dessen Cultur aber, leider zum Nachtheil der Europäer, durch die Vorliebe zu einem ausländischen Produkt, im Allgemeinen, in Vergleich mit dem Alterthume, gewaltig gesunken ist und noch immer sinkt, weil die Zuckereinfuhr immer mehr zunimmt: so wurden im Jahre 1835 in Europa 913,500,000 Pfund eingeführt, wovon allein nach England 440,000,000 Pfund gingen. Das Tabaschir, das höchst selten und sehr theuer ist, gebrauchen die indischen Aerzte gegen Koliken und Ruhrkrankheiten, also gegen Krankheiten, welche von den Griechen und Römern nicht berührt worden sind; sie legten vielmehr dem Saccharum die Heilkräfte des Honigs und des Manna's bei, weil sie es für ein diesen beiden ähnliches Produkt hielten, woraus hervorgeht, dass sie die Gewinnung desselben nicht kannten; sie hatten nur vernommen, dass es von einem Rohrgewächse komme, wussten aber doch schon, dass die Indier Rohr assen [1]), das ist Zuckerrohr, Sanskrit Ikschus, Pundras, Rasâlas, Kângarakas kauten. Die Hindus haben seit undenklichen Zeiten die einfache Kunst ihres Zuckersiedens befolgt, worüber uns Legoux Folgendes mittheilt: „In Hindustan gibt es mehrerre Arten Zuckerrohr. Das Rohr wird, sobald es reif geworden, geschnitten und gewaschen, um ihm den weissen Staub auf der Rinde zu nehmen, und dann der Saft auf einer Mühle, die aus übereinanderstehenden Cylindern besteht, ausgedrückt. Ist das Rohr ausgedrückt, so lässt man den Saft in weit breitern als tiefern Gefässen kochen, damit die Verdunstung der wässerigen Theile leichter und schneller vor sich gehe. Hat sich die Masse nun etwas verdickt, so wirft man eine Art Moos in den Kessel, um den Syrup klar zu machen, und nach drei- oder viermaligem Aufwallen zieht man es aus dem Syrup, der fortkocht. In diesem Zustande giesst man den Syrup in einen weit breitern und längern Kessel oder in das, was man in den hindustanischen Zuckersiedereien Argamace nennt, eine Art gemauerten Trog, worin sich der Zucker durch das Kaltwerden krystallisirt. Diese von Backsteinen gebauten Argamaces sind mit einer Art Stukko überzogen, der dem völlig gleich ist, womit man die Mauerwände überzieht. Da die Argamaces den Syrup den unmittelbaren Wirkungen der Luft und dem Einflusse der Sonnenstrahlen aussetzen, so gelangt er bald zu einer Festigkeit. Wenn sich einige Krystalle oder Körner zeigen, wird der Syrup mit einem hölzernen Rechen umgerührt, um dadurch die Anhäufung zu beschleunigen. Auf diese Weise wird das, was wir Puderzucker nennen, verfertigt, den die Hindus Schaker nennen; sie raffiniren den Zucker nie zu Pulver, als um Zuckerkandis daraus zu bereiten.“ Der besste Zuckerkandis wird in der Stadt Kalpi an der Ja-

1) Aelian. hist. var. 3, 39.

muna fabrizirt. Das Wort Saccharum ist also indischen Ursprungs und zunächst dem Prakrit Sakkara entlehnt, im Sanskrit heisst es Sarkarâ, eigentlich kleine Steinchen, dann Zucker in Körnern oder Puderzucker, und hieraus stammen das malayische Schargara, das arabische Sukkar, das persische Schaker und unser Zucker. Da nun das indische Wort schon bei Dioskorides vorkommt, so musste auch die dadurch bezeichnete Sache vorhanden sein, und dass er darunter unsern Zucker verstand, beweist, dass er das Saccharum mit dem Salze vergleicht, wie denn auch unsere Chemiker den Zucker zu den Salzen zählen; ja Paulus Aegineta nennt ihn sogar indisches Salz, das an Farbe und an Wesen dem gemeinen Salze gleiche, aber von honigartigem Geschmack, von der Grösse einer Linse oder einer Bohne sei und im Munde leicht schmelze [1]). Die Indier raffinirten mithin schon Zuckerkandis, wie auch aus Plinius erhellt, der das Saccharum als einen harten weissen Körper von der Dicke einer Haselnuss beschreibt, und aus den Berichten der Sinesen der damaligen Zeit, die den Zucker Steinhonig nennen [2]). Das Zuckerrohr wurde früh aus Indien in andern Ländern angepflanzt; es wurde schon im 5. Jahrhundert am Euphrat gebaut, im 11. setzte schon Graf Roger auf den in Sicilien gewonnenen Zucker einen Zoll, und im 13. Jahrhundert waren die Felder von Tripolis, wie Albert von Aix berichtet, in Menge von Zuckerrohr bedeckt. Auf den indischen Inseln gibt es drei Arten Zuckerrohr, eine vierte haben die Holländer aus Westindien eingeführt. Jawa und Luconia oder Lusong sind die Hauptländer dieses Produkts. Jetzt bereiten die Sinesen, die überhaupt allen Zucker auf den indischen Inseln in Töpfen formen, von denen der obere Theil der besste ist, auch in Siam eine bedeutende Menge vortrefflichen Zuckers, welcher in den Archipelagus und selbst nach Europa ausgeführt wird. Nach dem Verfasser des Periplus verschifften die Indier den Rohrhonig oder Zucker von Barygaza nach den äethiopischen Häfen, von wo aus er in das römische Reich verbreitet wurde.

§. 37. Butter. Der Küstenbeschreiber des rothen Meeres führt an, dass die Gegend Syrastrene reich an Weizen, Reis, Sesamöl und Butter sei [3]). Noch heutiges Tages bringt jene Gegend, besonders das ganze Gebiet von Sindhi, viel Weizen, Reis und Butter hervor. Die Hindus bedienen sich der Butter, welche sie Ghai, Skr. Ghrita, nennen, zur Schmelzung der Speisen und fast bei jedem Opfer, und führten dieselbe schon im hohen Alterthume von Barygaza in die äthiopischen Häfen ein [4]), wohin sie auch jetzt noch in grossen ledernen Schläuchen, jeder zu 320 Pfund, weil sie nicht, wie bei uns, fest, sondern halbflüssig und ungesalzen ist, sich aber dennoch lange hält, in grosser Menge geht, so wie auch nach Persien und Arabien. „Die Griechen und Römer, sagt Beckmann, haben die Butter weder in der Küche zur Zurichtung der

---

1) Paulus Aegineta 2, 53. Καὶ ὁ ἅλς ὁ Ἰνδικὸς, χροίᾳ μὲν καὶ συστάσει ὅμοιος τῷ κοινῷ ἀλὶ, γεύσει δὲ μελιττώδης· φακοῦ δὲ μέγεθος ἤτοι γε πλεῖστον κυάμου διατρωχθεὶς σφόδρα, καθυγραίνειν δύναται.

2) Le Thiantchu p. 10.

3) Peripl. mar. Erythr. p. 24. Συνραστρήνη (l. Συραστρήνη, denn dieses Wort ist dem Skr. Surâschtra, schönes Königreich, entlehnt), πολύφορος δὲ ἡ χώρα σίτου, καὶ ὀρύζης, καὶ ἐλαίου σησαμίνου, καὶ βουτύρου, καὶ καρπάσου, καὶ τῶν ἐξ αὐτῆς Ἰνδικῶν ὀθονίων τῶν χυδαίων.

4) Peripl. mar. Erythr. p. 7.

Speisen, noch als Zugericht auf den Tafeln, wie jetzt allgemein üblich ist, gebraucht. Man findet sie nirgend unter den Speisen genannt, selbst nicht bei Galen. Man blieb beim Oel. Auch jetzt noch ist die Butter in Italien, Spanien, Portugal und im südlichen Frankreich wenig in Gebrauch, wo man sie noch nach alter Weise in den Apotheken zum Arzneigebrauch kaufen kann. Als Leodius den Churfürsten Friedrich II. von der Pfalz auf seinen Reisen durch Spanien begleitete, und daselbst, was zur Nothdurft der Reise gehört, einkaufen wollte, ward er nach langem Fragen wegen der Butter in eine Apotheke verwiesen, wo man aber wegen der Menge, die er zu kaufen verlangte, erstaunte, und ihm in einer Blase einen kleinen verdorbenen Vorrath zeigte, der da zum äusserlichen Gebrauche zu haben war [1]). Indess bemerkt Dioskorides zuerst ausdrücklich, dass die frische Butter auch in Beigerichten statt des Oels und in Backwerken statt des Schmalzes gebraucht werde [2]), und diess ist doch wohl von den Griechen und Römern zu verstehen, wenngleich Plinius und Galen diesen Gebrauch nicht berühren; nur Strabo hatte vernommen, dass die Lusitaner sich derselben statt des Oels bedienen [3]). Der Gebrauch der Butter zur Zurichtung der Speisen war also den Griechen und Römern bekannt, aber sie bedienten sich im Allgemeinen des Olivenöls. Herodot erwähnt zuerst der Pferdebutter, welche die Skythen gewannen, indem sie die Pferdemilch in hölzerne Gefässe gossen, sie von ihren Knechten stark rütteln liessen und dann das Obere als das Bessere abnahmen [4]). Dasselbe wird auch in einem Werke angeführt, welches man dem Hippokrates zuschreibt, worin zuerst das skythische Wort Butter (βούτυρον) vorkommt, da sonst Hippokrates das phrygische Wort πικέριον gebraucht [5]). Plinius und Galen wollen zwar butyron aus dem Griechischen herleiten [6]); aber Beckmann bemerkt ganz richtig, dass, da den Griechen zuerst die Pferdebutter, hernach die aus Schaf- und Ziegenmilch, und am spätesten die aus Kuhmilch bekannt geworden sei, das Wort nicht griechischen Ursprungs sein könne, und Koray behauptet, die Griechen hätten, als sie Kolonien nach Taurien in die Nachbarschaft der Skythen schickten, die Sache und den Namen kennen gelernt. Sprengel ist der Meinung, Herodot habe nur noch die Pferdebutter gekannt, und zwar bloss vom Hörensagen, selbst dem Aristoteles sei die Butter noch unbekannt gewesen. Allein an einer Stelle scheint Aristoteles doch Butter verstanden zu haben, indem er sagt: in der Milch sei Fettigkeit enthalten, die in dem festen Zustande ölartig werde [7]).

---

1) Beckmann, Beiträge z. Gesch. d. Erf. 3. B. 2. Stück — Butter.

2) Diosc. 2, 81. Μίγνυται δὲ καὶ προσοψήμασιν ἀντὶ ἐλαίου τὸ νεαρὸν, καὶ ἐν τοῖς πέμμασιν ἀντὶ στέατος. Diese Worte heissen nicht, dass die frische Butter zu Zugemüsen statt des Oels, und zu Backwerken statt des Schmalzes gebraucht werden könne, sondern dass sie dazu gebraucht wird; ein gewaltiger Unterschied.

3) Straho 3. c. 3. ἀντ' ἐλαίου δὲ βουτύρῳ χρῶνται. 4) Herod. 4, 2.

5) Hippocrates de morbis 4. Ἔοικε δὲ τοῦτο, ὥςπερ οἱ Σκύθαι ποιέουσιν ἐκ τοῦ ἱππείου γάλακτος· ἐγχέοντες γὰρ τὸ γάλα ἐς ξύλα κοῖλα, σείουσι· τὸ δὲ ταῤῥασόμενον ἀφριεῖ καὶ διακρίνεται, καὶ τὸ μὲν πῖον, ὃ βούτυρον καλέουσιν, ἐπιπολῆς διΐσταται. Erotianus in seinem hippokratischen Wörterbuche: Πικερίῳ, βουτύρῳ· ὡς καὶ Ἀριστοφάνης ἐν τοῖς ὑπομνήμασί φησιν, ὅτι Θόας ὁ Ἰτακήσιος ἱστορεῖ παρὰ φρυξὶ πικέριον τὸ καλεῖσθαι βούτυρον.

6) Nämlich von βοῦς und τυρός.

7) Aristot. hist. anim. 3, 20. ὑπάρχει δ' ἐν τῷ γάλακτι λιπαρότης, καὶ ἐν τοῖς πεπηγόσι γίνεται ἐλαιώδης.

Dioskorides erwähnt, dass die beste Butter aus der fettesten Milch gewonnen werde, wie aus Schaf- und dann aus Ziegenmilch [1]), worüber sich Galen verwundert, da er doch gesehen habe, dass man sie aus Kuhmilch gewinne, wonach sie auch den Namen führe [2]). Hierdurch zeigt nun Galen ganz klar, wie wenig Kenntnisse er von dem Bestande der Milch hatte, sonst würde ihm diess nicht wunderbar vorgekommen sein. Beckmann glaubt nicht, dass die Alten überhaupt gewusst haben, die Butter durch starkes Kneten, Waschen und Salzen so rein und fest zu machen, wie es jetzt geschieht, denn überall würde von ihr als von etwas Flüssigem gesprochen, desswegen hätte man sie auch nicht gut aufheben und verschicken können, und eben dadurch wäre auch ihr Gebrauch sehr beschränkt gewesen. Dieses ist jedoch fast ganz irrig. Wie wir gesehen haben, wurde sie schon im hohen Alterthum aus Ostindien nach Afrika versendet, und Plinius, obgleich seine Beschreibung von der Gewinnung der Butter nicht von Irrthümern frei ist, deutet doch an, dass sie gesalzen und zur Aufhebung eingerichtet ward [3]). Die Butter wurde bei den Griechen und Römern hauptsächlich als Arznei wegen ihrer erweichenden Kraft angewandt, wie gegen Verhärtungen, gegen Wunden, und besonders, mit Honig vermischt, beim Zahnen und bei Mundgeschwüren; man bereitete aus derselben einen Russ gegen Augenentzündungen, der erhalten wurde, indem man Butter in eine Lampe goss, diese anzündete und über das Licht einen irdenen Trichter zum Ansetzen des Russes stellte [4]); Galen empfiehlt sie auch zu Salben und zum Einreiben in das Leder statt des Oels. In den kalten Ländern, wo man kein Oel hatte, bediente man sich ihrer in den Bädern; den Burgundern vertrat sie die Stelle der Pomade, was ebenfalls unsere Mädchen kennen, und Clemens Alexandrinus erfuhr, dass sie von Vielen statt des Oels in Lampen gebraucht werde [5]), wie wir selbst wahrnahmen, dass Landleute ungesalzene Butter, ohne dass sie im flüssigen Zustande war, was Beckmann als nothwendig voraussetzt, in die Lampe thaten, aber in Ermangelung des Oels, sonst würden sie nicht zu einem so theuern Lichtmaterial geschritten sein.

§. 38. Reis. Ostindien ist die Heimath des Reises und erzeugt ihn in Ueberfluss; selbst der Name ist aus dem Indischen in die andern Sprachen übergegangen, denn er heisst im Sanskrit Ritscha, woraus das persische Rizeh, das griechische ὄρυζον, das lateinische oryza und unser Reis stammen. Es gibt dort keine Gegend, wo er nicht mindestens

---

1) Diosc. 2, 81. Βούτυρον σκευάζεται καλὸν ἐκ τοῦ λιπαρωτάτου γάλακτος. τοιοῦτον δέ ἐστι τὸ προβάτειον· γίνεται δὲ καὶ ἐκ τοῦ αἰγείου, ἐν ἀγγείοις κινουμένου τοῦ γάλακτος καὶ χωριζομένου τοῦ λίπους.

2) Galen. de simplic. med. facult. lib. 10. Θαυμάζω δὲ ὅπως ὁ Διοσκορίδης ἐκ προβατείου φησὶν αὐτὸν καὶ αἰγείου τὴν γένεσιν ἔχειν· ἐγὼ γὰρ ἐκ τοῦ βοείου τὸ φάρμακον τοῦτο γιγνόμενον οἶδα, καὶ διὰ τοῦτο νομίζω καὶ βούτυρον καλεῖσθαι.

3) Plin. 28, 35 (9). Quod est maxime coactum, in summo fluitat: id exemtum addito sale, oxygala appellant. Reliquum decoquunt in ollis. Ibi quod supernatat, butyrum est, oleosum natura. Quo magis virus resipi, hoc praestantius judicatur. Pluribus compositionibus miscetur inveteratum. Hier musste Plinius butyrum statt oxygala schreiben, und aus der in Töpfen gekochten Milch entsteht keine Butter, sondern Käse.

4) Diosc. 2, 81. Plin. 11, 96 (41). 28, 78 (19).

5) Sidon. Apollin. carm. 12. Quod Burgundio cantat esculentus,
Infundens acido comam butyro.

Clemens Alexandr. paedag. 1. p. 107. Ἀλλ' οἱ πολλοὶ δὲ καὶ τῷ λιπαρῷ τοῦ γάλακτος, ὃ δὴ βούτυρον καλοῦσι, καταχρῶνται εἰς λύχνον.

zweimal jährlich geärntet wird, in einigen Landschaften drei- und sogar viermal, wie in Tandschore, in dem grossen Bezirke von Mangalore, in Unter-Kanara und in den südlichen Theilen von Maisore; aber der Reis von Bengalen, Benafule, der wohlriechende, genannt, ist der schönste und feinste von allen. Die Aernte ist fünfhundert- bis sechshundertfältig, der Morgen bringt 35 Centner, oder an Werth 312 Frcs, hervor, und er wurde auch schon zu Alexanders Zeiten in Baktriana, Babylonien und Susis gezogen [1]). Der Reis ist nicht allein das Hauptnahrungsmittel der Indier, wie schon Theophrast wusste [2]), sondern wird auch noch von ihnen zu manchen andern Zwecken verwendet. Aus ihm wird ein geistiges Getränk bereitet, das im Sanskrit Saraca, Abeud, heissen und woraus unser Wort Arrak gebildet sein soll, welches aber v. Bohlen von Rakscha ableitet, weil nach ihm dieser Liqueur eigentlich Rack heisst und wir ihn im 16. Jahrhundert durch die Araber unter dem arabischen Namen Arrak kennen gelernt hätten [3]). Dieses geistige Getränk kannte schon Megasthenes [4]), und nach Plinius zogen sie auch ein Oel aus dem Reis [5]), vermuthlich eine Verwechslung mit dem daraus gewonnenen Arrak; jedoch will auch Bréon bemerkt haben, dass in Arabien Oel aus Reis bereitet wird. Aus Reis verfertigen die Indier Schiesspulver, das Reiswasser dient ihnen zum Gummiren der baumwollenen Ketten und Zeugen, und der Reishülsen bedienen sie sich vorzüglich in Schmieden, um den Fluss des Metalls zu befördern und zur Verfertigung des Stahls aus Braunstein. Er wurde schon in alten Zeiten, wie der Verfasser des Periplus erwähnt, von Barygaza nach der Insel Dioskoris (Sokotara) und in die äthiopischen Häfen verschifft; die Griechen und Römer wendeten ihn zur Hemmung des Durchfalls an [6]).

§. 39. Getraide. Indien erzeugt sehr vorzügliches Getraide; das Korn von Nagpur und Kasmir ist von allen Arten das besste, welches man kennt, es heisst daher wegen seiner Eigenschaft, wie Legoux versichert, Gutschonbund, sehr nährendes Korn, das die Saat 400- bis 450fältig wiedergibt. Indisches Getraide wurde dem Verfasser des Periplus von den Indiern in die Häfen versendet, wohin der Reis ging, und nach Moscha (Maskate) in Arabien. Zu Plinius Zeiten wurde auch aus Indien Milium in Italien eingeführt [7]), welches Onesikrit βόσμορον nennt, das nur auf einem zwischen Flüssen liegenden Boden wuchs [8]). Diess ist unsere gemeine Hirse, Panicum maliaceum, die aus Indien stammt

---

1) Aristobul. ap. Strab. 15. c. 1. §. 18. Τὴν δ' ὄρυζαν φησὶν ὁ Ἀριστόβουλος -- φύεσθαι δὲ καὶ ἐν τῇ Βακτριανῇ, καὶ Βαβυλωνίᾳ, καὶ Σουσίδι.

2) Theophr. hist. plant. 4. c. 4. §. 10. Μᾶλλον δὲ σπείρουσι τὸ καλούμενον ὄρυζον, ἐξ οὗ τὸ ἕψημα. Plin. 18, 13 (7). Maxime quidem oryza gaudent, ex qua ptisanam conficiunt, quam reliqui mortales ex hordeo.

3) v. Bohlen l. c. 2 Th. S. 165.

4) Megasth. ap. Strab. 15. c. 1. §. 53. οἶνόν τε γὰρ οὐ πίνειν, ἀλλ' ἐν θυσίαις μόνον· πίνειν δ' ἀπ' ὀρύζης ἀντὶ κριθίνων συντιθέντας.

5) Plin. 15, 7. Indi (oleum) ex castaneis, et sesama, atque oryza facere dicuntur.

6) Diosc. 2, 117.

7) Plin. 18, 10 (7). Milium intra hos decem annos ex India in Italiam invectum est, nigrum colore, amplum grano, arundineum culmo. Adolescit ad pedes altitudine septem, praegrandibus culmis: lobas vocant: omnium frugum fertilissimum. Ex uno grano terni sextarii gignuntur. Seri debet in humidis.

8) Onesicrit. ap. Strab. 15. c. 1. §. 18. περὶ δὲ τοῦ βοσμόρου, ὅν φησιν Ὀνησίκριτος, διότι σῖτός ἐστι μικρότερος τοῦ πυροῦ· γεννᾶται δ' ἐν ταῖς μεσοποταμίαις.

und nicht mit dem Panicum Italicum, die ebenfalls in Indien einheimisch ist, verwechselt werden darf.

§. 40. Sesamöl. Der Oelbaum wächst nicht in Indien, nicht einmal mehr in Mittelasien; er liebt ein mässiges Klima, in einem sehr heissen, sowie in einem kalten kommt er gar nicht fort, ja selbst nicht, wenn er mehr als 40 Millien vom Meere entfernt ist, wie Theophrast wissen will [1]). Der Orient schlägt daher sein Oel aus dem Sesamsamen, der auch gekocht zur Speise dient, die aber nach Dioskorides dem Magen nicht zuträglich ist. Das Sesamöl, sagt Haafner, wird von den Hindus häufig und zu manchem Zweck angewandt; sie gebrauchen es nicht nur zur Bereitung der Speisen, sondern auch zur Arznei, hauptsächlich als Purgirmittel; neugebornen Kindern wird jeden Monat etwas von diesem Oel eingegeben als ein Präservativ gegen alle Kinderkrankheiten [2]). In Griechenland wurden die Sesamkörner häufig zu Backwerken, Kuchen gebraucht, und es gab sogar Kuchen, die den Namen Sesamides oder Sesamuntes trugen, welche aus Sesamkörnern und Honig bestanden, mit Oel benetzt waren und eine runde Form hatten. Die Kuchen Itria bestanden aus zerstossenen Sesamkörnern, die mit Honig gekocht waren und nachher in Kugelform gebracht wurden. Andere Kuchen waren aus Mehl, Sesam, Honig und Käse gemacht, wie die sogenannten Staitità. Mehrere dergleichen Kuchen kann man bei Athenäus kennen lernen [3]), auch trifft man sie noch in Griechenland und Italien. Die Orientalen salben sich mit diesem Oel, wie früher die Soldaten des Cyrus [4]), und aus den Blättern dieser Pflanze wanden sich bei den Griechen die Brautleute Kränze [5]). Der Sesam kam aus Indien [6]), und das Oel wurde von den Indiern nach Moscha (Maskate) in Arabien und in die äthiopischen Häfen gebracht [7]), von wo aus es nach Aegypten ging, wo es sehr gesucht war. Die griechischen und römischen Aerzte bedienten sich des Sesams gegen Augen- und Ohrenentzündungen, gegen Brandwunden und Kopfschmerzen, die aus Hitze entsprungen waren [8]); jetzt ist er aber nicht mehr offizinell.

§. 41. Pfauen. Der Pfau ist in Indien einheimisch, wo er sich noch auf der Küste Malabar in der reizenden Gegend des Flusses Subremani im wilden Naturzustande, wie Legoux versichert, aufhält. Diess hatte auch schon Curtius vernommen, der ihn in einen Hain am Flusse Hydraotes (Rawi) setzt [9]). Der Pfauen wird zuerst im alten Testamente

---

1) Plin. 15, 1. Oleam Theophrastus e celeberrimis Graecorum auctoribus, Urbis Romae anno circiter CCCCXL, negavit nisi intra XL millia passuum a mari nasci.

2) Haafner l. c. 1. Th. S. 67.

3) Athen. 14. c. 19. §. 55—59. Aristophan. Acharn. 1092: Ἄμυλοι, πλακοῦντες, σησαμοῦντες, ἴτρια.

4) Suidas v. σησαμοῦς — ᾧ ἐχρίοντο οἱ σὺν Κύρῳ στρατευσάμενοι.

5) Aristophan. aves 159: Νεμόμεσθα δ' ἐν κήποις τὰ λευκὰ σήσαμα,
Καὶ μύρτα, καὶ μήκωνα, καὶ σισύμβρια,
Ἐυ. Ὑμεῖς μὲν ἄρα ζῆτε νυμφίων βίον. Suidas v. σήσαμα, καὶ μήκωνα, καὶ σισύμβρια, φύλλα, οἷς στεφανοῦνται οἱ νυμφίοι.

6) Plin. 18, 22 (10). Sesama ab Indis venit: ex ea et oleum faciunt: color ejus candidus.

7) Peripl. mar. Erythr. p. 7. und 18. 8) Diosc. 2, 121.

9) Curt. 9, 1. Hinc per deserta ventum est ad flumen Hydraoten: junctum erat flumini nemus, opacum arboribus alibi inusitatis, agrestiumque pavonum multitudine frequens.

gedacht, wo sie als Ladung der salomonischen Flotte verzeichnet sind[1]), was den sichersten Beweis liefert, dass das sehr bestrittene Ophir in Indien lag; denn der Pfau heisst im Sanskrit Sikhi, im Malabarischen Togeï, woraus das hebräische Tukkijim entstand, welcher Name nicht, wie einige Erklärer der angeführten Stellen behaupten, der Hafenstadt Toaka am persischen Meerbusen entlehnt ist, da es lächerlich wäre, wenn man annehmen wollte, dass die Malabaren das Wort zur Benennung eines bei ihnen allein ursprünglichen Thieres von einer persischen Hafenstadt geborgt hätten. Die Pfauen wurden also schon frühzeitig aus Indien ausgeführt, und nicht erst, wie Blumenbach bemerkt, seit den Zeiten Alexanders des Grossen nach Europa verpflanzt[2]), da sie ja schon Aristophanes kennt[3]). Er war der Juno heilig, desshalb wurde auf der Insel Samos eine ganze Herde gehalten und dessen Bild auf die samischen Münzen geprägt[4]). Von den Römern hielt zuerst M. Aufidius Lurco eine Herde Pfauen, die ihm jährlich 60,000 Sesterzien oder 6000 Gulden abwarf; dann M. Piso eine auf seiner Insel Planasia. Wie nun überhaupt die Tafel der Geistlichen im Alterthume mit den auserlesensten Gerichten besetzt war, wesshalb man ein kostbares Mahl coena pontificalis oder dapes saliares nannte[5]), so soll der Augur Q. Hortensius bei einem Priesterschmause zuerst Pfauen haben auftragen lassen, welchem bald mehrere weltliche Friands folgten, so dass der Preis noch mehr stieg; denn man zahlte für einen Pfau 50 Denare oder $16^2/_3$ Gulden, und für das Ei 5 Denare[6]). Noch zu Lucian's Zeiten kamen sie aus Indien und wurden für eine grosse Delikatesse gehalten[7]). Der Pfau war sehr geachtet, desshalb liess einst der Kaiser Tiberius einen Gardisten hinrichten, weil er aus einem Lustgarten einen Pfau gestohlen hatte[8]). Aus seinem Schweife verfertigte man Wedel[9]). „Es scheint, sagt Böttiger, unter allen Fächerarten des Alterthums die, wo blosse Pfauenfedern über und in einander gesteckt, und entweder in einen runden Büschel zusammengebunden, oder in einen dünnen Halbkreis ausgespreizt waren, am häufigsten und längsten im Gebrauch geblieben zu sein. Diese Fächer aus Federn erhielten sich auch durch das ganze Mittelalter bis in die neuern Zeiten, ja bis zum 17. Jahrhundert herab in Italien, Frankreich und England, nur mit dem Unterschiede, dass es immer mehr Federbüsche als Federwedel waren, die von den Damen in diesen Zeiten zum Schmuck und zur Bequemlichkeit getragen wurden. Venedig und die andern Handelsrepubliken Italiens waren damals die Marktplätze, wo besonders

1) 1 Kön. 10, 22. 2 Chron. 9, 21.
2) Blumenbach, Handbuch der Naturgeschichte. — Pfau.
3) Aristophan. aves 102. ταώς, was die Attiker nach Athenaeus 9. c. 20. ταῶς (tahos) aussprachen; also der Stammsprache gemässer.
4) Athen. 14. c. 25. §. 70.
5) Horat. carm. 1, 37 und 2, 14. Martial. 12, 48.
6) Cato de re sust. 3, 6. De pavonibus nostra memoria, inquit (Merula), greges haberi coepti, et venire magno. Ex iis M. Aufidius Lurco supra sexagena millia nummum in anno dicitur capere. — — Pavonum greges agrestes transmarini esse dicunter in insulis Sami in luco Junonis: item in Planasia insula M. Pisonis. — — Primus hoc Q. Hortensius augur adjiciali coena posuisse dicitur, quod protinus factum tam luxuriosi quam severi boni viri laudabant. Quem cito secuti multi, extulerunt eorum pretia, ita ut ova eorum denariis veneant quinis, ipsi facile quinquagenis.
7) Lucian de nave. 8) Sueton. Tiber. c. 60.
9) Martial. 14, 67.

die aus Alexandria und andern levantischen Handelsstädten in unglaublicher Menge eingeführten Straussfedern verkauft, und auf die künstlichste und mannigfaltigste Weise zubereitet wurden [1]."

§. 42. Affen. In dem Verzeichnisse der Waaren, welche die salomonische Handelsflotte aus Ophir holte, kommen auch Affen vor, und zwar mit demselben Namen, womit sie noch im Indischen benannt werden; denn das hebräische Koph ist zuverlässig dem Sanskrit Kapi, welches Affe bedeutet, entlehnt, und dient zugleich als Beleg, dass Ophir nicht in Afrika zu suchen ist. Die indischen Affen erklärt Arrian für weit schöner, als die afrikanischen [2]; sie waren zu seiner Zeit schon im ganzen römischen Reiche bekannt und durften den vornehmen Damen zur Ergötzung nicht fehlen.

§. 43. Papageien. Ktesias führt zuerst an, dass es in Indien einen Vogel gebe, der Bittakos (Sittich) genannt werde, eine menschliche Zunge habe und wie die dortigen Menschen indisch spreche [3]. Lange hielt man diess für eine Fabel, bis man sich seit Alexander dem Grossen von der Wahrheit überzeugte [4]; denn seitdem scheint der Papagei erst in Griechenland bekannt geworden zu sein, sonst würde Aristophanes in seinen Vögeln ihm eine treffliche Rolle angewiesen haben. Sie wurden häufig in Rom eingeführt, wo man sie allerlei Worte aussprechen lehrte, besonders Caesar ave, Guten Morgen Cäsar [5], und sie waren schon zu Arrian's Zeiten so allgemein den Griechen und Römern bekannt, dass er die Beschreibung desselben für überflüssig hielt. Fast jede reiche Familie zu Rom, die keiner andern an Luxus zurückbleiben wollte, besass einen Papagei, der einen schönen Käfig von Gold, Silber und Elfenbein hatte [6].

§. 44. Elephanten. Die Elephanten wurden wohl erst seit Alexander dem Grossen aus Indien ausgeführt, es befanden sich gegen 200 bei seiner Armee, als sie den Rückmarsch antrat [7]. Wie bei uns die Grossen und Reichen sich durch viele und schöne Pferde einander zu überbieten streben, so bei den Indiern durch Elephanten; der Fürsten Reichthum und Stärke schätzt man nach der Anzahl dieser Thiere, deren ein König von Palibothra einst 9000 besass [8]. Onesikrit bemerkte schon, dass Seilan die grössten und streitbarsten erzeuge, welches Vorzuges es jetzt noch theilhaft ist [9]; die holländisch-ostindische Gesellschaft verkaufte

1) Böttiger, Sabina Th. 2. S. 231.
2) Arrian. Ind. c. 15.
3) Ctesias. c. 3. ed. Baehr. περὶ τοῦ ὄρνέου τοῦ βιττάκου, ὅτι γλῶσσαν ἀνθρωπίνην ἔχει καὶ φωνήν· — - διαλέγεσθαι δὲ αὐτὸ ὥςπερ ἄνθρωπον, Ἰνδιστί.
4) Arrian. Ind. c. 15.
5) Plin. 10, 58 (42). Super omnia humanas voces reddunt, psittaci quidem etiam sermocinantes. India hanc avem mittit, sittacen vocat — — Imperatores salutat, et quae accipit verba, pronuntiat: in vino praecipue lasciva. Im Sanskrit heissen die Papageien Sukâs. Martial. 14, 73: Psittacus a vobis aliorum nomina discam: Hoc didici per me, Caesar ave.
6) Statius, Silv. 2, 4, 12. — — — domus rutila testudine fulgens
Connexusque ebori virgarum argenteus ordo.
7) Arrian. Ind. c. 19. Pictet leitet das Wort elephas, das schon bei Homer als Elfenbein vorkommt, aus dem Sanskrit Airawana oder Airawanta, wie der Elephant des Gottes Indra heisst.
8) Plin. 6, 22 (19).
9) Plin. 6, 24 (22). Onesicritus, classis ejus praefectus, elephantos ibi majores bellicosioresque, quam in India, gigni scripsit. Dionys. Perieg. 593. Μητέρα Ταπροβάτην ἀσιηγενέων ἐλεφάντων.

jährlich gegen 100 seilanische Elephanten, von welchen ein erwachsener 2000 Rthlr. auf der Stelle kostete. Die schönsten, welche die reichen Indier zum Reiten gebrauchen, kommen aus Seilan, Assam und zumal aus dem Thale des Dhun im Himalaja-Gebirge; sie werden zu 45—130 Pfd. Sterl. bezahlt, da die Bagage-Elephanten von Bengalen und Dekhan nur 25—35 Pfd. Sterl. kosten. Ob die Aussage des Polybius gegründet ist, dass die afrikanischen Elephanten den Geruch und das Geschrei der indischen nicht ertragen können, überlassen wir den Naturforschern zu erklären. Als die Macedonier und Griechen in Indien wahrnahmen, dass die Elephanten im Kriege gute Dienste leisteten, nahmen sie dieselben auch unter ihre Kriegsheere auf, zumal Seleukus Nikator, der in einem Friedensschlusse mit dem indischen Könige Sandrakottas 500 zu diesem Zweck erhielt. Pyrrhus, König von Epirus, gebrauchte sie im tarentinischen Kriege 281 v. Chr. gegen die Römer, die sie damals zuerst in Lucanien sahen und desswegen boves Lucas nannten [1]; auch die Karthager bedienten sich derselben im Kriege gegen die Römer [2]. Seit dem Jahre 655 nach Roms Erbauung, in welchem der Aedil Claudius Pulcher dem Volke zuerst einen Elephantenkampf zu Rom gab, wurden sie häufig in den Circus geführt; Pompejus liess sogar in seinem zweiten Consulate 20 zugleich kämpfen [3].

§. 45. Rhinozerosse. Curtius schreibt, dass Indien Rhinozerosse ernähre, aber nicht erzeuge [4]. Indess erzeugt Indien allerdings diese Thiere, das indische Nashorn, das zu den circensischen Spielen ausgeführt ward [5], unterscheidet sich von dem afrikanischen dadurch, dass jenes nur ein Horn, dieses aber deren zwei hat. Der römische Jurist Marcianus führt an, dass auch Löwen, Parder, Leoparden und Panther aus Indien in das römische Reich eingingen [6], die jedoch grösstentheils aus Afrika kamen, wie Plinius berichtet, und nebst andern wilden Thieren für den Circus bestimmt waren [7].

§. 46. Hunde. Indien erzeugt die grössten Hunde, die sich sehr zur Jagd auf wilde reissende Thiere eigenen und sogar den Kampf mit Löwen aufnehmen, wie einst Alexander der Grosse selbst sah [8], und durch das Ramajana bestätigt wird. Strabo und Curtius setzen sie in das Reich des indischen Fürsten Sopithes [9], und Marco Polo traf in Tübet eine Race sehr grosser Hunde, fast so gross wie wilde Esel, die

---

1) Plin. 8, 6. Elephantos Italia primum vidit Pyrrhi regis bello et boves Lucas appellavit, in Lucanis visos, anno Urbis quadringentesimo septuagesimo secundo.

2) Front. strateg. 2, 4. Pyrrhus, Epirotarum rex, pro Tarentinis adversus Romanos, eodem modo elephantis ad perturbandam aciem usus est. Poeni quoque adversus Romanos idem fecerunt frequenter.

3) Plin. 8, 7. Seneca de brevit. vit. 13, 6.

4) Curt. 8, 9. Eadem terra et rhinocerotas alit, non generat. Das non generat muss getilgt werden, denn 9, 1 sagt er: Rhinocerotes quoque, rarum alibi animal, in iisdem montibus errant.

5) Plin. 8, 29 (20). Iisdem ludis et rhinoceros, unius in nare cornu, qualis saepe visus. Martial. 14, 53.

6) Digest. lib. 39. tit. 4. Indici leones, leaenae, pardi, pantherae.

7) Plin. 8. c. 16—19.

8) Plin. 7, 2. Maxima in India gignuntur animalia. Indicio sunt canes grandiores ceteris.

9) Strabo 15. c. 1. §. 31. Ἐν δὲ τῇ Σωπείθους καὶ τὰς τῶν κυνῶν ἀρετὰς διηγοῦνται θαυμαστάς. Curt. 9, 1.

zur Jagd auf wilde Thiere abgerichtet waren[1]. Nach einer Stelle des Aristoteles werden diese starken Hunde von einem hundähnlichen wilden Thier und einer Hündin[2], nach einer andern von einem Tiger und einer Hündin auf folgende Weise erzeugt. Man führt eine brünstige Hündin in eine wilde Gegend, wo sich Tiger aufhalten, bindet sie daselbst fest, und lässt sie so lange an diesem Orte, bis die Brunstzeit abgelaufen ist. Aber häufig trifft es sich auch, dass die Hündinnen von den Tigern zerrissen und aufgefressen werden. Die so erzeugten Jungen sollen aber noch zu wild sein, und erst in der dritten Generation die gehörige Eigenschaft der indischen Hunde erlangen[3]. Das hundähnliche wilde Thier des Aristoteles ist also ein von einer Hündin und einem Tiger erzeugtes Wesen, so lassen sich die beiden scheinbar verschiedenen Stellen vereinen. Diese Hunde wurden häufig nach Persien ausgeführt, wo sie den Grossen zur Jagd und zum Luxus dienten; Xerxes führte sogar auf seinem Kriegszuge nach Griechenland eine sehr grosse Menge mit sich[4], und noch jetzt werden grosse Hunde von Tübet nach Persien gebracht. Athenäus erzählt, dass sich in dem glänzenden Festzuge des Königs Ptolemäus Philadelphus 2400 indische, molossische und andere Hunde befanden, sowie viele Papageien in Käfichen und 26 weisse indische Ochsen[5]. Nächst den indischen Hunden waren im Alterthume die molossischen berühmt, die gross und stark waren, und sowohl zu Jagd- als Schäferhunden dienten[6]. Fast im gleichen Rufe mit den letztern standen die gelben lakonischen[7]. Auch England war durch seine Hunde berühmt, ob diese aber die jetzigen sogenannten englischen Doggen waren, lassen wir unerörtert, bemerken nur, dass sie zur Jagd gebraucht und ins Ausland ausgeführt wurden[8]; die Briten bedienten sich ihrer auch im Kriege, sowie die Kolophonier und Kastabalen bloss dafür ganze Cohorten aufzogen[9]. Als Schoosshündchen der Damen standen die in Ansehen, welche von der Insel Malta kamen, von welchen Sonnini Folgendes berührt: „Man sieht nur noch sehr selten die artigen Pudel mit langen Haaren, die man Malteserhunde nennt, und die man nicht mit dem Bolognesorhündchen verwechseln darf. Die Race dieser kleinen Hunde schien selbst zu Malta zu verlöschen, denn sie waren daselbst sehr selten[10].“

§. 47. Schildpatt. Chryse (Malakka) lieferte das schönste Schildpatt[11], es war vermuthlich die Schale der Carette (Testudo imbricata), welche die besste ist und zu verschiedenen Kunstsachen von den Indiern

1) Marco Polo 3, 37.

2) Aristot. hist. anim. 2, 7. Καὶ οἱ Ἰνδικοὶ δὲ κύνες ἐκ θηρίου τινὸς κυνώδους γεννῶνται καῖ κυνός.

3) Aristot. hist. anim. 7, 28. Φασὶ δὲ καὶ ἐκ τοῦ τίγριος καὶ κυνὸς γίνεσθαι τοὺς Ἰνδικούς· οὐκ εὐθὺς δὲ, ἀλλ’ ἐπὶ τῆς τρίτης μίξεως· τὸ γὰρ πρῶτον γεννηθὲν θηριώδες γίνεσθαί φασιν· Cf. Plin. 8, 61 (40).

4) Herod. 7, 187. 5) Athen. 5. c. 5.

6) Aristot. hist. anim. 9, 1. 7) Virg. Georg. 3, 405. Horat. epod. 6, 5.

8) Strabo 4. c. 5. Ταῦτα δὴ κομίζεται ἐξ αὐτῆς, καὶ δέρματα, καὶ ἀνδράποδα, καὶ κύνες εὐφυεῖς πρὸς τὰ κυνηγεσίας.

9) Plin. 8, 61 (40). Propter bella Colophonii, itemque Castabalenses, cohortes canum habuere: hae primae dimicabant in acie nunquam detrectantes.

10) Sonnini l. c. 1 Th. S. 44.

11) Peripl. mar. Erythr. p. 36. Κατὰ αὐτὸν δὲ τὸν ποταμὸν (Γάγγην) νῆσός ἐστιν Ὠκεάνιος ἐσχάτη τῶν πρὸς ἀνατολὴν μερῶν τῆς οἰκουμένης ὑπ’ αὐτὸν ἀνέχοντα τὸν ἥλιον, καλουμένη Χρυσῆ, χελώνην ἔχουσα πάντων τῶν κατὰ τὴν Ἐρυθρὰν τόπων ἀρίστην.

verarbeitet wird. Die Inseln bei Malakka sind bekanntlich sehr reich an Schildkröten; Crawfurd berichtet, dass im Jahre 1826 von Singapore 16,000 Pfund solcher Schalen ausgeführt wurden[1]. In den ältesten Zeiten spannte man über eine Schildkrötenschale Saiten, und so entstand ein Musikinstrument, das unter dem Namen cithara bekannt ist und auch noch später, als man ein anderes Material dazu verwendete, die Form seines Ursprungs beibehielt. Die Römer, welche schöne und kostbare Möbel liebten, verfertigten aus Schildpatt Dosen, Schalen, Kästchen und andere kleine Behälter, und fournirten mit demselben grössere Gegenstände.

§. 48. Kermes. Heeren führt an, dass Babylon aus Indien Kermes bezog; wir aber haben nirgendwo gefunden, dass dieses Produkt aus besagtem Lande in alten Zeiten ausgeführt wurde; Plinius und Dioskorides, die mehrerer Länder gedenken, wo der Kermes erzielt wird, übergehen Indien mit Stillschweigen, und selbst der Verfasser des Periplus berührt ihn nicht unter den Exporten. Ktesias spricht allerdings zuerst von dem indischen Kermes, der an den Quellen des Indus auf Bäumen wachse und von dortigen Bewohnern den Fluss hinunter verschifft werde, jährlich gegen 260 Talente; auch sagt er, dass die Indier mit diesen Thierchen ihre Kleider schöner purpurroth färbten, als die Perser[2], aber der Ausfuhr nach Persien erwähnt er nicht. Das Wort Kermes ist indischen Ursprungs, es heisst im Sanskrit Krimis, d. i. Wurm, und hieraus stammen das hebräische Karmil, das persische Kirm, unser Carmin und Carmesin. Die indische Cochenille ist nicht so gut, als die amerikanische, daher kamen von den 258,032 Pfund, die im Jahre 1828 in England eingeführt wurden, nur 5084 Pfund aus Ostindien.

§. 49. Haare. Der Jurist Marcianus erwähnt in den Pandekten auch der indischen Haare, welche dem Einfuhrzoll unterworfen waren[3]. Die Haare der Indier sind glänzend schwarz, wie auch Dionysius weiss[4]: mithin hätten die Römer daraus schwarze Locken, Flechten und Perücken gemacht. Uns ist sonst keine Stelle bekannt, wo von der Einfuhr von indischen Haaren die Rede ist, daher zweifeln wir sehr, dass die Indier mit diesem Artikel Handel trieben, zumal da der römische Jurist wenig Sachkenntniss in seinem Waarenverzeichnisse zeigt. Die Römerinnen liebten vor allem das rothe Haar, und das schon in einer Zeit, wo ihnen Luxus und Mode noch fast fremd waren. Um ihr schwarzes Haar in rothes, oder vielmehr in rothgelbes umzuwandeln, sagt Cato bei Servius zum Virgil, salben es unsere Frauen mit Asche[5], und Plinius zufolge hatten die Gallier zum Rothfärben ihrer Haare eine Seife erfunden, die aus Talg und Asche, und am vorzüglichsten aus Buchenasche und Ziegentalg bestand[6]. Diese Seife sowohl als die mattiacische (wiesbadener)

---

1) Crawfurd, Tagebuch der Gesandtschaft etc. Kap. 19. S. 842.

2) Ctesias c. 21. ed. Baehr. Ταῦτα οὖν τὰ θηρία τρίβοντες οἱ Ἰνδοί, βάπτουσι τὰς φοινικίδας καὶ τοὺς χιτῶνας, καὶ ἄλλα ὅ, τι ἂν βούλωνται, καί εἰσι βελτίω τῶν παρὰ Πέρσαις βαμμάτων. -

3) Digest. lib. 39. tit. 4. Capilli Indici.

4) Dionys. Perieg. 1112 - - - ἐειδομένας δ' ὑακίνθῳ
Πιοτάτας φορέουσιν ἐπὶ κράτεσφιν ἐθείρας.

5) Mulieres nostrae cinere capillum ungitabant, ut rutilus esset crinis.

6) Plin. 28, 51 (12). Prodest et sapo: Galliarum hoc inventum rutilandis capillis. Fit ex sebo et cinere. Optimus fagino et caprino: duobus modis, spissus ac liquidus: uterque apud Germanos majore in usu viris, quam feminis.

Kugelseife und die batavische Schaumseife gingen zu dem erwähnten Zweck in grosser Menge nach Rom [1]). Später genügte die färbende Seife nicht mehr, man liess natürliche rothe Haare aus Gallien und Deutschland kommen, und verfertigte daraus Perücken, Locken und sonstigen Haarschmuck, welche die Römerinnen ohne Scheu öffentlich kauften und trugen [2]). Es ist nun wohl denkbar, dass nicht allen Römerinnen das falsche rothe Haar gefiel, sondern auch mehrere den falschen Haarschmuck vorzogen, der ihrem natürlichen Haare glich, und dass daher auch schwarzes Haar von fremden Völkern zu solchem Putz genommen wurde; aber dass die Hindus sich ihres Kopfhaares des schnöden Gewinnstes wegen beraubt haben sollen, liegt nicht in ihrem Charakter, da sie langes Haar und schöne Haarflechten für die grösste Zierde ihrer Frauen halten; sie vertilgen nur die Haare am übrigen Körper. Perrin sagt: so sehr sind die Haare die Zierde der Weiber dieses Landes, dass die entehrendste Strafe, die man über ein sittenloses Weib verhängen kann, die ist, ihr die Haare abschneiden zu lassen.

§. 50. **Räucherklaue.** Dioskorides erzählt, dass das Schalthier, welches den unguis odoratus (Räucherklaue, Blatta Byzantina) liefere, in Indien in nardenreichen Seen gefunden werde, und weil es von Narden lebe, gebe der Deckel auch einen Nardengeruch; die besste Räucherklaue werde von dem rothen Meere gebracht, sei weisslich und fett; die babylonische sei schwärzlich und weniger geachtet. Allein Sprengel bemerkt mit Recht, dass Dioskorides von den Kaufleuten getäuscht worden sei, dass die Narden nicht in indischen Seen wachsen, und die Conchylien auch keine Narden geniessen; diese Räucherklauen seien wahrscheinlich von dem rothen Meer aus Arabien gekommen, die schwärzliche Schale der Pleurotomae Babyloniae und der Pleur. Trapezii habe einen stärkern Geruch, und letzterer hätten sich schon die Hebräer zu Räucherwerk bedient. Als Arznei wurde sie von den griechischen und römischen Aerzten zum Räuchern gegen die Epilepsie und andere Uebel angewandt [3]).

---

1) Martial. 14, 27. Si mutare paras longaevos cana capillos:
Accipe Mattiacas (quo tibi calva?) pilas.
Martial. 8, 23. Fortior et tortos servat vesica capillos,
Et mutat Latias spuma Batava comas.

2) Ovid. ars amat. 163. Femina canitiem Germanis inficit herbis;
Et melior vero quaeritur arte color.
Femina procedit densissima crinibus emtis;
Proque suis alios efficit aere suos.
Nec rubor est emisse palam. Venire videmus
Herculis ante oculos, Virgineumque chorum.

Tertullian. de cultu fem. c. 7. Adfigitis praeterea nescio quas enormitates subtilium et textilium capillamentorum, nunc in galeri modum, quasi vaginam capitis et operculum verticis, nunc in cervicem retro suggestûm. Juvenal. 6, 120. Nigrum flavo crinem abscondente galero.

Martial. 14, 26. Caustica Teutonicos accendit spuma capillos:
Captivis poteris cultior esse comis.

3) Diosc. 2, 10 und daselbst Sprengel. Die Stelle im alten Testamente befindet sich 2 Mos. 30, 34.

## Fünfter Abschnitt.

### Einfuhr.

§. 1. Indien erzeugt Alles, was zum Lebensbedürfnisse des Menschen erforderlich ist, so dass es der Produkte des Auslandes entbehren kann. Seine Kunsterzeugnisse übertreffen im Allgemeinen, wenn nicht an formeller Schönheit, doch an Gediegenheit und technischer Vollkommenheit, die des Auslandes. Der Indier kennt weder Mode, noch grossen Aufwand, noch Verschwendung; er lebt schlicht fort, wie vor Jahrtausenden, die wechselnde Zeit, die auf die Lebensweise anderer Völker so mächtig einwirkt, ist längst bei ihm verschwunden; die Stellung, die ihm seine Geburt in der bürgerlichen Gesellschaft gab, bedingt seine Pflichten, seine Bedürfnisse. Bei einem solchen Zustande des Landes und seiner Bewohner finden auswärtige Natur- und Kunsterzeugnisse wenig Beifall und geringen Absatz, und das Wenige, das die Indier abnehmen, dient mehr, um den Verbindungskanal fahrbar zu halten, und dadurch die überflüssigen Produkte abzuleiten, als zum Bedürfniss. Es ist daher ein Irrthum, wenn Pausanias und Philostratus glauben, dass zu ihrer Zeit in Indien nur Waaren gegen Waaren ausgetauscht wurden, wie wir bereits aus Plinius ersahen [1]); ein solcher Austausch kann nur in den ältesten Zeiten stattgefunden haben, als das Ausland zuerst mit Indien in Handelsgeschäfte trat, wie etwa zu den Zeiten der Phönizier; später, als die indischen Waaren einen allgemeinen Ruf erlangt hatten, und sie dadurch mehr gesucht wurden, musste nothwendig ein anderes Ausgleichungsmittel eintreten, wie das des Silbers, wonach Indien, weil es dort nicht in so grosser Menge vorhanden ist, als das Gold, nur vorzugsweise streben konnte. Wegen der Unveränderlichkeit des Volkslebens werden jetzt noch dieselben Waaren eingeführt, wie vor Jahrtausenden, es sind nur, weil seitdem Araber, Mongolen, Europäer und andere Völker eingewandert, noch einige Artikel für diese fremden Völker hinzugekommen; aber dennoch berechnet Legoux den Werth aller derjenigen Waaren, welche durch die verschiedenen europäischen Compagnien: die englische, holländische, französische und dänische, eingeführt werden, nur zu 146,000,000 Frs. Die Niederländisch-Ostindische Handelsgesellschaft gab nach Sprengel jährlich allen ihren Schiffen, deren 30 an Zahl waren, eine Ladung Waaren für Indien, Sina und Japan, die nur einen Werth von 1,571,100 Gulden hatte. Frankreich führte, Legoux zufolge, seit 1734—1760 jährlich für 68,000,000 Frs. auf den 12 Schiffen seiner Compagnie an Artikeln inländischer Industrie und Produkte ein, und gewann noch bei der Versendung der übrigen drei Compagnien für Bordeaux-Weine, Seidenwaaren und lyoner Goldsachen 5—6,000,000 jährlich. Im Jahre 1760 war der Handel fast ganz eingegangen durch die Zerstörung ihrer Comptoirs in Hindustan und durch die Wegnahme ihrer Schiffe durch die Engländer. Die Compagnie musste ihre Geschäfte einstellen, nahm sie jedoch 1765 wieder auf und führte sie bis 1769 glücklich. Aber als Necker, der zu einem der Directoren ernannt wurde, sich auf neue Speculationen einliess, nahm die Einfuhr ab, bis im Jahre 1771

---

2) Siehe 4. Abschn. §. 1.

durch Beschluss des Staatsraths der Compagnie ihr Privilegium genommen wurde. Der Handel ging in die Hände von Kaufleuten aus Marseille, Bordeaux, Rochelle, Nantes und Lorient über, die aus Mangel an Kenntniss des Geschäftsganges von ihren eingeführten Artikeln wenig Gewinn zogen, obgleich 1778 die französischen Etablissements wieder zurückgegeben wurden. Man führte jährlich fast nur für 12,000,000 Frs. ein. Im Jahre 1785 stiftete der Generalcontroleur Calonne die kleine Compagnie, die zwar von geschickten Agenten geleitet wurde, aber doch nicht so viele Vortheile brachte, als man sich versprach, weil ihr Kapital zu gering war. Davenant setzt von der Einfuhr in Indien die Waaren zum fünften Theil des Werthes an, und behauptet, dass England durch den ostindischen Handel jährlich wenigstens 600,000 Pfd. Sterl. gewinne. Indess hat sich diess jetzt ausserordentlich verändert, die indischen Manufakte müssen der Wohlfeilheit der englischen Machinafakte erliegen, und seitdem hat die Einfuhr bedeutend zugenommen; bloss an Baumwollenwaaren setzt England jetzt für 1,500,000 Pfd. Sterl. in Indien ab. Die Einfuhr an Waaren in Kalkutta betrug im Jahre 1829/30 22,959,162, die Ausfuhr in demselben Jahre 34,285,281, die Einfuhr an Gold und Silber 9,191,921, die Ausfuhr an denselben Metallen 1,640,321 Sicca Rupien, je 2 Schill. 6 Den. Im Jahre 1813/14 wurden nach Mac Culloch aus Grossbritannien in Bombay und Surate eingeführt: Waaren 275,716, Gold und Silber 110 Pfd. Sterl., im Ganzen 275,826 Pfd. Sterl; im Jahre 1828/29 gingen in dieselben Städte Waaren: aus Grossbritannien 781,248, aus Frankreich 63,291, aus Hamburg 7329, aus Amerika 1461 Pfd. Sterl., zusammen 853,329 Pfd. Sterl. Die Ausfuhr aus jenen beiden Häfen war im Jahr 1813/14 nach Grossbritannien: Kaufmannsgüter 185,342, Gold und Silber 169,811 Pfd. Sterl., zusammen 355,153 Pfd. Sterl.; im Jahre 1828/29 nach Grossbritannien 694,154 Pfd. Sterl. Waaren, und 139,113 Pfd. Sterl. Gold und Silber, nach Frankreich 5995 Pfd. Sterl. Kaufmannsgüter, also im Ganzen 839,262 Pfd. Sterl. Man ersieht hieraus, dass die Einfuhr grösser als die Ausfuhr war, und seitdem der Handel freier geworden ist, hat die erstere ungefähr um 80 Procent, die letztere aber fast um nichts zugenommen. Die Einfuhr aus Aegypten bestand, wie bereits aus dem Periplus bekannt ist, in Gold- und Silbergeld, Silbergeschirren, rothen und anderfarbigen Tuchen, Gürteln, Korallen, Chrysolithen, Kupfer, Zinn, Blei, Sandarach, Spiessglas, Arsenik (Auripigment), Wein aus Italien und Laodicea, Palmenwein aus Arabien, Glaswaaren, Storax, Weihrauch, Meliloton (Lotushonig), Pomade, Musikinstrumenten und Mädchen für das Harem. Europa führt jetzt ein: Gold, Silber, Stahl, Eisen, Stahl- und Eisenwerkzeuge, Kupfer, Blei, rothe und gelbe sowie andere farbige Tuche, Sammet, Goldfäden mit unterlegter gelber Seide, goldene und silberne Tressen, Fransen, Spitzen, Korallen, Bernstein, Glaswaaren, Bordeaux- und Madera-Wein, Branntwein, Liqueure, Quincaillerie-Waaren, Uhren [1]), Juwelen, Flinten, Pistolen, Olivenöl, Käse von Gruyers, westphälische und englische Schinken, trockne und eingemachte Früchte, Trüffeln,

1) Die Hindus bedienen sich nicht der Uhren, sie setzen ein Becken aus Metall, worin in der Mitte des Bodens ein kleines Loch ist, in ein Gefäss mit Wasser. Ist das Becken mit Wasser angefüllt, so ist ein Gurri abgelaufen, und die dabei stehende Wache gibt mit Schlägen auf ein kupfernes Gefäss oder auf eine Trommel das bekannte Zeichen. Sie theilen Tag und Nacht in 8 Wachen ein, die wieder in 60 Gurris zerfallen.

Materialien zu Schiffsausrüstungen und, Schande dem englischen Christenthume, Götzenbilder nebst Missionären [1]). Indien erhielt wahrscheinlich schon im hohen Alterthum aus Aethiopien Goldsand, Elfenbein, Ebenholz und Conchylien; aus Arabien bezog es Weihrauch, Schildpatt, Aloe, Mädchen, wozu jetzt noch Pferde, Myrrhe und andere Spezereien kommen. Das türkische Reich liefert heutiges Tages Kupfer aus den Bergwerken von Kleinasien, sowie eine Menge altes Kupfer aus Syrien, Mesopotamien, Natolien und Kurdistan, Galläpfel, Datteln und Schreibrohr. Aus Persien brachte man Perlen, die bei den Baharein-Inseln gefischt wurden, Purpur, Teppiche, Wein, Datteln, Gold, Sklaven und Pferde. Dieses Land verführt jetzt nach Indien: viel Kupfer aus den Gebirgen von Herat, Khorassan und Sedschestan, Schwefel aus Ormuz, Türkisse, Lapis Lazuli, Gold, Silber, viel Krapp, Tabak (Tunbeki), Assa foetida, welche die Hindus und Perser häufig in der Küche gebrauchen; Galläpfel, Wein von Schiras, destillirte Wasser, zumal Rosenwasser und Rosenessenz; getrocknetes Obst, als Datteln, Trauben, Mandeln, Pistazien, Aprikosen und dergleichen mehr; in Essig, Honig oder Zucker eingemachte Früchte; Dattelsyrup, Marmeladen aus Quitten und Aprikosen; Gummi-Tragant, Auripigment, Hennah, Pferde, Saffian, Teppiche, Wolle, Ziegenhaare und etwas rohe Seide. Aus der grossen und kleinen Bokharei gehen jährlich sehr viele Pferde, besonders aus Usbekistan, ein; ferner allerlei Früchte, als Aepfel, Birnen, Melonen, Granatäpfel, Pflaumen, Aprikosen, Trauben, Citronen, Scherkest (ein weisses Manna, das so süss wie Zucker schmeckt); Gold, Rubine, Amethyste, Türkisse und Lapis Lazuli aus Badakhschan; jaspisartige Steine von allerlei Farben, Rhabarber u. s. w. Tübet sendet Moschus, Rhabarber, Borax, Salmiak, Bernstein, Korallen, Spiknarde, feine Wolle, feines Ziegenhaar und viel Kamelot, der in Indien sehr gesucht ist. Dem Periplus und Kosmas zufolge lieferte Sina Seide, sowohl rohe, als zu Stoffen verarbeitete, Porzellan, Moschus und Pelzwerk, wozu gegenwärtig noch Nankin, Krepp, Zink, Quecksilber, Thee, Schreibpapier, Fächer, Sonnenschirme und mehrere andere Gegenstände kommen." Die meisten dieser Artikel wurden schon zu den Zeiten der Griechen und Römer eingeführt, wenngleich sie nicht von ihnen erwähnt werden. Jetzt wollen wir die Artikel, aus welchen im Alterthume die Einfuhr bestand, zum bessern Verständniss einzeln behandeln.

§. 2. Metalle. Der Verfasser des Periplus bemerkt, dass die ägyptische Handelsflotte in die indischen Häfen Barbarikum, Barygaza und Nelkynda sehr viel Gold- und Silberdenare, sowie Silbergeschirre (ἀργυρώματα) einführte. Die Ausfuhr des Goldes aus dem römischen Reiche war schon vor dem Consulate des Cicero verboten [2]); später, gegen

1) J. J. Weitbrecht schreibt in seinem Buche: Die protestantischen Missionen in Indien, Heidelberg 1844. S. 86: „Götzen von Stein und Metallen werden in grössern Städten und auf Märkten verkauft. Die Kaufleute in Birmingham machten vor einigen Jahren eine gute Speculation, indem sie Tausende von messingenen Götzen verfertigten und nach Kalkutta versandten, wo sie eine gute Abnahme fanden. Ich hörte es als eine traurige Thatsache in England erzählen, dass am Bord eines und desselben Schiffes zwei Missionare und mehrere grosse Kisten voll von solchen Götzen nach Kalkutta abgingen."

2) Cicer. pro Flacco c. 28. Exportari aurum non oportere, cum saepe antea senatus, tum, me consule, gravissime judicat.

das Ende des vierten Jahrhunderts, erneuerten und verschärften die Kaiser Gratian, Valentinian und Theodosius nicht nur dieses Verbot, sondern befahlen noch den Kaufleuten, wenn sie im Auslande Gold gewahrten, sich dessen auf eine feine Weise zu bemächtigen [1]. Die alexandrinischen Kaufleute konnten aber ohne edle Metalle in Indien nicht ihren Zweck erreichen und scheinen daher dieses Gesetz wenig beachtet zu haben. Die Indier erhielten sowohl durch ihre eigenen Schiffe als durch die von Maskate in sehr früher Zeit Goldstaub von den östlichen Küsten Afrika's und aus den persischen Häfen Apologos und Omana wurde nebst andern Gegenständen auch Gold nach Barygaza gebracht [2]. In neuerer Zeit werden für 3,800,000 Frcs. über Seide gesponnene Goldfäden aus Europa eingeführt, eine Kunst, die dem Alterthume noch fremd war; ferner gehen jetzt goldene und silberne Borten ein, die besonders in Pegu sehr beliebt sind, und womit die dortigen Einwohner ihre Castorhüte, die auch aus Europa kommen, besetzen. Gold und Silber bildeten immer die erste und wichtigste Einfuhr, nächst diesem nimmt Eisen, Kupfer und Blei ein Viertel der nach Ostindien bestimmten Schiffladungen ein. — Eisen. Der Küstenbeschreiber des rothen Meeres führt zwar Kupfer, Zinn und Blei als Einfuhrartikel an, aber kein Eisen, worin man den Grund finden könnte, weil im römischen Reiche die Ausfuhr des Eisens und der Waffen verboten war; allein er erwähnt doch, dass die alexandrinischen Handelsschiffe eiserne Speere, Säbel, Aexte und sonstige Eisenwaaren nach Aethiopien brachten [3], und demgemäss scheint das Gesetz von den Kaufleuten wenig befolgt worden zu sein; jedoch ist es unerklärlich, warum sie kein Eisen nach Indien versendeten, da gegenwärtig so viel dahin geht. Nach Legoux bringt Hindustan nur wenig Eisen hervor, das man aus der Oberfläche der Minen erhält, denn die Hindus betreiben keinen tiefen künstlichen Bergbau, und dieses Eisen ist so weich und so biegsam, dass es sich nur zu sehr wenigen Gegenständen eignet; man führt desshalb europäisches in Stangen, nicht in grossen Platten, ein, von welchem man den Centner für 35—36 Frcs. verkauft und jährlich für 5,000,000 Frcs. verbraucht. Der dort aus Braunstein verfertigte Gussstahl ist vortrefflich, aber doch werden noch kleine viereckige glatte Barren Stahl aus Europa eingeführt, etwa für 300,000 Frcs., den Centner zu 48—50 Frcs. gerechnet, sowie auch allerlei feine Eisen- und Stahlwaaren. — Kupfer. Plinius schreibt zwar, Indien erzeuge weder Kupfer, noch Blei, es tausche diess gegen Edelsteine und Perlen ein [4]; aber doch wusste

1) Cod. 4. tit. 63. l. 2. Impp. Gratian. Valentin. et Theodos. Augusti Tatiano Comiti sacr. larg. Non solum Barbaris aurum minime praebeatur, sed etiam, si apud eos inventum fuerit, subtili auferatur ingenio. Sed si ulterius aurum pro mancipiis vel quibuscunque speciebus ad Barbaricum fuerit translatum a mercatoribus, non jam damnis, sed suppliciis subjugentur. Et si id judex repertum non vindicat, tegere ut conscius criminosa festinat.

2) Peripl. mar. Erythr. p. 20. Εἰςφέρεται δὲ ἀπὸ ἑκατέρων τῶν ἐμπορίων εἴς τε Βαρύγαζαν καὶ εἰς Ἀραβίαν πινικὸν πολὺ μὲν χεῖρον δὲ τοῦ Ἰνδικοῦ, καὶ πορφύρα, καὶ ἱματισμὸς ἐντόπιος, καὶ οἶνος, καὶ φοῖνιξ πολύς, καὶ χρυσὸς, καὶ σώματα.

3) Peripl. mar. Erythr. p. 4.

4) Plin. 34, 42 (17). India neque aes neque plumbum habet, gemmisque suis ac margaritis haec permutat. Plinius kann unter plumbum auch Zinn verstanden haben, denn er sagt lib. 7, 57 (56): Plumbum ex Cassiteride insula primus apportavit Midacritus. Sonst nennt er das Zinn plumbum album, das Blei plumbum nigrum.

schon vor ihm Diodor, dass es Kupfer hervorbringt[1]. Indess ist das indische Kupfer schlecht, und daher wird rothes Kupfer, das man mit 125 Frcs. den Centner bezahlt, im Betrag von 7,400,000 Frcs. eingeführt, gelbes findet keinen Absatz. Die holländisch-ostindische Handelsgesellschaft bringt auch von der kleinen, mit Planken umgebenen japanischen Insel Desima japanisches Kupfer, das aus kleinen Stäben, jeder 1/3 Pfd. schwer, besteht. Sie bezahlt eine Kiste, die ein Pikol oder 125 Pfund wiegt, auf Desima mit 31 Gulden und verkauft sie in Bengalen und auf Koromandel für 90—91 Gulden. — Zinn. Indien erzeugt selbst Zinn, wie schon Diodor anführt[2]), denn man findet in dem Mewarberge in der Provinz Adschmir, im Stromgebiete von Pennar Zinn, Kupfer und Blei; da die Indier aber keine Freunde des gefährlichen Bergbaues sind, so bezogen sie das Zinn schon zu den Zeiten der Römer aus Europa; jedoch scheinen sie es noch in weit frühern Zeiten selbst ausgeführt zu haben, weil es im Sanskrit Kastîra heisst, woher das Griechische κασσίτερος stammt, das schon im Homer vorkommt, das Gegentheil ist nicht so leicht anzunehmen, indem Griechenland kein Zinn erzeugt. Jetzt bezieht man es hauptsächlich aus Malakka und Banka, woher die bessten Sorten kommen, und wo es Timah genannt wird. „Die Insel Banka, sagt Sprengel, scheint ein Berg von Zinnerz zu sein. Hier werden für Rechnung des Fürsten von Palembang 7 Zinnwerke bearbeitet, die man erst seit 1711 zu benutzen angefangen hat. Aufseher und Bergleute sind Sinesen, deren Zahl auf 25,000 Personen geschätzt wird. Ein Pikol Zinnsand liefert 70 Pfund reines Zinn. Der König bezahlt den Aufsehern, welche die Bergleute unterhalten müssen, das Pikol oder 125 Pfund mit 5 holländischen Reichsthalern, und überlässt es der niederländischen Gesellschaft, je nachdem die Ausbeute ansehnlich oder gering ist, für 13 bis 15 Rthlr. Gewöhnlich erhandelt sie dort 25,000 Pikol, welche grösstentheils für Indien und Sina bestimmt sind. Nach Europa wird davon wnnig versendet[3])." Von dem gegenwärtigen Zustande der Zinn-Production auf Banke berichtet Epp Folgendes: „Es gibt viele grosse Minen, welche Monate nöthig haben, um alles zu Tage geförderte Zinn zu schmelzen. Viele Minen schmelzen jährlich zweimal, die meisten aber nur einmal. Für einen Pikol Zinn erhält der Eigenthümer von dem Gouvernement 13 Gulden; das Gouvernement verkauft den Pikol niemals unter 45 Gulden. Es liefert den Minearbeitern den Reis, das Oel, das Salz, die Schmelzpfeifen und das Eisen zu stets gleichen Preisen, den Pikol Reis zu 6, Oel zu 33 und Salz zu 5 Gulden. Der Ertrag des Zinns vermehrt sich seit den letzten Jahren ungeheuer; während unter den Engländern niemals über 20,000 Pikol zu Tage gefördert wurden, werden jetzt über 60,000 Pikol jährlich gewonnen". — Blei. Pseudo-Aristoteles bemerkt, dass das indische Blei die Eigenschaft besitze, dass es, wenn es geschmolzen in kaltes Wasser gegossen werde, herausspringe[4]). Dessenungeachtet dass Indien selbst Blei hervorbringt, erhielt es dasselbe doch schon im ersten Jahrhusdert unserer Zeitrechnung von den albxandrinischen Kaufleuten, wie jetzt von den Engländern; jedoch will v. Bohlen

1) Diod. Sic. 2, 36. 2) Diod. Sic. 2, 36. 3) Sprengel l. c. Seite 82.
4) Aristot. de mirab. auscult. c. 62. Θαυμαστὸν δέ τι, φασιν, ἐν Ἰνδοῖς περὶ τὸν ἐκεῖ μόλυβδον συμβαίνει· ὅταν γὰρ τακεὶς εἰς ὕδωρ καταχυθῇ ψυχρὸν, ἐκπηδᾷν ἐκ τοῦ ὕδατος. Beckmann vermuthet, dass dieses Blei sehr kupferhaltig war.

das griechische Wort μόλυβος und μόλυβδος, das schon im Homer in der Form μόλιβος vorkommt, von dem hindustanischen Mulwa ableiten, weil vor Alters das Blei aus der indischen Provinz Mulwa bezogen worden sei [1]), was für eine uralte Ausfuhr dieses Metalls aus Indien sprechen würde. — Spiessglas. Aus diesem Metall, das im Sanskrit Sindhûra heisst, bereiteten die Hindus schon in alten Zeiten ein Pulver, womit sich ihre Frauen, wie heute noch, die Augenbrauen schwärzten, um dadurch den Ausdruck des Gesichts zu erhöhen. — Arsenik. Unter dem Arsenik der Alten ist unser gelbes Rauschgelb, Operment, Auripigmentum, gelber Schwefelarsenik zu verstehen, der in der Natur vorkommt und auch aus Schwefel und Arseniksäure dargestellt wird. — Sandarach. Diess ist unser rothes Rauschgelb, Realgar, rother Schwefelarsenik, der ebenfalls in der Natur vorkommt und auch aus Schwefelkies und Arsenikkies bereitet wird. Diese beiden Arten des Schwefelarseniks werden als Malerfarben in der Oel- und Zeugmalerei, sowie in der Lakkirkunst gebraucht; der gelbe Schwefelarsenik dient auch zur Wegbeizung der Haare, wozu ihn die alten Indier schon mögen angewendet haben. In Aegypten verfertigt man eine Salbe zur Vertilgung der Haare, die nach Sonnini aus 7 Theilen ungelöschtem Kalk und 3 Theilen Operment besteht.

§. 3. Wollenes Tuch. Heutiges Tages geht eine Menge Tuch nach Ostindien, da fast jeder wohlhabende Indier einen Wanan trägt, das ist 3—4 Ellen Tuch, worein er sich, wenn er nicht ausgeht, zu Hause einhüllt. Diese Tuche sind leicht, weich nnd schönfarbig, und weil das von Natur ernste Volk die lebhaften Farben liebt, so werden nur rothe und gelbe eingeführt, etwa für 15,500,000 Frcs. Jene Bemerkung des Legoux verbreitet über eine dunkle Stelle im Periplus einiges Licht, indem sich daraus ersehen lässt, dass der Verfasser jener Schrift unter den unten angegebenen Worten rothe und andere hellfarbige Tuche verstanden hat; denn geringe oder unächtgefärbte Tuche würden Legoux zufolge keinen Absatz gefunden haben [2]). Schon Mandelsloh berichtet, dass die Franzosen viele Scharlachtuche in Indien absetzten, und man hat berechnet, dass die Tuche damals die Hälfte der nach Ostindien gehenden Schiffsfracht einnahmen. Nach dem Küstenbeschreiber des rothen Meeres wurden auch aus den persischen Häfen Apologos

---

1) v. Bohlen, 2. Theil. S. 118.

2) Peripl. mar. Erythr. p. 27. ἱματισμὸς ἁπλοῦς καὶ νόθος παντοῖος, wo das ἁπλοῦς dem νόθος entgegengesetzt ist. Derselbe Verfasser sagt p. 4 ἄβολοι νόθοι χρωμάτινοι, welches Vincent durch single cloths dyet, in imitation of those a superior quality erklärt. Aber mit schlecht- oder unächtgefärbten Stoffen wird den Indiern nicht gedient, die selbst auf alle ihre Zeuge die schönsten und dauerhaftesten Farben tragen. Ἁπλοῦς kann nun in dieser Verbindung nicht einfach, schmucklos bedeuten, sondern es muss etwas Vorzügliches bezeichnen, denn die ägyptischen Kaufleute machten dem indischen Könige ἱματισμὸς ἁπλοῦς πολυτελῆς zum Geschenk; gering hat der Verfasser p. 15 durch κοινός ausgedrückt: ἱματισμὸς Ἀραβικὸς ὁμοίως, καὶ κοινὸς, καὶ ἁπλοῦς, καὶ (ὁ)νόθος, περισσότερος; es steht vielmehr für ἀληθινός. Die Griechen nannten die rothe Farbe χρῶμα ἀληθινόν, und die Römer verum colorem, wie Salmasius in Plinian. exerc. p. 1152 beweist. Daher kommt es auch, dass im Mittelalter die Färberröthe varantia hiess, welches Wort in das Französische garance und dieses wieder in das Deutsche Grap, Krapp verdreht ward. Das Rothe wurde demnach für die ächte, wahre Farbe, χρῶμα ἁπλοῦν oder ἀληθινόν, angesehen, und so lässt es sich erklären, warum unser Verfasser die übrigen hellen Farben νόθος nennt.

und Omana persische Teppiche nach Indien gebracht[1]), die jetzt noch nach Ostindien ausgeführt werden. Ferner führten die alexandrinischen Kaufleute ellenlange buntgewebte Gürtel ein, die in Alexandria verfertigt wurden[2]).

§. 4. Seide. Es ist bereits aus dem ersten Theile dieses Werkes bekannt, dass die Seide schon zu Alexanders Zeiten aus Sina in Indien eingeführt wurde, und dass Indien ebenfalls Seide erzeugt, die aber schlechter als die sinesische ist[3]). Die erste historische Notiz von dem Seidenbau der Indier finden wir bei Hiüan Thsang, der sich in der ersten Hälfte des siebenten Jahrhunderts mehrere Jahre lang in Indien aufhielt, indem er sagt, dass sich die Indier in Kiaotscheje kleiden[4]), welches Wort die Transcription des Skr. Kauseja ist, d. h. aus einem Cocon verfertigt, Seide. Da nun die sinesische Seide vor der indischen den Vorzug hat, so wird sie noch in Indien eingeführt, aus welchem letztern Lande sie die alexandrinischen Kaufleute bezogen und weiter in Europa verbreiteten[5]). Der Seide gedenkt zuerst Nearch unter dem Namen Serikum und bezeichnet sie als eine von gewissen Rinden abgekratzte Byssos, wie die Römer bis ins sechste Jahrhundert unserer Zeitrechnung sie ebenfalls von den Blättern oder Zweigen der serischen Wälder abgekämmte vellera, Mollknäuel, nennen[6]). Vincent hält die vellera für Cocons[7]), und das waren sie allerdings, wie aus Plinius und Ammian Marcellin zu schliessen ist[8]); aber man verstand auch darunter die rohe Seide, wie aus Sidonius Apollinaris, Boethius und dem Verfasser des Periplus, der sie sinesische Wolle (ἔριον Σηρικόν) nennt, erhellt[9]). Indess bezeichnet schon Aristoteles die Seide als ein Erzeugniss

---

1) Siehe §. 2. Anm. 3., wo ἱματισμὸς ἐντόπιος durch persische Teppiche zu übersetzen ist.

2) Der Verfasser des erwähnten Periplus sagt meistens bloss πολύμιτα, dass aber darunter πολύμιτοι ζῶναι πηχυαῖαι versteht, erhellt aus diesen, von ihm p. 27 angeführten Worten. Polymita sind eigentlich Gewebe mit vielen Fäden, wie Plin. 8, 74 (48) bemerkt: Plurimis vero liciis texere, quae polymita appellant, Alexandria instituit; aber nach Isidor 19, 22 waren die Fäden von verschiedener Farbe: Polymita, multicoloris, Polymitus enim textus multorum colorum est. Es waren also Zeuge mit Blumen oder andern Figuren, welche die Alexandriner in den Stoff webten, da die Babylonier sie nur in denselben stickten. Martial. 14, 150. Haec tibi Memphitis tellus dat munera: victa est Pectine Niliaco jam Babylonis acus.

3) Erster Theil. 3. Abschn. §. 2 und 5. Abschnitt §. 4.

4) Le Thian-tchu p. 110.

5) Peripl. mar. Erythr. p. 22: καὶ Σηρικὰ δέρματα, καὶ ὀθόνιον καὶ νῆμα Σηρικόν. Idem p. 36: ἐν αὐτῇ πόλις μεσόγειος μεγίστη, λεγομένη Θῖνα, ἀφ' ἧς τό τε ἔριον καὶ τὸ ὀθόνιον τὸ Σηρικὸν, εἰς τὴν Βαρύγαζαν διὰ Βάκτρων πεζῇ φέρεται· καὶ εἰς τὴν Λιμυρικὴν πάλιν διὰ τοῦ Γάγγου ποταμοῦ. Vincent erklärt νῆμα für Nähseide, ἔριον für rohe Seide, die später μέταξα genannt worden sei. Demzufolge hätten die Alexandriner in Indien nur Seidenstoffe und Nähseide eingenommen, aber die Ausfuhr aus Thina nur in roher Seide und Seidenstoffen bestanden, was doch sich nicht zusammen verträgt, und daher ist νῆμα sowohl als ἔριον rohe Seide.

6) Virg. georg. 2, 121. Plin. 6, 20 (17). Sil. Ital. 14, 664. Avien. descript. orbis 936.

7) Vincent. l. c. II. p. 586. The carding it from the leaves of a particular tree, and using water to facilitate the operation, occur in a variety of authors; that is the cocon was taken from the mulberry-tree, and wound off in water.

8) Plin. 11, 27 (23). Ammian. Marcell. 23, 6.

9) Sidon. Apoll. carm. 5, 43. Assyrius gemmas, Ser vellera, thura Sabaei Boethius lib. 2. carm. 5: Nec lucida vellera Serum Tyrio miscere veneno.

gewisser Raupen durch diese Worte: „Aus einem gewissen grossen Wurme, der gleichsam Hörner hat und von den andern verschieden ist, entsteht bei seiner ersten Verwandlung eine Raupe, dann ein Schmetterling und zuletzt eine Puppe, welche sämmtlichen Gestalten er innerhalb sechs Monate annimmt." Die aus diesem Thiere gewonnenen Kleiderstoffe Bombycina lösen gewisse Frauen auf, haspeln die Fäden auf und verweben sie dann wieder, welche Gewebe zuerst Pamphile, die Tochter des Latoos, auf Kos, verfertigt haben soll [1]." Jene Bombycina erklären einige nicht für Seidenstoffe, sondern für Cocons, und behaupten, Plinius, der die Seidenzeuge ausfäseln und die Fäden wieder verweben lässt, habe den Aristoteles missverstanden; ja Becker glaubt sogar, was durchaus unwahrscheinlich ist, dass die Cocons selbst aus Asien nach Europa gebracht und hier, wie nach Aristoteles zuerst auf der Insel Kos, abgehaspelt und zu Bombycina verwebt worden seien [2]. Allein Plinius wiederholt noch an einem andern Orte die Auflösung der Seidenstoffe [3], und dass jene Gewebe wirklich mit einer Nadel zu Alexandria aufgelöst, deren Fäden purpurroth gefärbt und wieder zu einem leichtern florartigen Stoffe verwebt wurden, erfährt man aus Lucan [4]. Auf der Insel Kos machte man also aus den Fäden der dicht gewebten sinesischen Seidenstoffe losere Frauenkleider [5], die purpurroth gefärbt wurden [6] und zuweilen mit golddurchwirkten Falbeln versehen waren [7];

1) Aristot. hist. anim. 5, 19. ἐκ δέ τινος σκώληκος μεγάλου, ὃ ἔχει οἷον κέρατα, καὶ διαφέρει τῶν ἄλλων, γίνεται δὲ πρῶτον μὲν, μεταβαλλόντος τοῦ σκώληκος, κάμπη, ἔπειτα βομβύλιος, ἐκ δὲ τούτου νεκύδαλος· ἐν ἓξ δὲ μησὶ μεταβάλλει ταύτας τὰς μορφὰς πάσας· ἐκ δὲ τούτου τοῦ ζώου καὶ τά βομβύκια ἀναλύουσι τῶν γυναικῶν τινες ἀναπηνιζόμεναι, κἄπειτα ὑφαίνουσι. Πρώτη δὲ λέγεται ὑφᾶναι ἐν Κῷ Παμφίλη Λατώου θυγατήρ. Hier ist βομβύλιος durch Schmetterling zu übersetzen, und statt βομβύκια, das keinen Sinn gibt, muss βομβύκινα gelesen werden, wie aus dem Lat. bombycinum und aus der nachfolgenden Stelle des Plinius erhellt. ἀναλύειν gebraucht ebenfalls Homer Od. 2, 105 u. 109 vom Auflösen des Gewebes. Diese Worte des Aristoteles gibt Plinius 11, 26 (22) also wieder: Et alia horum origo: e grandiore vermiculo, gemina protendente sui generis cornua, primum eruca fit: quod vocatur bombylius: ex eo necydalus: ex hoc in sex mensibus bombyx. Telas araneorum modo texunt ad vestem luxumque feminarum, quae bombycina appellatur. Prima eas redordiri, rursusque texere invenit in Ceo mulier Pamphila, Latoi filia, non fraudanda gloria excogitatae rationis, ut denudet feminas vestis. Hier ist statt Ceo Co zu lesen, wie aus Aristoteles erhellt.

2) Becker, Charikles. Theil 2. S. 340.

3) Plin. 6, 20 (17). Primi sunt hominum, qui noscantur, Seres, lanicio silvarum nobiles, perfusam aqua depectentes frondium canitiem: unde geminus feminis nostris labor redordiendi fila, rursumque texendi. Tam multiplici opere tam longinquo orbe petitur, ut in publico matrona transluceat.

4) Lucan. Pharsal. lib. 10. v. 141—143: Candida Sidonio perlucent pectora filo, Quod Nilotis acus compressum pectine Serum Solvit, et extenso laxavit stamina velo. Hier ist unter Sidonio filo der mit sidonischem Purpur gefärbte Faden zu verstehen, wie auch L. Ann. Seneca im Hippolyt sagt: Removete, famulae, purpura atque auro illitas Vertes; procul sit muricis Tyrii rubor Quae fila ramis ultimi Seres legunt.

5) Hor. Sat. 1, 2. v. 101—103. Altera, nihil obstat; Cois tibi paene videre est
Ut nudam, ne crure malo, ne sit pede turpi,
Metiri possis oculo latus.

6) Horat. carm. 4, 13. v. 13. Nec Coae referunt jam tibi purpurae Iuven. 8, 101: conchylia Coa.

7) Tibull. 2, 3. v. 53—54. Illa gerat vestes tenues, quas femina Coa
Texuit, auratas disposuitque vias.

denn man fischte bei Kos, zumal bei der 60 Stadien entfernten Insel Nisyros, die desshalb früher Porphyris hiess [1]), Muscheln, die einen vortrefflichen Purpur lieferten. Plinius hat offenbar die Insel Keos (Zia) mit Kos (Stanchio) verwechselt, wenn er auf Keos die Kunstweberin Pamphila setzt und von hier die durchsichtigen Frauenkleider kommen lässt [2]), da diese doch nach allen übrigen Schriftstellern auf der Insel Kos verfertigt wurden. Zwar bemerkt Plinius, dass, wie man sage, auch die Insel Kos aus der Blüthe der Cypresse, Terebinthe, Esche und Eiche Bombyces erzeuge, die anfänglich kleine nackte Schmetterlinge seien, sich später behaaren und gegen den Winter aus dem Wollhaar der Blätter ein dickes Gewand verfertigen, in welches sie sich in der Gestalt eines runden Nestes zwischen den Zweigen einwickeln, in welchem Zustande man sie alsdann sammele und in irdenen Geschirren mit Kleien ernähre, bis die ihnen eigenthümlichen Flaumen entspriessen, worauf man sie benetzt zu feinen Fäden spinne, woraus man leichte Kleider verfertige, welche die Männer im Sommer tragen, den Frauen bliebe doch noch der Stoff von dem assyrischen Bombyx zur Kleidung [3]). Allein von den ursprünglichen europäischen Phalänen liefert nur das kleine Nachtpfauenauge (Phal. pavonia minor), das auf wilden Rosenstöcken, Eichen und Birken lebt, ein nutzbares Gespinnst, das aber nicht zu den feinen durchsichtigen koischen Geweben verarbeitet werden konnte und sicher nicht auf Kos verarbeitet wurde, wie schon Plinius selbst durch seine irrige Darstellung der Bombyces zeigt. Auch kein anderer Schriftsteller kennt eine vor Justinians Zeiten in Europa gewonnene Seide, ausgenommen die Seide der Steckmuschel (Pinna), von welcher man Kleider webte, die von den Griechen Mekones [4]), von den Römern Vestes papaveratae genannt wurden [5]), und welche Seide noch in Smyrna, Messina und Palermo zu Handschuhen, Strümpfen und Tüchern verarbeitet wird. Plinius scheint daher durch die bekannte Stelle des Aristoteles, worin er über den Seidenwurm ohne Angabe seines Vaterlandes handelt, und hinzufügt, dass die Bombycina dieses Thiers zuerst von Pamphila auf Kos aufgelöst und verwebt worden sein sollen, zu der Annahme des Seidenbaues auf jener Insel verleitet worden zu sein. Coa oder Vestes Coae wurden, auch Bombycina, d. i. seidene Kleider, genannt [6]), wie ebenfalls Seneca die durchsichtigen koischen Frauenkleider Vestes Sericae

---

1) Plin. 5, 36 (31) Nisyron abruptam illi (Co) putant, quae Porphyris antea dicta.

2) Plin. 4, 20 (12). Dein Ceos — — — ex hac profectam delicatiorem feminis vestem, auctor est Varro.

3) Plin. 11, 27 (23).

4) Hesych. v. μήκωνες, πόα τις λήθην ἐμποιοῦσα, καὶ τὰ τῆς πίννης τριχώματα καὶ τῶν ὁμοίων, καὶ μέρος καὶ ὕφασμα βύσσινον. Salmas. Plin. exerc. p. 1126.

5) Plin. 8, 74 (48). Crebrae papaveratae antiquiorem habent originem, jam sub Lucilio poeta in Torquato notatae. Plin. 19, 4 (1). Est et inter papavera genus quoddam, quo candorem lintea praecipuum trahunt. Tertullian. de pallio 3. p. 15: de mari vellera, quae muscosae lanositatis lautiores conchae comant. Procop. de adificiis 3, 1. p. 27. ed. Hoeschel: χλαμὺς ἐξ ἐρίων πεποιημένη, οὐχ οἷα τῶν προβάτων ἐκπέφυκεν, ἀλλ' ἐκ θαλάσσης συνειλεγμένων· πίννους τὰ ζῶα καλεῖν νενομίκασιν, ἐν οἷς ἡ τῶν ἐρίων ἔκφυσις γίνεται.

6) Isidori Origines 19, 22. Bombycina est a bombyce vermiculo, qui longissima ex se fila generat, quorum textura bombycinum dicitur, conficiturque in insula Coa.

nennt[1]), Plinius unter Assyria bombyx[2]) und Propertius unter Arabius bombyx sinesische Seide verstehen[3]), weil die Römer diese zunächst aus Persien und den arabischen Häfen bezogen; es ist daher unbegreiflich, dass Böttiger die koischen Kleider oder Bombycina für einen aus der feinsten sinesischen Wolle mit baumwollenem Einschlag gewebten Stoff von blendend weisser Farbe halten kann[4]). Die sinesische Seide war also schon zu Aristoteles Zeiten in Griechenland bekannt und wurde bereits auf Kos zu leichterm Stoff (Bombycinum) und auch, weil die Seide ausserordentlich theuer war, zuweilen mit Einwebung von Baumwolle oder eines andern Fadens verarbeitet, welche Stoffe alsdann Subserica zum Unterschiede von Holoserica hiessen; aber weder Aristoteles noch Plinius kannten den Seidenwurm und die Gewinnung der Seide aus eigener Anschauung, wie ihre zum Theil falsche Beschreibung lehrt. Noch im zweiten Jahrhundert unserer Zeitrechnung hatte man eine trübe Kunde von dem Seidenbau, denn die Beschreibung, die Pausanias davon entwirft, ist grossentheils unrichtig. „Die Fäden, sagt er, woraus die Serer die Zeuge weben, bestehen nicht aus Pflanzenfasern, sondern sind das Produkt eines Thierchens, dass die Griechen Ser, die Serer aber anders nennen. Es ist doppelt so gross als der grösste Käfer, gleicht übrigens den Spinnen, die an den Bäumen weben, und hat auch wie diese acht Füsse. Diese Thiere unterhalten die Serer in eigens, sowohl für den Winter als für den Sommer, dazu eingerichteten Gebäuden, worin sie ein feines Gespinnst mit ihren Füssen um sich wickeln, vier Jahre lang mit Hirse, im fünften Jahre aber mit grünem Rohre gefüttert werden, welches sie so gern fressen, dass sie sich damit überladen und platzen, wodurch man aus ihrem Innern noch viele Fäden erlangt[5]).“ Die Sinesen schreiben die Erfindung des Seidenbaues Luitse, der Gemahlin des Kaisers Hoangti, im Jahre 2602 vor Chr. zu, und verehren sie deshalb als Genius der Maulbeerbäume und der Seidenwürmer. Sei dem, wie ihm wolle, so lesen wir doch im Schuking, dass man schon zur Zeit des Kaisers Jao (2357—2255 v. Chr.) in der Provinz Schantong Maulbeerbäume pflanzte, Seidenwürmer zog und Seide gewann, die zu Stoffen in mancherlei Farben verwebt wurde; besonders lieferte der Berg Tsai, der heutige Tsaitsong in dem Bezirk Tsinanfu, der Hauptstadt von Schantong, eine Menge rohe Seide[6]). Der Seidenwurm heisst im Sinesischen Sse und nährt sich von den Blättern des sinesischen Maulbeerbaums, der von dem europäischen verschieden ist, und in Er-

---

1) Seneca de Benef. 7, 9. video Sericas vestes, si vestes vocandae sunt, in quibus nihil est, quo defendi aut corpus aut denique pudor possit; quibus sumptis mulier parum liquido, nudam se non esse, jurabit. Haec ingenti summa ab ignotis etiam ad commercium gentibus accersuntur, ut matronae nostrae ne adulteris quidem plus sui in cubiculo, quam in publico ostendant.

2) Plin. 11, 27 (23). So wurde auch von den Griechen die Seide ἐσθὴς Μηδικὴ genannt. Procop. Persica lib. 1. p. 34 ed. Hoeschel. Αὕτη δέ ἐστιν ἡ μέταξα, ἐξ ἧ εἰώθασι τὴν ἐσθῆτα ἐργάζεσθαι, ἣν πάλαι μὲν Ἕλληνες Μηδικὴν ἐκάλουν, τανῦν δὲ Σηρικὴν ὀνομάζουσιν. Diese Stelle findet sich auch bei Suidas v. Σηρικὴ.

3) Propert. 2, 2. v. 25. Ulpian sagt Digest. lib. 34. tit. 2. lex 23: Vestimentorum sunt omnia lanea, lineaque, vel serica, vel bombycina, woraus man hat schliessen wollen, das bombycinum ein von Seide verschiedener Stoff sei, was aber nicht der Fall ist.

4) Böttiger, Sabina Th. 2. S. 94 und 115. 5) Pausanias 6. c. 26. §. 4.

6) Schuking 2, 1.

mangelung derselben gibt man ihm die Blätter des wilden Maulbeerbaums und die eines der Esche ähnlichen Baumes. Die Würmer werden in Gebäuden unterhalten, die gewöhnlich mitten in den Pflanzungen der Maulbeerbäume aufgeführt sind und deren Zimmer reinlich, ruhig, geruchfrei sein, eine regelmässige Temperatur haben und im Nothfall geheizt werden müssen. Das Futter, das Anfangs aus zerschnittenen zarten Blättern besteht, erhalten sie auf Hürden von Flechtwerk, und wenn sie sich viermal gehäutet haben, bringt man sie in die zum Einspinnen bestimmten Abtheilungen, in welchen sie sich, nachdem sie 6—7 Wochen lang Raupen waren, in einen Cocon spinnen, den sie aus einem in ihrem Innern befindlichen klebrigen Stoffe bilden, und kriechen drei Wochen nachher als Schmetterlinge aus. Das Weibchen legt dann gegen 500 Eier, deren Ausfall so befördert wird, dass die jungen Raupen die zarten Frühlingsblätter geniessen können. Aber die meisten Cocons werden acht Tage nach dem Anfang der Einspinnung in Geschirren unter Schichten von Salz und Blättern dicht verschlossen, um die Puppe zu tödten, dann in lauwarmes Wasser gelegt, worin die Fäden sich von dem Leim lösen, um sie abzuwinden. Die Gewebe, welche aus Sina eingeführt wurden, waren kostbare damastartige und geblümte Seidenzeuge [1], in deren Verfertigung noch heute die Sinesen alle übrigen Nationen übertreffen, und aus solchen Stoffen bestanden vermuthlich die seidenen Kleider, welche nach dem Ramajana die indischen Frauen in den fürstlichen Harems an Festtagen trugen. Die rohe Seide, welche Cassiodor milchweisses Haar nennt, wurde zwei- bis dreimal mit der kostbaren Farbe der Purpurschnecke gefärbt [2], und nicht nur erst zu Justinians Zeiten, sondern, wie Prokop ausdrücklich bemerkt, seit alten Zeiten her in den phönizischen Städten Berytus und Tyrus zu Kleiderstoffen verarbeitet [3], wie auch aus der im Periplus erwähnten Einfuhr der Rohseide hervorgeht. Von den griechischen Frauen wurden schon lange die auf Kos umgewebten sinesischen Seidenstoffe getragen, ehe sich die Römerinnen darin schmückten, jedoch sah man diese schon zu Varro's Zeiten in ganzseidener Stola gekleidet [4]; aber die Männer legten die Seite weit später an. Der prachtliebende Antiochus, König von Syrien, überzog sein Kriegszelt mit golddurchwirkter Seide [5], bei den Römern liess zuerst Cäsar bei einem Schauspiel, das er im Jahre Roms 708 gab, seidene Stoffe ausspannen, um die Zuschauer vor den brennenden Sonnenstrahlen zu schützen [6], und nicht lange nachher trugen die Römerinnen seidene Kleider; ja man sah sogar in den Zimmern seidene Kissen, auf welchen hin und wieder Bücher über die stoische

1) Dionys. Perieg. 755—757. Εἵματα τεύχουσιν πολυδαίδαλα τιμήεντα,
Εἰδόμενα χροιῇ λειμωνίδος ἄνθεσι ποίης·
Κείνοις οὔτι κεν ἔργον ἀραχνάων ἐρίσειεν.

2) Cassidor. epist. var. 1, 2.

3) Procop. Anecd. p. 138 ed. Eichelii: ἱμάτια τὰ ἐκ μετάξης ἐν Βηρυτῷ μὲν καὶ Τύρῳ πόλεσι ταῖς ἐπὶ Φοινίκης ἐργάζεσθαι ἐκ παλαιοῦ εἰώθει.

4) Varro: aliam cerneres cum stola holoserica.

5) Florus 2, 8: positis aureis sericisque tentoriis, aber Valerius Maximus 9, 1, 4 ext. sagt bloss: et tabernacula textilibus sigillis adornata (Antiochus) statuit.

6) Dio Cass. 43, 24.

Philosophie lagen [1]), und man fuhr in Wagen aus, die inwendig mit Seide überzogen und behangen waren [2]). Auch muss das Tragen seidener Kleider bei den Männern bald Mode geworden sein, da unter dem Kaiser Tiberius der Senat ihnen dies durch ein Gesetz vom J. R. 769 verbot [3]), das aber nicht lange in Kraft blieb, denn der Kaiser Caligula erschien zuweilen im seidenen Putz [4]), und der Kaiser Commodus zog, bevor er ins Theater ging, ein weiss seidenes, mit Gold geschmücktes Aermelkleid an [5]). Nach Lampridius trug der Kaiser Heliogabulus zuerst von den Römern ganzseidene Kleider, da sie sich früher nur der halbseidenen bedienten; er schenkte auch seinen Gastfreunden seidene Anzüge und hatte sich purpurrothe Stricke von Seide machen lassen, um sich damit im Nothfalle das Leben zu nehmen [6]). Der Kaiser Aurelian trug weder selbst ein seidenes Kleid, noch erlaubte er einem Andern, ein solches zu tragen, und als seine Gemahlin ihn um einen einzigen seidenen Purpurmantel bat, entgegnete er: ich wäge die Fäden nicht mit Gold auf; denn damals kostete das Pfund Seide ein Pfund Gold [7]). Doch zur Zeit des Kaisers Constans verbrauchten die verschwenderischen Hofleute so viel Seide, dass dadurch die Seidenmanufakturen zunahmen, wie Ammian Marcellin versichert, der weiterhin noch hinzufügt, dass die Seide, früher nur eine Tracht der Edeln, jetzt auch von der niedern Volksklasse ohne Unterschied getragen werde [8]). Allein die Kaiser Valentinian, Valens und Gratian hoben durch ein Gesetz vom Jahre 369 das Verfertigen von seidenen, mit Gold durchwirkten Streifen (Paragaudae) zum Besatz der Mannskleider in andern Fabriken als in den kaiserlichen (Gynaeciaria) auf, und Gratian, Valentinian II. und Theodosius der Grosse untersagten durch ein Gesetz vom Jahre 382 den Männern mit Ausnahme der Hofleute das Tragen dieser Streifen [9]). Bald nachher verboten auch die drei letztgenannten Kaiser den Privatleuten das Färben der Seide mit Purpur in allen verschiedenen Abstufungen und den Verkauf derselben, sowie den Einkauf derselben im Auslande, der allein dem Handelsminister (Comes commerciorum) vorbehalten war, von welchem

---

1) Horat. epod. 8. v. 15—16. Quid, quod libelli Stoici inter sericos
Jacere pulvillos amant?

Martial. 3, 82. v. 7. Effultus ostro, sericisque pulvinis.

2) Propert. 4, 8. v. 23. Serica nam taceo volsi carpenta nepotis.

3) Taciti annal. 2, 33. ne vasa auro solida ministrandis cibis fierent: ne vestis serica viros foedaret.

4) Sueton. Calig. c. 52.

5) Dio Cass. 72, 17. ἐνέδυσε πρὶν εἰς τὸ θέατρον εἰσιέναι χιτῶνα χειριδωτὸν, σηρικὸν, λευκὸν, διάχρυσον. Capitolinus in Pertin. nennt diese Kleider vestes subtemine serico aureis filiis. Von solchen Kleidern spricht auch Apulejus in Asin. aur. 4, 4. p. 74 ed Bipont. Nam et ipsi praedas aureorum argenteorumque nummorum, ac vasculorum, vestisque sericae et intextae filis aureis invehebant.

6) Lampr. in Heliog. c. 26. Primus Romanorum holoserica veste usus fertur, cum jam subserica in usu essent.

7) Vopisc. in Aurelian. Lex Rhodia; ὁλοσηρικὰ ὁμοῖα τῷ χρυσίῳ.

8) Ammian. Marcellin. 22, 4. ususque abundantes serici et textiles auctae sunt artes. Id. 23, 6. nentesque subtemina, conficiunt sericum, ad usus antehac nobilium, nunc etiam infimorum sine ulla discretione proficiens.

9) Cod. lib. 11. tit. 8. lex. 1. Auratas ac sericas paragaudas auro intextas viriles privatis usibus contexere conficereque prohibemus: et in gynaeciariis tantum nostris fieri praecipimus. Lex 2: Nemo vir auratas habeat, aut in tunicis, aut in lineis paragaudas; nisi hi tantummodo, puibus hoc propter Imperiale ministerium concessum est.

man daher die Seide kaufen musste [1]. Zur Herstellung des Purpurs wurde die Seide oder Wolle zweimal gefärbt, welche Stoffe alsdann Dibapha hiessen [2]). Die Kaiser Theodosius, Arcadius und Honorius untersagten, die rohe Seide mit unechter Farbe, wie Purpur, herzustellen, und war die Seide einmal rosenroth gefärbt, so durfte keine andere Farbe aufgetragen werden, da man sonst der weissen Seide alle Farben geben konnte [3]). Im Jahre 424 erliess der Kaiser Theodosius II. ein Gesetz, wonach durchaus Keinem mehr gestattet wurde, seidene Kleider in seinem Hause zu weben und zu verfertigen, und alle mit Purpur gefärbte seidene Kleider, sowie die ganzseidenen Mannskleider mussten der Schatzkammer ohne Ersatz ausgeliefert werden, weil nach frühern Gesetzen das Tragen ganzseidener Kleider nur den Hofleuten erlaubt und die Purpurfarbe blos für das kaiserliche Haus bestimmt war [4]), wie schon Diodor erwähnt, als der Purpurmantel des Demetrius im Jahre 302 v. Chr. erbeutet wurde, dass der Purpur nur von Königen getragen werden konnte [5]). Wir haben bereits im ersten Theile gesehen, dass der Seidenbau unter dem Kaiser Justinian zuerst im römischen Reiche angelegt wurde. Zonaras schreibt nun im Leben jenes Kaisers, dass zu jenen Zeiten zwei Mönche Eier von Seidenwürmern aus Indien gebracht, die Brut mit den Blättern des Maulbeerbaums genährt und dann Seide gewonnen haben, die vorhin nur von persischen Kaufleuten eingeführt worden sei, und deren Entstehung als Fäden von Würmern die Römer nicht gekannt hätten. Diess ist nicht ganz richtig; nicht allein von persischen, sondern auch von ägyptischen Kaufleuten wurde die Seide eingeführt, und Aristoteles, Plinius und Pausanias wussten schon, dass sie ein Erzeugniss von Würmern war. Justinian bestimmte durch ein Gesetz den Preis der Seide für das Pfund von 12 Unzen auf höchstens 8 Goldstater ($87\frac{1}{2}$ Rthlr.). Da aber die Kaufleute sie für diesen Preis nicht umsetzen konnten, wurde dieser Handelsartikel ein Monopol des Staats, worüber der Finanzminister zu verfügen hatte, der die mit geringen Farben getränkte Seide für 6, die mit dem feinsten Purpur gefärbte für 24 Goldstater verkaufte. Durch diese Massregel gingen die Seidenfabriken in allen Städten zu Grunde und viele Arbeiter wanderten nach Persien aus [6]). Trotzdem, dass seit Justinian der Seidenbau in Griechenland

---

1) Cod. l. 4. tit 40. lex 1. Fucandae atque distrahendae purpurae, vel in serico, vel in lana, quae blatta vel oxyblatta atque hyacinthina dicitur, facultatem nullus possit habere privatus. Sin autem aliquis supradicti muricis vellus vendiderit, fortunarum suarum et capitis sciat se subiturum esse discrimen Lex 2: Comparandi serici a Barbaris facultatem omnibus (sicut jam praeceptum est) praeter Comitem commerciorum etiamnum jubemus aufferri.

2) Tibull. 4, 2. v. 15—16. Sola puellarum digna est, cui mollia caris
Vellera det succis bis madefacta Tyros.

Plin. 9, 63 (39). Huic successit dibapha Tyria, quae in libras denariis mille non poterat emi — — Dibapha tunc dicebatur, quae bis tincta esset, veluti magnifico impendio, qualiter nunc omnes paene commodiores purpurae tinguntur.

3) Cod. lib. 11. tit 8. lex 3. Vellera adulterino colore fucata in speciem sacri muricis intingere non sinimus: nec tinctum cum rhodino prius sericum alio postea colore fucari: cum de albo omnium colorum tingendi copia non negetur.

4) Cod. lib. 11. tit. 8. lex 4. 5) Diod. Sic. 20, 93.

6) Procopii Arecd. p. 138 ed. Eichel. νόμῳ ἅπασιν ἀπεῖπε, μὴ πλέον ἢ ὀκτὼ χρυσῶν τῆς τοιαύτης ἐσθῆτος τὴν λίτραν εἶναι — ταῦτα ἀνθρώποις ἀμήχανά τε, καὶ ἄπορα ἐδόκει παντάπασιν εἶναι κ. τ. λ.

betrieben wurde, kam er doch erst um die Mitte des 12. Jahrhunderts aus Griechenland nach Italien, zu der Zeit, als Roger, König von Sicilien, mit dem griechischen Kaiser Emanuel Krieg führte, in welchem er Athen, Korinth und Theben einnahm und aus jenen Städten die Seidenarbeiter nach Palermo versetzte [1]. Es ist daher auffallend, dass Jacob von Vitri, der 1244 als Cardinal starb, noch glaubte, die Seide wüchse auf Bäumen [2]. Um die Mitte des 15. Jahrhunderts war sie schon in Italien sehr gemein: man sah nämlich in einer Procession zu Genua mehr als 1000 Personen in Seide gekleidet; und in der Provence scheint sie noch vor dem 15. Jahrhundert gebaut worden zu sein, denn der Seneschall von Beaucaire übersandte schon den 1. Juli 1345 der Königin nach Paris 12 Pfund Seide aus der Provence in 12 verschiedenen Farben, die zu Montpellier das Pfund für 76 sous tournois gekauft worden war [3]. Jetzt geht auch viel Sammet von rother, gelber, blauer und grüner Farbe aus Europa nach Ostindien für die Fürsten, in allem für 3,800,000 Frcs.

§. 5. Pelzwerk. Dem Periplus zufolge nahmen die ägyptischen Kaufleute in dem indischen Hafenorte Barbarikum auch serisches Pelzwerk ein [4], das nach Plinius bei den Römern wieder abgesetzt wurde [5]. Jenes Pelzwerk kam aus dem nordöstlichen Asien und wurde nach dem Mahabharata von barbarischen Völkern, wie den Sakas, Tukharas, Kankas nach Indien gebracht, wo es eine Tracht der vornehmen Frauen war, wie denn auch das Ramajana unter den Hochzeitsgeschenken, die der König Wideha seiner Tochter Sita gab, Pelzwerk aufzählt, das vermuthlich in Häuten von Zobeln, Hermelinen, Mardern, Bibern, Füchsen und andern Thieren bestand. Beckmann ist der Meinung, dass die Griechen und Römer zur Zeit ihres Wohlstandes, als sie Künste und Wissenschaften trieben, sich der Pelzkleider gar nicht bedienten, sondern dass sie damals nur bei einigen Festen, und sonst nur von armen und gemeinen Landleuten, oder im Kriege getragen wurden, wenigstens finde man sie nicht unter den Kleidern der Reichen und unter den Gegenständen der Pracht genannt; aber im dritten, oder vielleicht schon im zweiten Jahrhundert n. Chr. schienen sie den Römern bekannt und beliebt geworden zu sein. Er schliesst: weil die Griechen und Römer die Pelze zu Prachtkleidern entweder gar nicht, oder doch sehr spät und selten gebraucht haben, so ist auch in ihren Schriften keine Nachricht vom Pelzhandel zu finden, und glaubt daher, dass Plinius in der angeführten Stelle unter pellibus Seide verstehe. Allein hätte Beckmann den Periplus gelesen, so würde er nicht unter pellibus Seide verstanden haben, da diese dort noch namentlich neben Pelzwerk angeführt wird, mithin ist der Pelzhandel nach dem südlichen Europa, den er erst nach den Heerzügen nördlicher Völker nach Italien anfangen lässt, und dessen älteste Quelle er im Jornandes, der im sechsten Jahrhundert lebte, fin-

1) Otto Frisingensis de gestis Friderici I. lib. 1.

2) Jac. de Vitriaco: Quaedam etiam arbores sunt apud Seres, folia tanquam anam ex se procreantes. ex quibus vestes subtiles contexuntur.

3) Millin, voyage au midi de France. tom. 3. p. 281.

4) Peripl. mar. Erythr. p. 22: καὶ Σηρικὰ δέρματα.

5) Plin. 4, 41 (14). Ex omnibus autem generibus palma Serico ferro est. Seres hoc cum vestibus suis pellibusque mittunt.

det, weit älter [1]. Löwen-, Panther- und Hirschfelle holten die Karthager schon vor mehr als 500 Jahren v. Chr. von der Insel Kerne (Arguin) in Afrika [2]; Panther-, Löwen- und Tigerfelle waren eine Tracht der alten Heroen, dienten zu Fussteppichen und Schabracken [3], und Ptolemäus Philadelphus, König von Aegypten, liess sogar von Pantherfellen einen Schlauch machen, der 3000 Metreten (99,000 berl. Quart) Wein enthielt und in einem feierlichen Aufzuge von 600 Mann auf einem grossen Wagen gezogen ward, damit ihn das Volk allmälig leere [4]. Aber auch scheinen die alten Griechen schon Röcke mit feinem Pelz getragen zu haben. Herodot erzählt, dass die Sisyrnä, Flausröcke, die den Attikern bei Tage zur Kleidung und bei Nacht zur Decke dienten [5]), mit Pelz von Bibern, Fischottern und andern Thieren verbrämt wurden, die man im Lande der Budiner zwischen dem Don und der Wolga fing, wo sich Griechen unter dem Namen Gelonen, wahrscheinlich des Pelzhandels wegen, niedergelassen hatten [6]; auch Strabo bemerkt, dass europäische und asiatische Nomaden in die von den Griechen gegründete Handelsstadt Tanais (bei Assow am Don) kamen, um Sklaven, Pelze und andere Artikel gegen Kleiderstoffe, Wein und andere Sachen umzusetzen [7]. Polydorus Virgilius spricht zwar den alten Römern, weil nach Sueton der Kaiser Augustus noch im Winter vier Tuniken zum Schutz gegen die Kälte übereinander angezogen habe, den Gebrauch der Pelze zur Kleidung ab, will ihn aber doch schon zu den Zeiten des Nero eingeführt wissen, da Seneca der Pelze von Füchsen und pontischen Mäusen gegen die Kälte erwähne [8]. Indess legt Seneca diese Tracht den Scythen bei [9], wie auch Plinius, sein Zeitgenosse, wohl weisse pontische Mäuse (Hermeline) kennt, aber doch deren Felle noch nicht als eine bei den Römern beliebte Kleidung berührt, sondern bloss mit pontischem Biberfell gefütterte Schuhe gegen Podagra und Gicht empfiehlt [10]; jedoch scheinen zu dieser Zeit auch bei den Römern Pelzkleider Eingang gefunden zu haben, da schon Martial der Felle von ungarischen Mardern (Cattae Pannonicae) gedenkt [11], und die alexandrinischen Kaufleute, wie oben erwähnt, serisches Pelzwerk aus Indien einführten. Durch die Rüge des Kirchenvaters Tertullianus, der um 220 n. Chr. starb, erfahren wir zuerst, dass die Frauen Pelzkleider trugen [12], und die etwas jüngern Rechtsgelehrten Ulpian und Paulus zählen unter den Kleidungsstücken ebenfalls Pelzkleider auf [13], wesshalb wohl unter pelles Parthicae in dem Verzeichnisse der zollbaren Waaren bei Marcian sibirisches Pelz-

1) Beckmann, Beiträge z. Gesch. d. Erf. 5. Band. 1. Stück. — Pelzkleider.
2) Scylax ap. Huds. p. 54.
3) Hom. Il. 3, 17. 10, 29. Virg. Aen. 8, 460. 552. Sil. Ital. 5, 148.
4) Athen. 5. c. 5. 5) Herod. 4, 108 ff. 6) Aristoph. Nub. 10.
7) Strabo 11. c. 2. §. 3. Ἦν δ' ἐμπορεῖον κοινὸν τῶν τε Ἀσιανῶν καὶ τῶν Εὐρωπαίων Νομάδων, καὶ τῶν ἐκ τοῦ Βοσπόρου τὴν λίμνην πλεόντων, τῶν μὲν, ἀνδράποδα ἀγόντων καὶ δέρματα, καὶ εἴτι ἄλλο τῶν Νομαδικῶν, τῶν δ' ἐσθῆτα καὶ οἶνον, καὶ τ' ἄλλα, ὅσα τῆς ἡμέρου διαίτης οἰκεῖα, ἀντιφορτιζομένων.
8) Polyd. Vergil. de invent. 3, 6.
9) Seneca ep. 90, 38. Magna Scytharum pars tergis vulpium induitur ac murium, quae tactu mollia et impenetrabilia ventis sunt.
10) Plin. 8, 55 (37). 32 36 (9). 11) Martial. 13, 69.
12) Tertullian. de habitu muliebri c. 1. Adornari tibi in mente est, supra pelliceas tuas tunicas.
13) Digest. lib. 34. tit. 2. l. 23 und 24. Vestis etiam ex pellibus constabit. Cum et tunicas et stragula pellicea nonnulli habeant.

werk, zum Unterschiede von den ebendaselbst angeführten pelles Babylonicae (persische Saffiane), zu verstehen ist, da auch später die negociantes parthicarii als Pelzhändler vorzukommen scheinen [1]). Acron, dessen Lebenszeit wir nicht genau angeben können, bemerkt in seinem Commentar zum Horaz, dass zu seiner Zeit die Amtskleider der Grossen aus Purpur, Hermelin oder anderm kostbaren Pelz bestanden [2]), und zur Zeit des heiligen Ambrosius, der 398 starb, erschienen auch die Bischöfe in Kastor- und seidenen Kleidern [3]), wohingegen Claudian des Kaisers Arcadius ersten Minister Rufinus, der 395 ermordet ward, tadelt, dass er sich wie die Gothen in Pelz hüllte [4]). Damals waren aber zu Rom die Pelzkleider so allgemein, dass sich ihrer nicht nur die Vornehmen, sondern auch die Sklaven bedienten, wesshalb der Kaiser Honorius, dem jene gothische Tracht missfiel, im Jahre 397 das Tragen der Pelzkleider in der Stadt Rom untersagte und jenes Gesetz in den Jahren 399 und 416 erweiterte und schärfte [5]), was aber doch wenig fruchtete; denn sobald die Grossen vom kaiserlichen Hof entfernt waren, legten sie wieder Pelze an [6]). Im sechsten Jahrhundert setzten die am schwarzen Meere wohnenden Hunugari den Handel mit Mäusefellen, wie Jornandes oder vielmehr Jardanus, Bischof von Ravenna, das russische feine Pelzwerk nennt, nach Italien fort, und auch wurde damals aus Schweden schwarzes Rauchwerk, dass man pelles sapphirinae nannte, nach Rom gebracht [7]).

§. 6. Korallen und Perlen. Plinius sagt mit Recht, wie grossen Werth die Römer auf die Perlen legen, so grossen setzen die Juden auf die Korallen. Die Korallen sind in Jndien sehr gesucht; es gibt fast keine Jndierin, die nicht wenigstens ein Armband von einer oder zwei Reihen Korallen trägt, die meisten tragen eines an jedem Arm; die Reichen machen Kopf, Hals- und Beinschmuck daraus, indem sie dieselben bald zu Ketten verwenden, bald in Rosetten von Gold und Silber einfassen. Diesen Korallenschmuck ziehen die Jndierinnen noch ihren werthvollen Diamanten vor, da die rothe Farbe ihren olivenfarbigen oder braunen Teint lieblich hebt. Wie heutiges Tages gingen im Alterthum nur rothe Korallen (Isis nobilis) nach Indien, besonders die im Mittelmeere bei den Stöchaden (Isles de Hières) und im sicilischen Meere bei den äolischen Inseln (Isole de Lipari) und am Vorgebirge Drepanum (Trapano) gefischt wurden, weil diese die schönsten sind; die im rothen Meere und im persischen Meerbusen erzeugten haben eine zu dunkelrothe Farbe, aber dennoch fanden sie, wie gegenwärtig, Absatz [1]).

1) Cod. lib. 10. tit 47. l. 7. 2) Acron ad Horatii Sat. 1, 6, 28. 3) Ambros. de dignit. sacerd. c. 5. 4) Claudian. in Rufin. 2. v. 79. ss. 5) Cod. Theodos. lib. 14. tit. 10. l. 2. 3. 4.

6) Synesii opera ed Patav. p. 23. Paululum curia egressi rursum pelliceas vestes sumunt.

7) Jornandes de reb. Get. ed. Brossei §. 12. Alia vero gens ibi moratur Suethans, quae velut Thuringi equis utuntur eximiis. Hi quoque sunt, qui in usus Romanorum Saphirinas pelles, commercio interveniente, per alias innumeras gentes transmittunt famosi pellium decora nigredine. §. 18 Hunugari autem hinc sunt noti, quia ab ibsis pellium murinarum venit commercium.

8) Plin. 32, 11 (2). Quantum apud nos Indicis margaritis pretium est — — — tantum apud Indos in curalio. — — — Gignitur quidem et in Rubro mari sed nigrius: item in Persico vocatur Jace: laudatissimum in Gallico sinu circa Stoechadas insulas, et in Siculo circa Aeolias ac Drepanum. Nascitur et apud Gra-

Die Korallenfischereien bei den hierischen Inseln und bei Trapano sind noch bedeutend, aber am bedeutendsten ist jetzt die an den Küsten der Berberei bei La Cala. Man verarbeitet in Marseille die rothen Korallen zu kostbaren Kunstsachen, die in Ostindien, Sina und Japan reissenden Absatz finden, und zu Madras allein sollen sich jetzt 30,000 Menschen mit Verfertigung von Frauenputz aus Korallen, Perlenmutter und Glas beschäftigen. Es gehen jährlich für 3,800,000 Frcs. Korallen nach Indien. — Obgleich Indien die schönsten Perlen liefert, so gingen dennoch viele aus dem persischen Meerbusen ein [1]), weil auch dieser Schmuck bei den Hindus sehr beliebt ist. Diese Quelle ist noch nicht erschöpft, jetzt führt man noch die schönsten Perlen, welche bei den Baharein-Inseln gefischt werden, nach Indien.

§. 7. Schildpatt und Conchylien. Indien liefert sehr schönes Schildpatt, vornehmlich war das von Chryse (Malakka) sehr berühmt, und die Bewohner von Taprobane (Seilan) fischten so viel Schildkröten, dass sie ihre Häuser mit deren Schalen deckten [2]). Die Indier verbrauchen dieses Product in Menge zu manchen Kunstsachen, und daher nahmen es auch die indischen Schiffe, wenn sie von Limyrika und Barygaza kamen und gerade bei der an verschiedenen Arten Schildpatt sehr reichen Insel Sokotara anlegten, gegen andere Waaren ein [3]). In neuerer Zeit wird auch noch viel Schildpatt in Surate eingeführt, womit die dortigen Einwohner ihre Fensterblenden verzieren [4]). — Die Conchylien sind auch in Indien sehr gesucht, man verfertigt daraus Ringe und Armbänder, welche der ärmere Theil der Bevölkerung im ganzen Lande trägt, besonders nimmt man dazu die Schale des Opferhorns (Voluta pyrum), im Sanskrit Sankha genannt. Diese Seeschnecke wird zwar häufig an der Küste Koromandel gefischt, da aber der Verbrauch dieser Schale sehr gross ist, so holte man sie auch schon in alter Zeit aus Aethiopien, die aller Wahrscheinlichkeit nach von dem Küstenbeschreiber des rothen Meeres unter dem Namen ναύπλιος verstanden wird [5]). Crawfurd sagt von den Sankha-Muscheln: „Diese Conchylien lassen bekanntlich die dienstthuenden Brahmanen, nach dem Rituale des Gottesdienstes der Hindus, in den Tempeln von Hindustan ertönen, und die Buddhaisten bedienen sich derselben gleichfalls zu religiösen Zwecken. In der gewöhnlichen Form haben sie weniger oder keinen Werth; wenn aber ein Naturspiel stattfindet, so dass die regelmässige Gestalt des spiralförmigen Gewindes umgekehrt ist, so stehen sie in grossem Werth und werden nach ihrer Grösse und Schönheit zu 100—200 Pfd. Sterl. geschätzt“ [6]).

§. 8. Glas. Unter den Importen nach Indien befanden sich auch Glasgeschirr und weisses oder buntes Glas [7]), das wahrscheinlich zu

---

viscas, et ante Neapolim Campaniae: maximeque rubens, sed molle; et ideo vilissimum, Erythris.

1) S. §. 2. Anmerk. 3.

2) Plin. 6, 24 (22). Esse et in piscatu voluptatem, testudinum maxime, quarum superficie familias habitantium contegi: tanta reperiri magnitudine.

3) Peripl. mar. Erythr. p. 18. 4) Guyon l. c. 3. Th. 1. Abschn. §. 1.

5) Peripl. mar. Erythr. p. 11. Vincent erklärt ναύπλιος bloss durch a shell for ornament; but the term is highly dubious. Dass aber darunter die Sankha-Schnecke zu verstehen ist, siehe oben 3. Abschn. §. 1.

6) Crawfurd, Tagebuch der Gesandtsch. etc. Kap. 7. S. 273.

7) Der Verfasser des Peripl. mar. Erythr. führt p. 22. ὑαλᾶ σκεύη. Glas-

Alexandria in Aegypten verfertigt ward; denn die Stadt zeichnete sich damals durch ihre vortreffliche Glasfabrikation vor allen andern aus, so dass sie sowohl mit buntem als mit kostbarem Krystall-Glase fast die ganze Welt versah [1]). Das Glas wird nun in Indien für das weibliche Geschlecht der unbemittelten Hindus zum Arm-, Fuss- und Ohrenschmuck verarbeitet, und jetzt werden noch englische Glaswaaren nach Ostindien verschickt, da in der Glasfabrikation die Indier den Europäern weit nachstehen. „Unter den auswärtigen Handelsartikeln, sagt Symes, die bis nach Birma vorgedrungen waren, schätzte man vorzüglich die europäischen Glaswaaren, die von den englischen Niederlassungen in Ostindien nach Rangun gebracht wurden. Die Kunst, Glas zu machen, ist in den meisten orientalischen Ländern längst bekannt, aber nirgends sind sie dort im Stande eine reine, durchsichtige Substanz, wie unser europäisches Glas, hervorzubringen“ [2]).

§. 9. Chrysolith. Vincent hält den Chrysolith der Alten für unsern Topas, und nach der Beschreibung des Plinius, der ihn goldfarbig nennt [3]), mag man ihn auch zuweilen unter diesem Namen verstanden haben; aber dazu ist der spanische Chrysolith von 12 Pfund, den Boechus sah, nicht zu rechnen [4]). Obgleich Plinius zufolge in Indien selbst der schönste Chrysolith gefunden ward [5]), so führte man ihn doch noch ein, und auch jetzt werden noch einige Juwelen nach Ostindien verschickt, und zwar von Europa aus.

§. 10. Porzellan. Pompejus brachte nach der Besiegung der Seeräuber Kleinasiens zuerst Murrhina nach Rom und weihte in seinem dritten Triumphe, 61 vor Chr., von diesen Schalen und Becher dem Jupiter auf dem Capitol. Bald nachher schafften sich auch die reichen Römer solche Teller und Schüsseln an, und mit jedem Tage nahm der Luxus an jenen kostbaren Gefässen zu, so dass ein Consular einen drei Sextarien fassenden Becher für 80 Talente kaufte und bei seinem Tode so viel Murrhinen hinterliess, dass Nero das Schauspielhaus jenseit der Tiber damit füllen konnte. Der Consular T. Petronius besass ein Murrhin-Gefäss von 300 Talenten, das er, damit es nicht in die Hände des Kaisers Nero fiele, kurz vor seinem Tode zertrümmerte [6]). Der Aufwand war bei den Römern so hoch gestiegen, dass sie den Besitz von Gefässen, die sich sicher stossen liessen, für Schande hielten; Maulesel mussten ihnen, wenn sie ihre Landgüter bezogen, Krystall- und Murrhin-Geschirre dahin tragen: von letztern Teller, Schüsseln, Schalen, Näpfe,

---

geschirre, und p. 27 und 31 ὕαλος ἀργή ar. Der Ausdruck ὕαλος ἀργή ist sehr unbestimmt, weil er sowohl weisses, als noch nicht zu einem bestimmten Gegenstande verarbeitetes Glas bedeuten kann. Vermuthlich waren es farbige Glasstücke, da die Alexandriner in der Kunst, das Glas zu färben, grosse Meister waren, und die Indier farbiges zum Frauenschmucke verarbeiten.

1) Strabo 16. c. 2. §. 25. Ἤκουσα δ' ἐν τῇ Ἀλεξανδρείᾳ παρὰ τῶν ὑαλουργῶν, εἶναί τινα καὶ κατ' Αἴγυπτον ὑαλῖτιν γῆν, ἧς χωρὶς οὐχ οἷόν τε τὰς πολυχρόους καὶ πολυτελεῖς κατασκευὰς ἀποτελεσθῆναι· καθάπερ καὶ ἄλλοις ἄλλων μιγμάτων δεῖν.

2) Symes, l. c. 15. Abschnitt. S. 135.

3) Plin. 37, 73 (11). Colos apellavit chrysolithum aureus.

4) Plin. 37, 43 (9).

5) Plin. 37, 42 (9). Hyacinthos Aethiopia mittit et chrysolithos, aureo colore translucentes. Praeferuntur iis Indicae, et si variae non sunt, Bactrianae.

6) Plin. 37, 7 (2).

Pokale für Glühwein, Nachttöpfe, Salbenfläschchen [1]). Plinius hatte vernommen, dass der Stoff der Murrhinen, welche sich an mehreren Orten im parthischen Reiche, zumal in Carmania, vorfanden, aus einer durch Hitze in der Erde verhärteten Feuchtigkeit bestehe, und legt jenen Gefässen eine purpurrothe und weisse Farbe mit mehr Schimmer als Glanz bei [2]). I. C. Scaliger und Salmasius hielten die Murrhinen für Porzellan, da aber die dunkle Beschreibung derselben bei Plinius ein weites Feld zur Hypothese darbietet, so erklärte sie Mongez für Kascholong, eine Art Achat aus der Mongolei, oder für Girosol, Katzenauge, Graf von Veltheim für sinesischen Speckstein, Hager für den sinesischen Stein Ju, Roziere für Flussspath, Bergrath Werner für Onyx. Letztere Ansicht stellt sich aber schon dadurch als irrig dar, dass der Onyx neben Murrhinen als verschiedenartig angeführt wird [3]). An einer andern Stelle lässt Plinius die Murrhinen und Krystallinen aus einer und derselben Erde entstehen und bezeichnet sie als leicht brechlich [4]); in den Pandekten und bei Pausanias werden die Murrhinen von den krystallenen, gläsernen und irdenen Gefässen unterschieden, sowie auch nicht zu den Gemmen gerechnet [5]). Propertius schildert sie als Gefässe, die bei den Parthern und zu Theben in Aegypten in Oefen gebacken wurden, und der Verfasser des Periplus spricht von Murrhinen, die man zu Diospolis (Theben) verfertigte, woraus Larcher und Roloff mit Recht schliessen, dass sie Porzellan waren [6]). Die Franzosen entdeckten wirklich zu Theben in Aegypten Porzellan, und Hirt erkannte unter den kleinen ägyptischen Idolen, die man bei den Mumien zu finden pflegt, mehrere für Porzellan. Die Grundfarbe der Murrhinen war weiss, und Whiteaker will auch ausgegrabene antike Stücke von purpurrother Farbe gesehen haben. Nach Roloff nennen die Russen, die Nachbarn der Lande, woraus die Alten ihre Murrhinen bezogen, noch jetzt die Glasur an den Thonwaaren Murawa, wovon er die Namen Murra, Murrina ableitet. Indess kennt Martial auch Murrina picta, was auf bemaltes sinesisches Porzellan hinzudeuten scheint, besonders weil nach dem Verfasser des Periplus unter andern sinesischen Artikeln auch Murrhinen aus dem indischen Hafen Barygaza nach Aegypten verschifft wurden, wesshalb wir mit Larcher unter jenen kostbaren Gefässen kein parthisches, sondern sineschises Porzellan verstehen, da die Römer das Land, woraus sie eine Waare zunächst bezogen, häufig für die Heimath derselben hielten, oder doch wenigstens die Waare danach benannten [7]). Das Porzellan

---

1) Seneca epist. 123. Juvenal. 6, 156. Digest. lib. 33 tit. 10 l. 11. Martial. 10, 80. 14, 113. Propert. 3, 8, 22.

2) Plin. 37, 8 (2).

3) Peripl. mar. Erythr. p. 27. ὀνυχίνη λιθία καὶ μουῤῥίνη. Lamprid. in Heliog. in murrinis et onychinis minxit.

4) Plin. 33. 2.

5) Digest. lib. 34. tit 1. l. 3. 11. lib. 34. tit. 2. l. 19. Pausanias 8, 18.

6) Propert. 4, 5. v. 25—26. Seu quae palmiferae mittunt venalia Thebae;
Murreaque in Parthis pocula cocta focis. Peripl. mar. Erythr. p. 4. καὶ λιθίας ὑαλῆς πλείονα γένη, καὶ ἄλλης μοῤῥίνης, τῆς γινομένης ἐν Διοςπόλει. Larcher, sur les vases murrhins in den Mém. de l' Acad. des inscr. tom. 43. Roloff, über die murrhinischen Gefässe, in Wolfs Museum der Alterthumswissenschaft. 2. Band.

7) Martial. 13, 110. Peripl. mar. Erythr. p. 27.

wurde nach Deguignes wenigstens seit den Zeiten der Han-Dynastie, 206 vor Chr., in Sina verfertigt; weil es aber in dem ganzen Reiche nur eine kaiserliche Fabrik in der Hauptstadt gegeben habe, so soll in den grossen Revolutionen die Kunst, dasselbe zu verfertigen, vier- bis fünfmal verloren gegangen sein, so dass man jedesmal neue Versuche machen musste, um dasselbe wieder hervorzubringen, und erst seit der Ming-Dynastie oder 1368 seien mehrere Fabriken angelegt worden [1]). Dahingegen bezweifelt der Verfasser einer Abhandlung über das sinische Porzellan in der Zeitschrift Ausland jenes hohe Alter der Porzellan-Manufactur, indem er sagt, dass der älteste Lexikograph Sina's, Hiutschin, der zu den Zeiten der Han-Dynastie sein Werk verfasste, noch nicht zwischen Porzellan und Thongeschirren überhaupt unterscheide; der Name Tsseki für Porzellan erscheine erst seit der Tang-Dynastie, 618 n. Chr., und der erste Ofen sei zu Nantschang, nicht Tschangnan, wie Morrison und Medhurst schreiben, in der Provinz Kiangsi errichtet und von hier aus das erste Porzellan gegen das Jahr 630, nicht 442, wie Pater d'Entrecolles berichte, als Abgabe an den kaiserlichen Hof gesandt worden [2]). Indess ist schon aus Hiüan Thsang der häufige Gebrauch des Porzellans bei den Sinesen zu entnehmen [3]), und daher wird es höchst wahrscheinlich, dass die Römer schon sinesisches Porzellan besassen, obgleich wir die historische Gewissheit jener Fabrication erst durch die beiden arabischen Reisenden des 9. Jahrhunderts erfahren. Die berühmten Oefen zu Kingtetsching, einem grossen Dorfe mit einer Million Einwohner und 3000 Oefen in der Provinz Kiangsi, sollen erst um 1000 gegründet sein. Die besste Porzellanerde wird in Hoeitscheu, dem Kreise Kiangnan gegraben, ist von schwärzlichen Streifen durchzogen und heisst Petuntsse, d. i. weisse Porzellanerde, eine feine Granitgattung oder eine Zusammensetzung von Quarz, Feldspath und Mica, in welcher der Quarz den grössten Theil ausmacht. In dem Bezirke von Jautscheu gibt es noch mehrere Gattungen Porzellanerde, die besondere Namen führen, wie Kaoling, d. h. hohe Bergkette, von dem Bergrücken bei Kingtetsching, dem Gewinnungsorte so benannt, eine grossentheils aus verwittertem Feldspath entstandene, mit Thon vermischte Kieselerde; dann die Erde Juhong, d. i. kostbares Roth, und Tsientan, d. h. schnelles Flüsschen. Es befinden sich zwar auch noch in andern Provinzen Porzellanfabriken, wie in Kuangtong und Fokian, aber ihre Erzeugnisse stehen denen von Kingtetsching weit nach, und diese kommen in Malerei und Vergoldung den europäischen nicht bei [4]). Das sinesische Porzellan ist leicht, dünn und sehr feuerbeständig, aber nicht so weiss als das europäische, und der einfachen Malerei fehlt es an richtiger Zeichnung.

§. 11. Salben. Die Indier salben sich jeden Tag, der Vornehme mit wohlriechendem Oel, der Geringe mit Kokus- oder Sesamöl. Die

---

1) De Guignes, Idée générale du commerce etc. in den Mém. de l'Ac. des inscr. tome 46.

2) Ausland vom Jahre 1839. Nr. 360 ff.

3) Le Thian-tchu p. 141.

4) Macartney, Gesandtschaftreise n. China, herausg. von Staunton. 2. Th. S. 201. Ausland vom Jahre 1837 Nr. 184.

Griechen schrieben die Einführung dieser Sitte dem Indienentwilderer Bakchus zu, die aber seit undenklichen Zeiten im ganzen Orient herrschend ist. Auch bedient man sich des Rosenwassers allgemein, man bespritzt damit die Gäste und setzt es sogar den Speisen und erfrischenden Getränken zu. Das besste kommt aus Kasmir, denn da trifft man die schönsten und wohlriechendsten Rosen, woraus man ein Oel von sehr grossem Werthe zieht, das Ottar heisst. Dieses Oel wird gewonnen, indem man 40 Pfund Rosen auf 60 Pfund Wasser zu 30 Pfund Rosenwasser destillirt, dann noch 40 Pfund Rosen und etwa 20 Pfund Wasser zusetzt und das Ganze abermal abzieht. Das auf diese Weise erlangte Rosenwasser wird auf irdenen Pfannen eine Nacht der freien Luft ausgesetzt und am andern Morgen schwimmt das Oel (Ottar) oben auf, das alsdann in Flaschen gesammelt wird. Zu dieser Fabrication werden grosse Aecker mit Rosen angepflanzt. Die alexandrinischen Kaufleute führten nur geringe Salben zum Verkauf ein, schenkten aber dem Landesfürsten sehr kostbare.

§. 12. Moschus. Der berühmte Kirchenvater Hieronymus aus Stridon in Dalmatien, der von 329—420 lebte, zählt unter den Wohlgerüchen, von welchen Weichlinge und Frauenjäger dufteten, auch Moschus auf [1]), der zur Zeit des Kosmas Indopleustes aus dem Hafen Sindu ausgeführt ward, wie wir bereits im ersten Theile dieses Werkes sahen [2]). Das Moschusthier lebt in Butan, Tübet und Sina, aber die beiden arabischen Reisenden des 9. Jahrhunderts zogen schon den Bisam aus Tübet dem sinesischen weit vor, weil sich das Thier in Tübet von aromatischen Kräutern nähre und die Einwohner die Bisamblase in ihrem natürlichen Zustande liessen, wohingegen die Sinesen den Beutel des tübetanischen Bisamthiers entweder in Seewasser tauchten oder vom Thau befeuchten liessen, um die äussere Haut abzuziehen und sie mit ihrem Bisam anzufüllen, der dann im Lande der Araber für Bisam aus Tübet verkauft wurde. Der Moschus wird noch, wie Legoux versichert, aus Grosstübet und Butan durch die Provinzen Kasmir und Delhi nach Surate, der Niederlage desselben gebracht [3]).

§. 13. Weihrauch. Dioskorides und Philostrat wussten schon, dass Indien selbst Weihrauch erzeugt, und da ihn ersterer beschreibt, so musste er auch ausgeführt werden [4]). Dessenungeachtet behauptet Heeren, dass in Indien kein Weihrauch wachse, was aber von Niebuhr, Flemming, Colebrooke, Roxburgh und Legoux als irrig bewiesen wird. Im Indischen heisst der Weihrauch Kundur, der Baum ist Boswellia turifera Roxb. und gehört zu den Terebinthen. Legoux beschreibt ihn, wie folgt: „Die Weihrauchstaude trifft man in einigen Provinzen Ostindiens, z. B. in den sandigen Grenzstrichen zwischen der Halbinsel und dem nördlichen Theile, von uns Mogol genannt, nordwestlich von Berar. Dieser kleine unansehnliche Baum hat unförmliche Zweige, Blätter, die den des Ma-

1) Hieronym. contra Jovinianum lib. 2. Odoris autem suavitas et diversa thymiamata, et amomum, et cyphi, oenanthe, muscus, et peregrini muris pellicula. quod dissolutis et amatoribus conveniat.

2) Siehe 1 Th. 5. Abschn. §. 3.  3) Le Goux l. c. Th. 2, S. 212.

4) Dioscor. 1, 81. Philostr. vit. Apollon. 3, 4. Ἐν δὲ τοῖς κρημνοῖς τοῦ ὄρους λίβανοί τε ὑψηλαὶ πεφύκασι.

tixbaumes ähnlich sind, und ist nur 9—10 Fuss hoch. Aus ihm läuft von Natur ein wohlriechendes rothbraunes, zuweilen weissliches Harz, das in Ostindien theuer bezahlt wird.“ Da aber die Hindus viel Räucherwerk bei den Opfern verbrauchen, so ward der Weihrauch sowohl von der alexandrinischen Handelsflotte, als auch von den indischen Kaufleuten aus Arabien eingeführt, welche letztere ihn zu Moscha (Maskate) gegen Baumwollenzeuge, Getraide und Sesamöl eintauschten [1]). Dieser Artikel, der jetzt noch aus Arabien eingeführt wird, bildete wahrscheinlich auch schon eine bedeutende Ladung der salomonischen Handelsschiffe. „Der alte Name des Weihrauchs, sagt A. W. v. Schlegel, ist Jâwana, d. h. das Jawanische, im Lande der Jawaner Erzeugte. Mit diesem Namen bezeichneten die Indier von je her die westlichen Bewohner Asiens jenseits der Perser. Nach dem Wechsel der Zeiten sind also verschiedene Völker damit gemeint: hier, wie man sieht, die Araber; später die Griechen; und wenn die heutigen Indier alle Mahomedaner Jawanas nennen, so ist das Wort zu seiner ursprünglichen Bedeutung zurückgekehrt [2])“. Es scheint aber das Skr. Jâwana aus dem mit dem Phönizischen verwandten Hebräischen Lbonah, Weihrauch, zu stammen, woraus auch das griechische λίβανος entstand; denn es ist nicht gewiss, dass die alten Araber, wohl aber, dass die alten Griechen von den Indiern Jawanas genannt wurden, und überdiess ist es sehr zu bezweifeln, dass die Indier jenem Produkte, das sie auch selbst abholten, einen allgemeinen Volksnamen beigelegt haben sollten.

§. 14. Storax. Dieses aus dem Storaxbaume (Styrax officinale Lin.) gewonnene wohlriechende Harz, von welchem nach dem Urtheile des Dioskorides das Gabalitische, Pisidische und Cilicische das besste war [3]), diente vermuthlich den Indiern zu Räucherwerk.

§. 15. Purpur. Der Periplus erwähnt, dass aus den beiden persischen Häfen Apologos und Omana Purpur nach Indien verschifft werde [4]). Dieser Purpur scheint Krapp gewesen zu sein, der Olivier zufolge in grosser Menge aus Persien nach Ostindien geht, und nicht allein in Persien wild wächst, sondern auch fast in allen Theilen des Reichs häufig gebaut wird. Es könnte auch wohl sein, dass der Küstenbeschreiber des rothen Meeres unter Purpur purpurfarbige Zeuge verstanden habe, aber diess ist doch weniger wahrscheinlich, weil nach Ktesias die Indier besser purpurroth färbten, als die Perser, und weil heutzutage dergleichen Stoffe aus Persien, obgleich dort die Färbereien ihren alten Ruhm behaupten, nicht nach Indien gehen.

§. 16. Wein. Einige Griechen behaupteten, in Indien wüchse kein Wein, was aber von Aristobulus widersprochen wird [5]), wie denn auch wirklich Nordindien, zumal Kasmir, schöne wohlschmeckende Weintrauben erzeugt, woraus man aber keinen Wein keltert; sie werden hauptsächlich in der Sonne zu Rosinen getrocknet, womit die traubenreiche Provinz

---

1) Siehe 3. Abschn. §. 1. Anm. 35.

2) A. W. v. Schlegel, Ueber die Zunahme und den gegenwärtigen Stand unserer Kenntnisse von Indien, im Berl. Kalender vom Jahre 1829. S. 9.

3) Dioscor. 1, 79.  4) Siehe §. 2. Anm. 3.

5) Aristobul ap. Strab. 15. c. 1. §. 22. καὶ ἄμπελον, ὥστ' οἰνοφορεῖν, τῶν ἄλλων ἄοινον λεγόντων τὴν Ἰνδικήν.

Kanawar einen grossen Handel treibt. Auch bringt Kabulistan, das wirklich zu Indien gehört, wie aus dem ersten Theile dieses Werkes zu ersehen ist, viel Wein hervor. Megasthenes bemerkt zwar ganz richtig, dass die Indier im Allgemeinen keinen Wein trinken, aber er irrt, wenn er bei den Opfern eine Ausnahme macht [1]), nur die Verehrer der Kali opfern noch heutiges Tags geistige Getränke. Obgleich die Hindus keine grossen Freunde von geistigen Getränken sind, so erhielten sie doch schon frühzeitig italischen, laodicäischen, arabischen und persischen Wein, wie der Periplus erwähnt und durch Hegesander bei Athenäus bekräftigt wird, wo es heisst: „Als der indische König Amitrochates den Antiochus, König von Syrien, um Wein, Feigen und einen Philosophen ersuchte, gab ihm Antiochus zur Antwort: Feigen und Wein will ich dir zusenden, aber einen Philosophen zu verkaufen, ist den Griechen nicht erlaubt.“ [2]). Jetzt werden aus Europa Weine von Bordeaux und Hindostan versendet, die man nebst dem französischen Branntwein zu 4,700,000 Frcs. anschlägt, und Persien setzt, wie ehedem, auch jetzt noch dort seinen vortrefflichen Wein von Schiras, der dem Madera ähnlich ist, in grosser Quantität ab.

§. 17. Getrocknete Früchte. Der Verfasser des Periplus schreibt, dass aus den persischen Häfen Apologos und Omana viele Datteln in Indien eingeführt werden. Nach Chardin wachsen die bessten von ganz Persien in der Provinz Kerman am persischen Meerbusen, und noch jetzt geht eine Menge dieser Früchte von Ormus und Bassora nach Indien. Dass auch Feigen, zumal syrische, welche für die vorzüglichsten galten, eingeführt wurden, haben wir bereits aus dem Gesuche des indischen Königs Amitrochates an Antiochius ersehen. Aus Frankreich sendet man jetzt in Branntwein eingemachtes und getrocknetes Obst, sowie aus der Bokharei allerlei herrliche Früchte, die oben §. 1. angegeben wurden, nach Ostindien.

§. 18. Melilotum. Eine Pflanze, welche in Aegypten wächst, deren Stengel eine süsse und essbare Substanz enthält, welche die Aegyptier als Brod benutzen. Die Blätter sind wohlriechend und waren früher unter dem Namen Herba Meliloti coeruleae seu Loti odoratae offizinell.

§. 19. Pferde. Schon in alten Zeiten wurden viele Pferde in Indien eingeführt, denn Kosmas berichtet, dass der König von Seilan Pferde kaufte, die aus Persien kamen und zollfrei eingehen konnten [3]); auch Marco Polo erfuhr, dass zu seiner Zeit viele Pferde aus Arabien und Persien in Indien eingingen. Jetzt bringen die Usbeken allein jährlich gegen 20,000 nach Kabul, die von hier weiter nach Indien gehen, und nach Olivier werden heutiges Tages jährlich 3000 Stück aus Persien nach Hindustan ausgeführt, von welchen jedes zu 350 türk. Piaster oder 175 Rthlr. geschätzt wird.

---

1) Siehe 4. Abschn. §. 38. Anm. 4.

2) Hegesand. ap. Athen. 14. c. 23. §. 67. Ὡς καὶ Ἀμιτροχάτην τὸν τῶν Ἰνδῶν βασιλέα γράψαι Ἀντιόχῳ, ἀξιοῦντα πέμψαι αὐτῷ γλυκὺν, καὶ ἰσχάδας, καὶ σοφιστὴν, ἀγοράσαντα· καὶ τὸν Ἀντίοχον ἀντιγράψαι· Ἰσχάδας μὲν, καὶ γλυκὺν, ἀποστελοῦμεν σοί· σοφιστὴν δ' ἐν Ἕλλησιν οὐ νόμιμον πωλεῖσθαι.

3) Cosmas ap. Montf. p. 339. Τοὺς δὲ ἵππους ἀπὸ Περσίδος φέρουσιν αὐτῷ, καὶ ἀγοράζει, καὶ τιμᾷ ἀτέλειαν τοὺς φέροντας.

§. 20. **Sklaven.** Die alten Griechen erzählen zwar, dass die Knechtschaft bei den Indiern durchaus verhasst sei, dass sie nicht einmal einen Ausländer zum Sklaven annehmen; aber doch berichtet der Verfasser des Periplus, dass aus den persischen Häfen Apologos und Omana Sklaven nach Indien verschifft werden[2]. Dies waren nun, wie aus zwei andern Stellen hervorgeht, höchstwahrscheinlich Sklavinnen, die nicht zu gewöhnlichen Diensten gebraucht wurden, sondern in die Harems kamen, wozu man dem Landesfürsten die schönsten schenkte[1].

1) Siehe §. 2. Anmerk. 3.
2) Peripl. mar. Erythr. p. 18 u. 28. παρθένοι εὐειδεῖς πρὸς παλλακίαν.

Druck von C. W. Vollrath in Leipzig.